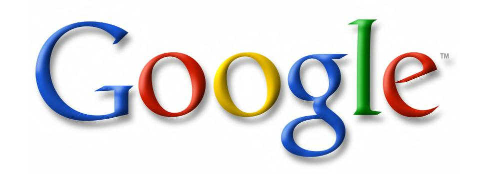
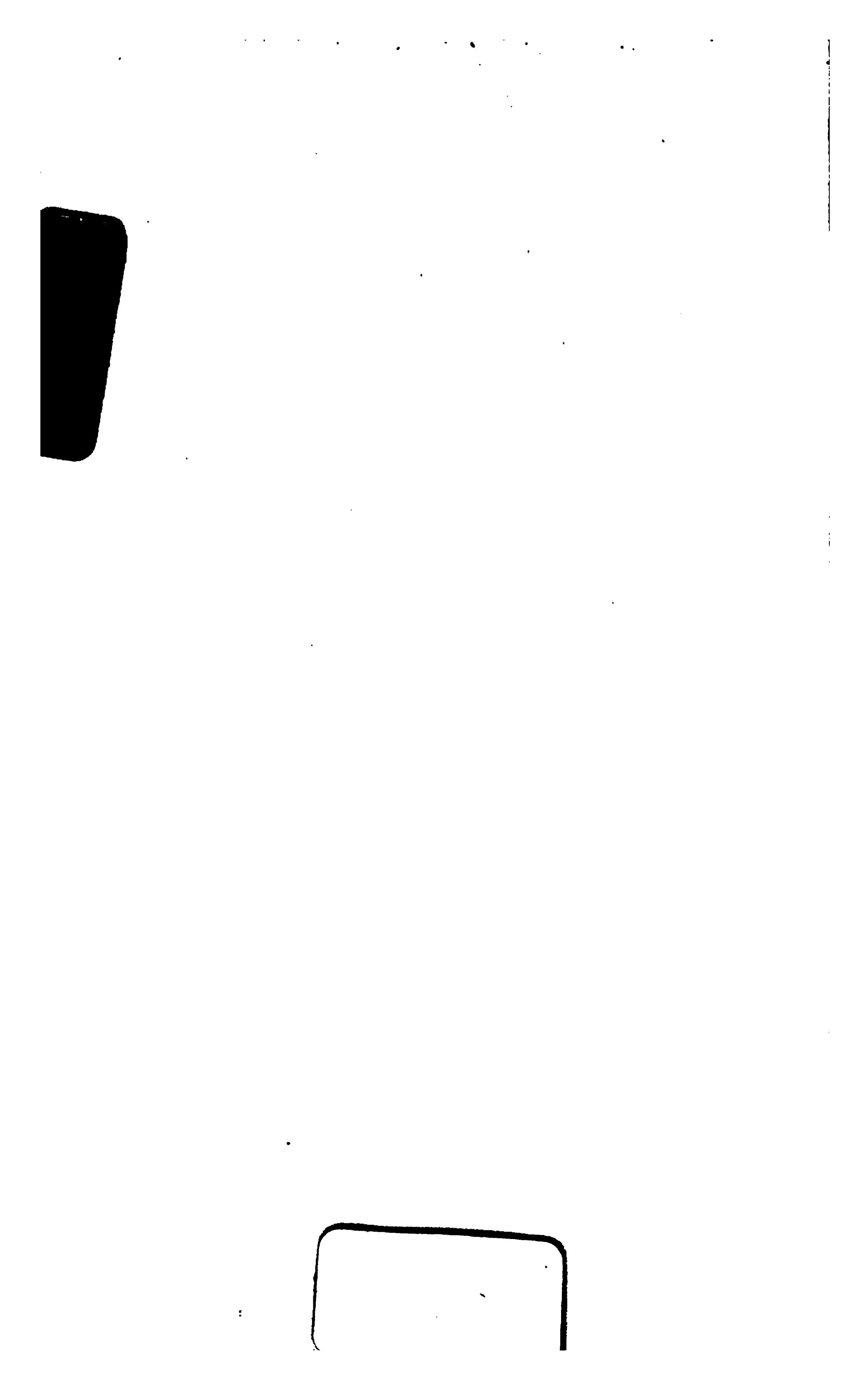

Google



Jahrbücher der Literatur.

Sieben und zwanzigster Band.

1824.

July. August. September.

Wien,
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des sieben und zwanzigsten Bandes.

Seite

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XXVII.

Jahrbücher der Literatur.

July, August, September 1824.

Art. I. *C. Jul. Caesar* etc, Paris 1819—20.

Die stattlichen Ausgaben römischer Klassiker, welche nun schon mehrere Jahre nach einander in schneller, ununterbrochener Folge zu Paris aus der berühmten Buchdruckerey von Firmin Didot hervorgehen, können als rühmliche Zeugnisse für den regen Eifer erscheinen, der in Frankreich von Gelehrten und Lernenden auf das Studium der echten Quellen wahrer Gelehrsamkeit verwendet wird; und unsere literarischen Zeitschriften, denen das Ausländische mit Recht nicht als Fremdes gilt, haben bisher, ohne gerade durch einen besonderen Reichthum einheimischer Früchte auf diesem Felde allzusehr beschäftigt zu seyn, jene Leistungen französischer Philologen vielleicht zu wenig berücksichtigt. Denn nicht allein der Wille verdient anerkannt, sondern auch das Geleistete gewürdigt, das Gute bekannt gemacht, das Fehlerhafte berichtigt, die Bescheidenheit ermuntert, die Anmaßung zurückgewiesen zu werden. Wir heben aber aus der unter dem Titel Bibliotheca classica latina, sive collectio auctorum classicorum latinorum cum notis et indicibus erscheinenden und vom Herrn Lemaire veranstalteten Reihe von Ausgaben die des Cäsar aus, nicht nur, weil sie die Reihe beginnt, sondern auch, weil der Herausgeber selbst einen hohen Werth auf sie legt, und ihn äußert, so wie das in der Vorrede von aufgewendetem Fleiße, benutzten Hülfsmitteln, befolgtem Plane Gesagte große Erwartungen erregt. Text und Anmerkungen rühren von dem durch seine Ausgabe des Juvenal auch in Deutschland bekannt gewordenen Herrn Achaintre her, der außerdem noch anderes nachher Anzuzeigendes hinzugethan hat, und deßwegen als Mitherausgeber auf dem Titel genannt ist. Der Titel ist folgender:

Caius Julius Caesar, ad codices Parisinos recensitus, cum varietate lectionum, *Julii Celsi Commentariis*, tabulis geographicis et selectissimis eruditorum notis, quibus suas adjecerunt *N. L. Achaintre* et *N. E. Lemaire*. Volumen primum. Parisiis. Colligebat Nicolaus Eligius *Lemaire*, poëseos latinae professor. MDCCCXIX. (XXVIII, 530 S.) Volumen secundum. MDCCCXX. (XII, 616 S.). Volumen tertium. MDCCCXX. (XIX, 624 S.). Volumen quartum. MDCCCXXII. (LX, 447 S.).

Das Werk enthält aber noch mehr. Im dritten Bande nämlich findet man hinter dem sogenannten Celsus sowohl den

griechischen Text von Plutarchs Lebensbeschreibung des Cäsar mit Anmerkungen von Herrn Amar, als auch den griechischen Metaphrasten der sieben Bücher vom gallischen Kriege mit Jungermanns Noten; und im vierten außer einem (nicht sehr umfassenden) Wortregister über den Text die Sammlung der Fragmente und testimonia, einen siebenfachen Nachtrag zu den Anmerkungen über die drey letzten Kommentarien, die Notitia literaria über die Schriftsteller aus Vossius und Fabricius, nebst einem freylich sehr mangelhaften Verzeichniß der wichtigsten Ausgaben und Uebersetzungen von Herrn Barbier, einen sehr ausführlichen index geographicus, die Abhandlung des jüngern Aldus de Galliarum veterum divisione, und zuletzt eine neue, von Herrn de Golbéri, de Galliarum urbibus; und außer den angekündigten Landkarten, Gallien und Hispanien, gibt uns der Grabstichel die saubersten Darstellungen der alten Städte Alesia und Agendicum, der Werke, mit welchen Cäsar erstere belagert, der Rheinbrücken, des Thurmes und des musculus vor Massilia, und als Titelkupfer das Bildniß Cäsars in Profil nach einem antiken Basalt, mit der von Herrn Lemaire erfundenen Unterschrift: dux ense, calamo scriptor classicus, die allerdings besser ist als eine andere bey dieser Gelegenheit von dem Verfasser angeführte, uns aber doch so wenig wie das Bildniß selbst recht getroffen scheinen will.

Daß der Text des Cäsar und der drey unbekannten Verfasser vom alexandrinischen, afrikanischen und hispanischen Kriege nach Oudendorp und den folgenden Herausgebern einer neuen Recension, wie sie uns hier der Titel und die ausdrückliche Erklärung des Vorredners Vol. I. p. XXII: itaque haec editio nec Oudendorpiana nec Bipontina, sed tota nostra est, ankündigt, nicht allein empfänglich, sondern auch bedürftig war, ist keinem Zweifel unterworfen. Hatte doch Oudendorp selbst bald nach Erscheinung seiner größeren Ausgabe manche Aenderung seines Textes nöthig gefunden, die nicht bloß Aufnahme des früher nur in den Anmerkungen gebilligten oder empfohlenen war, ohne daß er unterdessen neue Hülfsmittel von außen her erhalten hatte; und so sind auch Morus und Oberlin hin und wieder mit gutem Grunde von Oudendorps Texte abgewichen, wiewohl sie weder Handschriften noch vorher unbenutzte Ausgaben verglichen hatten. Denn der vorhandene und namentlich durch des hochverdienten Niederländers Fleiß und Bemühung zusammengebrachte kritische Apparat bot manches dar, was von ihm selbst übersehen oder nicht ganz gewürdiget worden war. Eine Menge von Zweifeln hatte er zuerst aufgeregt, welche

alle befriedigend zu lösen, ihm weder Muße noch auch immer Lust genug gegeben war; und wenn also auch das von ihm Geleistete alles übertraf, was seine Vorgänger zusammen für diese Schriftsteller geleistet hatten, so blieb doch für einen Nachfolger, besonders in den drey anonymen Kommentarien, noch viel zu thun übrig. Aus unverglichenen Handschriften, deren wohl hundert in den Bibliotheken Europa's zu finden sind, konnte für viele Stellen Hülfe gesucht werden. Von mehreren seiner vorzüglichsten hatte Oudendorp nur durch andere besorgte Vergleichungen gehabt, denen er nicht immer trauen wollte, wiewohl sie im Ganzen sorgfältig genug gemacht zu seyn scheinen. Hier konnte der Nachfolger, wenn er nicht im Stande war, jene Handschriften zu eigner Einsicht zu erhalten, durch genaue Beachtung der aus ihnen mitgetheilten Lesarten, besonders aber durch Vergleichung von verwandten, wenn ihm solche zu Gebote standen, sich einen Maßstab für die Prüfung der Wahrheit jener Angaben bereiten. Denn jede Handschrift hat ein zwiefaches Gepräge, das der Familie, welcher sie angehört, und das individuelle ihres Schreibers. Letzteres weicht oft von ersterem so ab, daß es dasselbe unkenntlich macht, und wird selbst bisweilen ein anderes. Beydes zu erkennen, ist für den Gebrauch einer Handschrift von größter Wichtigkeit. Auf abermalige Vergleichung alter Ausgaben hatte Oudendorp nicht viel Zeit verwendet, weil ihm nicht eben viele zur Hand waren, und weil er bey seinen Handschriften dieser Hülfsmittel vom zweyten Range weniger benöthigt zu seyn, und der Sorgfalt seiner Vorgänger trauen zu dürfen glaubte. Auf diesem Felde war dem Nachfolger eine reiche Nachlese übrig gelassen. Eine dritte Quelle, aus welcher für andere Schriftsteller, z. B. für Plautus, Horaz, Virgil, Lukan, so viel Gewinn geschöpft wird, sind die Citate der Grammatiker. Diese fließt für die unsrigen äußerst spärlich. Doch geben die Anführungen, welche wir bey den Chronikern, Scholiasten und anderen Schreibern des Mittelalters finden, einigen Ersatz, den Oudendorp nur zum kleinsten Theile gekannt und benutzt hat. Denn ihm scheint entgangen zu seyn, was Herr Lemaire in der Vorrede zum dritten Bande richtig bemerkt, wiewohl nicht in seinem ganzen Umfange gesehen hat, daß der Julius Celsus, den jene Schriftsteller oft erwähnen, kein anderer als unser Julius Cäsar mit seinem Anhange ist. Was die vierte Gattung äußerer Hülfsmittel, die nach Handschriften gemachten Uebersetzungen betrifft, so hatte bereits Davis aus der griechischen der sieben Bücher vom gallischen Kriege oft guten Nutzen gezogen, und Oudendorp dieselbe regelmäßig berücksichtigt. Zu wünschen blieb aber ein nach Handschriften berichtigter Text,

und über die in neuern Sprachen, welche von allen vernachläßigt worden sind, eine Untersuchung, ob vielleicht eine und die andere, z. B. die englische vom Jahre 1609, mit Zuratheziehung von Handschriften verfaßt seyn könnte. In Benützung der Parallelstellen endlich, die sich bey anderen Schriftstellern finden, und entweder als Vorbilder oder als Nachahmungen der unsrigen erscheinen können, hatte Oudendorp die Fehler früherer Herausgeber und Kritiker glücklich vermieden, und mit Scharfsinn und Belesenheit meist nur Passendes und dessen genug gegeben. Doch scheint er manche absichtliche und wörtliche Nachahmung Cäsarischer Stellen und Ausdrücke in den übrigen Kommentarien, besonders aber bey Livius, übersehen oder verkannt zu haben.

Aus diesen Andeutungen wird sich ergeben, daß und wie von außen her dem Oudendorp'schen Texte zu Hülfe gekommen, und seine Gestalt verändert werden konnte. Daß aber zu diesem Unternehmen als innere Bedingungen Kenntniß der lateinischen Sprache überhaupt und der Eigenthümlichkeiten dieser Schriftsteller insbesondere, und jene Gewissenhaftigkeit gegen Buchstaben und Geist, welche nur die Wahrheit sucht und geben will, unerläßlich waren, bedarf wohl des Beweises eben so wenig, als daß Oudendorp beydes in ausgezeichnetem Grade besessen und gezeigt hat. Theilte er gleich mit seinen Zeitgenossen einige Irrthümer über die Grammatik, wie schon ein Blick auf seinen index notarum vermuthen läßt, übersah er auch hier und da eine Variante, was jedoch in Vergleichung mit der Menge des Stoffes sehr selten geschehen zu seyn scheint, und verließ ihn auch bisweilen, namentlich in den äußerst verdorbenen Büchern vom alexandrinischen und hispanischen Kriege, die Geduld, daß er nicht allen Stellen die gleiche Sorgfalt widmete: man wird mit dem Urheber einer neuen Recension sehr zufrieden seyn können, wenn er ihm in allen diesen Dingen, wir wollen nicht sagen, gleich kommt, sondern nur nicht allzusehr nachsteht.

Sollen wir nun dem Leser aufrichtig sagen, wie es bey Hrn. Achaintre, der uns hier als Nachfolger Oudendorps einen neuen Text liefert, zuerst mit der Gewissenhaftigket stehe, so können wir diese nicht sehr rühmen. Um mit etwas kleinerem anzufangen, in der dritten Anmerkung zu Gall. VII. 64 wird eine Oudendorp'sche Variante angeführt, in welcher celeriter iubet vorkommt. Hier steht dafür iubet celeriter. Im folgenden Kapitel heißt es: magna cum cura et diligentia *suos fines* tuentur. Dazu die Anmerkung: H. l varietatem lectionis ne notaverunt quidem *Clark.*, *Davis* et *Oudendorp*. Multi enim habent *suos tuentur*. Wie konnten Clarke und Davis eine abweichende Lesart anzeigen, wo es noch keine gab? Fines

fehlt zuerst bey Oudendorp, und ist unstreitig nur durch ein Versehen ausgefallen. Nach der zwölften Anmerkung zu Kap. 77 sollen statt cuius rei timore exterriti einige Handschriften haben qui huius rei exterriti; aber sie haben qui huius rei *timore* exterriti, und eine *cuius* rei exterriti. In der sechsten Anmerkung zu demselben Kapitel ist in der Angabe der Vulgata die Wortstellung abermals falsch: nam multum apud me, anstatt: nam apud me multum. In der zweyten Anmerkung zum nächsten Kapitel wird behauptet, allein die Oxforder Handschrift lasse tempore weg; aber Oudendorp sagt ausdrücklich, daß es auch in der des Cujacius, des Scaliger und in der Andinischen fehle. Nach der fünften Anmerkung zu Kap. 84 haben Scaliger und die Neueren quae minime visa pars firma *est*. Sie haben aber — *esse*. Anmerkung 2. zu VIII, 25 will Hr. Achaintre zuerst exercita für exercitata aus der einen seiner Handschriften (von denen nachher die Rede seyn wird) ans Licht gebracht haben. »Restitui ex nostro cod. 5763, veluti concinnius et elegantius. Alii omnes *exercitata*.« Man vergleiche nun, was, Oudendorp zu derselben Stelle schreibt: »Exercitata bellis) Bongars. prim. Voss. prim. Lovan. Egmund. et 5 alii cum edd. Rom. Inc. Mediol. *exercita* quod sane non temere est spernendum etc.« In der fünften Anmerkung zum 27. Kap. desselben Buches wird non als Lesart der fünf Handschriften angegeben, die es nach Oudendorp eben nicht haben. Eben so fälschlich wird Anmerk. 3 zu Kap. 30 civitatium den Codd. Petav. und Leid. pr. beygelegt, welches allein im Andinischen steht, von dem es wiederum fälschlich heißt, er habe civitatum. In der fünften Anmerk. zu demselben Kap. sagt der Herausgeber, er habe die Zahl V anstatt II aus den besten Oudendorp'schen und Pariser Handschriften, mit denen die Ausgaben des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts übereinstimmten, aufgenommen. Aber gerade aus seinen zwey besten Handschriften (der Andinischen und Oxforder) und aus den besten Ausgaben des sechzehnten Jahrhunderts führt Oudendorp duobus an, und nimmt es auf. In der folgenden Anmerkung wird Davis gelobt, daß er die Präposition in oder e herausgeworfen. Aber Davis schlug e für in vor, und Oudendorp verwarf beydes. Bey den Worten im Anfange des 31. Kap. copias esse accisas hatte Oudendorp gefragt, oder als Frage Anderer erwähnt, ob accidere copias gut gesagt sey, und gegen Barth, der in einer Stelle des Statius gegen die Handschriften gentis accisae für excisae setzen wollte, bemerkt, auch excidere copias sey richtig, wie er zu Frontin gezeigt habe, und künftig gedenke er zu zeigen, daß dieses Wort an mehr als Einer Stelle

dem Florus wieder zu geben sey. Daraus macht unser Herausgeber Folgendes: »Sed *accidi copias* an dici possit, quaeritur? Certe apud Stat. Thebaid. XII, 53: Ardent excisae viscera gentis; ubi Barthius emendat *accisae*; et *excidere*, seu *accidere copias* videre est apud Frontinum, et forsan apud Florum ubique« Eben so unbegreiflich als dieser Mißverstand ist es, wie in der vierten Anmerk. zum folgenden Kap. behauptet werden konnte, Oudendorp habe die Variante in finibus für in agris nicht angeführt. Und so sind wir auch an andern Stellen, wo uns ein Verdacht aufstieg, wenn wir die Worte Oudendorps oder Anderer, von denen etwas behauptet wird, selbst nachsahen, auf falsche Angaben gestoßen, wie Gall. VIII, 40 Anmerk. 5. Civ. I. 58, Anm. 1. 66, Anm. 2. 69, Anm. 3. II. 24, Anm. 2. 27. Anm. 2. III. 13, Anm. 2. 17, Anm. 1, 35, Anm. 2. 60, Anm. 2. Ueberraschend mußte uns nach solchen Erfahrungen der kecke Tadel seyn, der Anm. 2 zu Civ. III. 112 über Oudendorps Nachläßigkeit ausgesprochen wird, ein Tadel, zu welchem an jener Stelle Niemand, unser Herausgeber aber wohl nirgends berechtigt war.

Das zweyte, was von einem Jeden gefordert werden muß, der einen lateinischen Schriftsteller zu recensiren unternimmt, ist Kenntniß der lateinischen Sprache überhaupt. Diese besitzt Herr Achaintre nur in so fern man darunter eine Fertigkeit versteht, die in dieser Sprache ausgedrückten Gedanken Anderer ihrem Inhalte nach zu erkennen, und die eigenen in derselben so auszudrücken, daß Andere sie eben so zu erkennen im Stande sind. Er hat die Regeln der Grammatik inne und befolgt sie im Schreiben gewöhnlich, aber er ist sich ihrer Gründe nicht bewußt, und greift daher oft fehl. Die meisten Wörter sind ihm geläufig, er weiß sie zu übersetzen, aber der Umfang ihrer Bedeutungen ist ihm unbekannt, und so hält er Manches für echt, für zuläßig, was es nicht ist, und bezweifelt Anderes, was nicht zu bezweifeln ist. Wir verlangen von einem Herausgeber des Cäsar nicht, daß er wie Cäsar schreibe, aber daß er Barbarismen zu meiden wisse, wie circumstantiae, impossibile, Quartumvir, petere (fragen), a longe, und Solöcismen, wie editiones *tum* priscae *cum* recentiores, ignarus esse, quum (weil) mit dem Indikativ, hunc adjectivum, perculsi non synonimus est cum consternati, in animo revocare, de nihilo nihil (nicht unbedeutend), clementiam suam (Cäsars) Hirtius laudat. (Gall. VII. 89. Anm. 1. 76. Anm. 9. Civ. I. 26. Anm. 3. 54. Anm. 2. Gall. VIII. 23. Anm. 6. VII. 72. Anm. 6. VIII. 43. Anm. 1. Civ. I. 5. Anm. 11. III. 81. Anm. 1. Gall. VIII. 19. Anm. 5. Civ. III. 45. Anm. 2. Gall. VIII. 53.

Anm. 5. 38. Anm. 6.) Denn welchen Einfluß muß nicht eine solche Kenntniß der Sprache auf die Beurtheilung und Gestaltung des Textes haben? So finden wir denn auch, wenn wir nun näher zu dem unsrigen herantreten, überall die schädlichen Folgen. In der 1. Anmerk. zu Civ. III. 11. wird die Lesart der Handschriften Vibullius, his expositis *Corcyrae*, wofür gewöhnlich *a Caesare* steht, so vertheidigt, als habe Cäsar dem Vibullius die Aufträge an Pompejus, die das vorhergehende Kapitel enthält, in Korcyra ertheilt. Zwar habe er dieß nicht in Korcyra selbst, aber doch in dessen Nähe gethan, und er nenne die Insel, als den seinen Lesern am meisten bekannten Ort jener Gegenden, um desto sicherer verstanden zu werden. So habe auch Celsus die Worte verstanden. Aber Celsus irrt zuweilen, und hier wäre es eine Seltsamkeit ohne Gleichen, um nichts Härteres zu sagen, gewesen, wenn Cäsar eine Insel, die er nicht betreten hatte, der er sich damals selbst nicht nähern konnte, als den Ort bezeichnet hätte, wo er dem Vibullius die Aufträge gegeben. Expositis kann sprachgemäß nur auf den Vibullius gehen, der seine Aufträge ausgerichtet, die er unstreitig unterwegs erhalten hatte. Und das Folgende lehrt, daß dieß zu Korcyra geschehen seyn konnte, wo er entweder den Pompejus selbst, oder doch dessen Rath erwarten durfte. Ebend. Kap. 30 gibt eine Pariser Handschrift in den Worten iter secundum eas terra direxerant für terra, statt dessen Andere terras haben, *trans* (wahrscheinlich trās, was auch terras bedeuten kann). Der Herausgeber hält *trans* für gut, und erklärt es wie ein Adverbium durch trans locum, ubi prius morabantur. Aber dieß gäbe den allermüßigsten Zusatz, und ist dem Sprachgebrauche völlig entgegen. In jeder Rücksicht verunglückt ist der Versuch, welcher in der 4. Anm. zum 49. Kap. desselben Buches gemacht wird, das Wort subterere zu retten. Die Stelle handelt von der bedrängten Lage der bey Dyrrhachium eingeschlossenen Pompejaner, von dem Mangel an Wasser, der Krankheiten unter ihnen erzeugt hatte, und anderer Noth. At Caesaris exercitus, heißt es dann nach der gewöhnlichen Lesart, optima valetudine summaque aquae copia utebatur; tunc commeatus omni genere praeter frumentum abundabat; quibus quotidie melius *succedere* tempus, maioremque spem maturitate frumentorum proponi videbant. Hiezu macht der Herausgeber folgende Anmerkung: *Melius succedere tempus.* Codd. omnes, tum nostri, cum Oudendorpiani, *melius subterere tempus* (Dieß ist falsch. Nur zwey von Oudendorp verglichene haben subterere, zwey subterrere, einer subterire, und succedere steht in den übrigen), quam lo-

cutionem in *succurrere*, vel *succedere* mutaverunt (*subvenire*, was Dion. Vossius, und *accedere*, was Morus vorschlug, verdienten eben so gut erwähnt zu werden), eam tamen servarem: nam, etsi *tempus terere* accipiatur vulgo pro *tempus amittere*, consumere, tamen, si ad primam verbi significationem attendas, possis ex ea sensum elicere diversum. *Terere*, *τρίβειν*, fricare, tundere, unde *iter terere*, paulatim facere, ideoque ad terminum viae propius accedere (welcher Schluß!) *tempus subterere*, comminuere, ducendo trahere tempus interpositum inter inopiam praeteritam et abundantiam, quam, maturitate frugum appropinquante, proponi videbant (als ob es von Cäsars Soldaten abgehangen hätte, die Reife des Getreides herbeyzuführen. Dann würden sie sie gewiß nicht herangezögert, sondern, so sehr als möglich, beschleunigt haben. Von dem Sprachwidrigen der Erklärung und von der fehlerhaften Konstruktion wegen des folgenden proponi videbant wollen wir nicht einmal reden). Paulo subtilior videbitur haec explicatio; attamen Caesariano dicendi generi consentanea: nam elegantissimus noster scriptor saepe saepius (dieß ist ein Lieblingsausdruck des Herausgebers) ut iam animadvertere licuit, tritam deserens viam, eos admittit lepores, quos vulgus criticorum reiicit, veluti absonos et a lingua latina abhorrentes, atque scribarum inscitiae tribuit; quique attentius considerati felix et inveniendi princeps ingenium detegunt. So fehlt denn auch hier der Unkunde die gewöhnliche Begleiterin nicht, und wir müssen uns nur wundern, daß der Text nicht mit diesem subterere beschenkt worden ist. An andern Stellen indessen ist das geradezu Sprachwidrige auch in den Text aufgenommen. So Civ. I. 59. zu Anfange des Kapitels, wo nach einer Pariser Handschrift geschrieben ist: Hoc primum ut Caesari ad Ilerdam nunciatur, simul, perfecto ponte, celeriter fortuna mutatur. Die bessern Handschriften lassen ut weg; der Herausgeber aber meint, es sey nothwendig, und setzt hinzu: Vulgaris est et trita locutio apud scriptores, *ut primum*. Dieß ist gewiß; aber primum ut ist nicht ut primum, so wenig wie ac simul, simul ac und ähnliche. Afr. 4 wird erzählt, wie Cäsars Legat an einen Führer der Gegenparthey einen Brief mit Friedensvorschlägen durch einen Gefangenen geschickt, der feindliche Führer aber, ehe er den Brief angenommen, die Frage an den Ueberbringer gethan habe: unde istas? Tum captivus (so die Vulgata vor Oud.) *venio* a Caesare. Tunc Considius, unus est, inquit, Scipio imperator hoc tempore populi romani. Darauf befiehlt er den Gefangenen zu tödten, und sendet den Brief ungelesen an den Scipio.

Venio ist die Lesart der minder guten Handschriften und der Ausgaben; die besseren haben dafür immo, woraus Ciacconius imperatore (imp. geschrieben) herstellte, was Oud. in den Text genommen hat. Herr Achaintre schreibt immo und sagt, dieß sey so einfach und echt, daß er nicht einsehe, wie man es habe können ändern wollen. Es stimme vollkommen zur Frage des Konsidius, und zeige, daß der Antwortende keinen andern Imperator anerkenne, als Cäsar. Wie dieses aber in immo liegen könne, erklärt er weiter nicht, sondern fügt nur hinzu, daß er indessen doch nicht abgeneigt sey, mit Oud. anzunehmen, imperatore sey ausgefallen, oder vielmehr Scipione, so: unde istas? a Scipione? inquit Considius. Immo, respondet servus, a Caesare. Und darum habe er imperatore mit Klammern in den Text genommen: Immo ab (imperatore) Caesare. Wir glauben unsern Lesern nicht erst beweisen zu müssen, daß imperatore hier eben so nothwendig, als immo und Scipione unstatthaft sey, und halten sie nach diesen Beyspielen für überzeugt, daß Herr Achaintre nicht genug Kenntniß der lateinischen Sprache überhaupt besaß, um den Text eines lateinischen Schriftstellers von Neuem zu recensiren. Wer aber noch nicht überzeugt seyn sollte, dem rathen wir, nur die neue Erklärung zu lesen, welche hier über die schwere Stelle Civ. II. 29. Civile bellum etc. gegeben wird. Wir theilen sie deßwegen nicht mit, weil der Herausgeber auf Nachsicht hofft.

Etwas besser als dieser zweyten, genügt er der dritten Forderung:, er zeigt Sinn für die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers, sowohl was den Styl als auch den übrigen Charakter desselben betrifft. Zwar möchten wir nicht alles in dieser Hinsicht Bemerkte unterschreiben, und können z. B. weder im Eingange von Civ. II. 39 mit dem Herausgeber Salustische Kürze, noch Civ. III. 9 in der Lesart quos nuper manumissos liberaverant uncäsarische Tautologie wahrnehmen. Auch dürfte es wohl nicht Bescheidenheit, wie in der 4. Anm. zu Civ. III. 25. angedeutet wird, sondern Scham über mißlungene Tollkühnheit und zugleich religiöse Scheu vor dem zu sehr versuchten Glücke seyn, wenn Cäsar verschweigt, wie er allein über das Meer nach Italien hat fahren wollen; und die offene und ausführliche Beschreibung, welche das 32. Kap. desselben Buches von den Betrügereyen und Bedrückungen gibt, die man sich gegen die Provincialen erlaubt habe, darf in einer Parteyschrift, da sie ja nur das Verfahren der Gegner brandmarken will, keinesweges befremden, noch als unverschämt oder unklug angesehen werden, wie sie die 4. Anm. zu diesem Kap. anzusehen scheint. Aber mehreres Andere dünket uns richtig bemerkt zu seyn. So

der ironische Scherz in dem Ausdrucke Civ. II. 17: se quoque ad motum fortunae movere coepit, wo der Herausgeber selbst scherzhaft sagte: Hic diceres Caesarem aliquid Gallici acuminis inter Gallos hausisse, und dabey an die französischen girouettes erinnert; desgleichen der periodische Bau des 22. Kap. dieses Buches. Ferner, was Anm. 4. zu Civ. III. 10. über die Friedensvorschläge Cäsars gesagt ist, in dem Sinne, wie es die 2. Anm. zum 18. Kap. nachträglich deutet, daß es ihm nämlich damals, als Antonius noch nicht zu ihm gestoßen war, Ernst damit gewesen seyn möge. Und so noch Einiges. Indessen zur Berichtigung des Textes hat dieses sehr wenig geholfen, weil es mehr zu demjenigen Theile der Kritik gehört, der Echtheit, Zweck, Glaubwürdigkeit ganzer Stücke und Bücher zu untersuchen hat, worauf hier fast nirgends Rücksicht genommen ist.

Aber gewährt vielleicht die Vortrefflichkeit und sorgfältige Benützung äußerer Hülfsmittel Ersatz für die bisher gerügten Mängel? Sind unbekannte, wichtige Handschriften oder Ausgaben genau verglichen, ihre Lesarten, wenn auch nicht gehörig benutzt, doch vollständig und richtig angezeigt, und so der kritische Apparat für einen künftigen Bearbeiter des Textes bedeutend vermehrt worden? Nein! die Ausgaben sind gewöhnlich ganz unberücksichtigt geblieben und nirgends einer neuen Vergleichung unterworfen, und von allen Pariser Handschriften, deren Zahl wir nur vermuthen müssen (in der 1. Anm. zu Gall. VII. 15 heißt es von einigen Worten, welche in mehreren Handschriften fehlen: in nostris codd. RR. prope XII numero, inter quos 5764, leguntur, und an drey oder vier andern Stellen werden Lesarten aus 5770 und 5783 erwähnt!), und welche alle noch so gut wie unbekannt waren, nicht mehr als drey, und diese sehr unvollständig verglichen worden, oder eigentlich nur zwey; denn die erste enthält bloß das bellum Gallicum, und von der dritten sind die Lesarten nur über das bellum civile und die drey folgenden Bücher angegeben, und wir erfahren gar nicht, ob sie den gallischen Krieg enthält oder nicht. Nun ist die erste (der Herausgeber bezeichnet sie mit ihrer Zahl 5763) allerdings schon ihres Alters wegen der Aufmerksamkeit werth, da sie bis ins zehnte Jahrhundert hinauf reicht; die zweyte (5764) ist von großem inneren Werthe, und auch die dritte (5768), wiewohl sie jener weit nachsteht, kann doch nicht gerade zu den schlechten gezählt werden; aber sey es nun, daß sie wirklich keine neue Ausbeute geben, oder, welches wahrscheinlicher ist, daß der Herausgeber sie nicht genau verglichen hat, wir können nicht sagen, daß auch nur eine einzige Stelle aus ihnen wesentlich verbessert worden sey. Die erste gehört zu derselben Familie, aus welcher die erste

Bongarsische und die erste Vossische bey Oudendorp stammen. Wie diese hat sie nur den gallischen Krieg, und in dem 8. Buche Kap. 11 und 51 dieselben Lücken, und fast durchgängig stimmen ihre Lesarten, so weit wir sie hier kennen lernen, mit den der genannten überein. In gleichem Verhältniß steht die zweyte zu der Familie der ersten Leidener, und die dritte hat viel Aehnlichkeit mit der zweyten Vossischen. Bey solcher Beschaffenheit verdienten sie unstreitig verglichen zu werden, und dem Herausgeber gebührt für alle Mühe, welche er darauf gewendet haben mag, Dank; viel größeres Verdienst aber hätte er sich erwerben können, wenn er aus diesen drey Handschriften mehr, und aus den übrigen wenigstens so viel mitgetheilt hätte, daß wir über die Familien derselben zu urtheilen im Stande wären, was durch die vollständige Angabe ihrer Lesarten über wenige Kapitel erreicht werden konnte. Aber zu diesem ganzen, oft kleinlichen, immer mühseligen und dennoch nothwendigen Geschäft der Vergleichung gehört ein gewisser Sinn und eine gewisse Geschicklichkeit, die wir an Herrn Achaintre vermissen. Zwar macht auch er einen Unterschied zwischen guten und schlechten Handschriften, nimmt aber dabey nicht auf die Familien, sondern auf das Alter allein Rücksicht, und weil nun die beyden ersten der von ihm verglichenen ungefähr gleichen Alters sind, so legt er ihnen auch gleichen Werth bey, und rechnet sie, die so sehr von einander abweichen, beyde zu derselben Familie mit der Andinischen, Cujacischen und den andern verwandten. (Anm. 4 zu Gall. VII. 50, und Anm. 3 zu VIII. praef.) Dieser Irrthum hat unter andern auch die Folge gehabt, daß die Bezeichnung der Handschrift bisweilen als überflüssig unterblieben, und blos gesagt ist: noster codex, wie Gall. VIII. 2. Anm. 3, wo ohne Zweifel 5764 gemeint ist. Derselbe Mangel an kritischem Sinne zeigt sich hin und wieder in den Urtheilen über die Güte der von Andern verglichenen. In der 2. Anm. zu Gall. VIII. 28. z. B. wird Clarke's sehr mittelmäßiger codex regius *optimus* genannt, und Anm. 6 zu Gall. VIII. 41 mit der Norwicher und Vossischen Handschrift zugleich als *excellentissimus* bezeichnet, welches Prädikat nur der Norwicher und mit Beschränkung zukommt. Wenn es demnach wenigstens zweifelhaft wird, ob die Wahl unter der Menge der zu Paris befindlichen Handschriften glücklich ausgefallen ist, weil sie ohne den erforderlichen kritischen Sinn gemacht zu seyn scheint, so zeigen sich auf der andern Seite unzweifelhafte Spuren eines befremdenden Mangels an der zu dem Geschäft der Vergleichung selbst nothwendigen Geschicklichkeit. Wir rechnen dahin die Behauptung, welche Civ. II. 3. Anm. 1 aufgestellt wird, daß *pro* in den Handschriften durch p mit einem Querstrich unten, und

	Oudend.	Par.
		dieser ganzen Stelle seinen Handschriften gefolgt zu seyn. Vielleicht gilt aber diese Behauptung nur der Weglassung des Enklitikon in relictisque.
Civ. III. 76, 1	intra vallum castrorum	intra castrorum 2.
78, fin.	Corcyraque	fehlt 3.
81, 1	Gomphensis	compressis 2. Der Herausgeber hat die ganz fehlerhafte Lesart der meisten andern Handschriften comprehensis aufgenommen, möchte aber noch lieber compressis, und wundert sich, qua mala ductus avi Ciacconius auf Gomphensis gefallen sey. Wir wünschten allen Kritikern diesen Vogel.
84, 4	unum	uncum 2.
89, 2	LXXX	LXXV 2.
—	XXII	XL 3.
94, 3	factae caedes	fehlt 3. wahrscheinlich fehlen auch die 5 folgenden Wörter.
101, 2	quae sunt	quae sunt apta 3.
102, 6	arcem	arcem vel Antiochiam aram 3.
111, 5	ille	illi 3.
Alex. 16, 6	electi	frecti vel electi 3.
23, 1	tertium	tunc vim 3.
27, 6	prudentia	potentia 2.
28, 2	in quo	fehlt 3.
36, 4	dissipari	disponi 3. von zweyter Hand.
48, 2	multis	motus 2.
52, 2	postmeridiano	post meridiem 3.
56, 2	animi	animis 2.
— 4	aeque autem Romanorum dilectum	eamdemque rationem dilectis 3.
Afr. 18, 19	ist in 3 die Lücke etwas größer, als in den drey Oudend. Handschriften. Sie hat itemque adversarii perfugae plures, und läßt also achtzehn Wörter dazwischen weg.	
21, 1	ad ternas	armatas 3.

	Oudend.	Par.
Afr. 18, 2	soll 2 haben: Et quum plures id adortus esset, pulsus fugatusque inde discessit; sed rei tamen desisteret. — Da aber der Herausgeber diese Lesart für echt hält (nur id sey in is zu ändern), so scheint das Letzte nicht richtig abgedruckt, und die Handschrift mag auch hier wohl mit der ersten Leidener übereinstimmen, welche hat — discessit. Sed *cum* nec *sic* tamen desisteret. —	
69, 4	levisque armaturae	lesique armatura 3.
78, 1	CCCC	CO CO 2.
97, 1	abrogatis	rogatis 2. 3.
Hisp. 3, 4	quem vis	quae vis 2.
6, 2	lanistas	linistos 2.
17 4	ut qualem und die acht folgenden Worte fehlen 3.	
—	praestitisti, similem nebst den acht folgenden Worten fehlt 2.	
32, 3	Valerius	Fabius 3.
— 6	belle haberet	bello haberetur 3.
35, 2	quod Caesaris praesidium receptum	fehlt 3.
—	clam quemdam Philonem, illum	cuidam Philoni illi 3.

Was endlich die Grundsätze betrifft, nach welchen der Text eingerichtet zu seyn scheint, so werden günstige Erwartungen geweckt, wenn man sieht, wie der Herausgeber überall nur das Ansehen der Handschriften für gültig erkennt, und weder eigene noch fremde Konjekturen ohne dasselbe zuläßt. Auch erklärt er das Verfahren derer für fehlerhaft, welche an verdorbenen Stellen aus den verschiedenen Lesarten mehrerer Handschriften eine neue zusammensetzen, die dann in der That von keiner einzigen bestätigt werde: eine Ansicht, die ohne Zweifel im Allgemeinen zu billigen, wenn auch im Einzelnen nicht immer zu befolgen ist. Wenn nun aber der Fall eintritt, wie in diesen Kommentarien so häufig geschieht, daß die Handschriften entweder unter einander, oder von den Ausgaben, und zwar wiederum entweder von allen, welche kritische Bedeutung haben, oder nur von einigen abweichen, oder wenn Handschriften und Ausgaben in offenbaren Fehlern übereinstimmen, nach welchen Grundsätzen verfährt dann unser Herausgeber? diese Frage beantwortet uns

der Titel: er folgt seinen beyden Handschriften; und wenn diese, wie natürlich oft der Fall ist, Verschiedenes geben, so richtet er sich im gallischen Kriege gewöhnlich nach der älteren, welche nicht zugleich die bessere ist, und in den andern Büchern oft nach der dritten, die doch die jüngere und auch die schlechtere ist. Oft aber folgt er auch dem Urtheile Oudendorps und Anderer, und man muß wünschen, daß er dieß öfter gethan haben möchte. Der Mühe, die Lesart der Handschriften zu erklären und zu rechtfertigen, unterzieht er sich höchst selten, versichert nur, sie sey richtig, der Sinn klar, wundert sich, wie man habe anstoßen können u. dgl. und beweist so durch die That, daß der Grundsatz, den Handschriften zu folgen, wenn auch nicht immer der richtigste, doch immer der bequemste sey. Z. B. Gall. VII. 82 ist im Texte geschrieben: At interiores, dum ea, quae a Vercingetorige ad eruptionem praeparaverant, proferunt — dazu die Anmerkung: *Praeparaverant.* Hanc lectionem revocavi ex nostris codd. et ed. Bipont., ut sit sensus: interiores proferunt ea quae imperata a Vercingetorige praeparaverant adversus Romanos. Vulgata lectio habet *paeparata erant.* Und nun weiter nichts. VIII. 7. Text: si maiores copias ageret — Anmerkung: *Copias ageret.* Ita duo codd. optimi habent. Non male, et ideo recepi. Alii, *copias adduceret.* Einen entscheidenden Beweis von übertriebener Anhänglichkeit an die Handschriften bey verdorbenen Stellen liefert die 2. Anm. zu Civ. III. 19. An dieser Stelle ruft Vatinius in Cäsars Auftrage den Pompejanern über den Fluß Apsus hinüber zu: liceretne civibus ad cives de pace legatos mittere, quod etiam fugitivis ab saltu Pyrenaeo praedonibusque licuisset? Alle bekannte Handschriften und Ausgaben vor Aldus haben de pace *duo* oder *duos* legatos; der Herausg. nimmt dieses in den Text auf, und sagt in der Anmerkung: — nec satis video cur eam (lectionem) reiecerint critici: nam nil impedit quin P. Vatinius duos petierit mittendos ad Pompeium legatos de pace etsi plures tamen infra missi sunt. Non male Voss coniicit *suos*. Hier ist die eigentliche Schwierigkeit und das Absurde, welches durch die Zahl entsteht, ganz übersehen. Vielleicht ist duo aus einem jener Schnörkel entsprungen, wie sie in zierlicheren Handschriften nicht selten am Ende der Zeilen zur Ausfüllung stehen, aus welchen unkundige Abschreiber allerley Wörter, am häufigsten et, gemacht haben. Man vergleiche Hisp. 9, 5. Nicht weniger fehlerhaft und nicht glücklicher, nur etwas sorgfältiger, vertheidigt ist das in den meisten Handschriften und vielen Ausgaben stehende nihilominus Gall. VII. 53, 2, wo der Zusammenhang nihilo magis fordert, was auch nicht aller äußeren Autori-

tät entbehrt. Andere unrichtige Urtheile sind im Vorigen schon angedeutet worden. Dagegen weicht der Herausg. zuweilen aus einem ganz seltsamen Grunde von seinen und andern Handschriften ab, worüber wir ihn selbst sich äußern lassen wollen. Civ. II. 19 heißt es: nulla fuit civitas, quin ad id tempus partem senatus Cordubam mitteret. Die meisten und besten Handschriften haben aber Cordubae, und Oudendorp ist geneigt, dieses für den Dativus und für zuläßig zu halten. Andern scheint es fehlerhaft. Hr. Ach. sagt: nolim ea de re pronunciare; id tantum addam, canones quibus apud nos latini sermonis constant rudimenta, ab infimi aevi scriptoribus datos fuisse, et a recentioribus sine ullo alio discrimine receptos. At veterum scriptorum accuratior indagatio eos falsos saepe detegit: nihilominus a tironibus servandi sunt, quum nihil pulchrius sit in omni stylo quam scribendi modus certis legibus definitus: quapropter Vulgatam servavimus. Eben so wird Civ. III. 19 in den Worten in Italia atque Hispania die Präposition gegen die Handschriften und sogar gegen das, was der Herausgeber morem Caesaris nennt, beybehalten: in gratiam tironum. Sollte hier eine Schulausgabe beabsichtigt seyn?

So viel über den Text und den Kritiker; wir wenden uns zu dem Ausleger, dem seine Vorgänger, troß ihrer Menge, und bey nicht zu verkennender Tüchtigkeit Einiger, doch ungleich mehr zu thun übrig gelassen hatten, als dem Kritiker Oudendorp, eben weil kein Oudendorp unter ihnen war, und weil zu einem guten Ausleger noch mehr gehört, als zu einem guten Kritiker. Denn wiewohl auch dieser zur richtigen Beurtheilung der Lesarten oft mancherley Sachkenntnisse nöthig hat, ohne welche er Gefahr läuft, ähnliche Mißgriffe zu thun, wie Herr Ach. zu Civ. III. 53, 5, und nicht behauptet werden kann, daß er dieses oder jenes nicht zu verstehen brauche, so kann er doch bey gehöriger Sprachkunde und Vorsicht und im Besitz guter Handschriften auch in Ermangelung anderer Kenntnisse seinem Berufe leichter genügen, als es der Ausleger, dem die Gaben und Kenntnisse des Kritikers abgehen, auch wenn er sonst alles wüßte, im Stande ist. Anschauliche, gründliche Erkenntniß des klassischen Alterthums ist, wie bekannt, ohne die seiner Sprachen nicht möglich; also muß der gute Ausleger dieselben Studien gemacht haben, die des Kritikers Schule sind, und außer diesen die andern, durch die Beschaffenheit der auszulegenden Werke bedingten. Letztere beziehen sich in dem vorliegenden Falle hauptsächlich auf Kriegswesen, Geographie und Geschichte. Im Kriege hat Herr Achaintre sich selbst versucht, und wie wir in einer Anmerkung zu Civ. I. 42 erfahren, im Jahre 1794 in der französischen Mosel-

armee gegen die Preußen bey Kaiserslautern gefochten. Auch nahm er, wie irgendwo angedeutet ist, bey der Ausarbeitung seines Kommentars vorzüglich auf kriegskundige Leser Rücksicht, und wurde darin, laut der Vorrede, von hohen Kennern unterstützt. So findet man denn über die meisten Unternehmungen dieser Kriege Erläuterungen und Urtheile, theils mit des Auslegers eigenen, theils mit Anderer Worten. Am häufigsten ist Turpin de Crissé benutzt, und vielerley aus seinem Werke wirklich mitgetheilt, was manches Gute enthalten mag, aber im Verhältniß zu dem Uebrigen doch zu viel Raum einnimmt. Was aber die eigenen Erklärungen des Herausgebers betrifft, auf die es uns am meisten ankommt, so vermißt man in ihnen nicht nur häufig die zum Verständniß der Sachen unentbehrliche Kenntniß der Sprache, sondern zuweilen auch die Kenntniß der Sachen selbst, welche der Ausleger noch vor dem Kritiker voraus haben muß. Z. B. in der 1. Anm. zu Civ. III. 38 wird behauptet, daß zur Auffspürung eines Hinterhaltes jederzeit leicht bewaffnetes Fußvolk gebraucht werde, und darum die Worte levis armaturae an jener Stelle nothwendig seyen, obgleich die Handschriften sie nicht anerkennen. Wie aber, wenn ein Feldherr eben kein leichtes Fußvolk hat, sondern nur Reiterey, die er vorausschicken kann? Und bediente sich nicht Cäsar selbst Gall. VIII. 16, als er in dem Falle war, Anfangs der Reiterey allein, und dann erst auch der Fußgänger? Uebrigens ist dort gar nicht von der Auffspürung eines Hinterhaltes, sondern von der Auskundschaftung des Weges die Rede, den der Feind genommen. Den Hinterhalt, den dieser allerdings gelegt hatte, entdeckten die Reiter erst nachher, und von Fußgängern wird gar nichts erwähnt. Aber auch aus andern Gründen ist der Zusatz levis armaturae verwerflich, und die ganze Stelle muß anders geschrieben werden. Mehrere Blößen in Hinsicht der Kenntniß des alten Kriegswesens gibt die 2te Anm. zu Civ. I. 55. Hier wird ein kühner Streich erzählt, den Cäsars Reiter gegen den Feind ausführen, indem sie sich einer großen Menge Fouragirender bemächtigten, cohortibusque *cetratis* subsidio missis, scienter in duas partes sese distribuunt; alii ut praedae praesidio sint; alii ut venientibus resistant. Das Wort cetratis findet sich zuerst in einer Ausgabe des jüngern Aldus vom Jahre 1566; die früheren und alle Handschriften haben dafür *centuriatis*, welches Herr Ach. aus fünf Gründen (maximis de causis, wie er sagt) in den Text aufgenommen hat: erstens, weil alle Handschriften darin übereinstimmen; zweytens, weil nirgends angegeben werde, daß Cäsar hispanische Hülfstruppen bey seinem Heere gehabt habe. Aber hier ist ja die Rede von Kohorten nicht des Cäsar, sondern

des Afranius und Petrejus. Schon die oben angeführten Worte erheben dieß über allen Zweifel, und noch mehr, wo möglich, die folgenden: unamque cohortem, quae temere ante ceteras extra aciem procurrerat, seclusam ab reliquis circumveniunt. Unter dem Heere dieser beyden Legaten des Pompejus aber befanden sich cetrati citerioris Hispaniae, wie Cap. 48,6 ausdrücklich bemerkt ist; drittens, weil das Wort centuriatus nicht unpassend sey. Doch hier müssen wir den Herausgeber selbst reden lassen. 3° non est absona vox centuriatus; et quum vulgo cohortes duabus centuriis constarent, nihil impedit quin eas per centurias diviserit Caesar ad majorem in bello utilitatem. Wie? die Kohorten bestanden gewöhnlich aus zwey Centurien? Jedermann weiß, daß eine Kohorte aus sechs Centurien bestand. Oder dachte der Herausgeber an die Manipeln, und wollte binis schreiben? Aber wie viel auch die Kohorte Centurien gehabt haben möge, eine besondere und von der allgemeinen verschiedene Eintheilung jener Kohorten, nach welcher sie für diesen einzelnen Fall (nicht von Cäsar, sondern von den feindlichen Feldherren) Centurienweise geordnet gewesen wären, ist weder an sich selbst wahrscheinlich, noch in dem Worte centuriatus angezeigt, noch auch, wie schon Oudendorp bemerkte, mit dem Folgenden vereinbar, wo eine Kohorte, die sich vor den übrigen vorausgewagt, nicht aber eine Centurie erwähnt wird. Dem vierten Grunde, der von der Bedeutung des Wortes cohors hergenommen ist, welches gewöhnlich römische Truppen bezeichne, kann der Herausgeber selbst kein Gewicht beylegen, da er zugibt, daß es auch von Hülfstruppen gebraucht werde. Und eben so wenig beweist der fünfte, weil im Folgenden nichts enthalten sey, woraus erhelle, daß diese Mannschaft aus Hispanien gewesen. Wenn Cäsar cetratis schrieb, so hatte er ihr Vaterland deutlich genug bezeichnet, und im Folgenden ist sogleich von etwas ganz anderm die Rede. Was aber den ersten und einzigen haltbaren Grund anlangt, so ist klar, daß er für sich allein nicht ausreicht, und an andern Stellen, wie an der schon angeführten des 48. Kap. und im 70. dieses Buches, haben die Abschreiber denselben Fehler begangen. Auch von den Kriegsschiffen der Alten hat der Herausg. eine falsche Vorstellung, wenn er Anm. 1 zu Civ. I. 56 sagt: His (navibus constratis) opponuntur *apertae*, quae scilicet catastromata non habebant, quibus tecti milites pugnarent. Die catastromata dienten den Seesoldaten nicht zum Schutze, sondern zum Kampfplatze. Befriedigender sind die Aufschlüsse, welche an mehreren Stellen über die Befestigungswerke der Römer gegeben werden, und namentlich verdient die Erläuterung über den Thurm bey Massilia (Civ. II. 9), welche

in einem Exkurse hinter dem dritten Buche sich findet, Beyfall. Von den beyden dort aufgestellten Erklärungen der Art, wie die prehensiones (Aufwindungen) Statt finden konnten, ist die erste die wahrscheinlichere; doch bleibt es immer auffallend, daß der Schriftsteller, der die übrigen Theile des merkwürdigen Baues so sorgfältig angibt, von einem Gestelle für die Winden gar nichts erwähnt, und man möchte fast annehmen, daß es bey solchen Hebungen etwas gewöhnliches war und darum keiner besondern Erwähnung bedurfte. Auch über den musculus (Civ. II. 10) ist ein Exkurs vorhanden, der aber nichts Neues enthält. Des Turnebus Meinung über beyde Werke, welche zum Schlusse mitgetheilt und luculentissima explicatio genannt wird, hätte unerwähnt bleiben können, oder wenigstens berichtigt werden sollen. Denn ihr zufolge wäre die prehensio nichts Anderes, als das Anfassen der Soldaten, ohne alle Maschinen, gewesen.

Daß auf die geographischen Erörterungen, welche den zweyten wesentlichen Bestandtheil eines Kommentars über diese Kommentarien ausmachen, viel Fleiß und Mühe verwandt worden sey, wird an mehreren Stellen von dem Herausgeber des Ganzen versichert, und Herr Barbié du Bocage als Mitarbeiter des Herrn Achaintre auf diesem Felde genannt. Durch ihre gemeinschaftlichen Bemühungen ist der index geographicus zu Stande gekommen, welcher 238 Seiten des vierten Bandes füllt; und auch in den Anmerkungen unter dem Texte, die von Herrn Ach. allein herzurühren scheinen, findet sich viel Geographisches. Da aber zu einer glücklichen Behandlung dieses oft sehr schwierigen Gegenstandes ganz vorzüglich genaue Kenntniß der Sprache, und nicht allein der lateinischen, sondern auch der griechischen, und alle andern Eigenschaften eines guten Kritikers gehören, so dürfen wir uns von dem hier Geleisteten nicht allzuviel versprechen. Denn der griechischen Sprache scheint Herr Ach. wenig Fleiß gewidmet zu haben, indem er nicht nur auf das Fehlerhafteste accentuirt (z. B. ταρσοῦς Anm. 2. zu Civ. I. 58; παράλληλας Anm. 3. zu Civ. III. 44; ἰάτρε ἰατρεύε σεαυτόν, was Anmerkung 6. zu Civ. III. 14 dem nicht ungelehrten Davis zugerufen wird), sondern auch das Geschlecht solcher Wörter, wie pleonasmus, verkennt (Anm. 2. zu Afr. 48), und leichte Stellen mißversteht, wie eine des Appian, Ἐμφυλ. II. 64, wo bey der Eroberung von Gomphi der Heldenmuth einiger vornehmen Einwohner des Ortes erwähnt wird, die Gift genommen hatten, um nicht dem Feinde in die Hände zu fallen. Herr Ach. nimmt dieß so, als wenn sie sich im Weine todt getrunken hätten, und erklärt diese Unmäßigkeit aus der Scythischen Abstammung der Thessalier! (Anm. 2 zu Civ. III. 80.) Den Strabo und die andern grie-

chischen Geographen konnte er also nicht selbstständig benutzen. Aber auch aus lateinischen Stellen gelingt es ihm nicht, geographische Wahrheit zu schöpfen. Ein Beyspiel davon gibt die 3te Anm. zu Civ. I. 41, wo über die Lage der Stadt Ilerda in Hispanien gesprochen wird, ob sie, wie das heutige Lerida, auf dem rechten Ufer des Sicoris, oder auf dem entgegengesetzten anzunehmen sey, und auf welcher Seite die beyden kriegführenden Parteyen ihr Lager gehabt haben mögen. Denn daß beyde auf einer und derselben Seite gestanden, geht aus der Beschreibung der einzelnen Kämpfe deutlich hervor, und Lukan irrt ohne Zweifel, wenn er Phars. IV. 18 sagt: medius dirimit tentoria gurges. Zuerst nun folgert Herr Ach. aus den Worten des 40. Kap. suo ponte Afranius, quem oppido castrisque coniunctum habebat, daß die Brücke, welche in der Gewalt des Afranius war, und darum seine Brücke heißt, das Lager desselben mit der Stadt Ilerda verbunden habe. Daraus würde folgen, daß dieses Lager auf dem der Stadtseite entgegengesetzten Ufer gestanden habe; daß es mit dem feindlichen auf Einer Seite gestanden, ist schon bemerkt worden. Cäsars Lager aber war auf dem rechten Ufer, wie aus 48, 3 erhellet: castra enim, ut supra demonstratum est, quum essent inter flumina duo, Sicorim et Cingam. Die Stadt müßte also auf dem linken gelegen haben. Aber erstens ist es schon an sich unwahrscheinlich, daß Afranius, welcher allen seinen Proviant nach 43, 2 in Ilerda hatte, sich der Stadt gegenüber gelagert, und die Möglichkeit der Zerstörung der Brücke, war diese auch von Stein (Lukan p. 15), nicht berücksichtigt haben sollte. Sodann läßt das 45. Kap. vermuthen, daß Stadt und Lager beyder Parteyen auf derselben Seite des Flusses waren, indem bey der Beschreibung des Kampfes, der unter den Mauern der Stadt vorfiel, von der Brücke, die nothwendig zu erwähnen war, wenn die Pompejanischen Truppen von drüben herüber zur Stadt geführt worden wären, dort gar nichts vorkommt. Drittens zeigen die Worte 43, 1: Erat inter oppidum Ilerdam et proximum collem, ubi castra Petreius atque Afranius habebant, planities circiter passuum CCC, zur Genüge, daß die Stadt und der Hügel auf Einem Ufer lagen. Es würde sonst inter *pontem* et collem heißen. Endlich sind die Worte selbst, auf die der Herausg. seine Hypothese stützt, derselben entgegen. Pons oppido castrisque coniunctus ist nicht oppido castra oder oppidum castris coniungens, sondern eine in der Nähe der Stadt und des Lagers befindliche Brücke. Die Entfernung des Lagers von der Stadt betrug, wie wir sahen, nur dreyhundert Schritte. Die Brücke nun befand sich entweder unmit-

telbar an der Stadt, und dann konnte Cäsar, indem er die Lage derselben bezeichnen wollte, füglich auch die Stadt nennen; oder sie befand sich mitten zwischen der Stadt und dem Hügel des Lagers, und in diesem Falle, welcher uns der wahrscheinlichere dünkt, konnte er sich gar nicht anders ausdrücken. Übrigens widerspricht sich Herr Achaintre, ohne es zu merken, indem er Anm. 2, zu Kap. 43 die Lager, die er hier offenbar auf das rechte Ufer setzt, mit Recht auf dem linken angenommen zu haben versichert. — Dem index geographicus wollen wir nicht alles Verdienst absprechen, aber er hat einen großen Fehler, der seinen Nutzen in demselben Grade vereitelt, in welchem er seine Prüfung erschwert: die Angaben stehen da, entweder ohne alle Autorität, wie die der Länge und Breite, der heutigen Namen und vieler andern Dinge, oder die Autorität ist nicht immer bestimmt genug angezeigt, der Schriftsteller ist nur genannt, Buch und Kapitel sind verschwiegen. Warum ahmten die Herren Verfasser hier nicht überall ihrem trefflichen Landsmanne Larcher nach, und nahmen sich dessen Table géographique über Herodot zum Muster? Aus einigen Beyspielen möge der Leser auf das Ganze schließen. AEGINIUM (B. C. III. 79). De *Aeginio* facta mentio a *Livio*, qui eam urbem vel modico praesidio tutam ac prope inexpugnabilem esse testatur. Erat urbs Thessaliae, in Tymphaea regione, secundum *Strabonem* C. VII. non longe a *fl. Apidano*. At *Plinius* eam urbem Pieriae regioni in *Macedonia* assignat; sed ex nostro constat hoc oppidum ante urbem *Gomphos* ab occasu venientibus in Thessalia sitam fuisse, ubi *Caesar* et *Domitius* suos exercitus coniunxerunt. Gerade aus Cäsar erhellet, daß Aeginium nicht in Thessalien lag. Denn nicht nur nennt er es obiectum oppositumque Thessaliae, sondern sagt auch ausdrücklich, daß Gomphi, wohin er von Aeginium gekommen, die erste Stadt Thessaliens auf der Seite vom Epirus sey. Der Ort scheint auf der Gränze von Thessalien, Macedonien und Epirus gelegen zu haben, und darum von dem Einen zu diesem, und von dem Andern zu jenem Lande gerechnet worden zu seyn. Daß er im Gebiete der Tymphäer gelegen, sagt Strabo nicht ganz deutlich, sondern bey veränderter Interpunktion kann man seine Worte auch so verstehen, daß die Tymphäer die Nachbarn der Aeginienser gewesen. Uebrigens steht der erste Satz dieses Artikels bereits als Anmerkung unter dem Texte Civ. III. 79, ebenfalls ohne Nachweisung der Stelle des Livius. — HALIACMON, sive *Aliacmon* (B. C. L. III., c. 36, 37). Inter 40° et 41° latit. 18° 3/4 et 20° 1/4 longit. Fluvius Sophiano dictus *Pelecas*, Mercatori *Platamona*; at Straboni, in Excerptis,

sub finem septimi libri, p. 330: *οἱ μετὰ τὸ Δῖον πόλιν, ὁ Ἀλιάκμων ποταμός ἐστιν ἐκβάλλων εἰς τὸν Θερμαῖον κόλπον.* Hodie dicitur *Indgé-Carasou.* Hier vermissen wir zuerst die Anzeige, die freylich passender noch gleich unter dem Texte gestanden haben würde, daß an der zweyten Stelle des Cäsar die Lesart der Handschriften und der Ausgaben vor Aldus eine ganz andere ist, und daß auch an der ersten sich starke Abweichungen finden, so daß man zweifeln kann, ob hier überhaupt von Haliakmon die Rede ist; zumal da Herodot — und das ist das Zweyte, was angezeigt seyn sollte — den Haliakmon viel weiter nach Norden setzt. Anstatt der unnützen und unbegründeten Synonymien hätten dann die Stellen des Scylax, Ptolemäus, Livius und Plinius angeführt werden sollen, aus welchen sich ergibt, daß auf der Gränze von Macedonien und Thessalien, die nach Strabo vom Peneios gemacht wird, auch ein Haliakmon floß. Was aber das at bedeuten soll, können wir nicht errathen. — Geographischen Inhaltes ist auch die am Ende des vierten Bandes befindliche, 36 Seiten lange Abhandlung des Herrn de Golbéry, worin die von Herrn Dulaure aufgestellte Behauptung, daß die alten Gallier keine Städte gehabt, sondern zerstreut im Lande umhergewohnt und in Kriegszeiten sich in befestigte Plätze, die während des Friedens leer gestanden, geflüchtet, und daselbst in der Eile Hütten für ihre Familien erbauet hätten, geprüft und widerlegt wird. Der Verfasser hat ganz Recht, nur hätte es gegen eine solche Behauptung nicht dieses Aufwandes von Worten bedurft.

Von Herrn Achaintre's Anmerkungen haben wir noch die historischen zu berühren, welche sich vorzüglich auf den Bürgerkrieg beziehen, und oft weitläuftig genug sind, aber nichts Anderes enthalten, als Notizen über die Namen, Familien und Lebensumstände der in der Erzählung vorkommenden Personen, meistentheils aus Vaillant entlehnt, und ohne alle Angabe der Quellen hingestellt, so daß sie für den Gelehrten ebenfalls keine Brauchbarkeit haben. Auffallend ist es, wie der Herausgeber in der Praemonitio zum B. Alex. schreiben konnte, dieser Kommentar dürfe nicht dem Hirtius Pansa beygelegt werden, der ein kriegskundiger und gelehrter Mann gewesen sey, da es doch historisch bekannt ist, daß Hirtius und Pansa zwey Männer waren, von deren Gelehrsamkeit wir übrigens nichts Näheres wissen. — Einer botanischen Mittheilung des Herrn Cuvier mag hier noch gedacht werden. Sie betrifft die Wurzel chara, welche Civ. III. 48 erwähnt und von den Auslegern auf verschiedene Weise bestimmt wird. Der genannte Gelehrte ist mit Thiébaut de Bernaud der Meinung, daß es die von

Clusius unter dem Namen Tataria Vngarica beschriebene, von Jacquin aber Crambe Tataria benannte Kohlart gewesen, die in Ungern wild wachse, und armdicke, oft vier Fuß lange Wurzeln habe, welche mit Milch gekocht in Zeiten der Noth noch jetzt dort gegessen werden. Diese Meinung gründet sich auf eine nicht gehörig erwogene Stelle des Plinius H. N. XIX. 41, wo es heißt, daß Cäsars Soldaten bey Dyrrhachium von der lapsana gelebt, und dieses nachher beym Triumph in einem Spottgesange dem Imperator vorgeworfen hätten. Aber Plinius sagt nichts von der Wurzel, sondern führt von der lapsana überhaupt nur Stengel, Schößlinge und Blätter als eßbar an. Dieses hindert nun zwar nicht, auch jene chara für eine Kohlart zu halten, aber der Name selbst spricht mehr für die Meinung, daß es Pasternak gewesen, eine Pflanze, die nach Hesychius auch κέρας hieß.

Auf die Bearbeitung der drey anonymen Kommentarien hat Hr. Achaintre nur wenig Fleiß verwenden können, indem es ihm, wie er in der Vorerinnerung zum ersten selbst gesteht, an Zeit und Platz gefehlt hat. Unter dem Texte findet man daher fast nur die Anmerkungen von Morus und Oberlin und einigen Andern, denen nicht immer die Namen ihrer Urheber beygefügt sind. Dafür sind im vierten Bande sieben Nachträge gegeben, die sich auf diese Bücher beziehen. Sie füllen 72 Seiten, und handeln 1. von dem Verfasser des Buches über den Alexandrinischen Krieg; 2. von den Schiffen der Alten; 3. von dem Treffen bey Ruspina oder Leptis; 4. von der Stellung und Anordnung der Heere des Cäsar und des Scipio vor Uzita; 5. von dem Treffen bey Thapsus; 6. von dem Uebergange über die Flüsse und den verschiedenen Arten der Brücken; 7. von dem Treffen bey Munda.

Daß Herr Lemaire im dritten Bande den sogenannten Celsus, die Biographie Cäsars von Plutarch und den griechischen Metaphrasten mit Jungermanns Anmerkungen wieder hat abdrucken lassen, ist schon oben angezeigt, auch der von ihm herrührenden kleinen Abhandlung über Celsus bereits mit verdientem Lobe gedacht worden. Wir billigen auch, daß er im Texte des Celsus selbst nicht, wie Gräve, alle Fehler der ersten Ausgabe stehen gelassen, sondern theils nach Gräve's Vorschlägen, theils nach eigenen Konjekturen verbessert hat, wünschten aber, daß es ihm gefallen hätte, die alten Lesarten unter dem Texte anzuzeigen, weil die Verbesserungen nicht überall zuverläßig sind. — Zu der Schrift des Plutarch, bey welcher Coray's Text zum Grunde liegt, hat Herr Amar einige Bemerkungen hinzugefügt, die sich größtentheils auf die Angabe

von Parallelstellen der andern Geschichtschreiber beschränken, und weiter keine Ansprüche machen. — In Hinsicht der Metaphrase schöpften wir aus Herrn Lem. Vorrede zum dritten Bande die Hoffnung, daß wir sie hier nach Handschriften neu recensirt finden würden; denn dort spricht er von Handschriften, die sich auf der Pariser Bibliothek befinden, und 200 Jahre vor Gaza geschrieben seyen. Aber diese Hoffnung ist nicht erfüllt worden. Zwar haben wir hier und da Abweichungen von Jungermanns und Davis Texte bemerkt, aber keine derselben schien uns auf Handschriften zu beruhen. Auch würde der Herausgeber wohl nicht unterlassen haben, davon zu reden.

Der Druck ist meistentheils korrekt, doch nicht überall fehlerfrey. So scheint Vol. II. p. 65. Anm. das obere Stück der linken Seite anders wohin zu gehören. Ebend. p. 183 ist die vierte und fünfte Zeile von der rechten Seite auf die linke versetzt. Die dritte Anm. zu Civ. III. 91 gehört zu dem 92. Kapitel. In der sechsten Anm. zu Gall. VII. 66 fehlt ein Wort wie damno oder detrimento. Doch dieses kann ein Schreibfehler seyn. Papier und Typen nehmen sich vortrefflich aus.

Art. II. СЛОВАРЬ ИСТОРИЧЕСКІЙ, u. s. w. (d. i. historisches Wörterbuch der Schriftsteller in Rußland geistlichen Standes). Zwey Theile. St. Petersburg, 1818. 720 Seiten in 8.

Da in dem vorliegenden Werke, das den würdigen Metropoliten von Kiew, Eugenij, zum Verfasser hat, die russischen Schriftsteller geistlichen Standes nicht nach der Chronologie, sondern bloß nach dem Alphabete geordnet sind, so muß Rec., um eine leichtere Uebersicht der in Rußland begonnenen und in ihrem Fortgange zugenommenen Schriftstellerey zu geben, sie erst nach Jahrhunderten aufzählen, und dann die Leser mit einigen Gelehrten, die sich vorzüglich auszeichneten, oder bey welchen die historischen Nachrichten auch für das Ausland belehrend sind, bekannt machen. An der Spitze aller übrigen stehen nun nach chronologischer Anordnung Method und Konstantin, als die ersten Gründer der slawischen Literatur im neunten Jahrhunderte, weßhalb sie auch der hochwürdige Hr. Verfasser in sein historisches Lexikon aufnahm, wenn sie gleich nicht in Rußland gelebt haben. So kommen auch unter den 209 aufgestellten Namen mehrere Griechen und Serbier vor, die aber doch in Rußland lebten und wirkten. Unverkennbar ist der große Fleiß, mit welchem Eugenij die zerstreuten Nachrichten gesammelt. Sehr genau werden bey gedruckten Werken das Format, Druckort und

Jahrzahl angegeben, bey noch ungedruckten die Bibliotheken genannt, in denen sich Handschriften davon vorfinden. Die kürzern und längern Biographien, je nachdem es die Wichtigkeit der Personen erforderte oder der Reichthum des Stoffes zuließ, sind sehr einfach, ohne gesuchten rednerischen Schmuck entworfen, mit bescheidenem Urtheile begleitet, und gewähren dem Leser Belehrung und Vergnügen. Unter den größern Biographien zeichnen sich folgende in jeder Rücksicht aus: Dimitrij (der heilige), Eugenij (der Bulgar), Joannikij Lichud (ein Grieche), Joann Fedorow, Kiprian, Makarij (der Metropolit), Meletij Smotricky, Erzbischof von Polozk, Method und Konstantin, Nestor, Nikon (der Patriarch), Peter Mogila, Platon, der Metropolit von Moskau, Simeon Polocky, Stephan Chrap, Bischof von Permien, Stephan Jaworsky, Filaret, der dritte Patriarch, Theophan Prokopowitsch, wovon einigen mehr als zwanzig Seiten gewidmet sind. Ambrosij Podobiedow, Metropolit von Nowgorod, ist zu Ende des ersten Theils nachgetragen worden, da er noch im Jahr 1818 starb, denn das Wörterbuch enthält keinen während des Druckes noch lebenden Schriftsteller.

Was von Method und Konstantin hier erzählt wird, ist größtentheils aus der russischen (neuern) Legende genommen, und manches davon kann vor einer strengern historischen Kritik nicht bestehen, z. B. daß Konstantin vom K. Michael bis an den Euphrat geschickt worden sey, um die Sarazenen dort zu bekehren, daß auch Method den Konstantin zu den Chasaren begleitet habe. Daß die slawonische Schrift schon in Konstantinopel, nicht erst in der Bulgarey erfunden sey, mag hingehen. Mit Recht aber verwirft der Hr. Verfasser die Meinung derjenigen, welche vorgeben, daß die Slawen schon vor Konstantin mit einer Schrift versehen waren. Die neu erdichteten slawonisch-russischen Runen, mit welchen ein schlauer Kopf Leichtgläubige täuschen wollte, fanden keinen Glauben, und Hankensteins gewagte Behauptung von dem hohen Alter seines Kodex (der etwa ins dreyzehnte Jahrhundert gehört), widerlegt der Augenschein. Schlözers Beweise, wornach Konstantin und Method die ganze Bibel übersetzt haben sollen, werden hier auf eine geschickte und gründliche Art entkräftet. Wenn es aber heißt, Konstantin und Method, die von Jugend auf den serbischen Dialekt gesprochen, hätten als sie zu den Mähren kamen, auch den mährischen erlernet, und diesen Dialekt zu ihren Uebersetzungen gewählt, so kann man diese Vermuthung schon aus dem Grunde nicht gelten lassen, weil das Mährische und Slowakische in Rastislaw's Gebiete über der

Donau (auf der Nordseite) gewiß schon damals zu einer andern Sprachordnung gehörte, als die slawonische Kirchensprache, die mit der Sprache der südlichen Slawen, woher sie eigentlich stammt, noch immer eine größere Verwandtschaft zeigt, besonders, wenn man sie aus ältern Handschriften kennen lernt.

Wenn gleich die slawischen Buchstaben und Kirchenbücher schon mit der Taufe Wladimirs vor dem Ausgange des zehnten Jahrhunderts nach Rußland gekommen seyn mögen, so ist doch vor Nestor in slawonischer Sprache gar wenig geschrieben worden. Leontij, der erste Metropolit von Kiew und ganz Rußland, ein Grieche von Geburt, schrieb griechisch (992 — 1008). Sein Brief an die Lateiner von ungesäuertem Brote fängt an: ἄνδρες Ρωμαῖοι, ἀκύσατε.

Die russische Chronik Joakims, des ersten Nowgoroder Bischofs (992 — 1030), blieb bis 1748 ganz unbekannt, bis Tatischtschew sich durch ein ihm mitgetheiltes Fragment täuschen ließ. Hier wird nun die verdächtige Geschichte der gemachten Entdeckung umständlich erzählt und mit guten Gründen dargethan, daß Joakims Chronik ein untergeschobenes Werk sey. Luka, Bischof von Nowgorod (1030— 1059), soll nach Emin ein sehr gelehrter Mann gewesen seyn, und viele Kirchenbücher aus dem Griechischen ins Slawonische übersetzt haben. Allein Emins unbestimmtes Zeugniß kann hierin gar nichts entscheiden. Doch wird ihm ein Unterricht an die Brüder, der im ersten Theile der von der Moskauer Gesellschaft der russischen Geschichte und Alterthümer herausgegebenen Denkwürdigkeiten abgedruckt ist, zugeeignet. Von Johann, dem zweyten Metropoliten dieses Namens (gest. 1089), den Nestor einen Buchgelehrten *(chitr Knigam)* nennt, hat man kanonische Antworten, die er dem Mönche Jakob ertheilte, in einer Kormczaja aus dem dreyzehnten Jahrhundert entdeckt und in den russischen Denkwürdigkeiten herausgegeben Auch schon Herberstein, der als Gesandter K. Maximilians 1497 und 1525 in Rußland war, kannte diese Schrift und hat sie seinem Kommentar unter der Aufschrift: canones cujusdam Joannis Metropolitae, qui dicitur propheta, einverleibt, Eugenij bemerkt hiebey, daß diese lateinische Uebersetzung zur Erklärung mancher dunkeln und unverständlichen Stelle des unkorrekten Originals dienen könne. So viel von Schriftstellern, die vor Nestor lebten.

Unter den neun Artikeln des zwölften Jahrhunderts ist der Kiewer Mönch Nestor als erster russischer Chronist der wichtigste. Er ward 1056 geboren, im siebenzehnten Jahre seines Alters im Petscherischen Kloster zum Mönche geschoren. Aus der Laurentischen, der ältesten bis jetzt entdeckten Abschrift,

ist es klar, daß Nestor mit dem Jahre 1110 zu schreiben aufhörte. Vom Jahre 1111 bis 1116 setzte ihn Silvester, Igumen bey St. Michael, fort. Den nächsten nun folgenden Fortsetzer bis 1157 nennt Tatischtschew den Wolynischen Igumen Nifont. Nach diesem setzte die Chronik ein Ungenannter fort bis 1203. Von nun an weichen die Handschriften so merklich von einander ab, daß man nicht eine, sondern mehrere Hände der Fortsetzer deutlich wahrnimmt. Nestors und der ersten Fortsetzer Originale sind längst verloren; es finden sich aber gar viele spätere Abschriften in Rußlands Bibliotheken, von welchen einige gedruckt worden sind: die Königsberger zu Petersburg 1767 (sehr inkorrekt), die Nikonische 1767 — 1792 in acht Theilen; die erste Nowgoroder (Moskau 1781), die zweyte Nowgoroder (Petersburg 1786), eine namenlose (Moskau 1784), der erste Theil von der Sofiischen (Petersburg 1796). Die historische Gesellschaft hat zwar angefangen, die Laurentische Abschrift herauszugeben, allein den Druck nicht beendigt. Auch die zweyte, in Petersburg angefangene Ausgabe ist leider nicht vollendet worden. Schlözers Nestor und sein Kommentar wird nach Verdienst gewürdigt. Der russische Uebersetzer davon zog die drey ersten Theile in zwey zusammen, die zu Petersburg 1809 und 1816 erschienen sind. Es sey zu vermuthen, meint der hochw. Metropolit, daß Nestor griechisch verstanden habe, da er so vieles aus den Byzantinern in seine Chronik aufnahm. Allein woher nahm er die einheimischen Nachrichten, die Namen der ersten Beherrscher Rußland's? Was ihm der neunzigjährige Mönch Jan, der 1106 starb, erzählte, konnte doch nur Begebenheiten betreffen, die sein Geburtsjahr nicht übersteigen. Allerdings mochte Nestor einige ältere Denkschriften, z. B. von der h. Olga, von Wladimir, vor sich haben. Allein woher mag er die ältern Nachrichten vom Jahr 852 oder 858 an bis zur Taufe der h. Olga, woher die Verträge mit den Griechen genommen haben? An Archive ist doch nicht zu denken. Wir unterschreiben also ohne Bedenken den Satz: die Quellen von Nestors Erzählungen sind uns unbekannt.

Nifont, Bischof von Nowgorod, soll nach Tatischtschew die alte Chronik von 1116 bis 1157 fortgesetzt haben. Seine Antworten auf Kiriks Fragen befinden sich in einer Kormczaja des dreyzehnten Jahrhunderts. Auszüge gab schon Herberstein; das slawonische Original ist aber erst 1821 in den Denkmälern der russischen Literatur von Kalajdowitsch herausgegeben worden.

Der Nowgoroder Priester Johann ist der erste Verfasser der Nowgoroder Chronik. Eugenij hält ihn für den Johann,

der als Erzbischof von Nowgorod 1186 starb. Es werden hier zwey verschiedene Handschriften der Nowgoroder Chronik genannt. In einer derselben entdeckte Tatischtschew das alte russische Recht (pravda ruskaja), wovon Schlözer die erste Ausgabe 1767 veranstaltete. Nach ältern und bessern Abschriften gaben es einige Liebhaber der vaterländischen Geschichte mit einer neu-russischen Uebersetzung und mit Anmerkungen versehen 1792 und abermal 1799 heraus; und im ersten Theile der Denkwürdigkeiten ließ die Gesellschaft der russischen Geschichte und Alterthümer die Pravda nach einer alten Handschrift des dreyzehnten Jahrhunderts abdrucken.

Nach Johann ward die Nowgoroder Chronik von einigen andern, wie es die Verschiedenheit des Styls vermuthen laßt, fortgesetzt. Dem Namen nach ist nur der Küster (Ponamar) Timothej, der sich beym Jahr 1230 nennt, bekannt. Als Augenzeuge beschreibt er umständlich das Leben des h. Alexander Newskij.

Gleichzeitig mit Nestor war der russische Igumen Daniel. Seine Reise über Konstantinopel nach Palästina, Palomnik betitelt, ist nur in Handschriften vorhanden.

Von dem Metropoliten Nikifor, einem Griechen (gest. 1121), sind zwey Briefe vorhanden. Einer an den Großfürsten Wladimir (Monomach), über die Trennung der Lateiner von der morgenländischen Kirche, ein anderer von der Fasten und Enthaltsamkeit, in den Denkwürdigkeiten der historischen Gesellschaft bereits herausgegeben.

Von Klemens, einem Russen, der ohne Wissen des Patriarchen von Konstantinopel zum Metropoliten eingesetzt ward, nach neun Jahren aber dem von Konstantinopel im Jahr 1156 geschickten Konstantin weichen mußte, erzählen zwar die Chronisten, daß er viele Bücher zum Unterrichte des Volkes geschrieben hätte, allein von seinen Schriften ist nichts vorhanden.

Polikarp, Archimandrit des Petscherischen Klosters (gest. 1182), schrieb schon 1141, als er zu Susdal lebte, das Leben einiger Heiligen dieses Klosters. Seine Lebensbeschreibungen, nebst dem Briefe an Akindin, seinen Vorgänger, dem er sie zuschickte, stehen im ersten Theile des Petscherischen Pateriks. Ehe wir zum dreyzehnten Jahrhundert übergehen, müssen wir bemerken, daß seit 1818 die schönen Reden und andere Schriften des Turower Bischofs Kirill (gest. um das Jahr 1182), nebst einigen Aufsätzen von andern Verfassern, mit einer historisch-literarischen Einleitung von Hrn. Kalajdowitsch, 1821 in 4. zu Moskau gedruckt worden sind. Bey einer zweyten Auf-

lage dieses historischen Wörterbuchs wird man also diesen zweyten Chrysostomus in slawischer Sprache nicht mehr vermissen. Auch ein Theodosius, Igumen des Petscherischen Klosters, von dessen Briefen S. 169 des eben genannten Werkes Meldung geschieht, wird künftig den Schriftstellern des elften Jahrhunderts beygesellt werden müssen. Unter den fünf Schriftstellern des dreyzehnten Jahrhunderts wird der Metropolit Kyrill, der 1229 starb, wegen seiner Gelehrsamkeit sehr gerühmt. Man nannte ihn den Philosophen. Allein man hat von seinen Werken eben so wenig als von den Schriften des ersten Twerer Bischofs Simeon, ehmaligen Fürsten von Polotsk, aufzuweisen.

Kyrill, der dritte Metropolit dieses Namens, versetzte seinen Sitz, indem Kiew von Baty geplündert worden, nach Wladimir an der Kljasma. Er hielt 1274 eine Synode, worauf über die Kirchendisciplin verfügt worden ist. Die zwölf Kanones derselben stehen im ersten Theile der russischen Denkwürdigkeiten. Schon Kulczinski fand diese Satzungen und ließ die lateinische Uebersetzung davon in seinem specimen eccl. ruthen. abdrucken.

Simon, der erste Bischof zu Susdal und Wladimir (gest. 1226), soll Nestors Chronik fortgesetzt haben. Einige Aufsätze von ihm stehen im ersten Theile des petscherischen Pateriks, und der dritte Theil desselben ist ganz sein Werk. Von dem Fortsetzer der Nowgoroder Chronik Timothej darf hier nicht wiederholt werden, was bereits oben von ihm gesagt worden.

Von neun Schriftstellern des vierzehnten Jahrhunderts verdienen hier folgende genannt zu werden. Laurentij, ein Susdaler Mönch, schrieb Nestors Chronik zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts ab, und setzte sie vielleicht auch selbst weiter fort. Das Original auf Pergament befindet sich in der öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg. Leider kam die Ausgabe nach dieser Handschrift noch nicht zu Stande.

Stephan Chrap, der erste permische Bischof (gest. 1396), versah die neubekehrten Permier mit einem Alphabete und mit Uebersetzungen der Kirchenbücher. Der hochw. Metropolit läßt sich hier in mancherley Untersuchungen ein, z. B. über das permische Alphabet und in permischer Sprache verfaßte Bücher Er schildert Stephans Reise und Bekehrungsanstalten; tadelt im Vorbeygehen Schlözern, daß er göttliche Bücher, worunter wohl nur Kirchenbücher zu verstehen seyen, für die ganze Bibel nahm, da es selbst in der slawonischen Sprache damals noch keine Bibel gegeben habe. Wenn aber S. 620 noch hinzugesetzt wird, daß auch 200 Jahre später noch kein slawischer Stamm in seiner Sprache

eine ganze Bibel gehabt habe, wie dieß selbst der Fürst Konstantin, in der Vorrede zur Ostroger Bibel vom Jahr 1581 bezeuge, so muß Rec. hier erinnern, daß Konstantins Zeugniß sich blos auf die Bibelübersetzung in der slawonischen Kirchensprache, wovon er in Rücksicht aller Bücher des alten Testaments nirgends ein vollständiges Exemplar habe finden können, beziehe. Böhmische und polnische früher gedruckte Bibeln waren ja selbst dem Fürsten Konstantin wohl bekannt und handschriftliche böhmische und polnische Bibeln lassen sich nicht nur aus dem funfzehnten, sondern wirklich auch aus dem vierzehnten Jahrhunderte nachweisen.

Der Metropolit Kyprian, ein Serbier von Geburt (gest. 1406), der erste Wiederhersteller der gesunkenen Aufklärung in Rußland, brachte aus Serbien slawonische Uebersetzungen von Kirchenbüchern und Vätern in großer Menge nach Rußland. Er ist der erste Verfasser der Stufenbücher, denen der Metropolit Makarius und nach ihm Andere eine neue Form gaben. Von seiner Hand ist ein Meßbuch (Liturgiarion) vorhanden, das er aus dem Griechischen übersetzte. Zizania schreibt ihm auch eine Uebersetzung des Nomokanon zu. Dieß veranlaßte den hochw. Verfasser, hier von der alten Uebersetzung der Kormczaja, die den beygebrachten Zeugnissen nach schon im elften Jahrhunderte vorhanden war, zu handeln. Der Diakon Ignatij beschrieb des Metropoliten Pimen zweyte im Jahr 1389 unternommene Reise auf dem Don nach Konstantinopel.

Wie der Metropolit Alexij, den die russische Kirche als Heiligen verehrt, ausgelassen werden konnte, weiß sich Rec., der im Jahr 1792 im Kloster Czudow zu Moskau die von Alexij verfertigte (eigentlich wohl nur verbesserte) Uebersetzung des neuen Testaments in Händen hatte, nicht zu erklären. Daß sich Epiphanij Slawinecki der Alexyschen Handschrift bedient habe, wird S. 196 nach einer guten Quelle erzählt. Gregor Samblak oder Semiwlach, ein Bulgar, den der Großfürst Witowt auf einer Synode vom Jahr 1414 durch neun Bischöfe seines Gebietes wählen, und 1416 als besondern Metropoliten von Kiew einsetzen ließ, schrieb das Leben der h. Paraskevia von Ternowa (bey den Russen Pjatnica, bey den Serbiern Petka genannt), und verfügte, daß ihr Gedächtniß am 14. Oktober in der Kiewer Hierarchie gefeyert werden sollte. Unter den Handschriften der Moskauer Patriarchal-Bibliothek finden sich sieben und zwanzig geistliche Reden auf verschiedene Festtage von diesem Gregor. Als er den Fürsten Witowt, der zur lateinischen Kirche getreten war, zu bereden suchte, zur griechischen Kirche

zurück zu kehren, gab ihm der Fürst, wie es russische Chronisten erzählen, zur Antwort, er wolle es thun, wenn Gregor nach Rom gehen und zuerst den Papst überzeugen würde. Der Metropolit ging wirklich 1418 nach Rom; man weiß aber nicht, welchen Erfolg seine Reise hatte. Er kam zurück und starb im folgenden Jahre. Von dieser Zeit an blieb die Kiewer Metropole von der Moskauer getrennt. Die Veranlassung dazu und der ganze Vorgang wird hier kurz erzählt. Gregors Nachfolger Gerasim sey, weil er sich dem Papste nicht habe unterwerfen wollen, in Witepsk verbrannt worden. Die folgenden zwey Metropoliten Gregor und Spiridon traten zur Union.

Isidor, Metropolit von ganz Rußland, begab sich nach Ferrara, unterschrieb zu Florenz die Union, und kam als päpstlicher Legat nach Moskau zurück. Er nannte in der Liturgie des Papstes Namen, weßhalb er als Verräther verurtheilt in dem Kloster Czudow eingesperrt wurde. Er entfloh 1443 mit einigen Gleichgesinnten und begab sich nach Rom. Eben so rettete er sich 1453 von Konstantinopel, wo ihn die Türken aufsuchten, um ihn zu tödten. Er starb als Dekan des Kardinalkollegiums zu Rom 1463. In einigen russischen Chroniken kommen von ihm Reden und Circularschreiben vor. Bekannter ist sein Brief in lateinischer Sprache, worin er Konstantinopels Einnahme durch die Türken umständlicher beschreibt.

Joseph Sanin, der erste Igumen des von ihm erbauten Klosters Wolokalam, dessen Eifer gegen die zu Nowgorod 1471 verbreitete judaisirende Sekte gepriesen wird, schrieb eine umständliche Geschichte vom Ursprung und den Folgen dieser Ketzerey, und zur Widerlegung derselben funfzehn Reden Dieß Buch ward Erleuchter genannt. Noch sind die Satzungen für sein Kloster zu bemerken Er starb 1516 und ward 1578 in die Zahl der russischen Heiligen versetzt. Da seine Schriften aus lauter Stellen der heil. Väter gleichsam zusammengesetzt sind, und er nicht griechisch verstand, so muß er die griechischen Väter, wie der hochw. Verfasser glaubt, in slawonisch vorhandenen Uebersetzungen gelesen haben, woraus sich auf den Reichthum der russisch-slawischen Literatur im funfzehnten Jahrhunderte schließen ließe.

Auch Gennadius, Erzbischof von Nowgorod, machte durch Briefe die Geistlichen, und selbst den Großfürsten auf die jüdische Sekte aufmerksam. Da die Anhänger derselben das Christenthum auch aus dem Grunde bestritten, daß im Jahr 1492 sieben tausend Jahre bereits verflossen wären, nach welchen die Welt, wie die Christen glaubten, untergehen sollte, ließ er ein Circular-

schreiben ergehen, um dies Vorurtheil von der siebentausendjährigen Periode der Welt zu widerlegen. Er berechnete den Paschalcyklus auf siebenzig Jahre weiter, als es bisher geschehen war, weil ihn in der griechisch-russischen Kirche über sieben tausend Jahre noch niemand berechnet hatte. Seine Feinde waren nicht müßig, sie brachten es durch ihre Anklagen dahin, daß er 1505 seine Eparchie verlassen mußte, worauf er 1506 zu Moskau starb. Rec. fand im Kataloge der in der Patriarchal-Bibliothek zu Moskau aufbewahrten Handschriften den Umstand angemerket, daß die slawonische Bibel, die 1791 von Petersburg nach Moskau geschickt ward, im Hause des Erzbischofs Gennadius zu Nowgorod 1499 abgeschrieben worden. Ein merkwürdiges Datum, indem man keine ältere Abschrift der ganzen slawonischen Bibel nachweisen kann.

Indem das funfzehnte Jahrhundert nur vierzehn, das vierzehnte nur neun aufzuweisen hatte, zählt nun das sechzehnte schon zwanzig Schriftsteller. Wir dürfen aber nur einige davon berühren.

Isaias, ein Priestermönch, aus Serbien, kam 1517 nach Rußland und brachte unter mehreren slawonischen Büchern des Dionysius Ariopagita Werk von der Kirchenhierarchie mit, das er auf Geheiß des serbischen Metropoliten Theodosius im Jahr 1471 übersetzt hatte. Er spricht in seiner Vorrede, die auch der Ausgabe vom Jahr 1787 vorgedruckt ist, von seinen slawonischen Uebersetzungen vieler anderer Bücher aus dem Griechischen, jedoch ohne sie zu nennen.

Georg, ein Mönch des Klosters Troitza, schrieb eine russische Chronik, die bis zum Jahr 1533 reicht, und deren Original in der Patriarchal-Bibliothek noch vorhanden ist.

Maxim, ein Grieche aus Albanien, studirte zu Paris und Florenz; als Mönch des Batopedischen Klosters auf dem Berge Athos, ward er nach Rußland 1506 (oder 1514) berufen, um die griechischen Bücher, deren eine größere Anzahl zu Moskau, als irgendwo in Griechenland vorhanden war, zu untersuchen und zu verzeichnen. Er übergab dem Großfürsten ein Verzeichniß derjenigen, die noch nicht ins Slawonische übersetzt waren. Ihm ward befohlen den Psalter mit Auslegungen zu übersetzen. Da er damals noch nicht vollkommen slawonisch verstand, wurden ihm zwey lateinische Dolmetscher beygegeben. Er übersetzte lateinisch und die Dolmetscher dann slawonisch. Zwey andere Mönche wurden zum Abschreiben gebraucht. Er hatte schon Erlaubniß, auf den Berg Athos zurück zu kehren. Man überredete ihn, länger zu bleiben und noch andere Bücher zu übersetzen. Er wählte des Chrysostomus Homilien über den Jo-

hannes. Da er von seinen Schülern die slawonische Sprache vollkommener erlernt hatte, ward ihm aufgetragen, die alten Uebersetzungen der Kirchenbücher mit den griechischen Originalen zu vergleichen. Er deckte manche Fehler auf und tadelte etwas unbescheiden die ältern Bücher. Er behauptete, daß auch Uebersetzungen ketzerischer Bücher nach Rußland gekommen wären und eiferte dagegen. Den Zorn des Metropoliten lud er auf sich, weil er dessen Befehle, die Bücher des Theodoret zu übersetzen, nicht gehorchen wollte. Des Großfürsten Ungnade zog er sich dadurch zu, daß er sich gegen dessen Scheidung von der ersten Gemahlin erklärte. Maxim ward angeklagt, nach einem Spruche der Synode 1525 exkommunicirt und in ein Kloster nach Twer verwiesen, wo er über zwölf Jahre eingesperrt war. Nach des Metropoliten Daniel Tod ward sein hartes Schicksal so weit erleichtert, daß er wenigstens in die Kirche gehen durfte. Er ward endlich in das Sergiuskloster (Troitza) übersetzt, wo er 1556 starb. Ein genaues und vollständiges Verzeichniß aller seiner Schriften vermissen wir hier ungern, doch werden einige Stücke genannt, die hie und da meistens in andern Schriften gedruckt worden sind. Richtig wird bemerket, daß die slawonische Grammatik vom Jahr 1648 (Moskau, in 4.) nicht den Mönch Maxim zum Verfasser habe, aber sie ist auch kein bloßer Nachdruck der Smotrickischen vom Jahr 1619, und kann in dieser veränderten Gestalt nicht dem früher gestorbenen Meletius Smotricki zugeschrieben werden. Ein griechischer Psalter, den Maxim laut der Unterschrift 1546 zu Twer mit eigener Hand abschrieb, wird zu Nowgorod aufbewahrt. Wir setzen noch hinzu, daß er auch gegen einen gewissen Niklas, den er bloß einen Deutschen nennt, geschrieben. Er hielt den Kopernikus, denn dieser ist hier gemeint, für einen Sterndeuter.

Makarij, der als Metropolit von ganz Rußland 1564 starb, vermehrte und ergänzte die von Kyprian angefangenen Stufenbücher. Sein großes Legendenbuch in vier starken Bänden, in welchem sich die slawonische Beredsamkeit in vollem Glanze zeigt, blieb ungedruckt. Für die Verbreitung slawonisch-russischer Bücher war Makarij sehr besorgt; zu Nowgorod, wo er eher Erzbischof war, ließ er den Psalter mit Auslegungen des Bruno, Hieronymus, Augustinus und anderer lateinischen Väter, ungeachtet des damals herrschenden Vorurtheils gegen lateinische Schriftsteller, durch den Dolmetscher Demetrius 1536 übersetzen. Er rieth auch zur Anlegung einer slawonischen Druckerey zu Moskau, in welcher das erste Buch, ein Apostol, 1564 gedruckt ward. Unter ihm wurden luthrische und socinianische Irrlehren in Rußland verbreitet und drangen bis in

einige Klöster hinter der Wolga. Deßhalb gehaltene Synoden (1553, 1554) steuerten der neuen Lehre, die Anhänger derselben wurden verwiesen. Als Iwan Basiljewitsch 1563 Polotsk einnahm, gerieth der Mönch Thoma, der ein reformirter Pastor geworden, in seine Hände. Iwan ließ ihn an die Dwina führen, schlug ihn mit einer Keule vor den Kopf, und ließ ihn unter das Eis.

In das sechzehnte Jahrhundert gehört auch die Geschichte von Kasan (1791 bey der Akademie der Wissenschaften gedruckt), dessen erster Verfasser der Priester Johann Glasatoj war.

Unter der Rubrik Iwan Fedorow (Theodors Sohn) und Peter Timofjejew (Timothei Sohn), der zwey ersten russischen Buchdrucker, wird eine gedrängte Geschichte der Buchdruckereyen in Rußland eingeschaltet, worin nun in Rücksicht der hier angeführten frühern Drucke mit slawonischen Lettern außerhalb Rußland manches zu berichtigen ist. Das erste slawonische Missal (mit glagolitischen Buchstaben), 1483 ohne Druckort (wahrscheinlich Venedig) wird hier nicht genannt, sondern der slawonische Psalter (mit kyrillischer Schrift), Krakau 1481. Es soll aber 1491 stehen, in welchem Jahre auch der Czasoslovec und Oktoich daselbst herauskamen. Zu Tübingen konnte 1554 noch kein chorwatisches Neues Testament gedruckt werden, weil man daselbst mit kyrillischen und glagolitischen Lettern erst 1561 zu drucken anfing, und der Druck des Neuen Testaments mit beyderley Schrift erst 1563 geendigt ward. Nachdem der Apostol zu Moskau 1564 gedruckt war, verließen beyde Drucker Rußland. Peter Timofejew druckte 1575 zu Wilna die vier Evangelien. Iwan Fedorow 1573 den Apostol zu Lemberg, 1580 zu Ostrog das Neue Testament, und 1581 die ganze Bibel in slawonischer Sprache. Daß er zu Lemberg 1583 starb, konnte dem hochw. Verfasser noch nicht bekannt seyn, da man seinen Grabstein im Onuphriikloster daselbst erst später entdeckte. Ein lesenswerther Aufsatz darüber steht im russischen Boten (Wiestnik) 1822, von Hrn. Kalajdowitsch. S. auch Spisok ꝛc. d. i. Schrift über die russischen Denkmäler, vom Hrn. Hofrathe P. von Köppen, S. 89.

Von Gerasim Danilowitsch erfahren wir nicht mehr, als daß er die Ostroger Bibel mit Vorreden versah und einige nach der Sylbenzahl verfaßte Verse beyfügte. Dieser Gerasim war ehedem Vicekapitän des Schlosses Kamenec und später Rector der Ostroger Akademie (Schule) und hieß eigentlich Smotricki. Er schrieb ein kleines Werkchen über den neuen römischen Kalender, Ostrog 1587, in 4. Sein Sohn war der nachfolgende, als Grammatiker und Polemiker berühmte,

Meletius Smotricki, Erzbischof von Polotsk. Als 1623 zu Witepsk der unirte Erzbischof Joasaf Kuncewitsch von den hart gedrückten und gereizten Nichtunirten erschlagen ward, und Meletius in Verdacht des veranlaßten Mordes gerieth, entfernte er sich und ging nach Griechenland und Palästina. Bey seiner Zurückkunft 1627 schwor er am 23. Februar dem Papste Gehorsam und gab seine Apologie heraus. Diesen Schritt sogleich wieder bereuend, stellte er sich frey und ungezwungen zu Kiew ein, zerriß und verbrannte sein Buch in der Versammlung der nicht unirten Geistlichkeit. (Dieß erzählt sein Biograph Suscha von der unirten Partey freylich ganz anders.) Kaum hatte er Kiew verlassen, so schrieb er 1628 seine Paränesis für die Union. Sie wurde 1629 zu Krakau gedruckt. Für seinen Eifer für die Union ward er vom Papste Urban zum Erzbischof von Hierapolis ernannt und starb als Archimandrit zu Derman 1633. Seine Grammatik (zu Jewie bey Wilna 1619) ist viel vollständiger, als die von dem litauischen Protopop Laurentij Zizania zu Wilna 1596 herausgegebene, und wurde bey der neuen Bearbeitung (Moskau 1648) zum Grunde gelegt. Die Ausgabe vom Jahr 1629, als die zweyte, ist wohl sehr zweifelhaft.

Nebst diesem gehören noch zwey und sechzig Schriftsteller ins siebenzehnte Jahrhundert, von welchen wir nur wenige hier anführen wollen.

Dionisij, seit 1610 Archimandrit des Sergiiklosters (Troitza), wußte den Patriotism der Russen, eines Posharski und Minin, zu wecken, durch deren Unternehmung Moskau von den Polen befreyet ward. Er verbesserte die alte Agende (Potrebnik) 1616, rügte ihre Fehler freymüthig, insbesondere in einem Gebete den Zusatz i ognem (und durch das Feuer). Er ward deßhalb angeklagt, als Ketzer verdammt, seiner Würde entsetzt. Zur Buße wurden ihm täglich tausend Verbeugungen (poklony) auferlegt. Im Jahre 1619 kam der Patriarch von Jerusalem, Theophan, nach Moskau und setzte Filaret zum Patriarchen von Rußland ein. Nun wurde (1620) Dionisij vorgerufen, um sich über den verworfenen Zusatz i ognem gegen seine Ankläger zu vertheidigen. Beyde Patriarchen erkannten seine Unschuld. Dionisij erhielt seine vorige Würde wieder und starb 1632. Filaret ließ die übrigen Patriarchen des Orients über den Zusatz i ognem befragen, und nach erhaltener Antwort ihn in allen Agenden löschen.

Peter Mogila, seit 1633 Metropolit von Kiew, Galizien und Kleinrußland, Sohn des walachischen Fürsten Simeon Joannowitsch, starb 1647. Groß sind seine Ver-

dienste um Kirche und Schulen, die hier geschildert werden. Im ersten Jahre seiner Archimandritenwürde, 1629, gab er ein Liturgiarion (Meßbuch), 1645 und 1646 einen kurzen Katechism, 1646 den größern Trebnik (Agende). Die wichtigste seiner Schriften ist das Glaubensbekenntniß der morgenländischen Kirche, das er schon 1643 in vulgargriechischer und lateinischer Sprache der zu Jassy versammelten Synode zur Begnehmigung vorlegen ließ. Der Aufsatz ward an die orientalischen Patriarchen geschickt, und kam lange nicht zurück. Hier werden nun die Uebersetzungen und Ausgaben dieser Konfession aufgezählt. Nikusij Panagiot, Dolmetscher an der Pforte, ließ sie zu Amsterdam in griechischer Sprache drucken. Das zweyte Mal kam es 1672 heraus. Der Upsaler Professor Lorenz Normann übersetzte sie in die lateinische Sprache. Diese Uebersetzung wurde mit dem griechischen Original zu Leipzig 1695 gedruckt. Erst 1685 ward sie zu Moskau ins Slawonische übersetzt, und daselbst von dem Patriarchen Adrian 1696 zum Drucke befördert, worauf nach der Zeit gar viele Auflagen folgten, unter denen wir nur die von Peter Alexiejew mit Noten versehene (Moskau 1769) nennen. Leonhard Frisch übersetzte sie ins Deutsche, Berlin 1727. 4. C. Gottl. Hofmann gab sie zu Breslau 1751 griechisch, lateinisch und deutsch heraus. Zu diesen drey Sprachen fügte der Protopop Alexiejew noch die slawonische Uebersetzung hinzu, davon aber nur der erste Theil und dreyßig Fragen des zweyten Theils (Moskau 1781) gedruckt worden. Die weitere Ausgabe mußte einiger freyerer Anmerkungen wegen unterbleiben.

Arsenij Suchanow ward 1649 nach dem Orient geschickt, um alte griechische Handschriften aufzukaufen. Er besuchte Konstantinopel, die griechischen Inseln, kam bis Alexandrien, wo er dem Patriarchen Joannikij verschiedene Fragen über kirchliche Satzungen und Gebräuche zur Entscheidung vorlegte. Zu Jerusalem verweilte er einige Zeit, und kam über Georgien und den Kaukasus 1651 wieder zurück. Das Original seiner Reisebeschreibung (Proskinitarij oder poklonnik betitelt), ist in der Patriarchal-Bibliothek zu Moskau noch vorhanden. Der Metropolit Eugenij beschuldigt hier die Raskolniken einer Verfälschung, indem sie in ihren Abschriften den Reisenden Dinge sagen ließen, wie zum Beyspiele von dem Kreuzmachen mit zwey Fingern, die ihren Meinungen günstig sind. Im Jahre 1654 schickte denselben Arsenij der Patriarch Nikon auf den heiligen Berg (Athos), abermal um griechische und alte slawonische Handschriften aufzusuchen und einzukaufen. Er brachte gegen 500 Stück nach Moskau, worunter sich ein

griechisches Evangelienbuch aus dem sechsten Jahrhundert befand. Doch macht es Matthäi in seinem Kataloge der Moskauer Handschriften jünger. Uebrigens mißbilligt der Metropolit, daß Arsenij die kirchlichen Gebräuche der Griechen aus Gehässigkeit so übel beschrieben und dadurch großes Aergerniß gegeben habe. Sonst rügt man auch manche Lügen in seinen Erzählungen. Er starb 1668. Nach dem Modell von der Kirche zu Jerusalem, das er nach Rußland brachte, ließ der Patriarch Nikon Neujerusalem vierzig Werste von Moskau bauen.

Einer der rüstigsten Uebersetzer war der Priestermönch Epiphanij Slawineckij. Er ward in die von dem Bojar Rtistschew unweit Moskau neu erbaute Einöde der Verklärung Christi aus Kiew 1649 berufen, um daselbst mit andern Brüdern nützliche Bücher zu übersetzen. Nach der Absicht des für die Aufklärung Rußlands wohlthätigen Stifters sollte diese Einöde eine Art gelehrter Kongregation werden. Von Epiphanij's Uebersetzungen aus dem Griechischen wurden in einem Bande (Moskau 1664. 4.) gedruckt des h. Chrysostomus Leben, dessen sechs Reden vom Priesterthume, denen noch ein Brief Basilius des Großen und ein zweyter des Patriarchen von Konstantinopel, Gennadius, beygefügt sind. In einem andern Bande (Moskau 1665. Fol.) stehen folgende Stücke beysammen: funfzig Reden Gregors von Nazianz, elf Homilien von Basilius, vier Reden von Athanasius von Alexandrien wider die Arianer, das Buch Nebesa, oder Auslegung des orthodoxen Glaubens, von Johann dem Damascener. Ungedruckt blieben Wlastars verkürzte Sammlung der Kanonen, von neuem nach einer dem Verfasser gleichzeitigen Handschrift vom Jahr 1342 richtiger, als es 1542 geschehen war, übersetzt, und selbst diese neue Uebersetzung revidirte sein Mitarbeiter, der Priestermönch Euthimij, im Jahr 1695, und fügte die Vorrede des Metropoliten von Gaza, Paisij Ligarid, bey. Ferner die neue Uebersetzung von Konstantin Armenopuls Sammlung von Kanonen und Gesetzen. Von einer Kosmographie aus dem Griechischen ist nur der erste Theil von Epiphanij selbst, der zweyte und dritte von seinen Gehülfen. Sein vollständiges griechisch-slawonisch-lateinisches Lexikon wollte zwar 1707 der Nowgoroder Metropolit Job zum Drucke befördern, allein auch dieß unterblieb. Die Vorrede zu dem Buche Skrižal, das der Patriarch Nikon 1656 herausgab, ist von Epiphanij verfaßt, so wie viele Artikel in demselben von ihm aus dem Griechischen übersetzt worden sind. Sehr schätzbar ist die aus dem Archiv des Kollegiums auswärtiger Geschäfte hier buchstäblich mitgetheilte Nachricht von dem Auftrage,

der ihm 1674 gemacht wurde, eine ganz neue slawonische Uebersetzung mit einigen Gehülfen zu fertigen. Allein er konnte nur das Neue Testament zur Berichtigung vornehmen. Sein im Jahr 1676 erfolgter Tod machte die völlige Ausführung des schönen Unternehmens unmöglich.

Referent glaubt, es sey ihm erlaubt eine Vermuthung zu äußern, an diesem gelehrten Manne denjenigen Verbesserer gefunden zu haben, der in dem Moskauer Nachdrucke der slawonischen Bibel vom Jahr 1663 bey einigen fehlerhaften Stellen dem Texte durch Randglossen nachhelfen wollte, und in der Vorrede frey gesteht, daß die alte Uebersetzung gar vieler Verbesserungen bedürfe. Der Patriarch Nikon, da er sich von seinem Sitze entfernt hatte, hat keinen Antheil an dieser noch unverbesserten Ausgabe. Sie kam ohne seinen Segen (blagoslovenie) heraus. Er machte sogar dem Zar Vorwürfe darüber.

Von Epiphanij's Mitarbeiter, Arsenij Satanowskij, stehen sechs Aufsätze aus dem Griechischen übersetzt im Anthologion (Moskau 1660, Fol.). Die Beschreibung von Konstantinopel von ihm aus dem Lateinischen übersetzt, und Kodins Werk von den Aemtern des Hofes und der großen Kirche zu Konstantinopel blieben ungedruckt. Noch ist unter den Handschriften der Patriarchal-Bibliothek seine Uebersetzung von dem griechischen Chronograph des Metropoliten Dorotheus von Monembasia zu bemerken. Eine zweyte Handschrift von dieser Chronik befindet sich bey den W. W. Schotten in Wien, 660 Bogen stark, in 324 Kapitel eingetheilt, wovon die weitläufige Anzeige in Alters philologisch-kritischen Miscellaneen nachzulesen ist.

Innokentij Gizel starb 1684 als Archimandrit des Höhlenklosters zu Kiew. Er war in Polnisch-Preußen von reformirten Aeltern geboren, kam im Jünglingsalter nach Kiew, trat zur griechisch-russischen Kirche über und ward daselbst als Mönch geschoren. Peter Mogila, der für seine lateinisch-russische Schule zu Kiew taugliche Lehrer brauchte, schickte ihn nebst andern Studien halber nach Lemberg. Im Jahr 1648 ward Gizel Igumen und Rector der Kiewer Schule. Unter seinen Schriften ist seine Synopsis der russischen Geschichte, die er aus polnischen Schriftstellern zusammen stoppelte, die bekannteste. Sie erschien in der Kiewer Laura 1674, 1678 und 1680 in 4. Da es vor Lomonossows kurzer russischen Chronik kein anderes gedrucktes Geschichtsbuch gab, hatte diese Synopsis, die nach des Metropoliten Eugenij Urtheile voll Fehler und Unrichtigkeiten ist, das Glück, gar oft aufgelegt zu werden. Seit 1718 bis 1810 sind neun Ausgaben bey der Akademie der Wissen-

schaften veranstaltet worden. Gizel nahm sich vor, nach Mogila die Heiligenlegenden zu verbessern und fortzusetzen, allein diese Arbeit vollendete erst der h. Demetrius.

Des Patriarchen Nikon Biographie ist mit vieler Umsicht, und mit genauer Kenntniß aller Umstände, unter welchen seine Absetzung eingeleitet und bewirkt worden, abgefaßt. Nachdem Nikon als Priester zehn Jahre im Ehestand gelebt hatte, ward er Mönch und seine Frau Nonne. Als Igumen von dem Nowgoroder Metropoliten 1646 nach Moskau geschickt, hatte er das Glück, dem Zar Alexej Michailowitsch zu gefallen. Nach dessen Willen wurde er Archimandrit im Kloster Nowospas zu Moskau, bald darauf (1648) Metropolit zu Nowgorod. Von nun an ward zwischen ihm und dem Zar ein Briefwechsel gepflogen. Am 25. July 1652 ward er als Patriarch eingesetzt, aber schon nach sechs Jahren vermied er den Hof, dessen Kälte oder Abneigung ihm unerträglich war, und begab sich von Moskau in das von ihm kurz vorher erbaute Kloster der Auferstehung. Diese Entfernung nahm der Zar sehr übel, und 1660 ward eine Synode zusammen berufen, die den Patriarchen richten und einen andern wählen sollte. Dieß lehnte die Synode ab, weil es ohne Beytritt der orientalischen Patriarchen nicht geschehen könne.

Paisij Ligarid, Metropolit von Gaza, kam eben nach Rußland, ward gut aufgenommen. Dieser, von Nikons Feinden gewonnen, machte dem Zar 1663 den Vorschlag, den beschuldigten Nikon von den orientalischen Patriarchen richten zu lassen. Dabey ließ sich Paisij gar gut brauchen. Nur zwey der eingeladenen Patriarchen, der eine von Alexandrien, der andere von Antiochien, erschienen zu Moskau und hielten mit der russischen Geistlichkeit 1667 eine Synode, worin Nikon verdammt, der Patriarchenwürde verlustig erklärt und als gemeiner Mönch in ein weit entferntes Kloster geschickt ward. Alexij's Nachfolger hieß ihn 1680 in sein Kloster (der Auferstehung) zurückkehren, allein Nikon starb auf der Reise dahin 1681, am 17. August, im fünf und siebenzigsten Jahre seines Alters. Was ihm die Ungnade des Zars Alexej, der ihm sonst so gewogen war, eigentlich zugezogen, darüber sind die Meinungen gleichzeitiger und späterer Schriftsteller sehr getheilt. Aus des kaiserlichen Gesandten, Barons von Meyerberg, Reise nach Moskau führt hierüber Eugenij eine lange Stelle an, Anderer Urtheile prüft er; Kulczinski's Vorgeben, daß Nikon habe wollen Papst genannt werden, und an den Papst appellirt hätte, entkräftet er, und gegen die ungeheuren Beschuldigungen der Raskolniken vertheidigt er ihn. Wäre er als Patriarch län-

ger wirksam geblieben, so hätte er die Verbesserung der liturgischen Bücher, wozu er große Anstalten machte, viel eifriger betrieben als seine Vorgänger. Unter seinen Schriften zeichnet sich ihres Umfanges wegen die von ihm so genannte Nikonische Chronik aus, die bis zum Jahre 1630 reicht, und in acht Theilen, seit 1767 bis 1792, gedruckt worden ist. Gegen Schlözer und Backmeister behauptet der hochw. Metropolit, daß Nikon selbst der wahre Verfasser derselben ist, und daß er schon zu Nowgorod seit 1648 daran gearbeitet haben mag. Die vorhandene Handschrift ist von ihm 1661 eigenhändig unterschrieben worden.

Simeon Petrowskij, gewöhnlich von seinem Geburtsorte Polotskij genannt, (geb. 1628, gest. 1680), studirte auf polnischen Akademien, und ward in Weißrußland zum Mönche geschoren. Er kam 1667 nach Moskau, wo man ihn als einen rechtgläubigen gelehrten Mann zu schätzen wußte. Ihm ward die Erziehung des Zarewitsch Fedor Alexejewitsch anvertrauet. Er lebte daher am Hofe. Seine Schriften ließ er in einer eigenen, im zarischen Pallaste von ihm errichteten Druckerey drucken, unter welchen sein Psalter (1680 Fol.) in Versen geschätzt wird. Vieles blieb ungedruckt, wie sein Rhythmologion oder Stichoslow, den er 1678 sammelte, aus fünf und neunzig Artikeln bestehend. Darin sind der russische Adel zum Lobe des Zars Alexej Michailowitsch, eine Komödie vom verlornen Sohne, eine Tragödie von Nabuchodonosor zu lesen. Die Elegie, wo er den verstorbenen Zar Al. Mich. rathend und mahnend darstellt, wird hier als sehr schön gerühmt. In der Dichtkunst diente er lange als Vorbild. Unter seinen Uebersetzungen werden genannt, Peter Alfons wider die Juden, von Mahomet, Gregor des großen Buch curae pastoralis u. s. w. Für die slawisch-griechisch-lateinische Akademie zu Moskau entwarf er die Satzungen. Unter dem Patriarchen Joasaf ward Polotsky's Regierungsstab (žezl pravlenija) wider die Raskolniken in Namen der russischen Geistlichkeit 1668. Fol. gedruckt. Der Patriarch Joakim fand 1690 manches in Polotsky's dogmatischen Schriften nicht orthodox genug, weßhalb sie verboten wurden. Man nahm auch Anstoß daran, daß er auswendig erlernte Predigten hielt, da ehedem nur Homilien des Chrysostomus oder anderer Väter vorgelesen wurden.

Einer der fruchtbarsten Schriftsteller in Prosa und Versen, im historischen Fache sowohl, als im theologischen, ist der Metropolit von Rostow, Dimitrij, geb 1651, gest. 1709, seit 1752 in die Zahl der russischen Heiligen versetzt. Die Sammlung seiner Reden und anderer Schriften kam in sechs Theilen zu Moskau 1786, in 4., zum zweyten Mal daselbst 1705 —

1807 heraus. Das von ihm zu Stande gebrachte große Legendenbuch (czeti minei), nach zwölf Monaten eingetheilt, besteht aus vier dicken Bänden in Fol., wovon die erste Ausgabe zu Kiew 1695 — 1710, die zweyte daselbst 1711 — 1716, die dritte, auf Befehl der Synode durch den Chutyner Archimandriten Joasaf Mitkewitsch, und den Hierodiakon Nikodem in vielen Stellen verbessert, zu Moskau 1759 erschien. Sein polemisches Werk gegen die Raskolniken, Rozysk, die Untersuchung, betitelt, endigte Dimitrij kurz vor seinem Tode, und ließ es durch Abschriften in seiner Eparchie verbreiten. Gedruckt wurde es zu Moskau 1745 in Fol., zu Kiew 1748 in 8., zu Moskau 1755 und wieder 1762 in Fol., und später noch oft. Zur Verfassung seiner Zellen-Chronik (ljetopis Kelejnaja), die die biblische Geschichte bis zum Jahr der Welt 3600 enthält, gab der Mangel an slawonischen Bibeln, die in jenen Gegenden nicht zu haben waren, Anlaß. Seine in Versen und Reimen verfaßten Dramen sind unter Nr. 19 bis 24 verzeichnet. Die Esther ward in der großen Fasten auf dem Hoftheater unter der Kaiserin Elisabeth Petrowna gegeben. In Vorstellungen, worin Christus und Maria auftreten sollten, brauchte man nur Bilder, und keine wirkliche Personen dazu.

Da es noch immer an tauglichen Lehrern in Schulen fehlte, ließ man sie gewöhnlich aus Griechenland holen. So kamen die Brüder Lichud, Joannikij und Sofronij aus Cefalonien, mit Empfehlungen von dem Patriarchen von Konstantinopel, 1685 nach Moskau, und wurden an der bey der geistlichen Typographie unlängst errichteten griechischen Schule als Lehrer angestellt, wo sie in lateinischer und griechischer Sprache Grammatik, Rhetorik, Logik und Physik vortrugen, auch vierzig Knaben in der italienischen Sprache unterrichteten.

Joannikij ward 1688 in Geschäften des Hofes noch Venedig geschickt, wo er drey Jahre blieb. Auf seiner Rückreise über Wien beschenkte ihn Kaiser Leopold mit einer goldenen Medaille sammt Kette.

In dem unter dem Patriarchen Joakim entstandenen Streite über die Transsubstantiation (ob die Verwandlung durch die Worte Christi: nehmet und esset, oder durch die Anrufung des Priesters geschehe), trugen die Lichuden in ihrem geistlichen Schwerte und andern Schriften die orthodoxe Meinung der griechischen Kirche, gegen die Behauptung vieler Andern vor. Dieß zog ihnen eine Verfolgung zu; sie wurden unter dem Patriarchen Adrian ins ipatische Kloster nach Kostrom verwiesen, wo sie sich durch funfzehn Jahre mit Verfertigung verschiedener Schriften, als einer griechischen Grammatik, einer Logik und

Dialektik in griechischer und lateinischer, eines Systems der Theologie in altgriechischer Sprache, beschäftigten. Zu Nowgorod führte der Metropolit Job bey seinem Hause eine griechisch-lateinisch-slawische Schule ein, und erwirkte 1706 bey Peter die Erlaubniß, beyde Brüder bey seiner Schule anstellen zu dürfen. Nach zwey Jahren ging Sofronij wieder nach Moskau, wo ihn der Metropolit Stephan Jaworskij zurückhielt. Er bekam das Lehramt an der griechischen Schule, wie zuvor. Auch sein Bruder Joannikij begab sich 1716 auf hohen Befehl dahin, wo er 1717 am 7. August im vier und achtzigsten Jahre seines Alters starb. Das griechische Epitaphium, von seinem jüngern Bruder verfaßt, ist nebst einer buchstäblichen russischen Uebersetzung im Lexikon ganz abgedruckt. Sofronij blieb bis 1722 zu Moskau, ward Archimandrit zu Solotschin, und starb daselbst 1730, acht und siebenzig Jahre alt. Da ihm nebst drey andern Gelehrten, 1712 aufgetragen wurde, die alte slawonische Bibel ganz nach den Septuaginta zu verbessern, so wird hier unter dem Artikel Sofronij Lichud eine kurze Geschichte dieses Unternehmens eingeschaltet. Die verbesserte Uebersetzung ward 1723 zu Stande gebracht, und nach Petersburg geschickt Nach einer Verordnung vom 5. Febrnar 1724 wurde befohlen, sie dem Drucke zu übergeben, doch sollte sie zuvor, um sie noch einmal mit den Septuaginta zu vergleichen, dem Archimandriten Theophylakt Lopatinsky und dem Griechen Kondoidi übergeben werden. Nach Peters Tode verfügte (10. November 1725) die Kaiserin Katharina I., daß die Arbeit noch vor der Ausgabe in der Synode gemeinschaftlich mit den Korrektoren übersehen werden sollte. Diese Verfügung bestätigte auch die Kaiserin Anna 1735 mit dem Befehle, mit der Ausgabe der Bibel zu eilen. Bald darauf fing man den Druck der Bibel im Alexander-Newsky-Kloster an, und endigte ihn 1739. Allein von diesem Drucke wurde zwar das neue Testament, woran nicht viel zu ändern war, mit der Jahrzahl 1745 herausgegeben, nicht aber das alte Testament, daher nun die außerordentliche Seltenheit der Exemplare, besonders des alten Testaments. Referenten kamen 1792 zu Petersburg und Moskau Exemplare vom alten Testamente zu Gesicht, die aber nur bis zum Buche Esdras reichten, und er zweifelt sehr daran, daß man mit dem Drucke weiter fortgefahren, indem man nach reiferer Ueberlegung den Plan änderte und den Leser durch die unter dem Texte angezeigten Varianten in Betreff der alten und neuen Uebersetzung nicht stören wollte. Aus diesem Grunde unterblieb der weitere Abdruck nach dem frühern Entwurfe. Es dürfte also von diesem nicht zu Stande gebrachten ersten Drucke (in Rücksicht des

alten Testaments) in der Vorrede zu der nach dem neuen Plane endlich vollendeten Ausgabe der ganzen Bibel im Jahr 1751 auch keine Erwähnung geschehen. Diese vollendete Verbesserung der slawischen Bibel hat man zuerst dem Archimandriten Ilarion Grigorewitsch, und Jakob Blonicky, dann zuletzt den zwey Priestermönchen Barlaam Ljastschewsky und Gedeon Slominsky zu danken. Wie sehr das Bücherwesen und die Schriftstellerey, besonders seit Peter dem Großen, im russischen Reiche zunahm, ist schon aus der merklich größern Anzahl der geistlichen Schriftsteller im achtzehnten Jahrhunderte abzunehmen. Unter ein und neunzig hier aufgestellten, vor 1719 verstorbenen, sind schon mehrere, deren Namen und Verdienste um die Gelehrsamkeit man auch im Auslande kennt.

Stephan Jaworsky (geb. zu Lemberg 1658, gest. zu Moskau 1722), Metropolit von Räsan, seit 1702 Administrator des Patriarchats, seit 1721 Präsident der h. Synode, bekannt durch sein strenges Verfahren gegen Ketzer. Sein Buch, kamen vjery betitelt, d. i. Fels des Glaubens der orthodoxen, katholischen, orientalischen Kirche, gegen Lutheraner und Kalviner gerichtet, kam erst nach seinem Tode zu Moskau 1728 in Fol. heraus. Darüber erschien 1729 in den Leipziger gelehrten Akten eine sehr scharfe Recension, zu Jena eine epistola apologetica contra Stephanum Javorscium. Dagegen schrieb Bernard Ribera, ein Dominikaner, ein responsum Ant-apologeticum für Jaworsky, Wien 1731, der Kaiserin Anna (doch ohne Erlaubniß) zugeeignet. In Tübingen veranstaltete man 1731 einen lateinischen Auszug aus Jaworsky's Buche, unter dem Titel: Stephani Javorscii Genius. Viele Protestanten bestritten nun das gegen sie gerichtete Buch und zeigten unter andern, daß es großentheils aus des Jesuiten Becans Kontroversen entlehnt sey. Lorenz Mosheim gab gegen das Kapitel von der Bestrafung der Ketzer eine eigene Disputation zu Helmstedt 1731 heraus. Das Buch ward endlich selbst in Rußland verboten, die Exemplare konfiscirt, und erst 1740 wieder erlaubt. In Rom aber wurde von der Propaganda eine lateinische Uebersetzung des ganzen Buches besorgt. Anlaß zu dem nie gehobenen Mißverständniß zwischen ihm und Theophanes Prokopowitsch gab Jaworsky's Schrift, die gegen dessen in der Kiewer Akademie vorgetragenen Theologie gerichtet war, als eben 1718 Theophanes zum Bischof von Pskow ernannt wurde.

Gabriel Buzinskij, Bischof von Räsan und Murom, starb zu Moskau 1731; hielt 1726 Peter I. die Leichenrede, die der englische Pastor Thomas Conset lateinisch übersetzte und

zu Berlin 1726 drucken ließ. Eine vollständigere Sammlung seiner in Gegenwart des Hofes gehaltenen Predigten veranstaltete Müller, die Nowikow 1784 auflegte. Auf Befehl des Monarchen übersetzte er mancherley nützliche Bücher: Puffendorfs Einleitung zur Geschichte der europäischen Staaten, Petersburg 1718, und wieder 1726. Stratemans Theatrum, 1724 in Fol. Beyde dieser Bücher sind unter der Kaiserin Anna verboten, und die Exemplare confiscirt worden. Ihm ward auch die Revision der russischen Uebersetzung von Moreri's großem historischen Wörterbuche aufgetragen, die Peter I. schon 1716 machen ließ, davon sind 427 geschriebene Hefte von A bis U in der Bibliothek der h. Synode vorhanden.

Theophanes Prokopowitsch (geb. 1681 zu Kiew, gest. 1736 zu Petersburg), Erzbischof von Nowgorod und bey Eröffnung der h. Synode zweyter Vicepräsident, unstreitig der gelehrteste Hierarch in der russischen Kirche. In seiner Jugend trat er in Litauen in ein Kloster der Uniaten; ward nach Rom geschickt, von da er wieder nach Polen zurück ging, und zu Poczajew bey den Orthodoxen (d.i. nicht Unirten) Mönch wurde. Nach Kiew berufen, lehrte er daselbst seit 1705 Dichtkunst, Rhetorik, Philosophie und Theologie, und verfaßte eigene Lehrbücher darüber. Peter kam als Sieger bey Pultawa nach Kiew; Theophanes empfahl sich ihm durch seinen Panegyrikus, der in russischer Sprache nebst einer lateinischen Uebersetzung 1709 gedruckt wurde. Zu Petersburg (seit 1716) genoß er das Zutrauen des Monarchen. Im Jahr 1719 entwarf er das geistliche Reglement, das in deutscher Uebersetzung auch dem Auslande bald bekannt wurde. Seine Schriften hat Eugenij sehr genau verzeichnet, wovon dreyßig in russischer, fünf in lateinischer Sprache gedruckt worden. Die Lucubrationes N. 2. (Breslau 1743) bestehen aus fünf Stücken, und N. 4. enthalt sieben theologische Tractate. Von ungedruckten Aufsätzen werden sechs und zwanzig, von kleinern Gedichten dreyzehn Stücke aufgezählt. Auf den Vorschlag der Sorbonne, die griechische Kirche mit der lateinischen zu vereinigen, hat 1718 nicht nur Jaworskij, sondern auch Theophanes Antworten verfaßt, allein nur des letztern seine ward an die Sorbonne abgeschickt. Ueber Ribera's, eines Dominikaners, der sich in Petersburg bey dem spanischen Gesandten aufhielt, Antapologie übergab er 1733 an das Kabinet seine kritischen Bemerkungen, worin er zeigte, wie gefährlich dies Buch sey. Von seinen eigenen Schriften ist diejenige, worin er das Recht des Monarchen, einen Nachfolger nach seinem Willen zu ernennen, geradezu behauptet, auf Befehl des Kaisers Peter II. 1727 verboten und

konfiscirt worden. Seine Bibliothek von 4000 Büchern ist dem Nowgoroder Seminarium übergeben worden.

Theophylakt Lopatinsky, Erzbischof von Twer, Mitglied der h. Synode, seit 1725 Vicepräsident derselben. Noch als Rector der Moskauer Akademie feyerte er 1709 die Apotheose des russischen Herkules, des Kaisers Peter I. im Namen der ganzen Akademie. Auf den Sieg bey Pultawa verfertigte er, dem höchsten Auftrage gemäß, den Kirchendienst, gedruckt zu Moskau 1710, zu Petersburg 1725. Ueber den mit den Schweden geschlossenen Frieden hielt er 1722 eine Rede, die mit einer deutschen Uebersetzung erschien. Der größere Theil seiner Reden blieb ungedruckt. Zwey polnische Schriften, eine wider die Raskolniken, die andere wider die Lutheraner und Kalviner, zur Ergänzung des Jaworskischen Buches kamen vjery, das er zum Drucke 1728 approbirte, zogen ihm die Unzufriedenheit des tolerantern Theophanes und des Herzogs Biron zu. Um ihnen auszuweichen, bat er 1731 um Erlaubniß, sich in seine Eparchie begeben zu dürfen. Aber auch hier blieb er nicht unangefochten. Das Buch kamen ward verboten, seine eigene Schrift aber wider die Protestanten ward zur Untersuchung in die geheime Kanzley genommen, er selbst unter starker Bewachung dahin gebracht, über die drey Punkte zur Rede gestellt. Vom 24. August bis 6. Oktober ward er mit seiner Dienerschaft im Twerischen Klosterhofe fest gehalten, ohne ausgehen zu dürfen, endlich wieder nach Twer geführt. Zum zweyten Male ward er (1735) nach Petersburg gebracht, unter starker Bewachung fest gehalten. Unter dem Vorsitze seines Kollegen bey der h. Synode ward er gerichtet, der erzbischöflichen Würde und des Mönchthums beraubt, und als ein Laie unter dem Namen Theodor der geheimen Kanzley übergeben. Drey Jahre ward er unter geheimer Wache im Klosterhofe fest gehalten, zuletzt, schon vom Schlage berührt, in die Kaserne der Petersburger Festung eingesperrt, wo er zwey Jahre, bis zum Tode der Kaiserin Anna und Birons Sturze verblieb. Erst die Regentin Anna befahl zu Ende des Jahres 1740 ihn zu befreyen und in voller Sitzung der h. Synode ihn in seine vorige Würde feyerlich einzusetzen. Seiner Schwäche wegen blieb er im Klosterhofe zu Petersburg, wo er 1741 am 6. May verschieden und mit allen Ehren begraben worden ist.

Jakob Blonickij, Priestermönch (geb. 1711), kam 1724 in die Schule nach Kiew, ward 1729 zum Mönch geschoren, 1741 nach Twer berufen, wo er die Rhetorik, seit 1743 in der Akademie zu Moskau die griechische Sprache lehrte. Hier schrieb er für seine Schüler eine griechische Grammatik in latei-

nischer Sprache und übersetzte Epiktets Enchiridion ins Slawische. Seit 1745 bis 1748 war er zu Moskau und Petersburg mit dem Archimandriten Hilarion Grigorewitsch mit der Verbesserung der slawonischen Bibel beschäftigt. Inzwischen übersetzte er Chrysostoms Buch vom Priesterthum. Zu Bielgorod, wohin er den Bischof Joasaf begleitete, übersetzte er die unter dem Patriarchen Dositheus 1672 zu Jerusalem gehaltene Versammlung gegen die lateinische Irrlehre, ferner des Dionysius Areopagita Buch von der himmlischen und kirchlichen Hierarchie. Im Jahr 1751, um sich mit der Literatur griechischer Väter bekannter zu machen, ging er nach Griechenland. Auf dem Berge Athos suchte er alte Handschriften der Väter und Kirchenbücher auf, und verglich sie mit den slawonischen Uebersetzungen; verfaßte daselbst ein griechisch-slawonisches, und ein slawisch-griechisch-lateinisches Lexikon von etwa achtzig tausend Wörtern, nebst einer slawischen Grammatik. Im Jahr 1761 kehrte er über Konstantinopel und die Krim nach Kiew zurück, wo er an der Vermehrung und Vollendung seiner Wörterbücher arbeitete, und noch ein drittes (ein lateinisch-slawisches) von 42,000 Wörtern zusammen trug, wobey er sich eines alten lateinisch-slawischen, und eines zweyten vom h. Demetrius verbesserten bediente. Schade, daß nicht wenigstens das slawisch-griechisch-lateinische ans Licht trat, das gewiß Polykarps sehr mangelhaftes Wörterbuch vom Jahr 1704 weit übertroffen haben würde.

Barlaam Ljastschewsky, aus Kleinrußland, starb als Archimandrit des Donischen Klosters zu Moskau 1774. Als Lehrer der griechischen Sprache in der Akademie zu Kiew schrieb er in lateinischer Sprache eine griechische Grammatik. Sie ward zu Breslau 1746 zum ersten Male gedruckt, dann verbessert mit beygefügter Chrestomathie zu Leipzig 1779, zu Moskau 1814, und wird in allen geistlichen Seminarien als klassisches Buch gebraucht. Man übersetzte sie auch ins Russische, Petersburg 1788. Von der h. Synode ward ihm und dem Priestermönch Gedeon Slominskij aufgetragen, die von andern Gelehrten gemachten Verbesserungen der slawischen Bibel zu übersehen. Er hat auch fast ganz allein das alte Testament mit dem griechischen Texte verglichen und die neue Uebersetzung so eingerichtet, wie sie in der zu Petersburg 1751 gedruckten verbesserten ersten Ausgabe zu finden ist. Alle spätern Ausgaben sind nur Wiederholungen der ersten. In der Vorrede dazu hat Barlaam L. die ganze Geschichte der so oft und von so vielen unternommenen, und lange nicht geendigten Bibelverbesserung vorgetragen. Daß darin auch alle gemachten Verbesserun-

gen, wie es hier heißt, genau und vollständig angezeigt wären, muß Ref. sehr bezweifeln, indem er sich durch öftere Vergleichung überzeugte, daß im neuen Testamente zwar die wichtigern, bey weitem nicht alle, im alten Testamente aber nur sehr wenige veränderte Stellen in der Vorrede angegeben worden. Es wäre dieß bey einigen Büchern des alten Testaments, worin zu viel geändert werden mußte, nicht einmal möglich gewesen, und bey denen, die vormals aus der Vulgata übersetzt waren, wollte man sich mit der allgemeinen Bemerkung begnügen, daß sie nun nach den Septuaginta übersetzt erschienen.

Joann Joannowitsch Sidorowskij, ein Priester (geb. 1748, gest. 1795), lehrte im Seminarium zu Kostrom die lateinische und griechische Sprache, die Moral in einem Nonnenkloster zu Petersburg, gab daselbst eine Auslegung der Evangelien für die Sonn- und Festtage, auch eine Anleitung zur Tugend heraus. Er hatte Antheil an dem großen russischen Wörterbuch der russischen Akademie, deren Mitglied er war. Der Buchstabe B ist ganz, nebst einem Theile von A, von ihm, und die Sammlung der von O anfangenden Wörter ward unter seiner Aufsicht gedruckt. Aus dem Griechischen übersetzte er Kedrens Chronik, Moskau 1794. 3 Th. in Fol., Chrysostoms noch nicht übersetzte Homilien, in 2 Theilen, 1787 und 1791, desselben auserlesene Reden, Moskau 1792; mit dem Translator bey der Synode, Pachomow, Lucians Dialogen in drey Theilen, Petersburg 1775, Platons Werke mit Pachomow, in drey Theilen, Petersburg 1780—1785, Pausanias und Strabo's Beschreibung von Griechenland mit demselben, wovon aber nur drey Theile zu Petersburg 1788—1789 gedruckt sind; einen Versuch von der Vorsehung Gottes, aus dem Französischen; einige Theile aus dem Wörterbuch der französischen Akademie für die russische Akademie; fing auch Cyrills von Alexandrien Kommentar über die kleinern Propheten zu übersetzen an, kam aber damit nicht zu Ende.

Ambros Serebrenikow, Erzbischof von Katharinoslaw (gest. 1792 zu Pultawa). Als Professor der Rhetorik im Seminarium der Sergiuslaura schrieb er eine Anleitung zur russischen Redekunst, Moskau 1778, und wiederum 1791. Einige seiner Schriften sind nicht geendigt, andere nicht gedruckt worden. Merkwürdig ist seine Uebersetzung von Miltons verlornem Paradies aus dem Französischen, Moskau 1780, und abermal 1802.

Georg Konisskj, Erzbischof von Weißrußland (geb. 1717, gest. 1795), Mitglied der h. Synode. Die rührende Rede, die er 1765 vor dem König Stanislaw zu Warschau in lateinischer Sprache hielt, worin er die Verfolgungen der Be-

kenner der griechisch-russischen Religion in Polen von Seite der Papisten (Eugenij's Ausdruck) und Uniaten lebendig schilderte, ward sogleich ins Polnische, Deutsche, Französische und Russische übersetzt und in Zeitungen mit besonderer Neugierde gelesen. Zur Zeit der Konföderation 1767 ward er zum Mitgliede des gemeinschaftlichen Gerichtes, das aus Katholiken, Unirten, und Nichtunirten bestand, ernannt, und gab in polnischer Sprache ein Buch, betitelt: die Rechte und Freyheiten der Einwohner griechischen Glaubens in Polen und Litauen, heraus. Mit dem Bischofe von Smolensk, Parthenius Sopkowskij, verfaßte er ein klassisches geistliches Buch, von der Pflicht der Pfarrer, Petersburg 1776, das an alle Kirchen vertheilt wurde, Zu Mohilow führte er ein geistliches Seminarium ein, und bey seinem Hause errichtete er eine Druckerey, worin Theophanis Katechismus mit vielen Zusätzen zuerst 1761 und einige seiner Reden gedruckt wurden. Als Muster der Wohlredenheit ist eine seiner Reden, die er bey der Durchreise der Kaiserin zu Mstislaw hielt, mit Anmerkungen begleitet, in den Abhandlungen und Uebersetzungen der russischen Akademie 1805 aufgestellt worden.

Die Schriftsteller, die noch nach 1801 lebten und vor oder im Jahre 1818 starben, sind bereits oben dem achtzehnten Jahrhunderte zugezählt worden. Unter diesen zeichnen sich einige sehr vortheilhaft aus.

Peter Alexjejewitsch Alexjejew, Protopop an der Hauptkirche der Erzengel zu Moskau (starb 1801). Sein Kirchenlexikon, d. i. Wörterbuch der slawischen, auch wohl griechischen Wörter, die in Kirchenbüchern und Vätern vorkommen, ist mehrmalen gedruckt worden. Die vierte Ausgabe (1817) besteht aus fünf Bänden, die erste vom Jahr 1773 nur aus einem, wozu aber noch zwey Nachträge (1776 und 1779) gehören. Früher übersetzte Peter Al. Grotii Buch de veritate relig. christ. und vermehrte es mit eigenen Anmerkungen, Moskau 1768, und zum zweyten Mal 1801. Im sechsten Theile der Arbeiten der freyen russischen Gesellschaft, deren Mitglied er war, steht von ihm eine Beschreibung der Skorinischen Ausgabe des Apostols zu Wilna 1525. Das orthodoxe Glaubensbekenntniß (von Peter Mogila) ließ er in vier Sprachen, doch nicht ganz abdrucken. Sein historisches Lexikon aller Ketzer und Roskolniken blieb in der Handschrift.

Gabriel Petrow, Metropolit von Nowgorod und St. Petersburg, erstes Mitglied der h. Synode, der kais. Akademie der Wissenschaften Ehrenmitglied, geb. zu Moskau 1731, gest. zu Nowgorod 1801. Vom Lehrer der Rhetorik

stieg er durch alle Stufen des Lehramts und geistlicher Würden, wie die meisten Hierarchen in der russischen Kirche, bis zur Würde eines Metropoliten. Ihm ist der russische Belisar, den die Kaiserin Katharina II. mit ihren Hofleuten bey Gelegenheit der Wasserfahrt auf der Wolga 1767 übersetzte, zugeeignet worden. Als wirkendes Mitglied der russischen Akademie sammelte er für ihr Wörterbuch die drey Buchstaben H, I, K. Seine kurze christliche Sittenlehre kam 1769 in Fol. heraus. Die Belehrungen auf alle Sonn- und Festtage, zum Vorlesen in den Kirchen Rußlands bestimmt, die er mit dem Metropoliten Platon sammelte, erschienen in drey Theilen 1774 in Fol. Seine Auslegung aller katholischen Briefe (doch den ersten Brief Petri erklärte Tichon, Erzbischof von Twer) 1794 zu Moskau. Unter der russischen Geistlichkeit war er der erste, der mit dem Andreasorden geziert worden ist.

Apollos Bajbakow, Bischof von Archangel, Mitglied der russischen Akademie, geb. 1745 in Kleinrußland, gest. 1801. Von seinen im Lexikon verzeichneten zwanzig Schriften nennen wir nur die poetischen Regeln der russischen und lateinischen Dichtkunst, Moskau 1774, und seit diesem Jahre bis 1807 mit Verbesserungen und Zusätzen sieben Mal aufgelegt, die in allen geistlichen Seminarien als klassisches Buch angenommen wurden. Mit diesem wurde auch sein poetisch-historisches Lexikon, das 1781 erschien, nach der Zeit verbunden. Jephthe, eine Tragödie in Prosa, Moskau 1778, und wieder 1782. Erklärungen der Briefe Pauli an die Epheser und Galater 1758, — an die Philippenser und Kolosser 1785, — an die Korinther und Thessaloniker, 1786, Moskau. Der Eugeonit, oder Betrachtungen der sichtbaren Werke Gottes in der Natur, aus Fenelon, Euler, Kraft, Moskau 1782. Slawonisch-russische Grammatik, Moskau, 1794. Aus dem Lateinischen übersetzte Ap. des Kardinals Bona manuductio ad coelum, Moskau 1774 und 1782. Reichels Statistik der merkwürdigsten europäischen Reiche, aus dessen Vorlesungen, die Ap. hörte, Moskau 1775. Gellerts geistliche Lieder brachte er, aus einer buchstäblichen Uebersetzung des deutschen Originals in russische Verse, Moskau 1775, und wieder 1782.

Eugenij Bulgar, Bischof von Katharinoslaw und Cherson, Ritter des Alexander-Newskij-Ordens, Ehrenmitglied der kais. Petersburger Akademie der Wissenschaften, und der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Rußland, von Geburt ein Grieche, dessen Voraltern aus der Bulgarey nach Griechenland zogen, geb. zu Korfu 1716, gest. 1806 zu Petersburg, wo er seit 1787 von seiner Pension lebte. Im drey und

zwanzigsten Jahre seines Alters ließ er sich als Mönch einkleiden, studirte Mathematik zu Venedig, wo ihn die Griechen zum Katecheten und Prediger wählten. Seit 1742 war er Rektor des Gymnasiums zu Janina in Epirus, und lehrte daselbst Philosophie, Mathematik und Theologie durch zehn Jahre, seit 1753 auf dem Berge Athos in der Schule der Batopedischen Laura durch sechsthalb Jahr, seit 1760 war er am Patriarchal-Gymnasium mit dem Titel eines katholischen Lehrers (καϑόλικος διδάσκαλος) zu Konstantinopel angestellt. Er verließ diese Stadt 1763, und ging nach Deutschland, wo er sich meistens zu Leipzig aufhielt, und mit gelehrten Männern Umgang pflog, später auch zu Berlin. Der Patriarch Samuel beehrte ihn 1767 mit dem Titel eines Referendars des katholisch-apostolischen Stuhls von Konstantinopel. Durch den russischen Gesandten in Berlin, und selbst durch den König Friedrich, ward er der Kaiserin Katharina II. empfohlen. Er übersetzte ihre Instruktion für die zu Verfertigung eines Entwurfes zum neuen Gesetzbuche verordnete Kommission aus dem Französischen ins Griechische, und widmete seine Uebersetzung der Kaiserin mit dem geäußerten Wunsche, ihr Unterthan zu werden.

Eug. erhielt 1000 Rubel als Reisegeld und er kam 1771 nach Petersburg, wo er mit besonderer Auszeichnung aufgenommen wurde. Im Jahr 1775 ward er zum Priester, und gleich darauf zum Bischofe der slawenischen Eparchie eingeweiht, und ihm, da er nicht russisch verstand, ein Administrator beygegeben. Er hatte als Bischof seinen Sitz im Kloster der Kreuzerhöhung zu Pultawa, wo er ein Seminarium errichtete. Nach seiner Abdankung 1779 ward ihm erlaubt, in diesem Kloster zu bleiben. Als er Petersburg zu seinem Aufenthalt wählte, wurde ihm seine Pension von 1500 Rubeln mit 500 vermehrt. Man erstaunt über den Fleiß und die vielen Kenntnisse in allen Fächern des Wissens, wenn man das Verzeichniß seiner Schriften von sechs und dreyßig Nummern durchgeht; dazu kommen noch seine gedruckten (von Nr. 1 — 18) und ungedruckten (von Nr. 19 — 25) Uebersetzungen. Fast alle seine Schriften, philosophischen und theologischen Inhalts, so wie mehrere Schulbücher, sind wohl zunächst, theils in altgriechischer, theils in gemeiner Sprache, für seine Landsleute geschrieben, und unter sie verbreitet worden. Doch machten ihn nicht wenige auch in ganz Europa bekannt und berühmt. Dergleichen sind: Theodorets Werke, mit einer von ihm verfaßten und beygefügten Biographie dieses Bischofs, deren Ausgabe er zu Halle 1768—1770 in fünf Theilen besorgte. Virgils griechische Uebersetzung in heroischen Versen in vier Bänden in Fol. zu Petersburg auf Kosten der Akademie gedruckt,

worin er die Georgica als ersten Theil dem Fürsten Potemkin 1786, die Aeneide in drey Theilen der Kaiserin Katharina zueignete. Dieser gelehrten Arbeit wegen nahm ihn die Londner Akademie der Alterthümer zu ihrem Mitgliede auf. Gegen Prof. Heyne's kritische Bemerkungen darüber rechtfertigte sich der Uebersetzer in einem Briefe. Zu Voltaire's Versuch über die Uneinigkeit der Kirchen in Polen, den er aus dem Französischen übersetzte, fügte er seine eigene Meinung über die Duldung bey, Leipzig 1768. — Auf Befehl der Kaiserin schrieb er 1784 in griechischer Sprache den Traktat von der besten und angemessensten Erziehung der Großfürsten Alexander und Konstantin. Die historische Untersuchung über das Taufjahr der h. Olga schrieb er lateinisch 1781, davon die russische Uebersetzung sammt dem Originale 1792 gedruckt ward. Die Antwort auf die Frage des katholischen Bischofs Stanislaw Sestrencewicz, welche Sprache die Sarmaten geredet haben, verfaßte er 1785 italienisch, wovon eine russische Uebersetzung im Boten von Europa 1805, Nr. 9 steht. Zernikaw's theologischer Traktat vom Ausgehen des h. Geistes, den er aus dem Lateinischen ins Altgriechische übersetzte, und mit vielen philologischen und historischen Anmerkungen begleitete, sammt den beygefügten sieben und funfzig syllogistischen Kapiteln des Markus Eugenik, Metropoliten von Ephesus, wider die Lateiner, ward von ihm der Kaiserin gewidmet, und in zwey Bänden auf Kosten des kais. Kabinets zu Petersburg 1797 gedruckt. Augustins Betrachtungen, Selbstgespräche und noch zwey Stücke faßte er in seiner griechischen Uebersetzung unter dem Titel *Κεκραγαριον* in ein Buch zusammen, Leipzig 1804, in 8. u. s. w.

Platon Lewschin, Metropolit von Moskau, der Laura des h. Sergius Archimandrit, der h. Synode Mitglied, dreyer Orden (des h. Andreas, Alexander Newskij und Wladimir) Ritter, Ehrenmitglied der kais. medicinisch-chirurgischen Akademie, geb. 1737, gest. 1812. In der Moskauer Akademie gebildet, ward er, ehe er noch den theologischen Kurs endigte, zum Lehrer der Poesie und zum öffentlichen Katecheten ernannt; auf Verlangen des Archimandriten der Sergiuslaura 1758, im zwey und zwanzigsten Jahre seines Alters, in dem Seminarium daselbst als Professor der Rhetorik angestellt, und zum Mönche geschoren, das Jahr darauf zum Priester geweihet. Als Präfekt des Seminariums lehrte er Philosophie, als Rektor desselben Theologie. Er empfing die Kaiserin Katharina II., als sie nach ihrer Krönung 1762 die Laura besuchte, mit einer Rede, und hielt in ihrer Gegenwart eine theologische Disputation. Sie wählte ihn hierauf zum Religionslehrer ihres Nachfolgers, des

Großfürsten Paul, und zum Prediger am Hofe. Er empfing 1767 abermal die Kaiserin bey ihrem dritten Besuche der Laura, und ward hierauf zum Mitgliede der h. Synode, und 1770 zum Erzbischofe von Twer ernannt. Hier richtete er im Seminarium die Studien besser ein, führte auf dem Lande kleinere geistliche Schulen ein, und ließ sich die Bildung seiner Geistlichkeit sehr angelegen seyn. Als die Prinzessin von Hessendarmstadt, Natalia, in Petersburg angekommen, ward ihm aufgetragen, sie in der Religion nach dem griechisch-russischen Glaubensbekenntniß zu unterrichten. Nach ihrem Hintritte unterrichtete er die Braut des Großfürsten, die Prinzessin von Würtemberg-Stutgard, Maria Feodorowna. Im Jahr 1775 ward er zum Erzbischof von Moskau, und 1787 zum Metropoliten ernannt. Als solcher krönte er 1801 den Kaiser Alexander, bey welcher Gelegenheit er eine vortreffliche Rede hielt, die in mehrere Sprachen (ins Lateinische vom Redner selbst, ins Griechische von Eug. Bulgar, ferner ins Französische, Deutsche, Englische, Italienische, Armenische) übersetzt und gedruckt worden ist. Verschiedene an ihn von ausländischen, meistens aber russischen Gelehrten geschriebene Briefe kamen schon 1776 bey der Akademie zu Petersburg, unter dem Titel Fasciculus literarum etc. heraus. Seine Reden, Katechismen wurden auch einzeln gedruckt, aber seit 1779 sammelte man seine Reden und Schriften, und füllte damit bis 1807 zwanzig Bände an, deren Inhalt im Lexikon genau angegeben wird. Ein Moskauer Priester stellte die schönern Stellen zusammen, und gab ihnen den Titel: Geist, oder auserlesene Gedanken aus Platons Werken, Moskau 1805, in zwey Theilen. Seine kurze russische Kirchengeschichte erschien in der Synodaldruckerey zu Moskau in zwey Theilen, 1805, und seine Bemerkungen auf einer 1804 durch Weiß- und Kleinrußland unternommenen Reise nach Kiew stellte er 1813 zu Petersburg ans Licht. Sanft ruhe in Bethania die Asche des würdigen Mannes, den Ref. selbst 1792 in der Laura besuchte, und der sich der freundschaftlichen Aufnahme noch jetzt mit Vergnügen erinnert.

Wer sollte aus diesen Auszügen nicht auf den Reichthum der in dem Lexikon niedergelegten Nachrichten schließen können? wer den allmälichen Gang und Fortschritt der Literatur und Schriftstellerey in Rußland nicht leicht überblicken? Aber doch noch eine Frage an den hochwürdigen Metropoliten Eugenij. Wie kommt es, daß des Justin Wischnewskij (geb. zu Räsan 1750), ehemaligen Lehrers der russischen Sprache im griechischen Kollegium durch acht, Hauskaplans der russischen Gesandschaft in Venedig durch achtzehn Jahre, der volle zehn Jahre auf die

Verfassung seiner slawonischen Grammatik verwendet, mit keiner Sylbe gedacht wird? Eine vollständige Inhaltsanzeige davon steht in Alters Miscellaneen. Wie kommt es, daß auch der Igumen Eugenij, Verfasser eines kurzen slawonischen Wörterbuches, nebst einer vorangeschickten Grammatik (Petersburg 1784, 8.), hier vermisset wird? Sollten beyde noch im Jahr 1818 gelebet haben?

Art. III. 1. A description of the collection of Ancient Terracottas in the British Museum; with Engravings. *London* 1810, 4to.

2. A description of the collection of Ancient Marbles in the British Museum; with Engravings, Part. I. *London* 1812. P. II. 1815. P. III. 1818. P. IV. 1820. 4to

3. Elgin Marbles from the Parthenon at Athens: exemplified by fifty etchings, selected from the most beautiful and least mutilated specimens in that collection; and accompanied with explanatory and critical remarks on the style, composition and pecular excellence of those transcendant relics of grecian sculpture; by *Richard Lawrence. London* 1818. fol.

4. Veterum Populorum et Regum numi, qui in Museo Britannico adservantur. *Londini* 1814. 4to.

Diese Anzeige wurde durch die Erwartung des fünften Theils des brittischen Museums, der die Elgin-Sammlung enthält, verspätet; da wir jedoch den Inhalt derselben kennen, und zwar durch ein vortreffliches Werk, so scheint es, dürfen wir nicht mehr verweilen, um unsern Lesern die Hälfte der Kunstwerke anzuzeigen, die das brittische Museum umfaßt, von welchem mit Recht so viel gerühmt wird. Obige Beschreibung des Museums aber dürfte vielleicht nur zwey bis drey Mal in Oesterreich anzutreffen seyn.

Diese vier Werke enthalten das Wesentlichste, was England in seinem Museum, diesem kolossalen Werke der jüngern Zeiten der englischen Geschichte, zur Betrachtung, Belehrung, zur Erweckung und Nährung des Nationalgefühls seinem Volke in den Künsten aufstellt, die Griechenland und Rom unsern Tagen aufbehielt. Von den meisten griechischen Vasen hat Hamilton selbst gesprochen. Von den ägyptischen Werken redeten einzelne Dissertationen, und das Ganze dürfte wahrscheinlich erst spät folgen.

Die Terracottas kamen in das englische Museum durch den Ankauf der Sammlung Townley's, der früher die des Hrn. Nollekens an sich kaufte. Alle die Statuen, die sich in der Sammlung gezeichnet finden, sind, bis auf eine, im Jahr 1765 in der

Nähe der Porta Latina zu Rom gefunden worden. Es sind hier acht und siebenzig Stücke von größerem und kleinerem Werthe mitgetheilt; keines, das uns einen unbekannten Gegenstand der Alterthumskunde zu behandeln schiene; überhaupt keines von außerordentlichem Werthe, keines, das von Griechen verfertiget, vielleicht manche, die den Griechen nachgearbeitet wurden. Bekanntlich dienten die Terracottas zur Verzierung von Tempeln und andern Gebäuden, und man findet deren, die zu den schönsten Gegenständen der griechischen Kunst gezählt werden können. Die meisten der hier vorkommenden Kunstwerke sind Musen, und die zwar als Statuen behandelt; Reliefs erotischen Inhalts und Kämpfe der Lapithen mit den Centauren, der Amazonen mit Greifen, der Arimaspen mit Greifen (Nr. 7. 8.). Die Arimaspen waren ein skythisches Volk, das in seinem Suchen nach Gold von den Wächtern desselben, den Greifen, oft beunruhiget und bekämpft wurde. Herodot nennt die Arimaspen ein Volk mit Einem Auge; auf Kunstwerken kommen sie immer zweyäugig vor; so wie die Amazonen immer mit beyden Brüsten.

Minerva, die Beschützerin der Helden, kommt auf zwey interessanten Reliefs vor. Nr. 13 steht sie dem Perseus bey, die Medusa zu enthaupten, und 10 führt sie die Aufsicht über die Erbauung des Schiffes Argo. Zu den freundlichsten Vorstellungen gehört 18. Eine Siegesgöttin bringt Apollo, als Musageten, eine Libation dar. 55 ist Theseus, der einen Centaur einholt und rücklings wirft. Diese Art, den Theseus mit dem Centauren vorzustellen, scheint Typus bey den Alten gewesen zu seyn. Uns dünkt der Gedanke der Alten den Vorzug vor dem Canova's zu haben, wie sie beyde den Theseus vorstellten, den Minotauren erlegend. Auf einem alten Intaglio [1]) hat Theseus den Feind schon erlegt, er hat den Kopf des Erschlagenen zum Thore des Labyrinthes herausliegen lassen, selbst aber steht der Halbgott in ungeschwächter Kraft da, den Triumph feyernd. Der neue Künstler ließ den Helden auf dem Minotauren sitzen, unsers Bedünkens etwas unedel gedacht, und wie ein gemeines Thier liegt der Feind über einem Felsen, selbst aber ruht der Held wie erschöpft aus, halb gebückt, und statt die Brust, den edelsten und schönsten Theil der männlichen Gestalt zu zeigen, drückt und biegt er sie halb zusammen [2]).

---

[1]) Der im k. k. Münz- und Antiken-Kabinette (Abtheilung der Gemmen) sich befindet (*Eckhel*, Choix des pierres gravées, pl. 32, p. 64.).

[2]) Dieser Theseus ist jetzt in England, wohin auch ein wunderschöner Correggio: »Venus, die den Amor erzieht«, gewandert

Die Victoria, Nr. 68, dünkt uns im besten Geschmacke, und sehr werth, oft nachgeahmt zu werden.

Diese Terracotta's sind im ersten Zimmer der Gallery angebracht, und daselbst auf der Süd- und Nordseite nach symmetrischer Ordnung aufgestellt. Bey Gegenständen, die aus Einer Zeit sind, und deren Styl sich nur unterscheidet, in so weit die Gegenstände nachgeahmt sind, oder freye Erfindung der römischen Periode, wahrscheinlich der des Hadrian, mag die Aufstellung nach der Symmetrie hingehen; sonst däucht uns die, bey hinlänglich großem Raume, nach den Zeiten und dann nach den Vorstellungen bey weiten die instruktiveste, und daher der, beym ersten Anblick gefälligern, nach Symmetrie, weit vorzuziehen; aber der Raum muß hinlänglich seyn.

Die zwey ersten Tafeln zeigen die Aufstellung im brittischen Museum, es sind dieß zwey sehr hübsche Platten, und bis in ein Detail ausgeführt, das wohl nur die außerordentliche mechanische Fertigkeit der englischen Kupferstecher in diesem Grade liefern kann.

Es verdienet noch bemerkt zu werden, daß von diesen Terracotta's sich nicht nur das Beyläufige der Vorstellung, sondern die genaue Wiederholung oft findet, wie von diesen im brittischen Museum hier im k. k. Antiken-Kabinette. Natürlich, weil sie aus Formen ausgegossen wurden, was schon die alten Aegypter häufig thaten, wie solche Formen im k. k. ägyptischen Museum vorhanden sind.

Der 1ste, 2te, 3te Band enthält das 2te, 3te, 4te Zimmer des Museums immer mit der symmetrischen Aufstellung; die Ansicht der Zimmer zeigen schöne Platten. Bey diesem Referat dürfte es vielleicht für beyde Theile von einigem Belange seyn, die Gegenstände des Museum's nach ihren Vorstellungen aufzuführen: für die wenigen, die die Werke selbst besitzen, um einen Real-Index, so zu sagen, zu haben; für die mehreren, die sie nicht besitzen, eine klare Uebersicht des Inhalts dieses gerühmten Museum's zu bekommen.

Statuen.

Venus.	Part. I.	Nro. 8.		
dto.	» II.	» 22.		
dto.	» —	» 37.	wahrscheinlich Venus Architis, auf einem Terminus.	

ist, um wieder in die reiche Insel zurückzukehren, in der er schon zu Karls des I. Zeit gewesen, und in der Auktion seiner Sammlung nach Spanien verkauft wurde. Dann ging dies Bild nach Neapel, und nach wieviel Stürmen sieht es das früher besitzende Land wieder!

Diana. Part. III. Nro. 14.
Eine Nymphe derselben. Part. II. Nro. 28.
Apollo. In Bronze. Part. III. Nro. 7.
Herkules. dto. » » Nro. 2.
Pan. Part. II. Nro 35. auf einem Terminus.
Fortuna. Part II. Nro. 18.
Thalia. Part. III. Nro. 5.
Bacchus. und Ampelus. Eine Gruppe. Part. III. Nro. 11.
Faun. Part. II. Nro. 24. N. 33. N. 43.
Actäon von seinen Hunden angegriffen. Part. II. Nro. 45.
Knabe, einen andern in den Arm beißend. Part. II. Nro. 31.
Karyatide. Part. I. Nro. 4.

Büsten und Köpfe.

Pallas (kolossal. im ältesten Styl). Part. I. Nro. 16.
dto. dto. » » » Part. I. Nro. 1.
Herkules. (koloss. im ält. Styl). Part I. Nro. 12.
dto. dto. der Farnesische Part. I. Nro. 11.
Kopf des jungen Herkul. Part. III. Nro. 12, desgleichen auf einem Terminus Part. II. Nro. 46.
Apollo. Part. III. Nro 4.
Bacchus. Zwey aneinandergefügte des Bacchus und der Libera Part. II. Nro 17.
Indischer (bärtiger) auf einem Terminus, Part. II Nro. 19. N. 27. N. 30. auf einem ganzen Terminus N. 29.
Merkur. Part. II. Nro. 21.
Perikles. Auf einem Terminus. Part. II. Nro. 32.
Homer. Auf einem Terminus. Part. II. Nro. 25.
Homerischer Held. Part. II. Nro. 23.
Sophokles. Part. II. Nro. 26.
Pindar? Part. II. Nro. 39.
Epikur Part. II. Nro. 34.
Hippokrates? Part. II. Nro. 20.
Periander auf einem Terminus. Part. II. Nro. 42.
Dione? Part. III. Nro. 13.
Unbekannter auf einem Terminus. Part. II. Nro. 44.
Trajan. Part III. Nro. 1.
Hadrian. Nro. 15.
M. Aurelius. Nro. 9.
L. Verus. Nro. 10.
Decebalus? Arminius? Nro. 6.

Basreliefs.

Bacchus als Gast von Ikarus empfangen. Part. II. Nro. 4.
Bacchantische Gruppe. Nro. 12.

Ein Faun und eine Nymphe. Nro. 1.
Krieger befragen das Orakel Apoll's. Nro. 5.
Herkules, der den Hirsch einholt. Nro. 7.
Die Dioskuren zu Pferde. Nro. 11.
Castor, ein Pferd führend. Nro. 6.
Die Victoria bringt dem Apollo eine Libation. Nro. 13.
Der Centaur Nessus entführt Dejanira. Nro. 15.
Ein Kandelaber. Nro. 2.
Eine Todtensäule. Nro. 3.
Dreyerley verschiedene Gegenstände. Nro. 9.
Guirlanden von Weinreben. Nro. 10.
Eine Arabesken-Verzierung. Nro. 14.
Eine Kuh, die ein Kalb säugt. Nro. 16.

Vasen, Urnen.

Bacchanalische. Part. I. Nro. 7. N. 9.
Aschen-Urne. Part. I. Nro. 2.
Ein griechisches Grabmal mit einem Relief. Part. II. N. 41.
Kandelaber. Part. I. Nro. 5. und eine dreyeckige Grundfläche eines Kandelabers. Part. I. Nro. 6.
Cippus. Part. I. Nro. 14.
Füße von Tafeln. Part. I. Nro. 3. Nro. 15.
Dreyfuß. Part. I. Nro. 13. P. III. N. 3. N. 8.
Brunnenröhre. Part. I. Nro. 10.
Runder Schild mit einer griechischen Inschrift, die alle Namen der Athenischen Epheben unter Alkamenes enthält.
Eine runde Votiv-Schale.
dto. mit einem Pans-Kopfe in Relief.

Dieses der Inhalt der drey Bände, der größtentheils von der Townley collection herkommt.

Unter die vortrefflichsten Venus-Statuen kann die Part. I. Nro. 8. gerechnet werden. Sie war in den Ruinen der Seebäder des Kaisers Claudius zu Ostia im Jahr 1776 durch Hrn. Gavin Hamilton gefunden; und ist 6 Fuß, 6 1/8 Zoll hoch.

Die Statue ist bis auf die Hüften nackt, von da bis tief auf die Füße vortrefflich drapirt. Der Körper gehört durchaus zu den herrlichen Ausführungen des griechischen Meißels im wahren objektiven Sinne. Zeichnung und Stich des Originales so würdig, daß es schwer halten dürfte, etwas gleiches zu finden, wenn nicht im nämlichen Werke.

Ein jugendliches Gewächs, die Venus als Jungfrau, Urbild der Schönheit, ist die Statue derselben, Part. II. Nro. 22.

auch zu Ostia in einem Bade vom nämlichen Hamilton 1775 gefunden.

Die Nr. 37 vorgestellte Venus aber, wenn der Meinung des Hrn. Knight beygepflichtet werden muß, was man kaum anders kann, gehört, wenn nicht zu den schönsten, doch zu den seltensten Vorstellungen. Sie wurde 1775 bey Nicolo le Picolo unfern Tivoli gefunden.

Die Statue der Diana, Part. III. Nro. 14, kommt uns nicht als eines der vorzüglichsten Kunstprodukte vor. Sie war auf der Straße von Rom nach Florenz in der Nähe von La Storta 1772 gefunden.

Ungleich anmuthsvoller als die Göttin der Jagd ist eine ihrer Gefährtinnen, die auf den Trümmern der Gärten Sallust's, in der Villa Verospi zu Rom 1766 ausgegraben worden ist. Sie gehört zu den lieblichsten Werken der Alten in ihren mannigfachen Stellungen; sie reicht mit halbaufgerichtetem Leibe bis auf den Boden, und ist etwas unter Lebensgröße; Stücke des Bogens sind noch sichtbar.

Ueber die Statue des Apollo, Part. III. Nro. 7, können wir die Lobsprüche des Werkes nicht theilen; uns scheint sie eher unnatürlich und affektirt; vielleicht hat sie ein Zeichner so aufgefaßt, oder wir sind in Irrthum befangen.

Der Tyrische Herkules, Part. III. Nro. 2, ist eine Statue mit selten vorkommendem Beywerk und einer gewissen feststehenden Technik, der man ansieht, sie sey außerhalb dem bewegtern Griechenland gearbeitet worden, was auch der Fundort Gebail, (das alte Byblus) zu beweisen scheint.

Die Terminal-Statue des Pan scheint Leben in der Brust zu haben; Pan ist in ein Instrument blasend vorgestellt. Part. II. Nro. 35.

Die Fortuna (Rom, und wer auch mit mehr Recht? hatte derselben fünf und zwanzig Tempel innerhalb seiner Mauern gewidmet) im B. M. (England hätte bey gleichen Religionsbegriffen wahrlich gleiche Veranlassung!) gehört zu den guten Statuen. Gefunden bey Rom in der Nähe der Via Latina durch Gavin Hamilton.

In ihrer Art eben so schön, wie die Venus (zu Ostia gefunden Part. I. Nro. 8.) ist die eben da in der Nähe derselben durch den nämlichen Hamilton 1776 entdeckte Statue der Thalia; mit jener Eleganz, dem Faltenwurfe und dem Durchschimmern des Körpers, die uns berechtigen würden, die Zeit der Verfertigung dieser Statue in eine frühere Epoche zu setzen, als die des Claudius, hätten wir nicht so schöne Münzen mit der Securitas, Vesta ꝛc. aus dieser und noch späterer Zeit, die

uns überzeugen, daß auch noch in Claudius Zeiten der Geist des Griechen und des Römers nicht ganz gestorben war.

Diese Thalia erinnert an die herrlichen Herkulanerinnen, die Dresden aus Eugen's Nachlaß bewahrt.

Die künstliche und vielleicht einzige Gruppe des Bacchus und Ampelus, Part. III. Nro. 11, war auch bey la Storta zwischen Rom und Florenz gefunden. Bacchus hat alle die Weichheit, die dem Bacchus-Ideal beygegeben ist, und die uns hier fast zu übertrieben scheint; der kühne Liebling des Dionysus ist, von der Atropos in Weinstock halbverwandelt, seinen Helden mit Lust betrachtend, dargestellt.

An den zwey Statuen (Part. II. Nro 33. 43.) des Faun, die gut gearbeitet sind, ist jedoch für den Alterthumsforscher die Inschrift des Künstlers fast eben so merkwürdig als die Kunst.

Der Körper des von seinen Hunden angegriffenen Actäon ist vorzüglich. Gav. Hamilton hat ihn 1774 in der Villa des Antoninus Pius in der Nähe von Civita Lavinia entdeckt.

Der Knabe voll Aerger, der mit beyden Händen den Arm eines andern hält, und in selben beißt, ist voll Charakteristik, würdig des geschicktesten Künstlers. Er ist in den Bädern des Titus gefunden zur Zeit Urban's VIII. und dürfte eine Kopie der famosen Gruppe der Astragalen-Spieler des Polyclet seyn.

Im decentesten und des Unglücklichen würdigen Styl ist die Karyatide (Part. I. Nro. 4.) gearbeitet: wie großer Sinn waltet in dieser vollen Draperie! wie würdig die Haltung! sie scheint das Bild einer Königstochter aus altem Hause, das unterging, und die, nach Rom geführt, in Knechtschaft ihres Adels nicht vergißt.

Gefunden ist diese Statue in der Villa Strozzi zur Zeit Sixtus V. Sie ist mit dem Modius 7 Fuß, 3¹/₄ Zoll hoch.

Die zwey Minerva-Köpfe sind von altem ernsten Styl, der mehr Ausdruck hat, wie Schönheit, etwa fünf bis sechs Jahrhunderte vor Christo; ein Mal droht die Schlange über ihrem Helme; das andere Mal zieren ihn die Nachteulen.

Der prächtig gearbeitete Kopf des Herkules (Part. I. Nro. 11.) ahmt in Haltung den Farnesischen nach. Stirn, Nase, Bart wetteifern an Charakteristik der Ausführung. Gefunden wurde er am Fuße des Vesuvs, von dessen Asche bedeckt, und dem Museum von William Hamilton gegeben; es ist dieß der Herkules, der im vorgerückten Alter weniger mehr selbst noch Heldenthaten ausübet, als solche verrichtet hat; meistens mehr ruhend vorgestellt, wie der (Part. II. Nro. 46.) den keimenden, schönen, blühenden Herkules abbildet, der gelernt hat, alle die Arbeiten des thatenvollen Lebens zu vollführen, aber voll ist des innern

kräftigen Strebens und der angenehmsten Form. In's männliche Alter ist er übergegangen Part. III. Nro. 12. Auf allen, dem des ältesten Styls (Part. I. Nro. 12.) am wenigsten, hat Herkules die Zeichen der Kämpfe, die zerschlagenen Ohren.

Alten, steifen Styl's ist der Apollo-Kopf.

Vom Bacchus bewahrt das brittische Museum nur den Indischen; man könnte es scherzweise als ein Symbol der Herrschaft dieses Inselreichs über Indien nehmen.

Der schöne goldlockige Sohn der Maja hat guten Styl.

Der olympische Perikles mag die Reihe der Portraite eröffnen. Bey wenig Menschen ist die Physiognomie so übereinstimmend mit dem geschichtlichen Charakter, wie bey diesem großen Manne Behelmt, wie fast immer, ist Perikles auch hier. (Part. II. Nro. 32.) Die Inschrift ist: *ΠΕΡΙΚΛΗΣ. ΞΑΝΘΙΠΠΟΥ. ΑΘΗΝΑΙΟΣ.* Und damit ist alles gesagt. Wie vieler Menschen Thun wird nach 2250 Jahren so bekannt seyn, wie dieses Mannes? bey wie vielen werden drey Worte nach so langen Jahren solche Erinnerungen erwecken? Wie wenigen ist's gegönnt ihren Charakter dem ganzen Zeitalter oder doch ihrem Volk einzudrücken! Gefunden wurde dieser Kopf 1781, in der Nähe von Tivoli.

Wie Perikles der Fürst der alten Fürsten, so Homer der Dichter der Dichter. Aber wie weit überragt in dem Reiche der menschlichen Kräfte die Regierungskunst die des Dichtens!

Dieser vielleicht vortrefflichste Kopf des alten Menschenkenners ist bekanntlich kein strenges Portrait, sondern vielleicht mehr ein nach der Ueberlieferung und seinem Charakter zusammengefügtes Ideal. Aber der Sänger der Ilias und der Odyssee ist in diesen alten Zügen sichtbar, die so das Leben eines ganzen Volkes durchgearbeitet haben, wie die Dichtungen desselben den Ruhm, die Gefahren, die Hoffnungen von zwey in verschiedenen Welttheilen gelegenen Völkern tief ergreifend darstellten, und in ihnen die Geschichte der Welt bis auf unsere Tage; er aber schwebt über seinem Stoff und bemeistert ihn.

Gefunden wurde dieser schön gearbeitete Kopf zu Bajä 1780.

Sophokles ist nicht so gut gearbeitet; gefunden wurde er 1775 bey Gensano, siebenzehn englische Meilen von Rom.

Ein alter vortrefflicher Kopf in Bronze, ähnlich denen des Homer, doch nicht genau die Züge desselben; aber eine kräftige Arbeit; Hr. Combe vermuthet, ein Kopf des Pindar. In diesem Kopfe mag wohl all die Glut gelegen haben, die dem begeisterten Dichter die Kampfeshymnen einhauchte; dem Dichter, der ganz Griechenland mit gleicher Liebe umfaßte, und überall Blüthen des Ruhm's ausstreute.

Auch Hippokrates Bild ist nicht unwidersprechlich, doch wahrscheinlich.

Epikur, Periander stimmen mit den bekannten Portraiten überein.

Der weithinherrschende, soldatische, großartige Trajan, der kunstliebende Hadrian, der philosophisch gelehrte M. Aurel prangen hier in prächtigen Büsten, denen auch der eitle L. Verus beygesellt ist.

Auf den Trümmern des Forum Trajanum ward ein Kopf gefunden, den man immer Decebalus zu nennen geneigt war; der jedoch mit den Köpfen dieses Königs auf der Trajanischen Säule nicht übereinstimmt, Decebalus war auch älter als der hier (Part. III. Nro. 6.) vorgestellte Kopf. Hr. Combe wagt es, ihn Arminius zu nennen; sich darauf stützend, daß der Kopf offenbar der eines nicht römischen Mannes sey, daß der Kopf die Stelle des Paterculus: »*Arminius* ardorem animi vultu oculisque praeferens« lib. II. c. 118, auszudrücken scheine, und mit dem Alter des Arminius übereinstimme.

Uns will diese Erklärung nicht recht zu Sinne, und wir glaubten vielmehr, es könnte ein jüngerer Fürst aus dem Gefolge des Decebalus seyn.

Unter den Basreliefs nimmt das (Part. II. Nro. 4) des Bacchus, von Ikarus als Gast empfangen, den ersten Rang ein. Der bärtige Bacchus, von Indien kehrend, wollte die Athener den Weinbau lehren. Er gab dem Ikarus vom Weine, dieser seinen Bauern, die in voller Trunkenheit ihn erschlugen. Seine Tochter Erigone suchte, vom Hunde Maera geleitet, ihren Vater, und fand ihn erschlagen. Erigone, darüber entsetzt, nahm sich das Leben, und alle drey wurden unter die Gestirne versetzt.

Das Basrelief macht gute Wirkung. Es herrscht in ihm alle die Sinnlichkeit und Weichlichkeit, die einem solchen Bacchus-Besuch gebührt. Der Grieche in seiner entschlossenen Männlichkeit kontrastirt schön mit dem zu entnervten Bacchus, den die Faune bedienen. Auch alles Beywerk eines griechischen Hauses ist interessant und geschmackvoll. Das Basrelief kam aus der Villa Montalto.

Die Bacchantische Gruppe Nr. 12. ist von der besten Erhaltung und gutem Styl; gefunden vom Cav. Hamilton zu Civita Vecchia 1776.

Der Römer mit seinen zwey Söhnen, der das Orakel Apoll's befrägt (Latona und Diana stehen neben Apoll), hat mehr Rührendes, als dieß Römer-Werke zu haben pflegen.

Als künstlerische Erfindungen befriedigen am meisten nächst

dem Ikarus die Victoria, die dem Apoll opfert, und Castor ein Pferd führend.

Allen Zauber der alten Kunst enthält aber die Vase (Part. I. Nro. 7, in der Villa des Antoninus Pius zu Lanuvium von Gav. Hamilton gefunden), mit ihrem Bachanal, das ein Orgienfest darstellt; diese Sinnlichkeit des Griechen und der Prunk seiner schönen Gestalten in beyden Geschlechtern! die zwey Bachantinnen um die mittlere männliche Figur mit ihren durchsichtigen Gewändern zeigen die schönsten weiblichen Formen im belebtesten Spiele jedes Gliedes, und doch will uns dünken, wohnt in diesen sinnlichen Gestalten, nur geschaffen, um die Frische und die Lust der Sinne zu zeigen, ungleich mehr Dezenz, als in den so angestaunten Körpern der Venus von Titian, von den weiblichen Ungethümen des Rubens nicht zu reden. Es bleibt bey den Alten immer eine gewisse Achtung und Schicklichkeit des menschlichen Wesens, was bey den Neuern, selbst bey der italienischen Schule, so oft höchst beleidigend vernachläßigt wird. Diese zwey Gestalten sind wirkliche Grazien, von höchstem Liebreiz, und könnten jedem neuern Künstler als Modelle edler Bildung ohne Keckheit dienen. Eben so vortrefflich, wie die weiblichen Figuren, sind die männlichen, besonders die mittlere, von der die Leitung der Orgien ausgeht, und die bey einem so regellosen Fest doch Ordnung und Bestimmtheit angibt; selbst der Panther zu seinen Füßen scheint dieß zu fühlen. Diese Vase gehört zu den trefflichsten Kunstprodukten, und versetzt den Beschauer mit einem Blicke in die Mitte des griechischen Lebens.

Vielleicht ist noch eine andere Auslegung dieser wunderschönen Vase möglich. Sie enthält eigentlich vier Gruppen, die mittlere die höchste noch besonnene Begeisterung; die zwey Gestalten auf der linken Seite sind der Ausdruck jenes platonischen Einwerdens zweyer Personen, die im Moment der Begeisterung ihre Liebe entstehen fühlen, und diese Sehnsucht löset ihre Körper auf, und so gehen sie in Frieden, in der Seele den Himmel, in eine andere Welt; gesenkt ist die Fackel, die ihnen durch's dunkle Thal zu einem helleren Lichte leuchten soll; die beyden Endgruppen sind die Repräsentanten des mehr irdischen Lebens; besonders der Faun mit dem Gefäß zeigt das wahrhaft Körperliche; folglich Seligkeit der Lust, Auflösen in derselben, und irdisches Wesen derselben. Wir wollen nicht jemand zu überzeugen versuchen, daß diese Interpretation nach streng angenommenen antiquarischen Prinzipien ist; doch welcher Erklärer erreicht oft den Künstler, und wie mancher Künstler deutet oft nur an, was in seiner Seele verborgen schlummert, ihm selber unbewußt.

Mit Ernst erfüllt den Beschauer das Basrelief auf einer

Todtensäule (Part. II. Nro. 41). Die unbeflügelte Siegesgöttin bringt einer Schlange, die sich um eine Siegessäule windet, Opfer dar; dahin tritt festen Schrittes, mit gesenktem Haupte, in der Rechten die abwärts geneigte Lanze, zum Trophäum ein Krieger, als wollte er durch selbes in die Unterwelt eingehen; rückwärts ein Pferd mit einen Führer. Oben und unten die Namen der Erschlagenen von ein und zwanzig griechischen Städten, wahrscheinlich die Namen derer, die den Sieg erfochten haben. Leider ist immer der Anfang stark beschädiget.

Nach England wurde dies Relief von Hrn. Topham 1725 gebracht, und 1780 von Banks und Frazer dem Museum gegeben.

Dieß das Wesentlichere der drey ersten Bände der Marbles, oder der drey ersten Zimmer.

Den vierten Theil nehmen die drey und zwanzig prächtigen Reliefs ein, die von Phigalia (heute Paulizza) nach England gebracht wurden. Bekanntlich entdeckten dieselben, im Schutte des Tempels begraben, im Jahr 1812 die Herren Karl Robert Cockerell, John Foster, K. Haller von Hallerstein, zu deren Reisegesellschaft noch die Herren Linckh, Legh und Gropius gehörten. Sie waren damals die ersten Monumente, die aus der Zeit des Perikles Eigenthum des civilisirten Europa geworden sind. Schon zur Zeit ihrer Entdeckung machten sie verdienterweise das größte Aufsehen, und alle Journale sprachen davon. Die korrekteste und besonnenste Mittheilung derselben geschah jedoch erst in diesem Museum im Jahr 1820. Ref. hat daher den Vortheil, von diesen Marmorwerken wie von alten Bekannten zu sprechen. Sie liefen im Innern der Cella des Tempels zu Phigalia, der zu Ehren Apollo's Epicurios (des Retters) gebaut war, herum, und zwar die elf mit den Centauren- und Lapithen-Kämpfen von der Rechten zur Linken; die der Amazonen- und Griechen-Kämpfe von der Linken zur Rechten. Nach dieser Ordnung sind sie nun auch im vierzehnten Zimmer der Gallerie des B. M. aufgestellt.

Die Centauren- und Lapithen-Kämpfe waren eine dermaßen nationale Sage bey den Griechen, daß fast jede Kunst von ihnen handelt. Sie ist rein thessalischen Ursprungs und beruht in so fern auf historischem Grunde, daß die Thessaler die ersten waren, die Pferde bändigten; dieß bezeugen alle Anspielungen auf den Münzen. In den Zeiten des ausgebildeten Geschmacks bemächtigten sich alle Künste derselben als nationale Sage; als vortreff icher Kontrast in den Gestalten, als Sieg der Civilisation über die rohe Kraft, als Apotheose ihrer ersten Helden, des Ursprungs ihrer Königsgeschlechter.

Auf die Weise erschienen diese Kämpfe in den öffentlichen Gebäuden, in den Tempeln, auf den Statuen der Götter; die Sänger dichteten von ihnen und erhielten selbst eine große Menge von Namen; und der Gegenstand der Phantasie, das Ehrwürdige durchs Alterthum, wurde neu durch den Zauber der Kunst.

Aehnliches haben alle Zeiten, alle Völker; nur nicht gleiche Phantasie, nicht gleiche Kunst, nicht gleiche Ueberlegung. Und in je größeren Massen die Gegenstände oft erscheinen, um so mehr gebricht es ihnen an innerer Kraft.

Um Eins aus tausenden zu nennen, die Zeiten des ersten Rudolphs, dieses Gründers eines so erhabenen, so weit herrschenden Hauses, von so kleinem Anfange gleicht es dem Senfkorn im Evangelio; wie hat sich in ihnen wieder die ewige Aufgabe des Menschen-Geschlechts, Sonderung des Guten vom Bösen, Aufrechthaltung des Rechts, abgespiegelt. Indem dieser Kaiser die Barbarey des Faustrechts durch geregeltes Recht niedergehalten, hat er die Herrschaft des Lichtes über die Finsterniß ausgebreitet, hat er den Horus über den Typhon, den Theseus über den Eurytus und den Minotaur siegen gemacht. Wir haben die nämliche Geschichte, wir haben sie erhabener, sie ist wahr, sie ist in christlichen Zeiten geschehen, sie hat mehr gewirkt, als alle die früher angezeigten; sie scheint uns weniger eigenthümlich, weil wir die großen Geister der griechischen Geschichtschreiber, weil wir ihr öffentliches Leben, weil wir ihre Phantasie, ihre Künste nicht haben; und diese haben wir nicht, weil wir zu kalt sind, weil wir uns zu sehr der gröbern Sinnlichkeit anheimgeben, und keinen Stolz fühlen, für Ewigkeit zu arbeiten; als ob wir uns durch die sichere Hoffnung, ewig zu leben und unzerstörbar zu seyn, im Gegentheil von den Völkern auszeichnen wollten, denen dieser beruhigende Gedanke nicht geoffenbaret war.

Die Griechen setzten diese ihre nationale Sage in dem Tempel der Pallas, in dem des Theseus zu Athen, des Jupiters zu Olympia als Reliefs; gemalt war sie wieder im nämlichen Tempel des Theseus zu Athen, auf dem Schiff Argo, in Bildhauerarbeit auf den Sandalen der Minerva, auf dem Schild des Herkules eingegraben; viele Münzen trugen diese Gepräge, Steine wiederholten sie, Vasen erinnerten bey ihrem vielen Gebrauche daran, und Sänger feyerten sie im Lobgesange.

Welch ein Leben auf diesen Arbeiten, die in Kupfer gestochen vor uns liegen! nicht durchaus überwunden erscheinen uns die Centauren; mancher der Lapithen geht vom Feste zum Orkus hinab (schwer muß das Gute erkauft werden). Die Angst der

Weiber um ihre Unschuld, ihre Kinder; die Anstrengungen der Griechen, um der Königbraut und ihren Frauen zu helfen, der Adel derselben, mit dem sie erscheinen; die kluge Zusammenreihung, alles und jedes erhebt diese Reliefs zu den besten und zu den verständigsten Mustern in den Künsten; und vollends Hippodamia, die im Schimmer ihrer Schönheit, von Centauren verfolgt, die Statue der Diana, der sie eben das Gelübde ihrer Keuschheit zurückgegeben, Hülfe rufend umfaßt! Theseus ereilt den Centauren, der ihr das Kleid vom Leibe gerissen, um ihn für diese Keckheit mit dem sichern Tode zu strafen; darauf nach diesem Sturm, nach diesem erkämpften Siege, nach der offenbaren Rettung der Unschuld, nachdem es Theseus ist, der verehrte König, der diesen Sieg erfochten, die Barbarey bestraft, erscheinen in Ruhe das göttliche Paar, Diana und Apoll, die den Griechen die Kräfte verliehen, und sehen ihr Volk triumphiren.

Wenn schon nicht am Bedeutungsvollen, doch in manchem Einzelnen übertreffen die zwölf Reliefs der Amazonen-Kämpfe die der Centauren. Erstens hatte es der Künstler mit angenehmeren Formen zu thun, und er zeigte, daß er die weibliche Gestalt in Handlung eben so schön bilden könne, wie früher in der Hülflosigkeit. Der historische Grund der Amazonen ist schwer auszumitteln, er scheint durchaus mehr der Fabel anzugehören; aber das leichtere Volk der Künstler und Dichter ließ sich einen so herrlichen Stoff nicht so leicht nehmen, und daher gehören sie wettweise mit den obigen zu den häufigsten Vorstellungen, und es galt dabey, den König der Athener, den Theseus, zu verherrlichen. Dieß auch hier auf der längsten, der schönsten Platte Nr. 18; recht im Gedränge erscheint ein königlicher Held, eine Löwenhaut über den Arm, in der aufgehobenen Hand eine große Kugel gegen eine Amazone zu Pferde, wahrscheinlich die Königin, schleudernd, die schon einen Griechen zu Boden gestreckt hatte; zwischen den Theseus und die Königin eilt eine andere Amazone, und dann rückwärts fällt eine dritte vom zusammensinkenden Pferde selbst verwundet, und ein Grieche, der ihr die Todeswunde vermuthlich versetzte, neigt sich mitleidsvoll über sie. Ein vortreffliches Blatt! Wünschet jemand die rührendere Szene eines solchen Kampfes zu betrachten, so besehe er in der 13ten Platte die in die Knie sinkende Amazone; in der 14ten Platte den verwundeten Griechen, in der 32sten Platte die Amazone und den Griechen, und schön ist in dieser der zartere Sinn selbst bey diesen kriegerischen Frauen herausgehoben; eine bittet für den verwundeten Griechen und streckt die Hände gegen die aus, die demselben den Todeswurf zu versetzen Wil-

lens ist; der Grieche betrachtet nur, Nr. 18, die fallende, diese sucht zu helfen. Es thut uns sehr leid, daß wir hier anstatt auf den 5ten Theil der descript. des B. M. selbst überzugehen, weil dieser noch nicht zu unsern Händen, auf die Umrisse des Nr. 3. angezeigten Werkes kommen müssen. Da es sich jedoch hier mehr um die Betrachtung des eigentlichen Reichthums des brittischen Museums in Marmorwerken handelt, so konnten wir das Vorzüglichste und Bewundernswertheste desselben nicht unterlassen; weil es scheint, daß aus den übrigen Marmorwerken keine sehr große Wahl mehr zu machen seyn wird, und die Sorgfalt der Herren Kuratoren wohl sich, besonders bey dem jetzt so sehr im Schwunge seyenden Studium der ägyptischen Alterthümer, auf selbe erstrecken dürfte, wovon das englische Museum so herrliche Sachen, theils als Siegesbeute der Schlacht von Aboukir, theils als Ankauf besitzt.

Hr. Lawrence in Nr. 3. betrachtet seine Arbeit nur als einen Vorläufer von der des Museums, um so mehr auch wir; sollten bey der Erscheinung desselben wesentliche Veränderungen eintreten, so werden wir uns sogleich bemühen, sie mitzutheilen. Wir halten es fast für überflüssig, zu erzählen, woher diese Marmorwerke, der Welt nun seit mehreren Jahren unter dem Namen der Elgin-Marmors bekannt, gekommen seyen; daß sie vorzüglich von jenem herrlichen Tempel der jungfräulichen Pallas (deßhalb Parthenon genannt) stammen, der in der Mitte der Akropolis zu Athen sich erhob, weithin sehend auf die offene See, und die mannigfach gebildeten Berge des sie umgebenden Griechenlands, von wo aus das Auge den Anchesmus, Hymettus, die Schlachten-, Kampf- und Kunstgeübte Aegina, Salamis, die Geburtsstätte der alt-griechischen Freyheit, und das Hirtenland Arkadien umfaßt. Auf diesem Felsen erhob sich ein Tempel, an Umfang bey weitem kleiner als jener alte in der hundertthorigen Theben; doch an Arbeit und dem edlen Schwunge des menschlichen Geistes demselben mehr überlegen, als dieser ihm an Größe. Gegen Osten und Westen erhoben sich zwey Giebel; auf dem östlichen ward in etwas über lebensgroßen Figuren die Geburt der Pallas; im westlichen der Streit der Pallas und des Neptun um die Benennung der Stadt vorgestellt.

Der östliche Giebel, der schönste und bedeutungsvollste, ist durch Morosini's und Königsmark's Belagerung im Jahre 1687, die Bomben dahin warfen, am meisten zerstört, und Jupiter und Pallas wurden der Raub des künstlichen Blitzes; die nebenstehende Iris, die in die Welt eilt, um die frohe Botschaft den Menschengeschlechtern zu verkünden, neben ihr Theseus, und dann der erwachende Tag, auf der andern Seite die Schicksalsgöttinnen und die sinkende Nacht,

sind sehr beschädigte Zeugen des hohen Grades der Künste, den sie in dieser weltberühmten Stadt zur Zeit des Perikles erreicht hatten.

Die schönste aller erhaltenen Gestalten ist die des Theseus, sie, die den Apollo, Antinous, Meleager, an reiner Empfindung, an meisterhafter Ausführung weit übertrifft. Künstler, die fähig sind, das Klassische zu fühlen, bekennen mit Bewunderung dieser Gestalt, daß nichts ähnliches vorher bekannt war, und daß in ihrer Seele seitdem die Begriffe über das »Wahre« in der Kunst sich aufgehellt haben. Lawrence widmet dieser bewundernswerthen Gestalt, die auf gleiche Weise auf den Münzen von Croton gearbeitet ist, vier Platten.

Auf der sich kräuselnden See und der stillbewegten Fläche derselben taucht Hyperion auf mit zwey Rossen, am Rücken desselben treibt eine größere Welle, und das Bild versetzt den Beobachter mit einem Zug auf die See und den prachtvollen Sonnenaufgang. Wir wunderten uns sehr in den so vortrefflichen Bemerkungen des Herrn Toelken »über den Unterschied der antiken und modernen Malerey, Berlin 1822«, dieses herrliche Beyspiel zu feinen Ideen nicht erwähnt zu finden.

Zu den lieblichsten Gestalten rechnen wir die Iris, die Botin der Götter; mit welcher Hast sie eilet, selbst frohen Herzens ob der glücklichen Nachricht, die sie verkündet! Im Wehen des Kleides zeiget sich die Eile.

In weißem Gewande, mit majestätischen Falten im großartigen Entwurf und mit mühsamster Ausführung sitzen die Bestimmerinnen des Schicksals, und neben ihnen, den immerwachenden, sinkt die Nacht auf Rossen, die voll Feuer noch sind, anzuzeigen, daß sie noch des andern Tages erscheinen werden. Der ausgezeichneten Arbeit eines dieser Pferde scheint die schöne und richtige Beschreibung des Verfassers fast gleich zu kommen.

Aus den Figuren des westlichen Giebels hebt der Verfasser nur die des Flußgottes Ilissus, wieder ein Beyspiel zu Toelken, heraus, der dem Theseus an Schönheit und anatomischer Richtigkeit am nächsten kommt.

Im östlichen Giebel sind die Mittelfiguren Neptun, neben ihm Minerva, die Siegerin; auf die eilt im Zweygespann eine Siegesgöttin zu, um sie in selbes aufzunehmen. Dann sind auf der rechten Seite noch Latona, Apollo und Diana und die Hauptgötter als Zeugen des Streites. — Dieß die Hauptgegenstände beyder Giebel. Stuart hat in den Antiquities of Athens den westlichen Giebel gewiß irrig gezeichnet, wie auch seine Idee, daß Hadrian und Sabina darunter vorkommen, nach Wheler, irrig ist.

Rund herum zwischen den Triglyphen der Säulen liefen 92 Haut-Reliefs mit den Centauren-, Lapithen- und Athener-Kämpfen, die voll Geist erfunden und ausgeführt sind. Bald siegen Athener, manchmal auch Centauren; hie und da ist der Ausgang zweifelhaft.

Die vorzüglichsten darunter scheinen uns die Platten 17 und 18; überall siegende Athener; bey allen die Erfindung verschieden; die meiste Wirkung macht 18. Die herrliche Gestalt des Griechen tritt aus den rückfallenden Falten am vortheilhaftesten heraus und die menschliche Gestalt bildet das schönste Gegentheil zu den aus Thier und Mensch zusammengesetzten; ihr am nächsten an Wirkung, vielleicht noch vortrefflicher an Ausführung, ist 17; auch 20 hat viel Gutes.

Mit der 23sten Platte fangen die Panathenäischen festlichen Aufzüge an, die besonders in den Rossen und Reitern alles zurücklassen, was je in der Art gedacht oder ausgeführt worden seyn mag. Die Umrisse und die belebte Beschreibung setzen den Betrachter in eine begeisternde Beschauung, daß er schwer davon lassen kann, weil ihm solches im Leben oder im Bilde nie erschienen ist.

Die sitzende Gestalt in der 23sten Platte, die mit beyden Händen das Knie hält, gehört zu den natürlichsten und anziehendsten der ganzen Sammlung.

Die Platte 28 zeigt in dieser Gattung das vorzüglichste; sieht man auf die sittige Haltung des ersten Jünglings, auf das Feuer des zweyten, besonders aber auf die bezaubernde Gestalt des mittleren, auf die Leichtigkeit, mit der er sein Thier behandelt, in dem keine Ader, die nicht in Bewegung und Leben wäre: es ist der Moment, in dem das Roß aufspringend in der Luft schwebt; wie weit stehen davon Rubens, wie weit Wouvermann ab! —

Auf der 29sten Platte zieht die schöne, züchtige Frauengestalt zuerst den Blick auf sich, und mit welcher Sicherheit sie ihr Pferd lenkt. Die Bewegung des letzten Pferdes zeigt das Abfallen von einem Schritt in einen andern an.

34, 35, obschon schlecht erhalten, sind naturgetreu und sehr lehrreich.

Englische Bereiter führen häufig ihre Schüler zur Platte 44 (Nr. 78 des Museums), um ihnen zu zeigen, wie der Reiter zu Pferde sitzen soll, so meisterhaft ist dieser Gegenstand ausgeführt.

Vieles andere und Vortreffliche wäre bey dieser Sammlung noch zu bemerken, das wir Raumes willen übergehen wollen, wir erlauben uns nur noch hinzuzusetzen, daß wir mit Herrn Lawrence ganz einverstanden sind, wenn er sagt, daß diese Marmorwerke alles übertreffen, daß sie Vorbilder des besten und wahrsten Kunstsinnes seyen; ja sie haben nicht bloß eine poetische und künstlerische, sondern durch ihre Wahrheit eine philosophische Be-

deutung. Nichts scheint den Akademien und Bildungsanstalten der Art mehr zu wünschen, als in den Besitz der besten Abdrücke aller, oder doch der schöneren dieser großen Werke des menschlichen Verstandes zu seyn! — Wie wären sie ein Prüfstein des innern Kunstgefühls! wie vielen, die sich schon Meister wähnen, wenn sie nicht verblendet sind durch Eigenliebe, würden sie ihre Schülerhaftigkeit zeigen; welch' elende Produkte würden nicht erscheinen, weil das wahrhaft Große auf das Kleine eine zermalmende Kraft äußert — ja selbst wie viele Lehrer würden lernen, und statt bloßer Manier dürfte Styl herrschen, nicht bloß in den höheren Künsten, sondern wie dieß nie ausbleibt, würde von den höheren auf die niedrigeren gewirkt werden! —

Wir dürfen uns bey dieser Aeußerung auf West, Canova, Thorwaldsen und mehrere andere Künstler berufen, die ähnliches sagten und hofften.

Von diesen Meisterwerken der hohen Kunst, im schönsten Tempel des hellenischen Volks, der auch den klarsten Begriff dieses zauberischen Wesens gibt, das mit dem Namen des Griechenthums durch mehr als zweytausend Jahre verflochten ist, gehen wir auf die kleinen, unscheinbareren Werke über, auf die Münzen, die im kleinsten Raum häufig das schönste Bild liefern, uns noch immer unnachahmlich.

4. enthält viel Namen der alt-gallischen und englischen Könige; die ersteren sind fast alle auf der ersten Kupfertafel mitgetheilt, so auch die alt-englischen Könige Boelus? Segonar? Cunobelinus. Unter den besten Münzen Samniums bemerken wir die seltenen von Benevent.

BENVENTOD. Caput Apollonis laureatum.

℞. ΓΟΜ. ΓΡΟ. Equus subsultans, supra pentagonum.

Capua (Campaniae).

Caput Jovis laureatum, retro duo astra.

℞. ЭПΑΗ. Duae figurae stantes, pallio post tergum defluo, quarum singulae d. bacillum vel gladium elatum, s. porcam simul attinent, in area duo astra. Dieser Typus ist sonst nur bey den Münzen Samniums und Roms gewöhnlich.

Metapontum.

Caput Jovis barbatum et laureatum, retro fulmen.

℞. . . . . *ΤΑΠΟΝ.* Spica in area *ΚΑΛ.* tab. III. n. 15.

Siris.

ϹΕΙ. Caput Mercurii.

℞. Caduceus.

Pandosia.

Caput Junonis adversum, elegante tutulo ornatum.

℞. *ΝΙΚΟ ΠΑΝΔΟΣΙΝ.* Pan nudus sedens, d. bina

hastilia, ad latus fistula, tab. III. Nro. 26. Ein wunderhübsches Münzchen!

Von Terina bewahrt das brittische Museum eine vortreffliche Münze (die auf die Schlacht von Waterloo hat unseres Bedünkens viel Aehnlichkeit mit den Victorien Terina's): Caput muliebre vittatum, intra coronam lauream, retro φ.

℞. Victoria alata sedens super aram, d. hydriam, in quam aqua ex ore leonis diffunditur, d. caduceum, pro pedibus cycnus. Tab. IV. Nro. 2.

Von Agrigent gehört die goldene, wenn schon mit dem gewöhnlichen Typus, zu den seltenern, des Metalls willen.

Von Enna ist ein Silbermünzchen: Figura muliebris bigas agens, et incertum quid tenens.

℞. *HENNAION*. Ceres stans ante puteal sive aram, dependente ex brachiis velo, d. facem. Tab. IV. Nro. 5.

Galarina auch eine Silbermünze. SOTER (inverse) Jupiter sedens, d. sceptrum, cui insistit aquila.

CAAA. Bacchus stans, d. diotam, s. uvae racemum. Tab. IV. Nro. 6.

Motya. *MOTYAION*. Caput muliebre.

℞. Canis stans, inter crura ramusculus. Tab. IV. Nro 7.

Die vortreffliche große Münze von Naxus: (Bacchi Caput senile barbatum, hedera redimitum.

℞. *NAXION*. Silenus humi sedens, d. diotam attollit. Tab. IV. Nro 8.) gehört zu den Mustern des Stempelschnittes.

Zu den interessantern rechnen wir die unter Segestae Tab. IV. Nro 11 gesetzte, jedoch im Texte nicht beschriebene Silbermünze: Insc. punica. Caput muliebre, retro hederae folium.

℞. Canis caput cervi depascens, superne caput humanum.

Beyde Münzen von Aphytis Macedoniae Tab. IV. Nro 21. 22.

Die große Münze von Larissa, die kleineren von Pharsalus und Tricca sind schön.

Von Ambracia mit den Typen der Mutter-Stadt Korinth. *AMΠPAKIΩTAN*. Caput Palladis galeat.

℞. Pegasus volans.

Von Aetolien bewahrt das brittische Museum die besten Stücke.

Böotiens Münzen mit dem Tropäum und der Victoria erinnern an die siegreichen Tage dieses Landes; so wie Athen's an alle die vielen Mythen dieser glücklichen Stadt, besonders an Theseus und seinen Kampf mit dem Minotauren: als: Tab. VI. Nro 16. Caput Palladis galeatum. ℞. . . . . *ΩN*. *Theseus* nudus toto nisu praegrandem lapidem erigens, matris Aethrae jussu, calceos et gladium investigaturus, quos

pater Aegeus sub petra absconditerat. — Nro 18. ℞. *Theseus* cum Minotauro pugnans, d. clavam sublatam etc.

Sehr hübsche und seltene Münzen sind die von den Pallenses, mit dem auf einem Felsen sitzenden Cephalus.

Wir können nicht umhin, der Meinung des Herrn Combe in so fern beyzupflichten, daß es von den großen Münzen der Stadt Histiäa in Euböa weit mehr falsche als echte gibt; ob sie gerade alle falsch sind, wollen wir nicht unterschreiben, weil man sie alle gesehen haben müßte.

Manche schöne, doch bekannte Münze übergehend, verweilen wir bey den Tab. X. Nro 16 mitgetheilten von Nagidus Ciliciae. Venus capite tutulato sedens d. extenta pateram, cui advolat Cupido coronam capiti impositurus, intra sedilis fulcra lepus.

ΝΑΓΙΔΙΚΩΝ. Bacchus barbatus seminudus, stans d. botrum s. thyrsum, in area a sin. monogr. *ΚΔ*, et apis, a. d. signum incusum aquilam et tridentem referens.

Welche unglaublichen Fortschritte hat die Zeichnungs- und Kupferstecherkunst in England gemacht! zum Beweise diene der vor hundert Jahren in England publicirte und in ganz Europa großes Aufsehen machende: The British Treasury etc. by Nich. *Haym*, *London* 1719. Wer die Kupferstiche von Nr. 4. und diese im Haym vergleicht, wird unsere Aussage gerechtfertigt finden, und beystimmen wenn man sagt, daß kaum in einem Lande ähnliches geschehen. Wir dürfen unsere Meinung wagen, daß die Wissenschaft der Numismatik durch die Bekanntmachung dieses Katalogs kaum zu seiner Zeit viel gewonnen haben dürfte; aber andere, nicht minder wichtige Dinge sind dadurch nach der Absicht des Verfassers erfüllt worden; ut sciant universi, quales sint in Museo nostro numi graecis litteris inscripti; und das ist schon etwas und viel, denn dadurch liegen die Schätze dem Zugange offen und brauchbar; der Zeichner Heinrich Corbould und der Kupferstecher Heinrich Moses haben in diesem Werke unseres Bedünkens gezeigt, wie die Münzen zu behandeln sind, und hierin alles hinter sich gelassen, was die Franzosen öfters auch vortreffliches geleistet haben. Man kann solche Dinge kaum mehr besser machen: besonders die schöne und höchst seltene Münze des Königs Pyrrhus auf dem Titelblatte: Caput Jovis (Dodonaei) barbatum et corona querna redimitum, infra Θ et monogr.

℞. *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΠΥΡΡΟΥ*, Juno sedens, cum modio in capite, d. sceptrum tenet, s. pallium adducit; infra A. in Silber.

Das Werk enthält in der Einleitung eine kurze Geschichte der Entstehung dieser Sammlung; und es wird darin besonders die

des Herrn Cracherode gerühmt, der so patriotisch war, seine vortreffliche Sammlung dem Museum in seinem Testamente zu vermachen. Um immer dankbar gegen diesen so verdienten Mann sich zu bezeigen, hat Herr Combe bey jeder von ihm herrührenden Münze die Anfangsbuchstaben CR dazu geschrieben, und daraus ersieht man leicht, daß wohl zwey Drittel der ganzen Sammlung durch ihn zugewachsen sind, und zwar vortreffliche Stücke, guter Erhaltung und lehrreich; wodurch jede Sammlung nur allein ihren Werth bekömmt, weil der bloße numerus, mit dem man sich so oft brüstet, häufig nur Spielwerk ist. Obschon es uns nicht vorkommt, als ob diese Sammlung an Reichthum den Sammlungen von Paris und Wien an die Seite zu setzen wäre, so enthält sie doch vortreffliche Dinge und umfaßt das ganze Gebiet der Wissenschaft; uns Oesterreichern muß es besonders angenehm seyn, daß der sonst so leicht hochmüthige Britte in der Ordnung des Kabinetts nicht seinem englischen Vorgänger Hunter, sondern dem verständigen, wissenschaftlichen Manne, der so frey von Pedanterie war, kurz dem Linnée der Numismatik, unserm Eckhel folgte; also erkennen auch die, nebst den Franzosen, Italienern, Spaniern, daß die Numismatik als Wissenschaft von Oesterreich ausgegangen sey.

Die Aussage beym Ausschusse des Unterhauses in Bezug auf die Münzen der Elginschen Sammlung dürfte hier am rechten Orte stehen, um die dadurch gemachte Bereicherung und die Grundsätze zu zeigen, die man in England bey derley Dingen aufstellt.

»Kennen Sie die Münzen, die Lord Elgin gesammelt hat? — Ja. — Wie stark ist ihre Zahl? — 880, nämlich 66 in Gold, 577 in Silber, und 237 in Bronze. — Können Sie uns den Werth der Sammlung bestimmen? — Ich habe die Sammlung mit dieser Absicht genau durchgesehen, und schätze sie auf 1000 Guineen.

»Gibt es Stücke darunter, die sich durch ihre Arbeit auszeichnen? — Allerdings viele; z. B. eine von Aetolien, von Karystus in Euböa, einige von Theben, von Philipp, Alexander, Lysimachus, u. d. gl. a.

»Gibt es auch seltene darunter? — Ja wohl; unter den goldenen gehören zu den seltensten ein Daricus, eine Doppeldrachme von Philipp Aridäus mit dem Typus Alexanders des Großen, so auch die von Athen, Aetolien, Argos, Karystus, Aegina, Miletus. Unter den silbernen gibt es ebenfalls seltene, als die von Theben, vom König Archelaus, von Cos, Cyrene, Phlius, Ossa, Tenedus, Philippi, Neapolis,

in Mazedonien, und eine von Mazedonien mit: *ΜΑΚΕΔΟΝΩΝ ΔΕΥΤΕΡΑΣ*.

»Sind schon Doubletten davon in der Sammlung? — Ja, ungefähr ein Drittel der Sammlung wäre Doubletten.

»Sind sie besser oder schlechter als Ihre Doubletten? — Einige sind besser, einige schlechter.

»Sind auch unter den goldenen Doubletten? — Ich glaube, wenige aus den goldenen dürften Doubletten werden.

»Welche halten Sie für die interessantesten Stücke? —

»Zwey sind vorzüglich und gleich kostbar — der Daricus und die goldene von Athen.

»Wie hoch schätzen Sie diese zwey Stücke? — Eine jede auf funfzig Guineen.

»Halten Sie den Ankauf dieser Sammlung für die, die schon im Museum ist, für nützlich? — Ich halte sie für eine sehr wichtige Vermehrung für die des Museums.

»Würde dadurch unsere gegenwärtige Sammlung in irgend einem Theile vollständig? — Sicher nicht, denn ich glaube, es gibt keine Sammlung in der Welt, die in einer Abtheilung vollständig zu nennen wäre.

»Wie stark wäre die Anzahl von denen, die in die Klassen unseres Museums könnten eingetheilt werden? — Ungefähr zwey Drittheile. —

»Ist die schon im brittischen Museum aufgestellte Sammlung griechischer Münzen eine der kostbarern? — Allerdings. —

»In welchem Range steht sie mit den andern bekannten Sammlungen? — Sie steht der französischen, und wie ich glaube, auch der zu Wien nach — (nach dem Kataloge zu schließen, sehr weit); sie steht auch noch der des Herrn Payne Knight (und vielleicht des Herrn Grafen Wiczay) nach; ist jedoch, was Städtemünzen angeht, stärker als die Hunterische Sammlung, die jetzt zu Glasgow ist, die aber in den Münzen der Könige wieder reicher ist *).«

Es kann nicht abgeläugnet werden, daß die Bezahlung von 880 Münzen um tausend Guineen durchaus nach gut englischem Maßstabe genommen ist; obschon es wahr scheint, daß die Wahl der Sammlung gut getroffen war, wie schon das Verhältniß der Metalle angibt; da Gold von griechischen Städten immer sehr selten ist, so auch Silber, nicht so sehr Bronze; nach dem Kataloge und den Aussagen des Herrn Combe zu urtheilen, bestand jedoch die ganze Sammlung nur in Autonom-Münzen,

*) Siehe Elgin marbles etc. and Report etc. London 1816. p. 45. 46.

und da dürfte sie denn doch noch geringer gehalten seyn, als sie der sehr theure Mionnettische Maßstab annehmen würde.

Um die ungefähre Summe von 207,000 Pf. St. *) und, den neuen Bau des Museums mit einbegriffen, um 327,000 Pf. St., also etwa den 174sten Theil seines jährlichen Einkommens hat England ein Werk errichtet, das der kolossalen Größe seines Reichs, dem unermessenen Kapitalsvermögen seiner Unterthanen kaum entsprechend, durch die Klugheit der Benützung der Umstände ein Werk erschaffen, das gewiß den schönen Künsten den mächtigsten Reiz, den nützlichen aber das prächtigste Vorbild aufstellen wird.

Sehen wir nach der Herzählung des vorzüglichern Inhalts in Kunstsachen dieses so gerühmten Museums auf den, den die Sammlungen unserer herrlichen Monarchie einschließen, so dürfen wir wohl mit Selbstgefühl auftreten und sagen: Ihr habt vortreffliche, beneidenswerthe Schätze, Ihr habt die phigalischen Marmorwerke, Ihr habt Athen nach London verpflanzt (und dieß ist die große Hauptsache); — Ihr habt fast keine Gemälde, wie viel weniger sich dann mit dem Belvedere und Brera vergleichen — Ihr habt nichts diesen wahrhaft göttlichen Cameen an die Seite zu setzen, die die kaiserliche Sammlung schon seit so lange besitzt; — wir haben, was den Elgin-Marmors an Styl nahe

*)

Das Sloanische Museum	20.000
Die Harleische Sammlung der Manuscripte	10.000
Das Montague-Haus	10.000
Die Hamiltonische Sammlung, vorzüglich die griechischen Vasen	8.400
Die zwey Townley-Sammlungen, vorzüglich Alterthümer	28.200
Die Landsdawn-Manuscripte	4.925
Die Mineralien-Sammlung des Herrn Greville	13.727
Um die geschichtlichen und topographischen Werke des Inselreiches zu vervollständigen, wurden in den Jahren 1812, 13, 14 votirt	3.000
Die Büchersammlung des Herrn Hargrave	8.000
Von den Curatoren wurden gekauft:	
Greenwood's Vögel	460
Hachett's Mineralien	700
Halhed's Orient. Manuscripte	550
Tychsen's Anglo-Sächsische Münzen	620
Bentley's Klassiker	400
Robert's englische Münzen	4.000
Vom Parlamente.	
Phigalische Marmorwerke	9.000
Elgin's detto	35.000
Angerstein's Gemäldesammlung	60.000
	206.982

kömmt, an Erhaltung selbe übertrifft, den Sarg aus Ephesus gebracht; — einen so reichen Schatz von Cinquecentisten wird man kaum in Italien antreffen wie in Wien. Daher wenn der Engländer seine Kunstgegenstände erhebt (und er hat Recht es zu thun), darf der Oesterreicher in seiner Bescheidenheit denken — auch unsere Beherrscher haben immer für uns gesorgt, und uns die Tempel des Ruhms und des Schönen aufgeschlossen, — auch Patrioten haben wir: die englischen Kataloge rühmen den großmüthigen Cracherode; wir dürfen neben so vielen den wirklich unvergeßlichen Lamberg nennen, der so viel mit solchem Geschmack gesammelt, und dem Staate bey Lebzeit, für eine geringe Ablösung, die griechischen Vasen, nach dem Tode die herrlichen Bilder als Vermächtniß hinterlassen hat. Die Aufstellung, die bey öffentlichen Sammlungen immer den Charakter des Grandiosen und Imponirenden tragen soll, wird nach vollendetem Baue für England vielleicht entscheidend seyn, obschon sie kein Lokale haben, wie der Saal der Hofbibliothek *). J. C. A.

Art. IV. *Novum Testamentum.* Textum *graecum* Griesbachii et Knappii denuo recognovit, delectu varietatum lectionis, testimoniis confirmatarum, adnotatione cum critica tum exegetica, et indicibus historico et geographico, vocum graecarum infrequentiorum, et subsidiorum criticorum exegeticorumque instruxit Joannes Severinus *Vater,* Theol. Doct. et Prof. Hal. Halis Saxonum, ex Libraria Gebaueriana. 1824. 8. V u. 835 S.

Eine Handausgabe, wie die vorliegende, wird gewiß jedem unbefangenen Beurtheiler, welcher die vielfältigen Schwierigkeiten kennt, mit welchen ein solches Unternehmen verknüpft ist, auch wenn sie nicht einen so bewährten Namen an der Stirne trüge, willkommen seyn. Sie ist vor Andern für solche bestimmt, welche nach Verlassung der exegetischen Vorlesungen, bey der berufspflichtigen Lesung des n. T. bey so manchen Veranlassungen noch eines Führers bedürfen, deren Verhältnisse es nicht erlauben zu weitläufigen Kommentaren ihre Zuflucht zu nehmen, und keine der größeren Schwierigkeiten, von welchen oft der Lehrsatz selbst abhängt, unbeachtet lassen dürfen. Erfreulich ist es für Jeden, dem diese heiligen Urkunden am Herzen liegen, Hrn. Vater die Interpretation mit Ergründung der ursprünglichen Lesart beginnen zu sehen, während sich leider so viele An-

*) So eben erfahren wir, daß Payne Knight seine in Münzen, Bronzen, auch geschnittenen Steinen sehr ausgezeichnete Sammlung dem Museum vermacht habe.

dere bey Konstituirung ihres Textes meistens von exegetischen und subjektiven Gründen leiten lassen. Er ist in der Kritik so wie in den übrigen theologischen Disciplinen Griesbachs dankbarer Schüler, ohne ihm blind zu folgen. Da eine vollständige Sammlung der Varianten dem Begriffe einer solchen Handausgabe widerspricht, so konnten nur diejenigen gewählt werden, welche auf die Interpretation selbst einen Einfluß haben, ohne auf minder bedeutende Abweichungen, z. B. die Ordnung der Worte, welche selbst in grammatikalischer Hinsicht nicht wichtig sind, und nur von dem eigentlichen Kritiker nicht übergangen werden dürfen, Rücksicht zu nehmen.

Ein wesentlicher Vorzug vor den bisherigen Griesbachischen und Knappischen Handausgaben ist es aber, daß die verschiedenen Lesarten nicht ohne Zeugniß gelassen, und die Gründe, warum eine Lesart der andern vorgezogen wird, sehr bündig angegeben werden. Auf diese Art wird es dem prüfenden Leser möglich gemacht, dort selbst zu entscheiden, wo er früher bloß auf die Autorität der Herausgeber glauben mußte. Eben so zeigt es von einer weisen Mäßigung und einer wohlangestellten Berechnung der benützten Hülfsmittel, daß nur wenige Stellen des gewöhnlichen Textes, deren Unrichtigkeit entschieden ist, geändert, und die Entscheidung über manche verdächtige Stelle verschoben wurde, bis noch andere Dokumente geprüfet sind, welches um so billiger ist, da jetzt bald ein neuer kritischer Apparat zu erwarten steht. Die mehr oder minder verdächtigen Stellen sind mit Klammern eingeschlossen; was zu löschen, ist mit einer Linie bezeichnet, und das, was auf Autorität glaubwürdiger Zeugen aufgenommen ist, mit kleinerer Schrift in den Text eingerückt. Der dritte Index enthält ein Verzeichniß der kritischen Hülfsmittel, welches wir freylich etwas vollständiger gewünscht hätten, weil dadurch, daß nur die größeren kritischen Sammlungen, die ohnedieß fast jeder kennt, aufgeführet, und die kleineren kritischen Schriften, welche zum Theil selten sind, übergangen werden, ein Mißverhältniß zu dem Verzeichniß der exegetischen Hülfsmittel entstehet. Die vorzüglichsten Handschriften sind mit Beybehaltung der Griesbachischen und Matthäischen Siglen angeführt, und eigene Zeichen (welche wir übrigens nicht ganz zweckmäßig gewählt finden) deuten an, zu welcher Recension (Hr. Vater behält die Benennung bey, ohne damit den gemeinüblichen Begriff zu verbinden) der Zeuge gehöre. — Daß aber nicht nur auf den bestmöglichsten Gebrauch des Apparates, sondern auch auf die Vermehrung desselben gedacht wurde, beweist, daß nicht nur die neuesten Beyträge von Scholz benützt, sondern auch viele Stellen in den Kirchenvätern und Ueber-

setzungen, namentlich in der slovenischen, zu diesem Behufe nachgeschlagen wurden.

Um das Verhältniß, welches zwischen dem Texte dieser neuen Ausgabe, und dem bisherigen Griesbachischen und Knappischen Statt findet, anzugeben, und zugleich die kritischen Grundsätze Hrn. Vaters zu charakterisiren, wollen wir ein Paar Kapitel herausheben und mit diesen beyden Recensionen, mit Beybehaltung der von jedem dieser Herausgeber angenommenen kritischen Zeichen vergleichen, z. B. Luk. 6.

	Gewöhnlicher Text.	Griesbach.	Knapp.	Vater.
V. 7.	παρετήρουν,	∾παρετηρουντο,	παρετήρουν,	παρετήρουν
	αὐτὸν,	=	=	(αὐτὸν)
V. 8.	τῷ ανθρώπῳ	∾ τῷ ἀνδρὶ,	τῷ ἀνθρώπῳ,	τῷ ἀνθρώπῳ
	ἔγειραι,	∾ ἔγειρε,	ἔγειρε,	ἔγειρε.
V. 9.	ἀπολέσαι,	ἀποκτεῖναι,	ἀποκτεῖναι,	ἀποκτεῖναι.
V. 10.	τῷ ἀνθρώπῳ	αὐτῷ,	αὐτῷ,	αὐτῷ.
	ἐποίησεν	∾ ἐξέτεινεν,	ἐποίησεν,	'εποίησεν.
	οὕτω,	=	(οὕτω),	(οὕτω).
	ἀποκατεστάθη	∾ ἀπεκατε-στάθη,	ἀποκατεστάθη,	αποκατεστάθη.
	ὑγιὴς,	=	(ὑγιὴς),	('υγιής).
V. 12.	ἐξῆλθεν.	∾ ἐξελθεῖν αὐ-τὸν,	ἐξῆλθεν,	ἐξῆλθεν.
V. 18.	ὑπό,	ἀπό	ἀπό,	ἀπό.
V. 23.	χαίρετε,	χάρητε,	χάρητε,	χάρητε.
	ταῦτα,	∾ τ'αὐτά	ταῦτα,	ταῦτα.
V. 26.	ὑμῖν,	=	=	(ὑμῖν)
	πάντες,	=	=	(πάντες).
	ταῦτα,	∾ τ'αὐτά,	ταῦτα,	ταῦτα.
V. 28.	ὑμῖν,	ὑμᾶς,	ὑμῖν,	ὑμῖν.
	καὶ,	=	=	(καὶ).
V. 34.	δανείζητε,	∾ δανειζετε,	δανείζητε,	δανειζητε.
V. 35.	τοῦ,	=	=	(τοῦ).
V. 36.	οὖν,	= οὖν,	οὖν,	(οὖν).
V. 45.	ἄνθρωπος,	= ἄνθρωπος,	ἄνθρωπος,	ἄνθρωπος.
	θησαυροῦ,	= θησαυροῦ,	θησαυροῦ,	θησαυροῦ
	αὐτοῦ,	= αὐτοῦ,	αὐτοῦ.	αὐτοῦ
V. 49.	ἔπεσε,	∾ συνέπεσε,	ἔπεσε,	ἔπεσε.
		Johannes	Kap. 4.	
V. 5.	σιχάρ,	συχάρ.	συχάρ,	συχάρ.
	ὃ,	οὗ,	ὃ	ὃ
V. 6.	ὡσεί,	∾ ὡς,	ὡσεί,	ὡσεί
V. 13.	ὁ Ἰησοῦς,	Ἰησοῦς,	Ἰησοῦς,	(ὁ) Ἰησοῦς.
V. 20.	ἐν τούτῳ τῷ ὄρει δεῖ προσκυνεῖν,	ἐν τῷ ὄρει τού-τῳ προσκυνεῖν δεῖ,	ἐν τῷ ὄρει τούτῳ δεῖ προσκυνεῖν,	ἐν τούτῳ τῷ ὄρει δεῖ προσκυνεῖν.

	Gewöhnlicher Text.	Griesbach.	Knapp.	Vater.
V. 21.	γύναι, πίστευσόν μοι,	πίστεύε μοι γύναι,	γύναι, πίστευσόν μοι,	γύναι, πίστευσόν μοι.
V. 27.	ἐθαύμασαν,	ἐθαύμαζον,	ἐθαύμαζον,	ἐθαύμαζον.
V. 30.	οὖν,	=	(οὖν),	(οὖν).
V. 31.	δὲ,	=	(δὲ)	(δὲ)
V. 34.	ποιῶ,	∾ ποιήσω,	ποιῶ,	ποιῶ.
V. 35.	τετράμηνον,	τετράμηνός,	τετράμηνός,	τετράμηνός.
V. 36.	καὶ,	=	=	(καὶ)
V. 42.	ὁ Χριστός,	= ὁ Χριστὸς,	ὁ Χριστός,	ὁ Χριστός.
V. 44.	ὁ Ἰησοῦς,	Ἰησοῦς,	Ἰησοῦς,	(ὁ) Ἰησοῦς.
V. 45.	ἃ,	ὅσα,	ἃ	ἃ
V. 46.	ὁ Ἰησοῦς,	∾ =	(ὁ Ἰησοῦς),	(ὁ Ἰησοῦς).
V. 47.	αὐτόν,	= αὐτόν,	αὐτόν,	αὐτόν.
V. 50.	Ἰησοῦς,	+ ὁ Ἰησοῦς,	Ἰησοῦς,	Ἰησοῦς u. s. w.

Unter 55 hier herausgehobenen Varianten hat Griesbach 25 in den Text aufgenommen, die übrigen 30 hält er dem gewöhnlichen Texte entweder ganz gleich, oder auch vorzuziehen, oder doch für wahrscheinlich, wie dieß, aus den beygesetzten kritischen Zeichen erhellt. Zwölf Mal stimmt Herr Vater hier mit Griesbach und Knapp überein, nämlich Luk. VI. V. 9. 10. (in αὐτῷ) 23. 26. et 28. (in der Verwerfung von ὑμῖν und καὶ) 35. Joh. IV. 5. (in σύχαρ) 13. 27. 35 und 44. Sechs Mal behält er die von Griesbach und Knapp verworfene Leseart als noch nicht ganz abgeurtheilt zwischen Klammern bey Luk. VI. V. 7. (αὐτὸν) 10. οὕτω und ὑγιὴς) 26. (πάντες) Joh. IV. 36 und 46. Zwey Mal hat er die von Griesbach verworfene, von Knapp aber zwischen Klammern beybehaltene Leseart ebenfalls zwischen Klammern Joh. IV. 30 und 31, ein Mal die von Griesbach und Knapp Joh. IV. 20. (ἐν τούτῳ τῷ ὄρει) und vier Mal mit Knapp die von Griesbach allein verworfene Leseart des gewöhnlichen Textes beybehalten (Luk. VI. 28. Joh. 5 ὁ. 20. δειπροσκυνεῖν, und 21) Luk. IV. 8. ist die von Griesbach in den inneren Rand, von Knapp aber in Text aufgenommene Leseart ἔγειρε in den Text gesetzt, und V. 36 οὖν, welches Griesbach mit dem Zeichen = und Knapp ohne alle Bemerkung in dem Text hat, zwischen Klammern.

Bemerkenswerth wird es auch zur Würdigung dieser von Herrn Vater vorgenommenen Aenderungen des gewöhnlichen Textes seyn, daß auch Matthäi, welcher bekanntlich von ganz verschiedenen kritischen Grundsätzen ausging, alle diese Verbesserungen (mit Ausnahme von Joh. IV. 27 und 44) in den Text seiner zweyten Ausgabe anfgenommen hat. Weiter in das Detail des Textes einzugehen, erlaubet der Raum nicht, und jeder Sachkundige wird aus dem Angeführten leicht bemerken, mit welcher Ansicht Herr Vater verfahren sey, und daß er nicht nur nach

der ganzen Stimme einer einzelnen Familie von Handschriften, sondern nach der einstimmigen Aussage aller Familien auf das Alter einer Leseart und ihre Verbreitung in der ganzen Kirche schließe, und erst dann, wenn innere Gründe mit den äußeren übereinstimmen, dieselbe in den Text aufnehme.

Was aber sehr bemerkenswerth ist, daß fast bey jeder vorgenommenen Aenderung der Grund derselben angegeben, und bey den schwierigsten und wichtigsten Stellen (z. B. Matth XXVII. 35. — Joh. V. 4. VIII. 1 — 12. — Apostg. VIII. 39. XX. 28. — Röm. 25. 26. 27. — Eph. I. 2 — 7. Timoth. III. 16. — 1 Joh. V. 7.) die verschiedenen Meinungen geprüft, und nach einer genau angestellten Untersuchung entweder entschieden (z. B. Matth. XXVII. 35. — Apostg. VIII. 37. — Röm. 25. 26. 27. — 1 Joh. V. 7.) oder die Sache porblematisch (z. B. Joh. V. 4. VIII. 1 — 12. Apostg. XX. 28.) gelassen wird.

Eben so mußte, wenn diese Ausgabe eine Handausgabe bleiben, und ihrer Verbreitung nicht ein mächtiges Hinderniß in den Weg gelegt werden sollte, sowohl die Menge als auch die Weitläufigkeit der exegetischen Anmerkungen beschränkt werden, ohne doch deßhalb den Leser bey irgend einer schwierigen Stelle ganz ohne Hülfe zu lassen. Das Nachschlagen der überall auf das sorgfältigste angezeigten Parallelstellen, wird, da jeder Schriftsteller der beste Kommentar zu sich selbst ist, über Manches gar nicht, oder doch nur leise angedeutete das nöthige Licht verbreiten, so wie die wirklich sehr reichlichen, und (wie es sich von Herrn Vater erwarten ließ) sehr gründlichen Nachweisungen der korrespondirenden hebräischen Worte, Konstruktionen und Redefiguren für Jeden dieser Sprache nur einiger Maßen kundigen auch zur Erläuterung der neutestamentlichen Diktion hinreichen werden.

Uebrigens ist es wohl zu merken, daß Herr Vater nicht die Kommentare Anderer ausgetragen, sondern einige Untersuchungen angestellt habe, deren Resultat er nun vorlegt, und zum Selbstforschen wollte er ja auch diejenigen, für welche diese Handausgabe eigentlich berechnet ist, aneifern, und ihnen den Weg, welchen sie dabey einzuschlagen haben, zeigen oder vorgehen.

Die geographischen und historischen Erläuterungen finden sich im ersten, so wie sehr selten vorkommende Worte, welche nicht Jeder gleich im Gedächtnisse hat, im zweyten Index. Bey beyden wäre es sehr wünschenswerth, daß alle Stellen (viele sind zwar angegeben aber nicht alle), in welchen der fragliche Name oder das schwierige Wort vorkömmt, genau verzeichnet wären. Durch diesen Mangel verlieren diese sonst so trefflichen Indices bedeutend an ihrer Brauchbarkeit, so wie das ganze Werk durch

die am obersten Rande jeder Seite angegebenen kurzen Synopse und vorzüglich die drey ersten Evangelien (warum ist dieß beym Johannes ganz vernachläßiget worden?) durch die zur Seite stehenden Citaten der harmonirenden Stellen der andern Evangelisten vieles gewinnen. Das Verzeichniß der exegetischen Hülfsmittel hätten wir nicht nur genauer und vollständiger, sondern auch in einer etwas andern Ordnung gewünscht.

Wir schließen die Anzeige dieses Buches mit der Versicherung, daß Niemand, der es unter den oben angegebenen Umständen zur Hand nehmen wird, es unbefriedigt weglegen, und auch der eigentliche gelehrte Bibelforscher manches zu seinen Zwecken darin finden werde. S * *

Art. V. Essai critique sur l'histoire de *Charles* VII, d'*Agnès Sorelle* et de *Jeanne* d'*Arc*; avec portraits et Fac-simile. Par. *S. Delort.* *Paris*, 1824. in 8.

Dieses historisch-kritische Werk gehört zu den wichtigern Erzeugnissen unserer Zeit, weil über der Geschichte Karls VII, der Agnes Sorelle und der begeisterten Heldin Johanna d'Arc noch manches Dunkel ruhte, das der Verfasser durch kritische Blicke in das entfernte Zeitalter und die dem Werke angeschlossenen Beweisschriften (pièces justificatives) zu zerstreuen suchte. Ich hebe aus der Vorrede eine Stelle aus, um zu zeigen, wie Delort sich über die Wiederanregung dieses interessanten geschichtlichen Gegenstandes ausspricht; sie lautet so: »Ce n'est pas le désir de pénétrer dans les secrets des cours, ni de réveiller de piquans souvenirs, qui m'a suggéré l'idée de retracer l'époque des héroïnes qui ont contribué à illustrer le règne de *Charles* VII, et d'écrire la vie d'une favorite, échappée non pas aux mensonges du roman, mais à la sévère impartialité de l'histoire. Du moment où j'ai aperçu le merveilleux de la poésie dans toutes les notices sur *Agnès Sorelle*, j'ai pensé, qu'en appuyant la mienne sur des faits purement historiques, ce sujet, quoique fort éloigné de nous, pourrait encore se présenter avec le charme de la nouveauté.«

Alle Geschichtschreiber und Biographen haben, sagt der Verfasser, den Namen Sorelle auf verschiedene Art geschrieben. Bald Sorel, bald Soreau, Surelle, Seurelle, Surette, bald wieder Surel; die Beweisschriften zeigen, daß man Sorelle schreiben müsse. Die Favoritin Agnes ward in Fromenteau, einem in der Provinz Touraine gelegenen

Dorfe bey Loches gegen das Jahr 1409 geboren. Sie war die Tochter des Johann Soreau, Raths im Dienste des Grafen von Clermont. Eine frühe Waise, erbte sie die Herrschaft Fromenteau, und wurde daher la demoiselle de *Fromenteau* genannt. Ihre Bildung erhielt sie von ihrer Tante, der Madame von Maignelais. Es wird erzählt, wie Agnes, welche die Natur mit ihren schönsten Gaben beschenkte, mit Karln bekannt wurde, und welch tiefen Eindruck sie auf ihn machte. Zwey romanhafte Anekdoten, gegen alle historische Wahrheit, werden vernichtet, und zwar das Agnesen von einem Astrologen gestellte Horoscop, und die von dieser vorgeblich ertheilte pikante Antwort auf die Prophezeyung des Horoscopstellers; dann, daß Agnes, um den Monarchen erobern zu können, sich krank gestellt habe, in der gewissen Voraussetzung, daß die Aerzte des Königs, auf Befehl ihres Herrn, vorgeben würden, sie könne nicht ohne Gefahr reisen.

Statt diesen höchst unwahrscheinlichen Geschichtchen führt der Verfasser zwey andere glaubwürdige Anekdoten aus den in der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen manuscrits de Bethune an. Ich bediene mich wörtlich der ausgehobenen Stellen folgenden Inhalts: »Au temps du roy *Charles* VII, *Pothon* et *La Hire*« (die zwey edlen Nebenbuhler des Ruhmes) »furent deux gentilz capitaines qui aydèrent bien à chasser les Anglois de France. *La Hire* dit ung jour à *Pothon*: Mon compaignon, nous combattrons demain les Anglois, qui ont si gros nombre d'archiers, que leurs flèches nous feront perdre la clarté du soleil. *Pothon* respondit: Ce sont bonnes nouvelles, nous combattrons bien à l'ombre. — Ung temps aprés ils trouvèrent les Anglois dans ung fort où il les falloit combattre à pied. *La Hire*, qui estoit boyteulx, mit pied à terre. *Pothon*, pour sa revanche, luy dit: Mon compaignon, pourquoy estes-vous descendu qui estes boyteulx? *La Hire* respond: Je suis descendu pour combattre, non pas pour m'en fuir.« — »On rapporte de ce même *La Hire*« wird in der Note hinzu gesetzt: »qu'avant de combattre il se mettait à genoux, les mains jointes, et faissait la prière suivante: Dieu, je te prie que fasses aujourd'huy pour *La Hire* autant que tu voudrois que *La Hire* fist pour toy, s'il étoit Dieu et que tu fusses *La Hire*.« Man schrieb, nach der gänzlichen Niederlage des französischen Heeres in der sogenannten journée des harengs, Agnesens Ueberredungskunst zu, daß Karl sich nicht bis in die entferntesten Provinzen seines Reiches zurückzog: allein dieß ist falsch: nur seiner tugendhaften Gattin hatte er es zu verdanken, daß dieß nicht geschah;

Agnes erschien ja erst zwey Jahre nach der unglücklichen Schlacht, die 1429 Statt hatte, an dem französischen Hofe. Delort sagt: »C'est donc à *Marie d'Anjou*, la vertueuse épouse de *Charles* VII, *qu'appartient tout entier l'honneur* d'avoir détourné son royal époux de fuir à l'extrémité du royaume, et d'avoir employé *avec sagesse et fermeté* tout l'ascendant qu'elle avait sur lui, pour ranimer ses espérances dans cette terrible extrémité.«

Um diese Zeit schickte die Vorsicht aus unendlicher Gnade ein weibliches Geschöpf, das von ihr begeistert und geleitet, Frankreich rettete. Johanna d'Arc heißt die von Gott inspirirte Heldin, damals kaum noch achtzehn Jahre alt. Nach vielen Hindernissen und großen Schwierigkeiten wurde sie 1429, gegen Ende des Monats Februar, in Chinon sogleich vorgelassen. Um sie zu prüfen, verbarg sich der König unter der Menge seiner Hofleute, und ließ einen Andern seine Stelle vertreten, was bekannt ist; aber nicht die an den von ihr sogleich erkannten König gehaltene Rede aus dem in der königl. Bibliothek befindlichen manuscrit de *Fontenieu*, welche wörtlich so ist: »Mon Dieu, gentil prince, c'est vous et non autre. Je suis envoyée de la part du ciel pour faire lever le siége d'Orleans et vous conduire à Rheims, afin d'y recevoir l'onction saincte et la couronne.« Aeußerst interessant, wichtig und unbekannt ist eine andere Stelle aus der angeführten Handschrift folgenden Inhalts: »Une nuit, *Charles* tourmenté par l'idée de ses malheurs présens et de plus grands encore dont il se voyoit menacé, avoit imaginé que peut-être la main du Tout-Puissant l'avoit abandonné parce qu'il n'étoit pas légitime héritier du trône (das ist doch ein Bischen zu viel gesagt): »ne pouvant se tranquilliser sur ce doute important, il s'étoit levé, et, s'étant prosterné, avoit demandé avec ferveur à Dieu de lui faire connoître si le sceptre lui appartenoit par sa naissance; offrant d'y renoncer si ses droits n'étoient pas autorisés par la nature et par les lois. *Jeanne* ajouta que Dieu àvoit exaucé sa prière; que c'étoit d'elle dont il se servoit pour le rassurer; qu'il ne devoit plus avoir aucun doute injurieux au sang dont il sortoit, et que l'accomplissement des promesses dont le ciel l'avoit rendue la dépositaire seroit le gage de sa sécurité. Le Roy, en sortant d'avec elle, avoua qu'elle lui avoit fait part à personne; et depuis, parut être sorti de la profonde tristesse dans laquelle il étoit enséveli.« Ob man dieß nun für wahr, oder nicht wahr hält; so ist doch allzeit vorauszusetzen, daß dem Fürsten viel daran gelegen war, die Sache geheim zu halten,

der wir Glauben beyzumessen berechtigt zu seyn glauben. Man sieht, daß der Verfasser des recueil de plusieurs inscriptions pour les statues du roi *Charles* VII et de la Pucelle d'*Orleans*, gedruckt im Jahr 1613, Kenntniß von diesem Geheimnisse gehabt hat, wenn man die Vorrede zu dieser Sammlung liest.

Auf den Mauern von Orleans wehte die siegreiche Fahne der Heldin, die Frankreichs Schicksal entschied, und den glorreichen Titel des Mädchens von Orleans erhielt. Zu Rheims hat sie Karln die Krone bey der Krönung am 17. Julius 1429 wirklich selbst auf das Haupt gesetzt, während er von dem Erzbischofe Regnault de Chartres gesalbt wurde. Daß Johanna nach der Wiedereroberung und dem Siege von Orleans wieder in ihren vorigen Stand zurückkehren wollte, und nur aus Gehorsam zurückblieb, ist wahr; dadurch ward sie dem Vaterlande zu ferneren Heldenthaten erhalten, die Delort erzählt, so wie auch ihre Gefangenschaft; »on la traîne de cachot en cachot, de forteresse en forteresse, et pour comble l'horreur, chargée de fers.« Es ist schändlich, daß sie ein Franzose, Lyonel de Vendome, ein Edelmann im Dienste des Johann von Luxemburg, nach ihrem unglücklichen Sturze vom Pferde bey Compiegne (am 23. May 1430) zur Gefangenen gemacht und zu seinem Herrn geschickt habe, der sie den Engländern überlieferte; noch schändlicher, daß sie dieser Luxemburg ihrem unversöhnlichen Feinde Bedford für eine Summe von 10,000 Livres in Silber und gegen eine Rente von 300 Livres, an Vendome zahlbar, verkaufte. Es ist nur zu wahr, daß der Bischof von Beauvais die erhabene und starke Seele für eine Zauberin erklärte. Man führte sie zu Rouen am 30. May 1431 zum Scheiterhaufen, auf dem sie mit den Gefühlen einer erbauenden Frömmigkeit und Ergebung in den Willen des Höchsten, mitten unter den Flammen, den reinen Geist in einem Alter von kaum zwanzig Jahren aushauchte.

Der Verfasser sagt nun, daß die Demoiselle von Fromenteau (Agnes Sorelle) gegen Ende des Jahres 1431 einen Platz an dem französischen Hofe einnahm, wo sie, trotz ihrer glänzenden Eigenschaften, sehr schnell ein so großes Glück machte, daß sie bey Karls Hofleuten einen begreiflichen Neid erregen mußte. Sie ward wegen ihrer Anmuth und hinreißenden Schönheit bald die schöne Agnes, bald die Schönste unter den Schönen genannt. Monstrelet, der sie sah, sagt, »qu'entre les plus belles elle étoit la plus belle.«

Delort sucht die Liebe zwischen Agnes und Karl gewisser Maßen zu entschuldigen, und schließt einen Paragraph so: »Il ne faut donc pas être étonné, si *Agnès* n'eut pas assez de

force pour fuir le Prince, et si elle devint sa favorite, avec la persuasion peut-être que, l'ayant séduit par sa beauté, elle le fixerait par sa vertu.« Diese Liebe ist sehr lange Zeit geheim gehalten worden, und es ist falsch, daß die zahllosen Begünstigungen, an die Verwandten der Agnes verschwendet, den Hofleuten die Augen geöffnet hätten, da ihre Aeltern zur Zeit, als sie am Hofe erschien, nicht gegenwärtig waren, und ihr Bruder, Johann Soreau, erst von 1452 bis 1458 Stall- und Oberjägermeister des Königs war, wie dieß eine Rechnung des Matthäus Beauvarlet, Haupteinnehmers der Finanzen, beweiset.

Ich übergehe, was Delort über die oft erwähnte Liebe zwischen Karl und Agnes spricht, und erinnere blos, daß Letztere erst später die schon früher angetragene und in Bretagne gelegene Grafschaft Penthievre angenommen. Zu Agnes Vortheil spricht sich der Verfasser so aus: »Étrangère aux vues de l'ambition comme aux calculs de l'intérêt, et ne redoutant point les ennemis que produit ordinairement la faveur des Souverains, *Agnès*, idole du Monarque, aimée de la Reine, et mère d'une jeune princesse, était au comble du bonheur. — Cependant il eût manqué quelque chose à sa félicité, si le pauvre, en butte aux horreurs de la misère, ne se fût trouvé prévenu par ses libéralités. Aussi la vit-on souvent visiter l'asile de l'infortune, et, d'une main couvert du voile du mystère, tarir les larmes de l'habitant des chaumières. Le besoin de faire du bien, et le plaisir qu'elle éprouvait en consolant des familles éplorées, en était la noble récompense.«

So wie des Königs Liebe zu Agnes zunahm, so stieg auch des Dauphins Ludwig Abscheu gegen sie, fährt der Verfasser fort, und schildert mit lebhaften Farben des letztern Charakter, der laut zu Agnes Nachtheil sprach, ohne daß sich diese bey dem Könige beklagt hätte; sie ließ vielmehr keine Gelegenheit vorüber gehen, in der sie nicht dem Prinzen gute Dienste geleistet hätte. Dieß aber wirkte auf den Dauphin, der seinen Einfluß auf den Vater verloren zu haben glaubte, nicht; er gab vielmehr sich alle Mühe, Agnes Treue verdächtig zu machen. Allein sein Plan scheiterte und Agnes Unschuld ward ganz erkannt.

Die ferneren Begebenheiten, die dem Geschichtforscher nicht unbekannt seyn können, erzählt der Verfasser getreu, und berichtigt einige in der Geschichte eingeschlichene chronologische Fehler. Ich verweile nur bey solchen Thatsachen, die von den Historikern entweder nie berührt, oder falsch erzählt worden sind.

Folgende Stelle erhält durch die Akten der Rechnungs-Kammer

der Provinz Dauphiné, welche heut zu Tage in der königlichen Bibliothek aufbewahrt worden, volle Glaubwürdigkeit; sie lautet so: »*L'Europe* montrait un extrême désir de voir la fin des troubles qui depuis si long-temps affligeaient principalement les deux nations belligérantes; aussi le roi de *France*, qui ne formait d'autre vœu que d'être le restaurateur de son royaume, employait-il le temps du repos dont il jouissait par la trève pour travailler à éteindre toute dissension; mais, comme prince n'eut jamais de plus grandes traverses ni d'ennemis plus rédoutables, au moment même où il se flattait de voir renaître la paix générale, le Dauphin commençait à lui donner de nouvelles inquiétudes. Le temps qu'il lui avait accordé pour son séjour en Dauphiné, était déjà expiré; et ce n'était point sans de justes craintes qu'il voyait que son fils régnait en Dauphiné comme un rébelle qui n'eût dû sa puissance qu'à son épée. En effet, il avait eu la témérité *d'y créer une chancellerie, d'accorder des privilèges et d'y exercer le pouvoir dans toute son étendue, signe avant-coureur de la manière dont il régnerait un jour en France.*«

Auch die Akten der Rechnungs-Kammer von Grenoble beweisen, daß der Dauphin in der Provinz Dauphiné als ein unumschränkter Fürst auch ferner zu regieren nicht aufhörte; ohne sich den Titel eines Königs zu geben, nannte er sich Ludwig von Laval, Herr von Chatillon, Statthalter der Provinz Dauphiné.

Den Tod der Agnes Sorelle erzählt Delort so: »La maladie« (sie ward von einer starken Dyssenterie angegriffen) »faisant de grands progrès, *Agnès* fit appeller le seigneur de *Tancarville*, madame la sénéchale de *Poitou*, *Gouffier*, l'un des écuyers du Roi, et toutes les demoiselles qui étaient à son service. Elle leur fit une morale touchante sur la vanité des plaisirs: *C'est peu de chose et ordure et vile de nostre fragilité*, dit-elle; et demanda peu après à *Denis Augustin*, son confesseur, les derniérs sacremens, qu'elle reçut avec une pleine connoissance et une piété évangélique. Les douleurs semblèrent la quitter, mais la sueur de la mort vint glacer ses veines; et, invoquant Dieu et Marie, elle expira à six heures du soir, le jeudi 9 Février 1449, âgée de 40 ans.«

Delort sagt, daß Agnes, die eine gefährliche Verschwörung entdeckte, aus Rache, von den Urhebern dieser Verschwörung vergiftet worden sey, und daß man es weniger glau-

ken könne, des Königs Günstling, Jaques-Coeur, habe sie aufgeopfert.

Vor der langen Apologie, zu Gunsten der Agnes Sorelle geschrieben, spricht der Verfasser: »Aussi tendre pour *Charles* qu'enthousiaste pour la gloire du monarque, elle partage avec lui l'honneur de ses succès; et ce souvenir est celui qui prédomine pour elle dans l'esprit de la postérité. En effet, si comme il n'est que trop vrai, l'amour joue souvent un rôle peu honorable dans les fastes de la monarchie française, il faut avouer que le sentiment *d'Agnès* pour *Charles* a toujours été envisagé sous un point de vue différent. Conseillère plus heureuse et non moins énergique que les plus courageux guerriers du temps, on ne vit plus dans les grâces de son esprit et dans le charme de sa personne, que le salut de la *France* et le renom de son roi.«

Die Beweisschrift Nr. IX beschreibt das der Agnes Sorelle in der Kirche zu Loches errichtete Denkmal, und führt die Inschriften auf, die auf diesem Denkmale und in der Kirche zu lesen sind.

Ich glaube hier folgende Stellen, die Karls Tod erzählen, auch wörtlich anführen zu müssen: »Malheureusement, tout grand, tout courageux qu'il était, le restaurateur de la *France* ne put vaincre l'influence de son étoile. Il fut atteint d'une fluxion sur les dents qui dégénéra bientôt en abcès. A peine les inquiétudes que ce mal avait fait naître furent-elles dissipées, que d'autres d'une nature différente et bien plus graves, vinrent fondre sur le monarque. Un capitaine de ses gardes, dont l'attachement était incontestable, l'avertit à Mehun-sur-Yèvre qu'il existait une conspiration contre sa personne, et qu'on devait attenter à ses jours par le poison. ———— Sa raison s'aliéna; et malgré les plus pressantes représentations des princes qui l'entouraient, il fut sept jours sans vouloir rien prendre. Un dépérissement général et une mélancholie profonde s'ensuivirent. En vain le duc de *Berry* fondant en larmes se prosterna-t-il à ses pieds, suppliant son père de prendre quelque nourriture, rien ne put vaincre son opiniâtreté, fait qu'on aurait peine à croire, s'il n'était attesté par tous les historiens. Cependant les médecins vinrent à bout de le déterminer à prendre quelques alimens; mais il n'était plus temps, les intestins resserrés n'en permirent point le passage; toutes les fonctions étoient arrêtées; une fièvre brûlante survint, et le grand Roi mourut le 22 Juillet 1461, à une heure après

midi, plein des sentimens d'une piété exemplaire dans le 40ème année de son règne, et à la 58ème de son âge.« (Nach den Akten der Pariser Rechnungs-Kammer.)

Diese ganze kritische Geschichte zeichnet sich durch einen simplen und der Historie würdigen Styl aus; ein Verdienst, das bey dem Geschichtschreiber gewiß kein gemeines ist, da sich dieser leicht, von seinem Gegenstande hingerissen, versteigen kann.

Angeschlossen sind dreyzehn Fac-similia der Unterschriften Karls VI.; der Isabel von Baiern; Karls VII.; der Maria von Anjou; der Agnes Sorelle; Heinrichs V. Königs von England; der Prinzessin Charlotte; der Gemahlin Ludwigs XI., des Poton; Ludwigs XI., des Bastards von Orleans; des Königs Renatus von Anjou; des La Hire und des Tanneguy-Duchatel.

Den fac-similibus folgen die ungedruckten funfzehn Beweisschriften, und diesen ist ein kleines Gedicht von Johann Anton von Baif zum Schlusse beygerückt, welches den Titel: Agnès Sorelle au Seigneur Sorel führt. Die Dichter jener Zeit haben die Schönste der Schönen sehr oft besungen. Im Jahre 1789 hatte man zwar noch ein Manuscript in der Bibliothek des Kapitels von Loches aufbewahrt, welches mehr als tausend Sonetten auf Agnes Sorelle enthielt, die alle von einem Domherrn verfasset worden sind: allein viele dieser Verse kamen in Vergessenheit. Baifs Gedicht ist mit Noten des Dreux du Radier begleitet. Der Leser desselben wird finden, daß der Dichter den nämlichen Fehler, den alle Geschichtschreiber begingen, auch begangen habe, und wohl keinen Anspruch auf ein poetisches Talent machen könne.

Das Buch zieren zwey lithographirte Bildnisse Karls VII. und der Agnes Sorelle, die wohl gerathen sind; das erstere von Marlet und das letztere von Montizon lithographirt.

Art. VI. Prawda ruska etc. Das russische Recht des Großfürsten Jaroslaw, die Traktate Olegs und Igors mit den griechischen Kaisern ꝛc. Von J. B. Rakowiecki. Warschau, in 4. I. Tom. 1820, II. 1822.

Ungeachtet des Haupttitels war doch die eigentliche Absicht des Herrn Verfassers, der schon als Mitglied am 3. May 1820 in der Sitzung der königl. Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften über den bürgerlichen Zustand der alten Slawen eine kurze Rede hielt, seine Landsleute mit der Verfassung und Kultur der alten Slawen bekannt zu machen. Daher schickt er einen historischen Abriß voran, der den ganzen

ersten Theil einnimmt. In diesem nun werden die Gewohnheiten, Religion, Gesetze und Sprache zuerst der Slawen im Allgemeinen, dann der Slaweno-Russen insbesondere nach guten Quellen (meistens nach Karamsin, manchmal auch nach frühern Schriftstellern) geschildert. Erster Abschnitt: Physische Eigenschaften der Slawen, ihre Gestalt, Wuchs; moralische Eigenschaften, ihre gute Gemüthsart, Gastfreyheit, eheliche Treue; ihre Dörfer und Städte, Handel, Haushaltung, Speisen und Getränke, Maße, ihre Musik, Tänze, Spiele und Unterhaltungen. Prokops schöne Schilderung der Slawen hätte wohl verdient ins Polnische übersetzt zu werden; Ref. vermißt sie ungern. Dafür wird eine Erzählung aus den Byzantinern von den drey slawischen Harfenspielern, die an den Chan der Avaren aus fernen Landen geschickt wurden, und den Griechen in die Hände geriethen, ganz mitgetheilt. Sollten sie, da sie vorgaben funfzehn Monate gebraucht zu haben, um an die Donau zu gelangen, nicht Spione gewesen seyn, auf deren Aussagen man also wohl nicht bauen dürfte? Der Ehebruch ward bey den Slawen scharf gestraft, aber es wird nicht gesagt wie. Wineta, das 1044 — 1048 zerstört wurde, wird aus Helmold beschrieben. Arkona auf der Insel Rügen, Demin, Wolgast in Pommern nur genannt. Unter den Getränken war der Meth das vorzüglichste; Bier bereiteten die Slawen aus Malz, Kwas war ihr täglicher Trunk. Der Branntwein (wodka) kam zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts nach Polen und Rußland. Der Wein muß ihnen doch auch bekannt gewesen seyn, da man selbst den Branntwein wino nannte. Daher setzte der Uebersetzer des Nehemias Kap. 5, 8. zu dem Substantiv wino noch das Beywort grozdnoje hinzu, damit der Leser nicht an Branntwein, sondern an Traubenwein denken soll. Siehe Instit. linguae slav. S. 204. In russischen Liedern heißt der Wein auch zelenoje wino, um ihn von Branntwein zu unterscheiden. Das bekannteste Maß ist der korec, korzec. Von kora, Rinde, ist es wohl nicht abzuleiten, da es vielmehr aus corus entstanden zu seyn scheint. Kleinere Maße waren Lukno und uborek. Ersteres scheint nicht slawischen Ursprungs zu seyn, letzteres kennen auch die Böhmen als ein Körbchen, ohne nähere Bestimmung, wie viel es faßt. Für Becher brauchten die Slawen auch Hörner, rogi. Nicht etwa auch Hirnschädel der Feinde? Ihre Werkzeuge zur Musik waren und sind noch das Horn, rog, die Sackpfeife, duda, koza, ferner dudka, swistalka (Pfeife), der Hudoh mit drey, die bandura mit sieben Saiten, die Geige gusli. Von Tänzen werden hier genannt der polak, krakowiak, mazurek, kozak, holubiec, zumka u. s. w. Die Polen, so wie die Böhmen,

nahmen die deutsche Benennung tanec an; pljaska kennt noch der Russe. Zu den Spielen zählt H. Rakowiecki auch die Wetten, zaklady. Auch das Würfelspiel war den Slawen nicht unbekannt.

Der zweyte Abschnitt handelt von slawischen Göttern und Religionsgebräuchen. Der Donnergott, perun, ist von peru richtig abgeleitet; nur sollte er nicht auch perkun (dieß ist preußisch, litauisch, nicht slawisch) genannt werden. Daß man ihm zu Ehren ein immerwährendes Feuer unterhielt, müßte erst bewiesen werden. Die Statue des Swatowid (richtiger Swatowit) auf der Insel Rügen wird beschrieben. Die Ableitung von wid ist wohl leichter als von wit, aber deßhalb nicht gleich vorzuziehen. Auf die Bedeutung Wit läßt sich aus Witjez (витязь) schließen. So wäre denn Swatowit der heilige Sieger. Der Prowe (etwa von Probe, Feuerprobe) ist dem Ref. noch räthselhaft. Die Tempel zu Stetin hießen weder gontyna, noch kontyna, sondern konczina, von konec, da sie an den Enden der Stadt standen. Einen Triglaw schickte Bischof Otto nach Rom, wo mag er hingekommen seyn? Der Radegast scheint wohl ein fremder Gast gewesen zu seyn, den die Slawen an der Ostsee aufnahmen. — Bey der Geburt gab man den Kindern Namen. Häufig wählte man Zusammensetzungen aus mir, gost, slaw. Im siebenten Jahre schnitt man den Knaben, wie dem polnischen Ziemomysl, Piasts Sohn, die Haare ab. Diese Feyerlichkeit nannte man postrigi, postrzyżyny bey den Polen. Ref. wüßte kein Beyspiel anzuführen, daß dieser Gebrauch auch außerhalb Rußland und Polen bey andern Slawen zu finden war. — Woher mag wohl der Topfkuchen, Scherbenkuchen, der bey Hochzeiten herum gegeben wird, den Namen koroway erhalten haben? Die slawischen Weiber ließen sich mit ihren Männern verbrennen. Man soll auch eherne und gläserne Urnen finden. Das Todtenmahl hieß strawa. Hier möchte Referent fragen, haben die Hunnen dies Wort von den Slawen oder die Slawen von den Hunnen angenommen? Lindenbrog in seinem Index fügte bey strava hinzu: vox gothica. Er wollte wohl hunnica schreiben, da er auf Jordanes hinweiset. Jordanes aber spricht im 49sten Kapitel von den Hunnen, die das Mahl Attila zu Ehren hielten: postquam talibus lamentis est defletus, *stravam* super tumulum ejus, quam appellant ipsi, ingenti comessatione concelebrant. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß im sechsten Jahrhunderte, um dessen Mitte Jordanes schrieb, slawische Wörter bey den Hunnen Eingang fanden. In Weißrußland sollen diese Gastereyen chauturyny heißen. Die tryzna war ein kriegerisches Spiel, ein Wettrennen, ein Kampf. Das Verbrennen der Leichen mag wohl nicht

allgemein gewesen seyn; denn die Kiower begruben ihre Todten. Das Todaustragen hält Herr R. für ein Todtenopfer zum Gedächtniß der Verstorbenen. Dlugosch glaubte, es werde dadurch die Abschaffung des Heidenthums bezeichnet, und das Todaustragen wäre demnach bey Einführung des Christenthums aufgekommen. Beydes unwahrscheinlich. In eignen Abhandlungen darüber ist erwiesen worden, daß dieß ein Frühlingsfest war, wobey der Winter oder Tod hinausgetragen und der Sommer ins Dorf gebracht ward. Dieß beweist selbst das böhmische Lied S. 37, das dabey gesungen wird; noch mehr aber das mährische, dessen Anfang lautet: nesem nesem marzenu, na oleju smažena. Die Marzena, Marzana ist der Tod, indisch Marana. S. 38 wird von einer Art Amphitheater, das die Böhmen auf Scheidewegen, um den Seelen Ruhe zu verschaffen, errichtet haben sollen, gesprochen, und daraus der Schluß gezogen, daß die heidnischen Slawen an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt haben, wenn gleich Ditmar ausdrücklich sagt: qui cum morte temporali omnia putant finiri. Die Stelle des Cosmas, auf die hier hingewiesen wird, lautet: scenas, quas ex gentili ritu faciebant in biviis et in triviis, quasi ob animarum pausationem, item et jocos profanos, quos super mortuos suos, inanes cientes manes (bey Freher nach der Stockholmer alten Handschrift inanescentes manes) ac induti faciem larvis bacchando exercebant, wobey noch zu bemerken ist, daß zwey sehr alte Handschriften, die Dresdner und Wiener, coenas für scenas lesen. So fällt denn das Amphitheater von selbst weg. Sonst ist diese Stelle im zweyten Bande der Abhandlung der königl. böhmischen Gesellschaft (1786), in Dobrowsky's Abhandlung über die Begräbnißart der alten Slawen, gut erläutert worden. Das Fest der kupaly, polusobotki ward zu Ehren der Sonne am 23sten Juny begangen. Bey den Christen ist es das Johannisfeuer. Kolada ist auch hier, da das Meiste aus Karamsin gezogen ist, zur Gottheit gemacht. Kolada ist nichts anders als die polnische kolęda, böhmisch koleda, aus dem lateinischen colenda des Mittelalters für strena, xenium. — Dritter Abschnitt: Demokratie, Aristokratie u. s. w. Ganz aus Karamsin genommen, nur verkürzt, wie es Herr Rakowiecki selbst anzeigte. Knjaz wird von kon, Pferd, oder von der orientalischen Benennung eines Herrschers, Kaham, abgeleitet. Ref. verweiset hier wieder auf die Instit. l. slav., wo Knjaz und Knjagynja mit König verglichen, und Kral von Karl abgeleitet wird. Auch ist der kroatische ban, verkürzt aus bojan, nicht mit pan zu vermengen; župan ist dacisch oder getisch, und von Slawen aufgenommen worden. Die goldenen

Schalen im kais. Antikenkabinette zu Wien müssen jedermann davon überzeugen. Es steht deutlich darauf *ZωΠΑΝ*, *ZωΛΗΑΝ* mit griechischen Buchstaben. Der steinerne Stuhl in Kärnten, worauf man den Herzog setzte, ist nicht übergangen worden. Auch der Thron der böhmischen Herzoge war in alten Zeiten ein Fels. Wladislaw, als er sich 1142 zu K. Konrad begab, ließ seinen Bruder Theobald zurück, um die Stadt und den fürstlichen Thron, einen Fels in Prag, zu vertheidigen. Wladislaws Biograph, Vincenz, spricht davon und sagt: pro tuenda civitate et principali throno, quodam saxo, quod est nunc in medio civitatis, pro quo non solum nunc, sed etiam ab antiquo multa millia militum bello corruerunt. Auch in Nowgorod war ein solcher Fels, um den sich Fürsten stritten. — Vierter Abschnitt: von Künsten. Auf die Arithmetik bezieht Herr Rakowiecki die Benennung tma, 10,000. Zur Eintheilung der Zeit gehören die Namen der zwölf Monate, die Seite 55 polnisch, kleinrussisch und slawonisch aufgezählt werden. Wenn neben izok noch: lub wysok steht, so soll dieser Zusatz wohl nur für eine Erklärung des dunkeln Wortes izok, das doch auch die Böhmen ehedem kannten, hier gelten. Bey den Böhmen war Ysok der Mai, im Slawonischen der Junius. Um Schlesisch-Freystadt herum sind sonderbare Benennungen der Monate gebräuchlich, wie Ref. ein mährischer Pfarrer belehrte. Der Januar heißt Wanocznik, der Februar Hromiecznik, von den Festen Wanoce, Weihnachten; Hromice, Lichtmesse. Der April ludikwiat, der Julius lipen, der September kosen, der Oktober sewen, der November odrzilas, der Dezember gruden. — Da man keine Denkmäler der slawischen Sprache aus dem Heidenthum habe, so müsse man, meint der Verfasser, die ältesten Uebersetzungen der Bibel und anderer Kirchenbücher zur Hand nehmen, und daraus auf die ehemalige Beschaffenheit der alten gemeinschaftlichen Sprache schließen. Die alte Kirchensprache sieht er für die Mutter aller übrigen Dialekte an, wogegen Ref. viel einwenden könnte. Er muß hier nur auf Dobrowsky's Slawin verweisen, worin gegen Schlözer behauptet wird, daß selbst die slawonische Kirchensprache für einen Dialekt der südlichen Slawen, der aber am frühesten gebildet worden, angesehen werden müsse. An ihrem Reichthum zweifelt Ref. nicht, nur möchte er dieses noch anders bewiesen sehen, als aus dreyßig Prädikaten Gottes und aus zwey und zwanzig Epitheten seiner Wesenheit. Der Vizeadmiral Schischkow soll bewiesen haben, daß die alte slawonische Uebersetzung der Bibel die französische und deutsche übertreffe. Dieß wird wohl nur in Rücksicht der Kürze behauptet, weil sich aus der Vergleichung das Re-

sultat ergab, daß, wo die französische Uebersetzung 20 oder 25 Wörter enthält, die slawonische nur 11 habe, und wo jene 137 Wörter vonnöthen hat, diese nur 71 brauche. Es kommt ja aber hier auch auf die Länge der Wörter an, nicht bloß auf ihre Anzahl. Wichtiger ist die Frage, ob die Slawen vor Cyrill schreiben konnten. Da die Griechen mit der Schreibekunst bekannt waren, so findet es Herr Rakowiecki gar nicht wahrscheinlich, daß ihre Nachbarn, die Slawen, ohne Kenntniß dieser Kunst geblieben wären, daß sie nicht schon im Heidenthum ein Alphabet, dem slawonischen ähnlich, gehabt, und Bücher geschrieben hätten. Hatten ja ihre Götzenbilder schon Inschriften. (Ja wohl, etwa runische, die sie von ihren Nachbarn, den Dänen oder Schweden, annahmen, aber gewiß viel später als Cyrill in einer andern Gegend sein slawonisches Alphabet für die nach besserem Unterricht sich sehnenden Slawen einrichtete.) Diese heidnischen Bücher, vermuthet er, seyen zu Grunde gegangen, weil man bemüht war, jede Spur des alten Heidenthums zu vertilgen. Bojan bey den Russen war vielleicht ein slawischer Homer. (Allein Bojan, wenn er nicht gar eine fingirte Person ist, lebte ja schon unter christlichen Fürsten.) In dem russischen Gedichte von Igors Zuge wider die Polowzer sey so viel von slawischer Mythologie aufgenommen, daß man sich leicht überzeugen könne, es sey ein Werk eines weltlichen Dichters und eine Nachahmung uralter Vorgänger (also wieder nur ein Nachhall heidnischer Vorzeit). Daß sich selbst bey den Russen nichts von den heidnischen Büchern erhalten konnte, wird begreiflich gemacht (ist sehr leicht zu begreifen: was nicht da war, davon kann auch nichts auf die Nachwelt kommen). Daß alle slawischen Stämme jemals nur eine Sprache hatten, so lange sie nahe beysammen blieben, mag immer wahr seyn; daß aber die Polen, als Polen jemals rein slawonisch geredet hätten, ohne geringste Abweichung von der Kirchensprache, kann nicht zugegeben werden. Was in der Note 100 aus Czacki von polnischen Liedern gesagt wird, ist dahin zu berichtigen, daß diese Lieder nicht polnisch, sondern rußnakisch sind.

Der zweyte Theil des historischen Entwurfs ist den Slaweno-Russen gewidmet, und enthält acht Abschnitte. Der erste handelt von höherem Stande, von Bojaren u. s. w., der zweyte von gemeinen Leuten, der dritte von der Landesregierung, von Aemtern, der vierte von der Staatsverwaltung und den Aemtern in der Republik Nowgorod. Der Poßadnik war der erste Staatsbeamte, der Tyßiacznyk der zweyte. Die żytye ludi stehen den Bojaren nach. Vornehme Kaufleute heißen Gosti Gäste. Die czernye ludi machen den Pöbel aus. Die Glocke, die das

Zeichen zur Volksversammlung gab, nannte man wieczowoy zwon. Fremde hatten ihre eigenen Gassen unter verschiedenen Benennungen. Die Stadt war in fünf Theile getheilt. Ein solcher Theil hieß konec, auch piatina. In jedem ward von den Aeltesten des Bezirks Gericht gehalten, das kon hieß. Hier wird nun richtiger kontyna (besser konczina) von kon, oder konec abgeleitet; wäre doch nebst zakon auch das böhmische konati, zu Ende bringen, einen Streit schlichten, verglichen worden. In diesen Kontschinen sey denn, wie Herr Rakowiecki vermuthet, auch unter der Aufsicht der Priester der slawische Codex bürgerlicher und religiöser Gesetze, eine Art Wedas, Zend-Westa, aufbewahrt worden. Ref. muß mit denjenigen Schriftstellern, die den alten heidnischen Slawen geschriebene Gesetze absprechen, hier fragen, wo ist wohl eine Spur von einem solchen Codex, wo ein gültiges Zeugniß eines Geschichtschreibers zu finden? Mit bloßen Vermuthungen, die sich wiederum nur auf unerwiesene Voraussetzungen gründen, dürfen wir uns nicht begnügen. Was soll Wladimirs Satzung, die hier in slawonischer Sprache, mit der polnischen Uebersetzung zur Seite, ganz abgedruckt ist, für die unstatthafte Hypothese entscheiden? Es entging zwar dem sehr belesenen Verfasser nicht, daß Karamsin diese Satzung für unecht erklärte; er glaubt aber doch auch darin einige Artikel zu finden, die aus älteren Rechten (doch wohl nicht geschriebenen) aufgenommen worden wären, da sie in der Prawda ruskaja nicht vorkämen. Der Inhalt der alten Kormczaja vom Jahre 1282 wird genau angegeben. Im fünften Abschnitt macht Herr Rakowiecki seine Leser mit den ältesten russischen Denkmälern der Gesetze bekannt. Unter die ältesten zählt er erstens die Traktate mit den griechischen Kaisern, Olegs vom Jahre 912, Igors vom Jahre 945 (sind sie wohl echt, und nicht später in Nestors Chronik eingeschoben?). Zweytens die russische Prawda Jaroslaws um die Mitte des eilften Jahrhunderts. Drittens den Traktat des Smolensker Fürsten Mstislaw mit Riga vom Jahre 1228. Daß die Waräger die ersten Gesetze in Rußland eingeführt hätten, will Herr Rakowiecki nicht zugeben, ungeachtet der vielen deutlichen Spuren von gothischen Gesetzen. Es habe schon früher ein slawisches Recht gegeben. Die Volksgerichte, wiecze genannt, polnisch wieca, wären bey allen Slawen üblich gewesen. (Ungeachtet in der Note 146 Karamsin wiecze mit den angelsächsischen Wittenagemot von Weet, mit dem Lübekischen Wedehern von Wede richtig vergleicht, hat doch Herr Rakowiecki auch an die indischen Wedas aufmerksam gemacht. Wie schön hätten hier die Wethenici bey Ditmar erläutert werden kön-

nen, wenn Durichs Bibliotheca slavica Seite 178 nachgesehen worden wäre.) Rurik habe nicht gothische Gesetze einführen können, sondern hätte die alten slawischen gelten lassen, so wie die Waräger ihre Sprache in Rußland verlernt und ihre Namen in slawische verändert hätten. Mit Swatoslaw fangen die slawischen Namen der Regenten an. Auch Nowgorod müsse vor Jaroslaws Prawda Gesetze gehabt haben (Gesetze, die festgesetzte Gewohnheiten, mündliche Verhandlungen, wjeczje, d. i. Gespräch, Rücksprache, von wjet, womit swjet Rath, otwjet Antwort, zawjet Vertrag zu vergleichen sind, solche Beschlüsse wohl, nur keinen geschriebenen Codex aus dem Heidenthum, keine Wedas aus Indien). Als eben dieser Bogen, der 20ste des Werkes, gedruckt wurde, kam dem Herrn Verfasser ein Brief aus Böhmen in die Hände, worin gemeldet wird, daß die alten Slawen geschriebene Gesetztafeln gehabt hätten, weil in einer alten poetischen Beschreibung des von der Fürstin Libussa gehaltenen Gerichts und Landtages derselben gedacht würde (deski prawdodatne). Zum Hohne aller kritischen Prüfung nahmen einige Gelehrte aus übertriebenem Patriotismus diese untergeschobenen Blätter für echt an, und theilten in der ersten Aufwallung die voreilige Meinung von einer neuen schätzbaren Entdeckung einem Gelehrten in Polen mit. In der Folge stützt sich Herr Rakowiecki gar oft auf dieses offenbar von einem noch lebenden Hyper-Böhmen zusammengeflickte Machwerk, das er ohne Unterschrift in den Briefkasten warf, um es auf diese verstohlene Weise an das böhmische National-Museum zu bringen. — Im sechsten Abschnitte wird der russische Handel aus guten einheimischen Quellen, mit denen der Verfasser reichlich versehen war, beschrieben. Das Wort korabl möchte Ref. nicht von kora, Rinde, ableiten, da auch die Griechen κοραβος und καραβιον haben. Sonst kommen noch in der russischen Prawda folgende Fahrzeuge vor: lod' morskajal, und nabojnaja, struh, czeln. Auf Olegs Handlungstraktat wird sich nicht leicht jemand beziehen, dem die Gründe gegen die Echtheit desselben bekannt sind. Nowgorod war der Mittelpunkt der Handlung. Die deutsche Hansa hatte ihr Komtoir daselbst. Lauter bekannte Sachen; wer möchte aber auch hier neue Data suchen oder mit Recht fordern können. Es war schon verdienstlich, das Bekannte in Ordnung zu bringen. In Kiow kommen noch immer 400 Kirchen vor. Ditmar hat wohl quadraginta geschrieben, woraus quadringentae geworden sind. Zu acht Marktplätzen schicken sich 40 besser. Jeder Marktplatz hätte also fünf Kirchen gehabt. Auch im siebenten Abschnitte von Münzen, Pawoloken u. s. w. konnte nichts neues gesagt werden. Griwna, griwna

kun, nogata, rezana, szljag, die älteste Münze in russischen Chroniken, denga, pula, poltina werden erläutert. Der Name Rubl kommt vor 1321 nicht vor. — Der achte Abschnitt ist überschrieben: Vom Geiste der slaweno-russischen Rechte und insbesondere der russischen Prawda. Herr Rakowiecki bemerkt im Allgemeinen, daß diese Gesetze dem damaligen Zustande des Volks angemessen waren. Einige wären Zeichen der damaligen Rohheit, Wildheit und herrschender Vorurtheile, wie die Feuerprobe; andere wären menschlich, verständig und würden aufgeklärten Zeiten Ehre machen. Hier wird nun von der Selbstrache, polnisch odwet, vom Wucher, von Zeugen, vom Eide, von Proben und Beweisen, vom Zweykampf gehandelt. Beweise durch den Zweykampf kommen in Rußland nicht früher vor, als im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts. Sie hießen pola, der Kämpfer hoyca. Die Geistlichen erklärten sich dagegen. So schrieb der Patriarch Photius (1410) an den Erzbischof von Nowgorod: Die Pfarrer sollen die Kämpfer nicht begraben, nicht zur Kommunion zulassen. Der Tödter soll achtzehn Jahre Kirchenbuße thun. Das Statut des Großfürsten Johann Basil bestätigte 1550 den Zweykampf. Von Strafen und Taxen: vira, naklad, za mjech, peresud und andere Ausdrücke werden hier ganz gut erklärt. Katharina II. verbot bey Adeligen den Gebrauch des Wortes czelobitje, czelobitnaja zur Bezeichnung einer Supplik. Sonst nannte sich auch der adelige Supplikant czelobitnik (Stirnschläger, d. i. der mit der Stirne an den Boden schlägt). Die Satzungen des Großfürsten Alexij Michailowitsch vom Jahre 1630 sind in Baron Mayerbergs iter in Moscoviam lateinisch übersetzt zu lesen, und daraus ins Französische übertragen, zu Leiden 1648, 12. gedruckt worden. Die Hauptbemühung des Hrn. Verf. ging nun im Ganzen dahin, wie er am Schlusse des historischen Abrisses selbst bekennt, zu zeigen, daß die alten Slawen nicht so roh und wild waren, als man sie gewöhnlich schildert, daß sie eine gebildete Sprache gehabt, daß sie längst vor der Annahme des Christenthums die Schreibekunst gekannt und ausgeübt, daß endlich das alte russische Recht nicht völlig das gothische, sondern ein Ueberbleibsel des ältesten slawischen Rechtes sey. Seine Mühe ist wohl sichtbar genug, nur zweifelt Ref. sehr daran, daß er auch andere Leser davon überzeugen werde, als solche, welche leicht und willig alles ohne hinlängliche Gründe annehmen, was ihrem übermäßigen Patriotismus schmeichelt. Doch glaubt Hr. R. eine neue Bestätigung seiner Behauptungen oder vielmehr Hypothesen in den alten böhmischen Gedichten der Königinhofer Handschrift gefunden zu haben, daraus er einige Stellen mittheilt und polnisch

übersetzte. In dem Gedichte Zaboj und Slavoj, das er, wie man ihn leicht überreden mochte, für sehr alt hält, wird eines Sängers Lumir (verkürzt aus Lubmir) gedacht. Wie aber, wenn dieser Lumir gar nur eine erdichtete Person wäre! Ist denn nicht selbst Zaboj und Slawoj, und des fremden Königs General Ludiek, mit einem Worte, der ganze Inhalt dieses Gedichtes rein erdichtet, der nicht die geringste Beziehung auf eine wirkliche Begebenheit zuläßt? Die Absicht des Dichters, der dieses Gedicht eben nicht früher als etwa in der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts verfaßte, war, eine große Schlacht und dabey den Heldenmuth der Böhmen zu schildern. Er macht den Zaboj zugleich zum Sänger, der zum Herzen spricht um den Muth der übrigen, die sich gegen den Feind, einen auswärtigen König, verbunden haben, zu entflammen. Hat man wohl Ursache an Karl. den Großen zu denken, bloß darum, weil die Böhmen im Gedichte noch als Heiden denken und handeln? Noch mehr aber mußte Herr Rakowiecki in seinen aufgestellten Hypothesen durch das untergeschobene Fragment von Libuschens Gerichte bestärkt werden, weil er es für echt ansah, und nach einer nach Polen geschickten Abschrift hier abdrucken ließ. Doch davon will Ref. bey der Anzeige des zweyten Theils ausführlicher sprechen. Herr Rakowiecki findet nun wieder darin seinen religiösen Codex, den die alten Slawen nach Europa mitgebracht haben. Für die polnische Uebersetzung der schönen Schilderung der Slawen, aus Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit, werden ihm seine Landsleute Dank wissen. Nun werden noch einige Schriftsteller genannt, durch deren Schriften die slawische Geschichte und Alterthümer aufgeklärt wurden, als Peter Köppen, Joh. Potocki, Hugo Kollontay, dessen Geschichte vom Ursprung der Slawen noch nicht gedruckt ist; Fürst Alexander Sapieha, der auf seinen Reisen (1811) slawische Manuscripte mit Mühe, Kosten und Gefahr sammelte; Surowiecki, der von seinem Werke über den Ursprung, Gebräuche und Religion der alten Slawen, das aus 300 Artikeln bestehen wird, schon im Jahre 1807 vorläufige Nachricht gab; Linde, dessen polnisches Wörterbuch ein ewig merkwürdiges Werk genannt wird; ferner Swięcki der die Alterthümer Polens beschrieb; Skorochod Majewski, der unter den Eingebornen der erste war, der die Aehnlichkeit der slawischen Sprache mit jener der Indier zeigte (die nun freylich viel geringer ausfiel als die Aehnlichkeit der deutschen und lateinischen Sprache mit der slawischen); Fürst Czaykowski, dessen historisch-geographische Untersuchung über die große Völkerschaft der Scythen, die später unter dem Namen der Slawen bekannt wur-

den, im XI. Theile der polnischen Jahrbücher (roczniki) steht; Graf Ossolinski, der sein ganzes Leben den Sammlungen von Nachrichten über die alte polnische Geschichte und den Ursprung der Slawen gewidmet; Chodakowski, dessen Forschungen und ganz neue Entdeckungen bekannt sind. Der Deutschen und Böhmen, die die alte slawische Geschichte aufklärten, wird nur im Allgemeinen gedacht, Schlözer und Depping damit abgefertigt, daß sie keine Liebe zur Wahrheit hatten, und der slawischen Nation nicht hold waren. Endlich wünscht Herr Rakowiecki Sammlungen von alten Gesängen und Sagen zur Belebung der Nationalität und Liebe für einheimische Literatur. Dadurch würden spätere Dogiele und Rumanzowe in Stand gesetzt, einen vollständigen diplomatischen Codex herauszugeben, spätere Naruschewitsche und Karamsine würden vollkommnere Nationalgeschichten schreiben, Boltine und Czacki eine vollständigere Geschichte der Gesetzgebung liefern; spätere Lomonossowe und Kopczinski würden bessere Grammatiken ihrer Sprache entwerfen u. s. w. Ref. möchte wohl auch etwas wünschen, z. B. mehr Gründe für gewisse Behauptungen des Verfassers; allein in Rücksicht der genannten Mäcene und Gelehrten ist er mit ihren Leistungen gar wohl zufrieden. Den ersten Theil beschließt die Chronologie der russischen Fürsten von Rurik bis auf Peter, das ist vom Jahre 862 bis 1689, und ein Index von sechs Seiten.

Der zweyte Theil enthält nun den russischen Text der alten Gesetze mit einer polnischen Uebersetzung zur Seite, und zwar erstens: Olegs Traktat mit den griechischen Kaisern im Jahre 912, von eilf Artikeln. Zweytens, Igors Traktat mit den griechischen Kaisern, geschlossen im Jahre 945, von vierzehn Artikeln (der Verfasser hegt gar keinen Zweifel über die bestrittene Echtheit beyder Stücke). Drittens, Mstislaws, Fürsten von Smolensk, Traktat mit der Stadt Riga. Endlich viertens, die Prawda ruska von neunzig Artikeln. In den Noten unter dem Texte werden die russischen Gesetze mit den böhmischen nach der Wladislawischen Landesordnung vom Jahre 1500, mit dem Statute Kasimir des Großen und mit dem litauischen Statut verglichen. Die folgenden 94 Anmerkungen sind bestimmt, dunkle Wörter und Redensarten zu erklären. Man kann hierin den ausharrenden Fleiß, die große Belesenheit des Herrn Rakowiecki nicht verkennen; nur in einigen Etymologien möchte man ihn nicht zum Führer wählen. Wie konnte er (Anmerk. 34) muž Mann und mogu ich kann, zusammenstellen? Die Vermengung ganz verschiedener Wurzeln sollte mit mehr Sorgfalt, als es hier oft geschah, vermieden worden seyn. Die zweyte größere

Hälfte dieses Theils nimmt wieder ein historischer Abriß vom Ursprung und Zustand der slawischen und polnischen Sprache ein. Gleich im Eingange stellt er seine unhaltbaren Meinungen auf. Wen glaubt er wohl bereden zu können, daß die griechische Sprache von der slawischen abstamme, daß die Geten und Thracier ursprünglich Slawen waren, daß die Römer als Herrscher der Welt sich mit ihnen nicht messen konnten, daß Orpheus slawisch gesungen? Er meint im ganzen Ernste, es müssen nebst dem vergötterten slawischen Gesetzgeber Zamolxis (dieß will er aus sichern Nachrichten haben) noch andere ähnliche große Männer unter den alten Slawen gelebt haben, deren Andenken für die Nachwelt verloren ging; es müsse slawische Bücher gegeben haben, in denen bürgerliche und religiöse Satzungen enthalten waren; es dürfe auch an Hymnen und Gesängen, zur Ehre der Götter verfaßt, nicht gefehlt haben; die heidnischen Slawen wären auch im Besitze von Geschichtsbüchern gewesen, worin die rühmlichen Thaten ihrer Vorfahren, die Tapferkeit ausgezeichneter Helden in slawonischer Sprache beschrieben waren. Alles dieß sey in den unruhigen Zeiten des Mittelalters verloren gegangen; durch unglückliche Schicksale, die die ganze Nation trafen, hätte nichts davon bis zu uns herab gelangen können. Sind so kühne Behauptungen eines historischen Forschers wohl würdig? Sind es nicht leere, grundlose Muthmaßungen, nicht bloße patriotische Träumereyen?

Die ältesten bisher entdeckten Ueberbleibsel, als Denkmäler heidnischer Slawen, gehören nach Herrn Rakowiecki's Urtheile ins achte, neunte und zehnte Jahrhundert. Lasset uns hören. Ins achte Jahrhundert hinauf setzt er die Beschreibung des Ceremoniels bey einem unter der Königin (?) Lubuscha gehaltenen Landtage. (Nach Cosmas war sie damals nicht einmal Fürstin, sondern nur Wahrsagerin (Pythonissa), die streitende Parteyen ihrer Weisheit wegen zur Schiedsrichterin wählten. Auch ward die Schlichtung des Streites ohne Landtag abgethan.) Daß dieses Stück ein neues unterschobenes Machwerk sey, soll gleich gezeigt werden. Das Gedicht von Neklans Sieg über Wlaslaw setzt er ins neunte Jahrhundert, und die Beschreibung der Schlacht zwischen Zaboi und Slawoi (soll heißen zwischen diesen zweyen und Ludiek, der mit einem königlichen Heere in Böhmen eingedrungen) in den Anfang des zehnten Jahrhunderts, weil dieß nach dem Inhalte des Gedichtes bey der Einführung des Christenthums geschehen seyn müsse. Hier wird ja offenbar die Zeit der Begebenheit mit dem Alter der Gedichte, mit der Zeit der Abfassung verwechselt. Besingen denn spätere Dichter nicht Thaten aus frühern Zeiten? hat nicht der sogenannte Dali-

will die Heldenthaten der Wlasta im böhmischen Mädchenkriege in seiner gereimten Chronik besungen? Wenn nun jemand in einem Fragmente diese Beschreibung allein fände, dürfte er wohl schließen, der Verfasser davon müsse zur Zeit der Wlasta gelebt haben? Um bey den in der Königinhofer Handschrift enthaltenen Gedichten stehen zu bleiben, muß wohl das Gedicht, worin Udalrichs kühne That und der Polen Flucht aus Prag besungen wird, auch schon damals, d. i. um das Jahr 1003, verfaßt worden seyn? Durfte denn ein Dichter des dreyzehnten Jahrhunderts (in dieses Jahrhundert mögen wohl alle Gedichte historischen Inhalts in der Königinhofer Handschrift gehören), um seine Landsleute zu Großthaten aufzumuntern, oder sie durch schöne Schilderungen zu unterhalten, nicht den Stoff dazu aus früheren Zeiten wählen, sich selbst gleichsam in die Zeit der Begebenheit versetzen? Mußte er, wenn er etwa bey dem Könige, dessen Heer in das noch heidnische Böhmen unter Ludiek's Anführung einbricht, an einen bestimmten deutschen Kaiser, an Karl den Großen oder an Ludwig gedacht haben sollte, auch schon damals gelebt haben? Doch genug hievon. Bey dem ersten Stücke, das ins achte Jahrhundert versetzt wird, muß Ref. schon aus dem Grunde länger verweilen, weil man durch voreilige Mittheilung einer Abschrift davon Hrrn Rakowiecki zu Irrthümern verleitet hat. Daß sich einige allzu warme böhmische Literaturpatrioten dadurch haben täuschen lassen, nimmt Ref. nicht mehr Wunder, seitdem es ein W. S. gegen die freye und offene Erklärung eines in diesem Fache allgemein anerkannten Kenners in Schutz zu nehmen versuchte, wiewohl W. S. schon nicht mehr ans achte Jahrhundert glaubt, sondern 200 Jahre nachgelassen, und das sogenannte Fragment ins zehnte oder in den Anfang des eilften Jahrhunderts versetzen will. Diese eifrigen Patrioten hatten nicht genug daran, sich an den schönen Gedichten der im Jahre 1817 entdeckten Königinhofer Handschrift, die nach den Zügen zu urtheilen gewiß nicht später als 1320 geschrieben ward, zu ergetzen und sich damit zu rühmen, daß die Böhmen so alte Gedichte aufzuweisen haben, wiewohl man auch hier, wie eben bemerkt worden ist, in Bestimmung des hohen Alters einiger Gedichte alles Maß überschritt. Es kränkte sie gleichsam, daß kältere Beurtheiler noch immer das in der kaiserl. Hofbibliothek zu Wien früher entdeckte böhmische Fragment von 76 Versen einer gereimten Legende von den zwölf Aposteln, das der sel. Fortunat Durich im Anhange zu seiner Bibliotheca slav. herausgeben und erläutern wollte, für das älteste Denkmal der böhmischen Sprache und Dichtkunst hielten, und sehnten sich nach Entdeckungen eines noch ältern Denkmals. Wider alle Erwar-

tung wurden vier schmutzige Pergamentblätter in 8. in den Briefkasten mit einem anonymen Zettel geworfen, um damit dem böhmischen Museum ein Geschenk zu machen. Der Einsender, der sich einen wahren Patrioten nennt, gibt vor, sie in seines Herrn, »eines eingefleischten deutschen Michels«, Hausarchiv, wo sie vielleicht Jahrhunderte lang im Staube verworfen lagen, gefunden zu haben. Ihren Inhalt habe er nicht zusammen bringen können, und er hoffe, der böhmische Professor oder ein anderer böhmischer Gelehrte werde es nicht so schwierig finden. Schade, setzte er hinzu, daß sich die Schwärze, wie ich den Staub mit feuchtem Schwamme abwischte, nachher ins Grüne verwandelte. Auf diesem äußerst verdächtigen Wege gelangte das köstliche Fragment (die Getäuschten hielten es für ein Bruchstück eines in mehrern Gesängen verfaßten vaterländischen Chronikons) an das böhmische Nationalmuseum. Einer von den Getäuschten schickte sogleich, ohne eine kritische Prüfung abzuwarten, eine Abschrift nach Polen. Er sagt in seinem Briefe vom 30. Juni 1819, den Herr Rakowiecki ganz abdrucken ließ, davon: Fragmentum adscriptum (sic) totum quantum museo nationali donatum, opto, ut legas, in quo certe confraternitatem cechici sermonis cum polonico maximam reperies. Invenies que simul, Slavos priscos ex India, paterno solo, non tam rudes ferosque in Europam advenisse, prouti quidam scioli scriptores illos depingunt. Attulerunt Slavi sine dubio scripturam propriam, quam autem sacerdotes christiani latino scribendi more et novo cultu penitus eradicarunt. Habent Cechi tempore Libussae jura scripta (deski prawdodatne) divina illis; processus similis erat illis Hindorum: suditi po zakonu wekoziznych bogow etc. Wem konnte so eine Nachricht von alten geschriebenen Rechten willkommener seyn, als Herrn Rakowiecki? Mit seinen Meinungen stimmt der Inhalt des Fragments so wunderbar, so auffallend überein, als wenn der Urheber des Fragments sich mit ihm darüber besprochen hätte. Wenn aber auch das Fragment, 120 zehnsylbige Verse enthaltend, wirklich echt, und nicht untergeschoben wäre, möchte denn daraus, daß der nach seiner Phantasie malende Dichter bey Libuschens Gerichte einem von den zwey Mädchen als Beyständen die Gesetztafeln in die Hände gab, schon gefolgert werden dürfen, daß es damals wirklich geschriebene Gesetze gab? Damals schon; wo Premysl noch nicht zum Herzoge gewählt war. Cosmas, ohne dessen Chronik man nicht einmal den Namen Libusche kennen würde, sagt doch ausdrücklich von Premysl: hic vir — hanc efferam gentem legibus fraenavit — atque omnia jura, quibus haec terra utitur ac

regitur, solus cum sola Libussa dictavit. Alle kritischen Schriftsteller legten diese Stelle immer nur von solchen Gewohnheiten aus, die zwar für Satzungen galten, aber nie schriftlich abgefaßt waren. Nur der unkritische Hagek fabelt von einer slawonischen Schrift, von slawonischen Schreibern der Libuscha. Noch unter Karl IV. wollten die Stände sich keine geschriebenen Gesetze aufdringen lassen. Er gab ihren Vorstellungen nach und nahm sein unter dem Namen majestas carolina bekanntes Gesetzbuch feyerlich zurück. Der Ausdruck deski prawdodatne ist in dem Fragmente sehr schlecht gewählt. Ein alter Böhme würde gewiß nicht das Wort prawda, sondern prawo hier gebraucht haben. Selbst die Polen nennen das Recht prawo, daher nun die später nach dem deutschen gebildeten Ausdrücke prawodawca, Gesetzgeber, prawodawstwo, Gesetzgebung, bey ihnen üblich sind. Allein dem Schreiber des Fragments steckte die russische prawda im Kopfe, der sichs zum Gesetz machte, russische und altslawische Wörter, auch solche, wofür die Böhmen andere haben, aufzunehmen, um seinem Machwerke das Ansehen eines sehr hohen Alters zu geben. Selbst in einigen Zügen suchte sich der schlaue Verfasser der alten slawonischen Schrift zu nähern, so plump auch sonst die Nachahmung alter Schriftzüge aussieht. Wer alte Schriften aus mehreren Jahrhunderten genauer kennt, wird das Geschmiere auf den ersten Blick als unecht verwerfen. Dessen ungeachtet fand das Ding bey einigen, doch sehr wenigen, unvorsichtigen, für die Nationalehre, wie sie glaubten, eifernden wärmern Literaturpatrioten Bewunderung und Beyfall. Am schnellsten griff Herr Rakowiecki zu, der leicht hintergangen oder getäuscht werden konnte. Er legt das schon im ersten Theile abgedruckte Gedicht hier im zweyten in lateinischer und russischer Schrift, mit 22 neuen Anmerkungen versehen, noch einmal vor, wodurch die wenigen Fehler des ersten Abdruckes verbessert werden können. Der Einsender der neuern richtigern Abschrift, worin der böhmische Text auch mit russischen Lettern gegeben wird, mag wohl die Absicht gehabt haben, das Machwerk Russen lesbar zu machen und sie dafür zu gewinnen. Allein die Russen, da sie den bojanischen Hymnus sogleich als unecht erkannten, werden sich nicht so leicht täuschen lassen. Ref. wäre der erste, der dies Ueberbleibsel der alten slawischen Literatur, wenn er es für echt halten könnte, unter allen Slawen verbreiten würde. Allein je schärfer er alles darüber Gesagte prüfte, desto mehr Gründe boten sich dar, es für unecht zu erklären, ohne auf das äußere der beschriebenen Blätter Rücksicht zu nehmen. Er gehört nicht unter die, gegen die Slawen feindselig gesinnten Ausländer, die aus Mißgunst

dies alterthümliche Denkmal für erdichtet halten wollen. Er ist selbst ein Slawe, der väterlichen Abstammung nach ein Böhme, für den wahren Ruhm seiner Nation nicht weniger eifernd, als etwa der patriotische Schlaukopf sich einbildet, der sich nicht entblödete (Note 22) Hageks Worte vom Jahre 876 anzuführen, nach welchen die Stände den zwischen Hostiwit und Mstiboj (einem ganz erdichteten Fürsten von Zlicko) abgeschlossenen Vertrag in die Denkbücher eintragen ließen, wobey sogar Rokan als clerc und Schreiber (zyak a pisak) genannt, der Kalbshäute und der Eichenbreter zur Befestigung derselben, auch des Tempels (zbožnice) gedacht wird, worin solche Bücher aufbewahrt wurden. Auf solche Art mußte leider der fleißig sammelnde, aber nie genug prüfende R. irre geführt werden. Hätte man ihn nicht vielmehr vor Hageks Aussagen warnen, und ihm nicht verhehlen sollen, daß Dobner und Voigt, beyde Böhmen, über solche Hagekische Träumereyen längst gelacht und gespottet haben? Nun zur Sache.

Zwey Männer lassen ihren Streit durch Libuscha als Schiedsrichterin schlichten. Weder Cosmas im 12ten, noch Dalimil im 14ten Jahrhundert wußten ihre Namen. Hagek nennt sie nach seiner Erfindung Rohon und Milowec, in dem Fragmente aber heißen sie Hrudos und Staglau, eben so willkürlich. Dieß ist eben kein großes Kunststück, für Ungenannte Namen zu erfinden. Sie sind sogar Brüder. Vers. 23 — 26:

oba bratri oba clenouica
roda stara tetui popeloua
iense pride spleki scehouimi
usese sirne ulasti pres tri reki.

Und abermal Vers 94: oba rodna bratrï clenouica: nebst den drey folgenden Versen, die unnütz wiederholt worden sind. Die Streitenden waren also Brüder, Klens Söhne. Nun kennt diesen Klen, der bloß eine Hagekische Erfindung ist, die alte böhmische Geschichte gar nicht. Einen Popiel (Pompilius) kennt doch die fabelhafte Geschichte Polens. Natürlich mußten die Klenowitze zur Sipschaft (tetvi, ein ganz neu geschmiedetes Wort von teta) Popels gehören. Wenn Czech und Lech Brüder waren, so mußten die Söhne Klens wohl auch Vettern von dem kadlubekischen Pompilius seyn. Sollte der Dichter bey tetvi popelova nicht etwa gar an die Familien Tetow und an die lobkowitzischen Popel gedacht haben? Dieß alte Geschlecht kam also mit Czechs Schaaren in diese fetten Länder über drey Flüsse. So stellte sich Hagek die Einwanderung der

alten Familien aus Kroatien vor. Unser Dichter sagt nicht, woher sie kamen, scheint aber an Polen gedacht zu haben, weil sie über drey Flüsse setzen mußten. Nach Cosmas war Libuscha, Kroks jüngste Tochter, noch keine Fürstin, hielt keinen Landtag, sondern die Parteyen kamen freywillig zu ihr nach Libussin, Hagek machte Libin daraus, und unser Dichter stellt die Libuscha als Fürstin vor, die auf der väterlichen Burg Wischehrad ihren Hof hält. Nach Cosmas ruht sie auf gestickten Teppichen: cubito subnixa ceu puerum enixa alte in pictis stratis nimis molliter accubabat. Hagek weicht hierin von Cosmas nicht ab. Nach dem Fragmente aber sitzt sie auf väterlichem goldnen Stuhle. Vers 30, 56, 64, 84, 108.

u lubušině otne zlate sedle
sedle otne suete uisegrade.
stupi cnesna u belestuuci rize
stupi na stol oten u slaune sneme.
poce cnesna s otna zlata stola.
slauna cnesno s otna zlata stola.
sta lubusa s otna zlata stola.

Von der Hand eines wirklich alten Dichters würde dieß ganz anders lauten. Das Wort cnesna, das noch Vers 35, 39, also fünf Mal in allem vorkommt, ist zu neu, es müßte dafür knieni stehen, wie in der Königinhofer Handschrift. In einer Urkunde K. Wratislaws vom Jahre 1088 steht knasawez, also knas mit a, nicht mit e. Wie kann nun das Gedicht von einem noch höhern Alter seyn? Der Mißgriff ist hier offenbar. Auch ist stol im Böhmischen ein Tisch, nicht Sitz, Thron, dieser müßte stolec heißen, wie bey Dalimil. Das Adjectiv oteň ist wohl altrussisch, aber nicht böhmisch. Der Ausdruck o dedini otne ist noch Vers 18, 52, 68 zu lesen Woher nahm nun unser schlaue Nachahmer das im Böhmischen sonst nie gebrauchte oteň? Aus dem russischen Gedichte Igor, worin der ganze Ausdruck s otna zlata stola mehrmalen vorkommt. Bey dem russischen Dichter, der zu Ende des zwölften Jahrhunderts schrieb, sind auch Helme, Sättel, Steigbügel seiner Fürsten von Gold. Konnte dieß auf Libuschens Zeitalter mit einiger Wahrscheinlichkeit angewendet werden? So ungeschickt zusammenstoppeln konnte kein alter böhmischer Naturdichter. Noch alberner ist das absichtlich Erkünstelte, wenn unser Nachahmer alte Wörter dadurch schaffen wollte, daß er ihnen die Bildungssylbe wegschnitt. Gleich im ersten Verse heißt es:

Usak ot suei celedi uoieuodi

Natürlich konnten böhmische Leser ot nicht anders verstehen

als man ot oder od (d. i. von) in allen Dialekten nimmt. Allein Ot, wie uns W. S. (etwa gar aus dem Munde des wirklichen Verfassers von diesem Flickwerk) belehrt, steht hier für Otec, Vater. Zu Libuscha's Zeiten hätten also die Böhmen noch in ungebildeten Wurzelwörtern ohne Form gesprochen. Wie lächerlich! Das gebildete Wort Otec haben die Böhmen gewiß schon mit Czechs Schaaren mitgebracht; Libuscha hat ihren Vater Krok gewiß schon Otec genannt, wie es in allen Dialekten von der frühesten Sprachbildung an üblich war und noch ist. Das Wegwerfen der Bildungsylbe ec in dem Worte Otec geht so wenig an, als es in pater und Vater angehen würde, wenn einem einfallen könnte das er am Ende wegzuschneiden. Kommt denn aber nicht Ota im Böhmischen vor? Ja wohl, aber Ota heißt dann nicht Vater, sondern Otto. Also auch dieser Kunstgriff, durch formlose Stammsylben dem Machwerke ein hohes Alter zu leihen, war ein bloßer Mißgriff. Das Verbum voievodi kann auch schwerlich so alt seyn, daß es schicklich von einem Familienhaupte (celedina glaua) gebraucht werden könnte. Passender steht es im Gedichte Jaroslaws: We wlasti kdie Olomuc wewodi, das aber kaum vor 1290 verfaßt worden seyn mag. Wewodi ist hier verkürzt aus wojewodí, so wie man wewoda aus wojewoda zusammenzog.

Nicht glücklicher war der Schreiber des Fragments, wenn er Wörtern andere Formen gab. Er fand in der Königinhofer Handschrift das Adjektiv plzny, brauchte aber ein Substantiv, was war zu thun? das fertige Wort polza konnte er im Russischen finden; das wollte er nicht wählen, weil der Böhme plz ohne o schrieb; also wie war zu helfen. Es gibt ja eine Stadt Pilsen in Böhmen, die heißt plzeň. Diese Form ist mit der Form plzna oder plznja verwandt. Also schrieb er getrost Vers 6 plezne dle, des Nutzens, der Wohlfahrt wegen. Sonst ist plezna oder plznja weder im Böhmischen, noch in einem andern Dialekte nachzuweisen. So wollte er Vers 92 nicht wieczje, wecze (die Volksversammlung bey den Russen) setzen, da er ein dreysylbiges Wort vonnöthen hatte. Er lieh also dem Worte die Form ina und schrieb: i uecinu pronolati u narod. Nachweisen läßt sich das Wort als in irgend einem Dialekte vorhanden, oder als jemals gebräuchlich, freylich nicht. Was soll es schaden, meinte er. Für alt wird man es immer halten. In einem alten Psalter soll aber ot wiecie welikeho für a concilio multo stehen. Mag immer seyn, wenn Ref. gleich an dem angegebenen Alter (W. S. setzt ihn ins eilfte Jahrhundert) zweifeln muß. So ist ja wiecie und wiecina der Form nach, wovon eben die Rede ist,

nicht einerley. Im Slawischen liest man Psalm 39, 11, ot sonma mnoga.

Ist es möglich, daß jemand das Fragment einem alten böhmischen Dichter beylege, wenn er die Kmeten, Lechen und Wladiken so oft neben einander findet, als wenn es drey verschiedene Stände wären? Vers 7, 8 heißt es:

hodi s cmetmi s lehi uladicami
ustahu cmete lesi i uladiki.

Und wieder Vers 50, 65:

po use cmeti lehi i uladiki.
moi cmete lesi i uladiki.

Die letzte Zeile wird aus Vers 72 ganz wiederholt. Ferner kommen sie Vers 109 vor:

uece cmete lesi i uladiki.

Aber Vers 78 nur die Lechen und Wladiken:

clanchu se lesi i uladiki.

Und Vers 86 die Lechen allein, so wie Vers 5 der Wladike allein:

i daste ie lehom prouolati.
uladicu si zroda uiberucc.

Muß nicht über die Lechen derjenige lachen, der nur einige Kenntniß von der alten böhmischen Verfassung hat. Wo blieben denn die Herren, Pani, die im Latein Barones hießen? Man findet wohl die Benennungen Cmetones, Barones, Wladicones in alten Urkunden, aber keine Lechen. Wie und woher kämen diese auch zu den Böhmen? Den Dichter konnte nur der unrecht verstandene Dalimil verleiten, dem Wort Lech einen Sinn beyzulegen, den es nie hatte, nie haben konnte. Lech, sagt der neueste Vertheidiger des Fragments W. S., ist ein tapferer Mann, folglich etwa miles, eques, Ritter. Nicht doch, Lech ist ein Volksname und seine ursprüngliche Bedeutung kann niemand mehr ausmitteln. Dalimils Worte: w te zemi biesse Lech, gemuž gmie biesse Czech, haben selbst die ältesten Uebersetzer nicht verstanden, und die neuern Ausleger legten ihnen in Betreff des Wortes Lech einen Sinn bey, der nicht erweislich ist. Ein Mann war Lech freylich; aber daß Lech ein tapfrer oder freyer Mann wäre, hat man nur vermuthet und errathen wollen. Dalimil nimmt Lech für einen allgemeinen Volksnamen, wie er sich bey den Polen, die man Lechen, Lechiten nannte, länger erhielt; so wie

er das serbische Land für Slawenland nahm und in dieses sein Kroatien (Charwati) versetzte. In diesem Lande war ein Lech, ein Lechste, ein Slawe, mit Namen Czech. Mehr wollte und konnte er nicht sagen. Nun zu den Wladiken. Wladyka, von wladu, ist wohl ein Herrscher, ein Edelmann, der ein Gut besitzt, aber immer von geringerm Stande, als die Herren, Landherren, Reichsbarone, böhmisch Pani. Wenn nun W. S. sagt: Wladiken heißen später Herren, so ist dieß ein Beweis, daß er nie ein Titulaturbuch (böhmisch Tytularz), deren man mehrere hat, in Händen hatte, wo er in langen Verzeichnissen zuerst die böhmischen Herren als ersten Landstand, dann die Wladyken, zu denen auch die Ritter gehörten, als zweyten Landstand aufgezählt gefunden haben würde. — Das Wort Kmet, ein Greis, der älteste im Rathe, in der Gemeine, wie es Palkowic in seinem Wörterbuche richtig erklärte, ist hier von dem Stoppler sehr unschicklich mit den Lechen und Wladyken zusammengestellt worden. Es gab Kmeten im königlichen Rathe, Kmeten in jedem Kreise als erste Beamte vom Herrenstande, Kmeten in jedem Dorfe, die Altbauern, die Geschwornen, auch jeder ganze Bauer. Die Kmeten in Kreisen nannte man in den ältesten Zeiten, wie es lateinische Urkunden und Chroniken bestätigen, comites, wobey man an Grauen in ehemaliger Bedeutung denken muß. Und so entspricht der Etymologie nach Kmet mehr dem deutschen Graue, woher dann die Grafen, als dem lateinischen comes. Nur keinen besondern Stand machten die böhmischen Kmeten aus, den man von dem Herrenstande unterscheiden könnte. Die Lechen aber neben dem Herren- oder Wladykenstande sind und bleiben ein Unding. Im Vorbeygehen muß Ref. noch erinnern, daß Vers 78 in der Flexion clanehu nach n ein a (eigentlich ja) stehen müßte, wenn das Flickwerk ein hohes Alter haben sollte. Dergleichen Fehlgriffe lassen sich noch mehrere bemerken, wenn man es schärfer prüft. Wie es ein und anderer warme Patriot in der ersten Aufwallung des Gemüths, der die kältere Prüfung verschmäht, für echt halten konnte, ist wohl noch begreiflich; wie man es aber unternehmen konnte, die Echtheit des ganz neuen Machwerks mit scheinbaren Gründen zu behaupten, wäre kaum erklärbar, wenn es nicht, wie man vorgab, aus Liebe für seine verunglimpften Freunde, und um die Ehre des Vaterlandes zu retten, geschehen wäre. Vers 73:

rozresite moie uipouedi.

Die Böhmen kennen das Wort resiti gar nicht; auch die Polen nicht. Auch ist diese Imperativform russisch, nicht böhmisch.

Schreibt doch der Impostor selbst sonst sudte, und nicht sudite. Mendacem oportet esse memorem!

Wo der Concipient böhmische Wörter hätte gebrauchen können und sollen, nahm er lieber dafür, um alt zu scheinen, russische auf, z. B. gouoriti für mluwiti, alt mlwiti. Bey den Böhmen aber ist howoriti und mluwiti nicht einerley. Howoriti heißt raunen, verworren reden, mluwiti, ordentlich reden. In der Königinh. Handschrift S. 2 ist zu lesen: tihimi slouesi, houorsili, nicht mluwili, wenn gleich in der deutschen Uebersetzung steht: redeten zusammen. Dieselbe Bedeutung hat auch das Substantiv houor S. 68: i bi houor mezi pani. Dieß ahmte denn auch der Verfasser des Fragments nach, und zwar Vers 79 und 80 richtig:

i pocehu tiho gouoriti,
gouoriti tiho mezu sobu.

Hier forderte der Sinn gouoriti: nicht aber Vers 83:

ie se taco zlouo gouoriti.

Vers 117 wird diese Zeile wiederholt. In beyden Fällen müßte mluwiti stehen. Schien ihm etwa mluwiti, nach alter Art mlwiti, zu neu? Er hielt sich lieber an gouoriti, weil es im Russischen und andern Dialekten üblich ist. So konnte er sich nicht überwinden, für prawda auch nur einmal das echt böhmische Wort prawo zu setzen. Die Russen nennen ihr Recht prawda, also müssen es, meinte er, die Böhmen auch so genannt haben. Prawda kommt für Recht, Gesetz, an sechs Stellen (die siebente ist wegen der Contraction zweifelhaft) und noch in den Zusammensetzungen prawdodatne, prawdozuesten, vor. Würde ein unbefangener alter Böhme, der von der russischen prawda nie was gehört, nicht vielmehr prawo geschrieben haben? So wie Herr Rakowiecki nicht zugeben will, daß die russische Prawda aus gothischen (deutschen, skandinavischen) Gesetzen geborgt habe, so träumt auch unser Fragmentenschreiber von einem heidnischen Codex und macht seinen Eifer gegen die deutsche Gesetzgebung kund. Man vernehme Vers 118, 119, 120 die wahre Gesinnung des böhmischen Patrioten Ratibor vom Riesengebirge:

nehualno nam u nemceh iscati praudu,
u nas prauda po zaconu zuatu,
iuse prinesehu otci nasi.

Wider wen soll denn Ratibor für das heimische Recht eifern? Oder legt unser wahre Patriot, der bey »einem eingefleischten deutschen Michel« in Diensten steht, seine Herzensmeinung dem alten Ratibor in den Mund? Die leidigen Deutschen, die ein

so originelles Gedicht, ein so schätzbares Ueberbleibsel der böhmischen Vorzeit, nicht für echt erkennen wollen, und wahrscheinlich auch in Zukunft, trotz der Apologie, die W. S., der dabey, wie er selbst versichert, gar nicht interessiret ist, zu schreiben unternahm, aus bloßer Mißgunst nicht erkennen werden. Die Verstockten! das Meisterwerk wußte Hr. Rakowiecki besser zu würdigen. Wie hätte er auch nur einen Augenblick daran zweifeln können, daß die böhmischen Väter ihren geschriebenen Gesetzcodex (aus Indien?) mitgebracht haben, da es Ratibor hier so klar ausgesprochen. — Ist wohl, was von böhmischen Flüssen im Fragmente vorkommt, noch einer Erwähnung werth? Die Wltawa (Moldau) wird Vers 10, 11 so angeredet:

ai uletauo ce mutisi uodu
ce mutisi uodu strebropenu

Das Wort strebropena, silberschäumig, sollte ein so alter Dichter schon gebraucht haben? Nicht wahrscheinlich. Vers 12 heißt es vom Sturme, der die Moldau bewegt:

za te luta rozulaiase bura.

Hier steht za für zda, etwa nur, weil die Polen aza für das böhmische zda schreiben. rozulaiase ist wieder nicht böhmisch, sondern aus dem slawischen wlaju sja, das als aktiv gar nicht vorkommt, genommen und mit roz zusammengesetzt worden. Ferner Vers 15:

uiplacausi zlatopescu glinu,

der den goldsandigen Thon (Lehm) ausspülte; also auch die Zusammensetzung von zlato und pesek soll schon dem Zeitalter Libuschens angehören? Unglaublich.

An der krummen Otawa hauset der grimmige Hrudos und an der kühlen Radbuza der tapfere Staglau, Vers 20, 21, 22, 100:

luti Hrudos na otaue criue
na otaue criue zlatonosne
staglau hraber na radbuze hladne.
ustanu hrudos ot otaui criui.

Ja wohl, die krumme Otawa ist goldtragend, das Wort zlatonosny ist dem lateinischen aurifer, so wie hrozonosny in den Königinhofer Gedichten dem deutschen schreckbar (von baren, tragen) nachgebildet. Reschelius hat aurifer durch zlatonoss, Stulli aber richtiger durch zlatonosan gegeben. Ob aber diese Nachbildung so alt seyn möge, wie man bey der angenommenen

Echtheit des Fragments zulassen müßte, ist freylich sehr zweifelhaft. Von der krummen Otawa spricht unser Dichter noch einmal. Die freundliche Schwalbe fliegt von der krummen Otawa herbey, Vers 27, 28:

priletese druzna ulastouica
priletese ot otaui criui.

Lutobor wird von dem Dobroslawischen Hügel zum Landtage geholt, wo die Elbe die Erlitz trinkt, Vers 42, 43:

po lutobor s dobroslausca hlemca
idese orlicu labe pie.

Scheint eine Nachahmung des Verses im Jelen (der Königinhofer Handschrift) zu seyn: sira zemie wrsielu krew piie. Dobroslaw ist nach Hagek der Erbauer der Stadt, die später Königingrätz, seitdem die Königinnen sie zu ihrem Wittwensitz wählten, genannt wurde. Also die Hagekischen Erdichtungen waren dem Dichter des achten Jahrhunderts schon bekannt? Offenbar borgte diesen Umstand der neue Dichter dem Hagek ab. Was sagt nun der Apologist W. A. S. dazu? »Wenn es ein Neuerer gedichtet hätte, so dürfte man mit Recht voraussetzen, daß er des Cosmas oder Hageks Weisungen gefolgt wäre, um seinem Werke historische Beglaubigungen zu verschaffen. — Da aber das Gedicht von beyden Angaben abweicht, so sehen wir nicht ein, wie man es für ein unterschobenes erklären kann.« Er fand also gar keine Hagekischen Vorstellungen darin, die doch andere Unbefangene darin sehen und sehen müssen. Ist nicht der ganze Landtag aus Hagek genommen? Daß aber der Dichter nach seiner Phantasie anders malet, als Hagek erzählt, ist nicht zu läugnen. Die Elbe und Erlitz (Adler) blieben ohne Epithet, aber die Sazawa ist niedlich, die Mies sogar silbertragend, Vers 48, 49:

po strezibor ot sazaui ladni,
po samorod se mse srebronosne.

Ladny wird in polnischen Wörterbüchern durch hübsch, niedlich, erklärt und bey Bandtke beygesetzt: kawaler, panna, piesek, noga. Hier aber ist der Fluß niedlich. Der böhmische Uebersetzer des von K. Wenzel gedichteten deutschen Minnegesanges, der um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts lebte, wie es selbst die Schriftzüge des von Hrn. Zimmermann glücklich entdeckten kleinen Fragments auf einem beschriebenen Pergamentstreifen beweisen, gebrauchte ladny für zart. Die Zeile: ir klaren zarten suessen losen lieben lip, lautet im Böhmischen: ieie

stuacie, ladne; sladke, luzne, roztomile cieliczko. Und im gereimten Anselmus ist ladny žiwot, nicht schöner, sondern zarter Leib. Wie kommt nun die Sazawa zu diesem Epithet? Und wie konnte ein alter Dichter die Mies silbertragend nennen? führt sie etwa Silber? also ein lächerlicher Mißgriff. Die Stadt Mies heißt böhmisch Stribro, d. i. Silber, weil man, selbst nach Hageks Erzählung, im Jahre 1131, wohlgemerkt im Jahre 1131, bey Grabung der Gründe Silbererz entdeckte. Die Eger ist gänzlich übergangen worden. Soll denn von der Eger, wenigstens von dem rechten Ufer der Eger, gar niemand zu dem großen Landtage beschieden worden seyn? Doch wird eines Ortes kamenmost, steinerne Brücke, Vers 90 gedacht:

usta radouan ot kamena mosta.

Einer solchen, sagt der deutsche Uebersetzer des Fragments W. S. in Hormayers Archiv (May 1824), Note 12, wird in Spitignews Stiftbriefe für die Leitmeritzer Probstey erwähnt. Vielleicht ist es Brüx? Und wieder Seite 354, nachdem über die steinerne Brücke, die doch niemand bestritten, viel unnütze Wort verschwendet worden, wird gesagt: Spitignews Stiftbrief erwähnt einer solchen Brücke, und ein Dichter aus dieses Herzogs oder wohl noch früherer Zeit konnte also davon singen. Wer sollte nicht glauben, W. S. müsse doch Spitignews Stiftungsurkunde (vom Jahre 1058) in Dobners Annalen nachgesehen haben? Nein, dieß konnte er nicht, weil er darin die steinerne Brücke nicht gefunden hätte. Die Ortschaft Kamen most ist auch gar nicht unter den Besitzungen der Leitmeritzer Probstey zu suchen, wohl aber unter den Schenkungen, die K. Wratislaw im Jahre 1088 der Kollegiatkirche am Wischehrad machte. Der Nachahmer oder Koncipient nahm den Kamen most aus der Geschichte der böhmischen Sprache S. 83, wo er S. 95 auch seinen Radouan her hat. Auf die Frage: vielleicht ist es Brücks, dient zur Antwort: ganz und gar nicht, weil Brücks in alten Urkunden gneuin most genannt wird.

Der nicht alte, nur alte Sprache nachahmende Verfasser wollte auch, wie es scheint, den Unterschied zwischen der prawda, dem weltlichen, bürgerlichen Rechte, und zwischen dem zakon, dem heiligen, religiösen Gesetzbuch, bemerkbar machen, indem er Vers 9, 28, 69, 111, 119, spricht:

pohualihu praudu po zaconu.
i suditi ima po zaconu.
po zaconu uecoziznih bogou.
sudte sami po zaconu praudu.
u nas prauda po zaconu suatu.

Der zakon wäre also gleichsam die heidnische Bibel. Nach der Etymologie dieses Wortes, von kon, wie sie in den Instit. linguae slav. gegeben wird, ist zakon eben kein geschriebenes Gesetz. Bey Libuschens weltlichem Gerichte kommen nur die Gesetztafeln und das Unrecht strafende Schwert vor, die von zwey klugen, in Wahrsagerkünsten unterrichteten Mädchen gehalten werden. Doch ist ihnen gegenüber die Flamme, wodurch man Recht erfährt, und unter ihnen das Wasser des heiligen Gerichtes anzutreffen, Vers 59 — 63:

uiucene uescbam uitezouim
u iednei su deski praudodatne
u uterei mec criudi caraiuci
protiu ima plamen praudozuesten
i pod nima zuatosudna uoda.

Das Epithet uitezoui deutet auch Wit, Swatowit, von dem die Begeisterung zum Wahrsagen herrührt. Witjez ist im Böhmischen ein Sieger. Wenn aber W. S. Note 17 bemerkt: witez so viel als Held, Ritter, Freyer, daher artes ingenuae, liberales, wedy witezowe, wer könnte sich hier des Lachens enthalten? Glaubt er etwa gar an das heidnische Gymnasium zu Budeez, wo man auch Zauberkünste lernte? — Der mecznik der russischen prawda ward hier in ein Mädchen verwandelt. Uebrigens wird vorausgesetzt, daß die Ordalien, die wahrscheinlich erst von den Deutschen nach Böhmen kamen, schon damals üblich waren. Man weiß wohl, wenn sie abgeschafft worden; daß sie aber von Premysl eingeführt, oder vor ihm, ehe ihn Libuscha zum Gemahl erkor, schon im Gange waren, oder etwa gar unmittelbar aus Indien sammt dem geschriebenen Codex, nach Böhmen gebracht worden wären, dafür darf man doch mit Recht Beweise fordern. Nur müßten es andere seyn, als diejenigen, die Herr Rakowiecki für seine grundlosen Muthmaßungen anzuführen wußte. Was der dichtende Spaßvogel damit wollte, daß er in dem Fragmente in alle Sylben, worin sonst das l und r zwischen zweyen Konsonanten den Vokal entbehrlich machen, ein e und zwar nicht vor, sondern nach l und r einschob, mag er wohl selbst nicht recht wissen. Er schrieb plezne, uletaua, auch plek, zlec, hlemec, die in der Königinhofer Handschrift schon mit u nach l geschrieben werden, so auch bred anstatt brd, preuenec anstatt prwenec, creconosi für krkonosi. Daß er überall g für h, h für ch gelten ließ, und durchgängig r, nie rz oder rs setzte, geschah absichtlich, wobey er nur die Bemerkungen, die er in der Geschichte der böh-

mischen Sprache fand, benutzen durfte. Mit grosser Sorgfalt vermied er auch das k (das eben nicht nöthig war, da das k in alten Urkunden nicht selten vorkommt). Er fand aus Spitignews Stiftungsbriefe dussnicoma angeführt, daher machte er sichs zur Regel vor a, o, u und allen Konsonanten c für k zu schreiben. Hierin suchte er die Schreibweise der slawischen Aufsätze in der Münchner Bibliothek aus dem zehnten oder eilften Jahrhundert nachzuahmen. Wie fein! Uebrigens ist in dem Flickwerk die Nachahmung der Königinhofer Handschrift im Tone, in den Wiederholungen, in einzelnen Wörtern und kurzen Sätzen, sogar in dem zehnsylbigen Sylbenmaß, das früher nicht gebraucht wurde, sichtbar genug, um den Schluß daraus und den übrigen Bemerkungen zu ziehen, daß der Verfasser, vom patriotischen Wunsche, noch ein älteres Denkmal der böhmischen Poesie zu entdecken, geleitet, sich nun, bey einiger Kenntniß der altslawonischen und russischen Sprache, vornahm, lieber selbst eines aus verschiedenen Quellen zusammen zu stoppeln. Wie alt nun das Machwerk seyn könne, läßt sich leicht errathen. Es war vor der Erscheinung der Gedichte aus der Königinhofer Handschrift noch nicht vorhanden. W. S. ist nun freylich anderer Meinung, dieß kann Ref. nicht hindern. Ihm beweiset schon das dazu gewählte alte Pergament, selbst die Orthographie das vorgebliche Alterthum. Unter anderem, was er darüber sagte, ist Folgendes noch das erträglichste: »Die Sprache müßte zuerst Spuren der Neuheit tragen; ältere Formen müßten darin vermißt, neuere gefunden werden. Jeder wird wohl eingestehen, daß auch in der Sprache dieses Fragments ganz der Charakter des Alterthums hervortrete« (ja, so weit es der Nachahmer der alten Sprache getroffen hat). »Der Beweis darüber kann nur vor Richtern geführt werden, die der Sprache mächtig sind, darum unterlassen wir es hier.« Sehr bescheiden. Ref. erwartet noch, daß man ihm zur Seite den Verfasser selbst als tauglichen Richter stellen wird, wenn er nicht etwa schon aus W. S. Munde mitgesprochen hat. Wer könnte ihn sonst mit dem Worte uiecie aus einem Psalter des eilften Jahrhunderts bekannt gemacht haben? Man denke aber ja nicht an einen böhmischen Psalter, sondern an einen lateinischen, in welchem über dem lateinischen Texte die böhmischen Erklärungen manches Wörter von viel späterer Hand beygeschrieben worden sind. Nur denjenigen muß sich Ref. als Richter über die alte Sprache verbitten, der die zwey Verse im Gedichte Jaroslaw:

obie stranie iarobuinu silu
druha druzie postupati brani

übersetzen konnte:

> Beyde Heere immer frischen Muthes,
> Wehrten eins dem anderen zu weichen.

Wer postupati für ustupati nehmen kann, soll in dieser Sache kein Recht zu urtheilen haben.

Nach dieser langen, aber nothwendigen Digression kehren wir zu Herrn Rakowieckis Werk zurück. Aus dem Gedichte der Königinhofer Handschrift, worin Neklans Sieg über Wlaslaw besungen wird, führt er als Probe des neunten (?) Jahrhunderts S. 170 mehrere Stellen an, mit seiner polnischen Uebersetzung zur Seite. Aus einer Stelle geht hervor, daß auch die Böhmen ihre Todten im Heidenthum verbrannten. Von den Russen bezeigt dieß Leo Diakonus. Die Polen nannten den Ort, an welchem es geschah, żgliszcze, wobey noch erinnert wird, daß der gemeine Mann in Galizien und Kleinpolen das Todtenhemde żglo nennt. In Lindes Wörterbuch ist dieß letzte Wort nicht zu finden. Dem Verfasser ist es nicht wahrscheinlich, daß Cyrill so viele Bücher hätte übersetzen können, wenn nicht schon vor ihm das Lesen und Schreiben unter den Slawen allgemein verbreitet gewesen wäre. Hat aber wohl Cyrill alle Bücher, die ihm gewöhnlich zugeschrieben werden, auch wirklich übersetzt? Nicht einmal die ganze Bibel, nur der kleinere Theil ist von ihm. Daß die in den Abendländern verfolgten slawonischen Priester des griechischen Ritus in Krakau zu Anfang des zehnten Jahrhunderts die Kirche zum heil. Kreuz gegründet, und daselbst den Gottesdienst in slawonischer Sprache verrichtet hätten, ist wohl nicht erweislich. §. 10 berührt Herr Rakowiecki die Verfolgungen der slawonischen von Prokop zu Sasawa (um das Jahr 1030) in Böhmen eingeführten Mönche, Gregors VII. harte Verfügungen wider den slawischen Gottesdienst, S. 183, Note k, wird sogar behauptet, die slawonischen alten Handschriften (die wohl nur in den Köpfen einiger Träumer existirten) wären seit dem zehnten Jahrhunderte mit lateinischen Lettern überschrieben worden. Eine solche mit lateinischer Schrift aus slawonischer Urschrift gemachte Kopie sey das Fragment von Libuschens Gerichte oder Landtage, selbst die Königinhofer Handschrift. Was hat sich der treuherzige Verf. nicht alles aufbürden lassen? Was sich der hinterlistige Korrespondent selbst nicht getraute vor seinen Landsleuten zu behaupten, ohne ausgezischt zu werden, das wollte er lieber durch einen Polen der ganzen Slawenwelt verkündigen lassen. Wie unverschämt! Dahin gehört denn auch die Nachricht aus Hagek v. Libuschens Notarius (Zak), der ihre Satzungen auf

Birkenrinden mit slawischen Buchstaben verzeichnet habe. Vor solchen Korrespondenten sollte sich Herr Rakowiecki warnen lassen.

§. 11. Karl IV. ein großer Schätzer der slawonischen Sprache und Literatur, führt slawische Benediktiner aus Kroatien oder Dalmatien in die Neustadt Prag zu Emaus ein; empfiehlt in der goldenen Bulle den Söhnen der Kurfürsten die Erlernung der slawonischen Sprache. Dessen ungeachtet, muß Ref. hier beyfügen, hat man noch keine einzige Urkunde in böhmischer Sprache aus seiner Kanzley, sondern nur in lateinischer und deutscher Sprache geschriebene, entdecken können. §. 12. So lange die slawische Nation in einer Masse nahe beysammen blieb, redete sie nur eine gemeinschaftliche Sprache. Seit dem Anfange des neunten Jahrhunderts (nicht schon viel früher, da sich die verschiedenen Stämme trennten und andere Länder bezogen?) hat sich die allgemeine Sprache in Dialekte vertheilet. Unter den ostnordischen stehen 1. Russisch, 2. Serbisch, 3. Kroatisch. Unter den westsüdlichen 1. Böhmisch, 2. Wendisch, 3. Polnisch. Sollte die erste Ordnung nicht richtiger die ostsüdliche, und die zweyte die nordwestliche heißen? Von jedem Dialekte sollte nun insbesondere gehandelt werden, es gingen aber einige leer aus. Vom slowenischen oder Kirchendialekte ganz kurz, dann vom russischen. Große Aehnlichkeit der kleinrussischen Lieder (dumki) mit den altböhmischen wird an drey Strophen gezeigt. Vorzüglich wird hier Lomonossow, der erste russische Grammatiker ausgezeichnet, der Inhalt seiner sämmtlichen Werke angegeben; des Viceadmirals Schischkow Schrift über den alten und neuen Styl der russischen Sprache angezeigt; die Arbeiten und Beschäftigungen der kais. russischen Akademie vom Jahre 1819 aus dem Berichte des Sekretärs, Herrn Sokolow, aufgezählt, worunter schon des angefangenen Druckes vom fünften Theil des russischen, nach dem Alphabete geordneten Wörterbuches gedacht wird. Zuletzt werden die größern Sammlungen von alten historischen Schriften verzeichnet, als die alte russische Bibliothek; die Sammlung der Urkunden vom dreyzehnten Jahrhundert an, auf Kosten des Staatskanzlers Grafen Rumjanzow, in zwey Foliobänden; die historische Beschreibung des russischen Handels von Hrn. Czulkow in 21 Bänden 4. Der Zeiger russischer Gesetze von Hrn. Maximowitsch, in 16 Bänden in 4. Die Synodalbibliothek zu Moskau besitzt über 500 slawonische Handschriften. Möchte doch von den ältesten und wichtigsten ein Verzeichniß gedruckt werden.

Vom serbischen Dialekte wird gesagt, er sey der angenehmste fürs Ohr; sein grammatischer Bau sey dem Baue der polnischen

Sprache am ähnlichsten (Ref. kann dieß nicht zugeben); die älte- sten Denkmäler dieses Dialektes seyen die alten Kirchenbücher; von alten weltlichen Schriften habe sich nichts erhalten. (Die historischen Schriften sind doch bey Raitsch zu finden.) Unter den neuern Schriftstellern, seit dem achtzehnten Jahrhundert, werden Obradovicz, Raicz und Stoikowicz gelobt, und über den Styl ihrer Werke geurtheilt, der serbischen Zeitung (die leider seit zwey Jahren eingegangen ist) gedacht, dann Wuks Grammatik und Wörterbuch genannt. Die Sammlung serbi- scher Sprichwörter von Muschkatirowicz veranlaßte Hrn. Rakowiecki, den Wunsch zu äußern, daß jemand aus allen Dialekten Sprichwörter sammeln und systematisch ordnen möchte; er zeigt zugleich, auf welche Art dieß mühsame Werk zu Stande gebracht werden könnte. Da er endlich auf die Slovanka ver- weiset, so begreift man kaum, wie er vom kroatischen, von krai- nisch-windischen und lausitzisch-wendischen Dialekten nichts zu sagen wußte, oder warum er nichts sagen wollte. Die drey sla- wischen Aufsätze in der Münchner Bibliothek, wovon er in der Slowanka S. 249 die Nachricht finden konnte, hätten ihm doch sehr wichtig scheinen müssen, da er auch sonst Proben alter Sprache zu geben bemüht war. Er hätte daraus schon auf ge- ringe Dialektsunterschiede, z. B. auf mega, uzega für mojego, wsego, aufmerksam machen können. Einen dieser Aufsätze kann man nun im 17ten Bande dieser Annalen ganz abgedruckt lesen. Ref. erlaubt sich zu erinnern, daß izpovuede dort nicht als Schreib- fehler hätte gerüget werden sollen, weil vjedje (wie novi im Lateinischen) auch im altslawischen für die erste Person des Prä- sens gebraucht wird. S. Instit. l. slav. S. 539.

Was über den böhmischen Dialekt vorkommt, ist größten- theils aus Dobrowsky's Geschichte der böhmischen Sprache ge- zogen; nur die ganz falsche Behauptung nicht, daß bey den Böh- men die Seitenlinie (das weibliche Geschlecht?) von der Thron- folge ausgeschlossen war, und daß Ferdinand I. der Wladi- slaws Tochter zur Frau hatte, wider den Willen der Stände sich der böhmischen Krone bemächtigte. — Denkmäler der polnischen Sprache gibt es keine vor der Hälfte des vierzehnten Jahrhunder- tes. Das Lied Boga rodzico, wenn es gleich seinem Ursprunge nach in frühere Zeiten gehört, setzt Hr. Rakowiecki nach der bekannten Form ins vierzehnte Jahrhundert. Die Bibel der Kö- nigin Hedwig ist etwa 1390 fertig geworden. Aus dem Psal- ter derselben ist hier der erste und zweyte Psalm mit Wro- bels Uebersetzung vom Jahr 1539 verglichen worden. Noch an- dere Proben sind aus den Archiven der Kronmatrikel und aus einer polnischen Uebersetzung der Gesetze vom Jahr 1449, 1450 abge-

druckt. Darauf folgen, das polnische Salve regina, aus einem Kantional vom Jahr 1435; die zehn Gebote in Versen, Verse von Wiklef in vierzehn Strophen. Die erste Probe des polnischen Druckes ist aus der Agenda vom Jahr 1514, dann Hieronymus Victors ganze Vorrede aus dem Leben Christi vom Jahr 1522 genommen. Zaborowski's Orthograpia seu modus recte legendi et scribendi polonicum idioma, in drey Auflagen (vom Jahr 1518, 1526 und 1536) war die erste Anleitung, polnisch richtig zu schreiben. Von nun an erscheinen Werke über verschiedene Gegenstände in polnischer Sprache u. s. w. Es wird aber weder hier, noch in Bentkowski's Geschichte der polnischen Literatur der polnischen gedruckten Uebersetzungen des Terenz und Plautus gedacht, von denen der Böhme Konacz in der 1545 unterzeichneten Vorrede zu seiner Judith spricht. Er nennt auch noch proste rozprawky; sollen dieß gemeine Erzählungen oder Gespräche seyn?

Im zweyten Theile des historischen Abrisses läßt sich der Hr. Verfasser in die schwierigen Untersuchungen über den Ursprung und die Bildung der Sprache überhaupt ein, und geht dann auf die slawonische, als den eigentlichen Gegenstand seiner Forschungen, über. Er stellt (§. 57) Sätze auf, von denen man nach genauer Prüfung nicht alle unterschreiben kann. Der ursprüngliche slawonische Dialekt, meint er, müsse den ältesten morgenländischen Sprachen sehr ähnlich gewesen seyn. (Den semitischen wohl nicht, aber auch andern asiatischen kann die slawonische Sprache nicht ähnlicher gewesen seyn, als der lateinischen, griechischen und deutschen, weil ihr Bau nicht asiatisch, sondern ganz europäisch ist.) Im Anfange des zehnten Jahrhunderts wäre die slawonische Uebersetzung der heil. Schrift in allen slawischen Ländern verbreitet gewesen, selbst Böhmen und Polen nicht ausgenommen. Zum Beweise dient ihm das böhmische Lied Hospodine pomiluj ny, das er hier ganz abdrucken ließ. Es sey, dünkt ihm, in eben dem Dialekte abgefaßt, in welchem die heil. Schrift übersetzt worden. Allein die Probe ist viel zu klein, als daß man daraus auf die Identität der alten böhmischen Sprache mit dem Kirchendialekt im Ganzen schließen könnte. Es läßt sich auch der Fall denken, daß die Böhmen das Lied anderswoher genommen hätten. Doch wir wollen es gelten lassen, daß das Lied, wo nicht den heil. Adelbert (denn es könnte wohl noch älter seyn), doch einen Böhmen zum Verfasser habe, so beweiset die Sprache des Liedes noch nicht den aufgestellten allgemeinen Satz. Für hospodine würde es im Kirchendialekte heißen gospodi. Wahrscheinlicher ist auch Hageks Lesart tys spasa, (für ty spase), oder noch besser, wie es das Sylbenmaß fordert, ty si spasa

(tu es salvator). Die alten Böhmen sagten auch wirklich spasa anstatt spas, wovon der Vokativ spase ist. Ferner heißt žizn hier nicht Leben, vita, wie im Altslawonischen, sondern Fruchtbarkeit fertilitas, wie es der alte Ausleger gut bemerkt hat. Endlich würde im Kirchendialekte nicht w zemi stehen, sondern w zemli. Und gerade das Wort zemlja für zemja begründet einen Hauptunterschied der zwey Ordnungen, indem die Sprachen der ersten Ordnung das l epentheticum nach den Lippenbuchstaben aufnehmen, und die Sprachen der zweyten dieß nicht thun.

Nach und nach führten verschiedene Umstände kleinere und größere Abweichungen in den Dialekten herbey. Daß selbst die alte Uebersetzung an manchen Stellen überarbeitet worden sey, wird an einem aus den Evangelien vom Jahr 1144 entlehnten und mit dem gedruckten Texte verglichenen kurzen Beyspiele gezeigt, woraus aber nur hervorgeht, daß man für veraltete Wörter andere wählte, ohne die Form der Sprache so zu ändern, daß ein neuer Dialekt entstanden wäre.

In Polen und Böhmen, heißt es weiter, sey die Veränderung des Dialekts zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts bemerkbar genug u. s. w. Wäre der Verfasser von einem klaren und genau bestimmten Begriffe von einer Sprache ausgegangen, hätte er die Merkmale der zwey Ordnungen, in welche die slawonische Sprache nicht erst seit dem zehnten Jahrhunderte, sondern seit undenklichen Zeiten, wenigstens seit den Wanderungen im sechsten und siebenten Jahrhunderte zerfiel, deutlich angegeben, so würde er über die Verschiedenheit der Dialekte, ihre nähere und entferntere Verwandtschaft, richtiger geurtheilt haben.

Für die ersten Ausdrücke der menschlichen Sprache hält er Ausrufungen, Verneinungen und Bejahungen. Dieß wird mit einigen Beyspielen erläutert und gezeigt, wie nun daraus Verben und andere Redetheile entstanden sind. So sey, glaubt er, aus der Interjektion by das Verbum byti u. s. w., aus der Interjektion at und aus der Bejahung je die Wörter jest, istota entstanden. Was Andere determinative Partikeln nennen würden, das ist bey ihm Bejahung. Nun sagt er, aus der Bejahung se (d. i. ecce) sey sut' (d. i. sunt) entstanden. Auf diese Art hätte also jest nicht einerley Ursprung mit sut, wo doch beyde, jest und sut, von der Stammsylbe jes ihren gemeinschaftlichen Ursprung haben. In jest kam nur das t der dritten Person zur Stammsylbe jes hinzu; sut aber ist aus jesut verkürzt, worin zur Stammsylbe jes die Bildungssylbe ut hinzukam.

Noch ein Beyspiel, um zu zeigen, auf welche Abwege man gerathen könne, wenn man auf diese Art die Elemente der Sprache erforschen wollte. Jesti, jadati, essen, heißt es ferner, bestehe

aus denselben Elementen, aus welchen jest (ist) besteht. Nicht doch; denn jest ist aus der Wurzel jes gebildet, jesti aber, jasti, jadati von der Wurzel jad. Wer dürfte die Wurzeln jes und jad vermengen? Es ist also Hrn. Rakowiecki Dobrowsky's böhmische Grammatik, desselben Institut. l. slav., oder Puchmayers russische Grammatik sehr zu empfehlen, wenn er vermittelst sicherer Analyse bis zu den ersten Wurzelsylben gelangen will. Was nun weiter S. 276 — 297 von der Bedeutung jedes einzelnen Lautes, und von S. 298 — 305 von den Elementen bl, dl, gl, kl, ml, pl, sl, zl; br, dr, gr, kr, chr, mr, pr, tr, wr vorkommt, ist fast durchgängig grundlos und ganz unerträglich. Man vergleiche nur die Wörter, die S. 504 unter dem ersten, zweyten und dritten Pr in langen Reihen aufgezählt werden, und man wird des Verfassers unnütz angewendete Mühe bedauern müssen. Wie können Wörter, die aus drey verschiedenen Grundlauten (Konsonanten) bestehen, wo der dritte eben so wesentlich zur Wurzel gehört, wie die ersten zwey, schon deßhalb unter Pr gereihet werden, weil sie mit diesem Elemente anfangen? Wer wird es wagen, prawo, prazden, prjadu, prysk von einer willkürlich angenommenen Bedeutung der verbundenen zwey Laute pr abzuleiten, ohne zugleich auf die übrigen Laute Rücksicht zu nehmen? Auf dem Wege, den hier Hr. Rakowiecki einschlug, wo die Wurzeln von drey Grundlauten von andern, die nur aus zweyen bestehen, nicht gehörig getrennt werden, wird man nie zu einem sichern Resultate gelangen, alles muß schwankend bleiben; kurz auf diesem Wege werden die etymologischen Untersuchungen nie fest begründet erscheinen. Möchte doch ein so fleißiger Sammler, patriotischer Schätzer der slawischen Sprachen, und eifriger Verbreiter alles dessen, was zur Ehre der slawischen Nation, was zur Empfehlung der slawischen Sprache gereichen kann, sich von diesem gefährlichen Wege auf einen viel sicherern leiten lassen. Das ganze Werk beschließt ein Verzeichniß (Slownik) von vier Seiten, worin die seltenern slawischen Wörter, die in beyden Theilen vorkommen, polnisch erklärt werden, und eine Tafel in Fol., worauf das slawonische Alphabet vorgestellt und erläutert wird.

Noch muß Ref. auf einige Versehen, mögen es auch nur Schreib- oder Druckfehler seyn, die unverbessert blieben, aufmerksam machen. S. 19, Zeile 3 muß Ditmara anstatt Helmolda stehen. S. 239, vicinam Deorum iram für invicem. Im II. Bande. S. 163, Farlati für Fallaraty. S. 185, Zeile 11 in Grammatica anstatt in Germanica.

Art. VII. 1. Curae criticae in historiam textus Evangeliorum. Commentationibus duabus bibliothecae regiae Parisiensis Codices N. T. complures, speciatim vero Cyprium describentibus exhibitae a Joh. M. Augustino *Scholz*, Theologiae Doctore. *Heidelbergae*, MDCCCXX. Apud *Mohr* et *Winter*. 90 S. 4.

2. Biblisch-kritische Reise in Frankreich, der Schweiz, Italien, Palästina und im Archipel in den Jahren 1818, 1819, 1820, 1821, nebst einer Geschichte des Textes des n. T. von J. M. A. Scholz. Mit einer Kupfertafel. Leipzig und Sorau, bey Friederich Fleischer, 1823. XXVI, 188 S. 8.

Herr J. M. Augustin Scholz, nunmehr ordentlicher Professor der katholischen Theologie an der Universität zu Bonn, fand durch die ausgezeichnete Freygebigkeit seines Oheims, des Pfarrers und Erzpriesters zu Hennersdorf in Schlesien, Hrn. Anton Scholz, Gelegenheit, die Pariser Bibliotheken zu besuchen, und wurde auf Verwendung der Freyherrn Sylvester von Sacy und Alexander von Humboldt, durch die Vorsteher der literarischen Anstalten in Preußen, in Stand gesetzt, zwey Jahre daselbst zu verweilen, wo ihm der Zutritt zu den herrlichen Schätzen, welche die Pariser Bibliotheken in sich verschließen, von ihren humanen Vorstehern auf die liberalste Weise eröffnet wurde.

Hier beschäftigte er sich, wahrscheinlich auf Veranlassung der theologischen Fakultät zu Freyburg (man vergl. Hugs Einleitung in das n. T. 2te Ausgabe, 1ster Theil, S. VI), mit Untersuchung der neutestamentlichen Handschriften der Pariser Bibliotheken, und setzte diese Forschungen auch in den Bibliotheken anderer Länder, die er nachher auf seiner großen Reise nach dem Orient *) besuchte, fort, in der Absicht, eine neue kritische Ausgabe des n. T. zu veranstalten. Der Verfasser versichert uns, das schwierige und freudenlose Geschäft dieser Vergleichungen mit der größten Genauigkeit und Beharrlichkeit unternommen zu haben. Er hätte gewünscht (und welcher Bibelforscher wünscht dieß nicht mit ihm?), auf sämmtliche Handschriften des n. T., welche er zu sehen Gelegenheit hatte, denselben Fleiß wenden zu können; aber da dieß auch bey der reichlichst zugemessenen Zeit nie die Arbeit eines einzelnen Mannes seyn kann, mußte er sich begnügen, in vielen entweder schon von Andern untersuchten, oder vom gewöhnlichen Texte seltener abweichenden Handschriften, einzelne Kapitel genau zu vergleichen, und das Andere nur flüchtig durchzugehen. Seine beyden Schriften biblisch-kritischen Inhalts sind dazu be-

*) M. s. Scholz Reise in die Gegend zwischen Alexandria und Paratonium, die lybische Wüste, Sina, Aegypten, Palästina und Syrien. Leipzig bey Fleischer, 1822. 8.

stimmt, dasjenige von seinen Sammlungen zum n. T. bekannt zu machen, was in die concinne Darstellung des gesammten kritischen Apparats, welche die Prolegomena zu seiner Ausgabe des n. T. enthalten sollen, nicht aufgenommen werden kann, ohne ein Mißverhältniß in dem Ganzen zu verursachen. Beyde zerfallen in zwey Theile, wovon der eine Bemerkungen über einzelne Handschriften, der andere aber eine aus demselben abgeleitete und auf diese Dokumente gegründete, freylich nur in den Grundlinien gezeichnete, Geschichte des Textes enthält, welches unstreitig das einzige Mittel ist, um zu den richtigen Kriterien zur Wiederherstellung des ursprünglichen Textes zu gelangen. Nicht ungern würde der Verfasser auch der Fortschritte des Bibelstudiums in jenen Ländern, welche er durchreisete, gedenken, wenn es hiezu nicht, wenigstens in dem letzten Decennium, gänzlich an Stoff gebräche! Die Gründe dieser, für die Wissenschaft so nachtheiligen Vernachläßigung des Bibelstudiums in Frankreich und Italien liegen zuvörderst in den Zeitumständen, und in dem dadurch herbeygeführten jetzigen Standpunkte der Geistlichkeit. Des Verfassers Bemerkungen hierüber scheinen uns so richtig und interessant, daß wir nicht umhin können, sie wörtlich einzurücken, um so mehr, da sie sich in einem Werke befinden, welches wohl in die Hände weniger von den schiefen Beurtheilern des literarischen Standpunktes des katholischen Klerus kommen dürfte. In der Vorrede zu Nr. II. S. VIII — X äußert sich der Verfasser folgender Maßen: »Die gallikanische Kirche fängt erst an, die Wunden zu heilen, welche ihr die Revolution und die darauf erfolgte Behandlung geschlagen hat; und wenn ihr seitdem eine schönere Sonne aufzugehen scheinet, so konnte dieß nicht sogleich die fast ohnmächtig gewordene Masse, sondern nur einzelne erleuchtete Männer erwärmen, die aber von früher erlittenen Drangsalen niedergebeugt nur ihrem Wirkungskreise lebten, wie die würdigen Prälaten de Beauvais von Senez, Asselin von Boulogne, de Boisgelin von Tours, de Ciecé von Bordeaux, Duvoisin von Nantes, der Kardinal Bernis und Andere, oder in verschiedenartigen literarischen Beschäftigungen sich gefielen, oder doch durch Produktionen in diesem Fache sich mehr ihre Zeitgenossen, als die Wissenschaft verbindlich machten. Diese bestehen in Uebersetzungen und Erklärungen einzelner Theile der Bibel, die unsere Aufmerksamkeit am wenigsten verdienen; jene in zum Theil nützlichen Schriften über den geschichtlichen, systematischen und praktischen Theil der Theologie, wodurch sich die Kardinäle de la Luzerne, de Beausset und Maury, der Abbé de Boulogne, Gregoire, Tabaraud, de la Menais, Fresinous, Guillon u. A. in

Frankreich eben so verdient gemacht haben, wie Lingard, Fletcher, Millner, Glendolphy, Oscary, Clinch, Delahogne, Plowden u. A. in England und Irland. Eben so wenig Ausbeute gewährt Italien. So lange der Kampf zwischen den Appellanten und Kurialisten die Parteyen gespannt erhielt, regte sich noch so manches Talent für diese Angelegenheit. Die Geistlichkeit sog schon im Seminar das Interesse dafür ein, und die vielen Kontroversschriften nährten es. Toskana und die Lombardey waren ihr Hauptheater, Männer wie Solari, Zola, Tamburini, Palmieri, Degola, Molinelli u. A. liehen der einen, Gerdil, Zacharia u. A. der anderen ihre Talente. — Aber die politischen Katastrophen hemmten oder erstickten es, die Kollegien zu Parma, Brescia, Bologna, Neapel und Palermo, welche die Jesuiten in einem trefflichen Zustande hinterlassen hatten, verfielen immer mehr, die Universitäten, selbst Pavia und Padua, die in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhundertes eine so glorreiche Periode erlebten, blieben hinter denen anderer Länder, durch das Festhalten an schädlichen Formen zurück, und die Priesterseminare wurden, wie in Frankreich, immer mehr eine Schule für Ascetik; wie Bailly oder die Theologie von Poitiers hier, so waren Antoine und Gazzaniga dort nebst einigen andern die gewöhnlichen Schulbücher; wie die Bibel von Vance und de Sacy hier, so die von Antonio Martini dort die einzigen sichern Hülfsmittel des Bibelstudiums für die Ununterrichteten. — Doch wie es auch im Allgemeinen um die Bildung dieser Geistlichkeit stehen, wie sehr sie auch den Religionsunterricht dem äußeren Gottesdienste aufopfern mag: ihr Einfluß auf die Religiosität des Volkes blieb immer höchst wohlthätig, er hält nach so harten Prüfungen dem Drange desselben zum Verderben das Gegengewicht. Alle Erziehung geht von ihr aus, durch sie wird die Religiosität allgemein erhalten und befestigt, weil sie hier mächtiger als in andern Ländern in alle Verhältnisse des Lebens eingreift. Man wird dieser Behauptung nicht die traurigen Erfahrungen einzelner Reisenden entgegenstellen, die in andern Ländern, wo das ganze Reisewesen nicht unter die öffentlichen Behörden gestellt ist, noch bitterer sind, nicht die Grausamkeit einiger Banditen, die in allen übrigen Ländern im Geheimen noch weit gefährlicher wirken (?), auch nicht die geringe Industrie in Unter-Italien, da seine Bewohner den natürlichen Hang zur Bequemlichkeit mit allen südlichen Nationen theilen. — Daß die Geistlichkeit sich weniger in literarischer Regsamkeit gefällt, wird man eben so wenig als einen Beweis von ihrem niedrigen Kulturzustande anführen können, wie das in Beziehung auf das Volk,

daß der Elementarschulen wenigere sind, und die Zahl derjenigen, die nicht schreiben und lesen können, größer ist, als in einigen andern Ländern Europas: indem von jenen die dadurch gewonnene Zeit auf das Seelenheil der Gläubigen, von diesen auf die Erlernung anderer nützlicher Gegenstände in den trefflichen Arbeitsschulen vieler Städte verwendet wird. Traurige Erfahrungen haben selbst gelehrte Oberhirten der Kirche, Gönner und Beförderer der Wissenschaften gegen solches Treiben schüchtern gemacht. Sie leben in der festen Ueberzeugung, daß die Vortheile, welche daraus erwachsen können, bey der leider so sehr sich verbreitenden Masse von schlechten Büchern, leicht durch größere Nachtheile überwogen werden, indem in die moralische Denkweise oft eine verderbliche Skepsis kommt, wodurch das ganze Handeln des Menschen bloße Konvenienz wird, die Geist und Herz verkrüppelt, ohne Gehalt leicht in Rauch aufgeht, oder Monstra in der Spekulation als Theorien im Kleinen ausheckt, wie es unsre Philosophen im Großen thun. — Sie leitet sie selbst in ihrem Streben, bessere, dem Zeitgeiste angemessenere Formen gegen unzulänglich oder schädlich gewordene, in denen man im achtzehnten Jahrhunderte die Religion lehrte und übte, zu vertauschen, darin das Heil zu suchen, und dadurch die Lethargie derjenigen zu befördern, die jetzt am wachsamsten seyn sollten, wenn nicht ihre Wirksamkeit gehemmt, oder sie zum Nacheilen gezwungen werden sollen. Dieß verheißt auch für die nahe Zukunft wenig wissenschaftliches Streben! — Noch weniger kann davon bey der Geistlichkeit der verschiedenen Religionsparteyen im Orient die Rede seyn, da bey ihr alles Studium vernachlässigt ist« *).

Der Verfasser ist daher bemüßigt, sich auf die Beyträge zur Kritik des n. T. und zu diesem Zweige der Alterthumswissenschaft überhaupt, die er aus den Handschriften gesammelt hat, zu beschränken, um das Ganze mit einer aus diesen Sammlungen abgeleiteten Geschichte des Textes zu beschließen. — Am sichersten glaubt er die Frage über den ursprünglichen Zustand desselben beantworten zu können, wenn er vom ganz Bekannten und Gewissen auf das minder Gewisse durch Induktion einen Schluß macht. Welcher Text vom IX — XVI. Jahrhunderte der übliche war, ersehen wir aus einer Menge von Handschriften, deren äußere Geschichte wir aus äußern Anzeigen kennen. Unterschriften (von welchen der Verfasser viele mittheilt), die Schriftzüge (z. B. die Nerentinischen, von welchen der Verfasser eine Probe gibt), die

*) M. s. die angef. Reise des Verfassers in den Orient S. 105 f. und 193 f.

Orthographie, Gemälde, Randbemerkungen, Bemerkungen der Kommentatoren, vorzüglich aber das Synaxarium und Menologium (ersteres vergleicht der Verfasser sehr passend mit dem officium de tempore, so wie das letztere mit dem Proprium Sanctorum des römischen Breviers) lassen uns selten über das Vaterland der Handschriften in Ungewißheit, und aus den zahlreichen, durch diese Kriterien bestimmten Handschriften kann man die minder zahlreichen übrigen bestimmen, und dann von diesem gesammten kritischen Material, das uns noch zu Gebote steht, einen Schluß auf die verloren gegangenen Handschriften (doch wohl nur auf die des erwähnten Zeitraums vom IX — XVI. Jahrhundert?) machen. Wenn nun aber auf diese Weise ein Gemälde von dem Zustande des Textes bis in das VIII. Jahrhundert entworfen ist, so ist schon für dessen frühere Geschichte ein sicherer Maßstab und Haltpunkt vorbereitet, indem die Gewissenhaftigkeit, mit der die Abschreiber dieser Zeit gewöhnlich ihre Abschriften verfertigten, uns dafür bürgt, daß sie uns die Handschriften der vorhergehenden Jahrhunderte treu wiedergeben, an welche sich vom VIII — IV. Jahrhunderte, außer einigen griechischen Handschriften, eine große Reihe anderer Dokumente anschließt, die uns dann, wie einige von den oben angegebenen Kriterien, das Vaterland der wenigen griechischen Handschriften dieses Zeitraumes bestimmen helfen. So viel das Resultat dieser Vergleichungen auch zu wünschen übrig lassen mag, so wird es uns doch den Text dieser Zeit, bis in welche unsere vorhandenen Dokumente des Originals reichen, so vergegenwärtigen, daß wir daraus mit Zuversicht (diese kann hier wohl doch nur subjektiv seyn) die Schicksale des Textes in den ersten drey Jahrhunderten entwickeln, und die Kriterien entwerfen können, die uns zum möglichst reinsten Urtexte verhelfen werden.

Wir glaubten diese Ansicht des Verfassers vorausschicken zu müssen, bevor wir zur Beurtheilung der Bemerkungen über die einzelnen Handschriften schreiten, da sie den Gesichtspunkt bestimmt, von welchem wir bey Beurtheilung derselben, da zu diesem Zwecke und zur Erklärung der Genesis der verschiedenartigen Varianten, das Verfahren der Kopisten genau beobachtet, und die Beschreibung der Handschriften eingerichtet werden mußte, ausgehen müssen, so wie natürlich die Würdigung dieser Ansicht selbst, erst bey Gelegenheit der Prüfung der von dem Verfasser aufgestellten Geschichte des Textes Statt finden kann.

Bey Anführung der von dem Verfasser beschriebenen und untersuchten Handschriften werden wir dieser in der Schrift Nr. 2. beobachteten Ordnung folgen, und aus der Schrift Nr. 1. das hieher gehörige einschalten.

S. 1 — 8. Ueber die Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris.

Von den zahlreichen Handschriften dieser Bibliothek hat der Verfasser eine beträchtliche Anzahl (worunter die Wetsteinischen und Griesbachischen der Evangelien N. 11. 18. 25. 28. 33. ꝛc.) sorgfältig verglichen. Ein großer Theil derselben ist in dem Gebiete des Konstantinopolitanischen Patriarchats geschrieben, aber das Resultat der Vergleichungen hat den Verfasser bestimmt, dieselben dennoch in drey Klassen zu scheiden, von welchen wir später sprechen werden. Einige von ihnen haben Unterschriften oder sonstige Bemerkungen, welche in kritischer und paläographischer Hinsicht von Werth sind, und daher näher beschrieben zu werden verdienen. Von Reg. 47. 52. 81. 86. 91. 96. 100. 110. 117. 289. 290. 311. u. a. werden die Unterschriften mitgetheilt. Letztere Handschrift ist ein Konstantinopolitanisches Evangelistarium vom Jahre 1336 (es hat wohl früher die Nr. 1884 gehabt, man vergleiche Montfaucons Palaeogr. graec. p. 324 et 326) und hat die Eigenheit*), daß die Perikope von der Ehebrecherin zu Ende mit einem Obelos vor jeder Zeile nachgetragen ist. (Findet sich keine Bemerkung dabey, wann die Perikope in der Kirche gelesen wurde? hat das Evangelistarium bloß das Synaxarium oder auch das Menologium, und wenn es letzteres hat, welche Perikopen sind für das Fest der h. Pelagia, Theodora, für büßende Frauen, für die Einkleidung einer Nonne ꝛc. zur Ablesung bestimmt?)

S. 9 — 34. Beschreibung einiger Handschriften der Evangelien, und Randbemerkungen aus anderen.

Griesbachs H. der Evangelien (Reg Nro. 63) hat der Verfasser auf Auftrag der theologischen Fakultät zu Freyburg verglichen, und in einer Inaugural-Dissertation (welche den curis criticis beygefügt ist) ausführlich beschrieben, und ihre Lesearten bekannt gemacht. Es würde uns zu weit führen, wenn wir in die Erörterungen über die Aeußerlichkeiten und die Orthographie dieser Handschriften, welche der Verfasser sehr ausführlich und zweckmäßig beschreibt, eingehen wollten, die Beurtheilung seiner über die Eigenschaft des Textes und die Verwandtschaft mit andern Handschriften aufgestellten Meinung werden wir später untersuchen. Der Verfasser setzt diese Handschriften mit Montfaucon in das achte Jahrhundert; wir bemerken dagegen

*) Etwas ähnliches findet in Matthäi's K. Statt. Man sehe seine erste Ausgabe des Evangelium Johannis p. 142. vergl. seine zweyte des n. T. p. 568.

nur das, was Hug (Einleitung ins n. T. Theil 1. S. 280) dagegen einwendet, »daß noch Niemand nachgewiesen habe, daß die zusammengedrückte Form der Uncialbuchstaben *C E O Θ* schon in Manuscripten des achten Jahrhunderts gesehen worden, daß in ihnen die Buchstaben *Z* und *Ξ* ihre Züge unter die Linie verlängern; noch auch, daß sich die an die beyden Seitenwinkel des *Δ* angehängten Läppchen unter die Linie herabsenken.« Eine der wichtigsten Fragen ist es aber, wo der Koder geschrieben sey, und welcher Provinz Text er uns eigentlich darstelle; gegen Aegypten streitet die eigentliche Beschaffenheit des Textes, die Orthographie, und vorzüglich daß die Perikope Joh. VII. 53. VIII. 12. nicht nur vorhanden, sondern sogar in die Zahl der *κεφάλαια* aufgenommen sey. Eben so streitet die Eleganz der Schrift (doch auch wohl der Text) gegen einen lateinischen Schreiber, Text und Orthographie gegen eine Provinz des griechischen Kaiserreichs und Klein-Asiens als Vaterland dieser Handschrift. Im Jahre 1673 kam er aus Cypern in die Colbertinische Bibliothek, eine Bemerkung auf dem 133. Blatt von einer Hand des XV. Jahrhunderts spricht von einem Kloster in Cypern; andere Bemerkungen aus dem XIII. und XII. Jahrhundert geben zwar keine nähere Auskunft, scheinen aber doch die Meinung, daß der Koder auch schon in diesen Jahrhunderten in Cypern gewesen sey, eher zu bestätigen als zu widerlegen. Die Schlußschrift von der ersten Hand*) spricht von der Gottesgebärerin und dem heil. Eutychius . . . » *ἐγράφη δέ ἡ δέλτος αὐτὴ διὰ χειρὸς εἰς . . . χθην κ. ἔκεφλεωθ . . . προσδεξητε αὐτὴν ἡ παναγια θκος κ. ὁ ἁγίος ἐυτυχιος. κς δὲ ὁ θς δια πρεσβειων της ὑπεραγίας θκου καί του αγιου ευτυχιου χαρίσηται ἡμιν αναπαυσιν των ουνων αἰωνιζουσαν αμην* : Die Form des *N*, wie es hier in den Worten *ἡμιν* und *αιωνιζουσαν* vorkommt, haben wir in alten Handschriften sonst nicht bemerkt.

Wenn man aber daraus auch mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen kann, daß der Koder zum Gebrauche einer der Gottesgebärerin und dem heil. Eutychius geweihten Kirche geschrieben worden sey, so läßt sich doch, vorzüglich da das Menologium keine nähere Bestimmung enthält, weder für Cypern, noch für eine andere Provinz etwas entscheidend behaupten. Mehr glaubt der Verfasser dagegen aus der Beschaffenheit des Textes und der Orthographie bestimmen zu können. Cypern stand immer in ei-

*) Soll diese Schlußschrift wohl wirklich von der ersten Hand seyn? man vergleiche die Schriftprobe aus dem Koder mit dem Facsimile dieser Unterschrift S. 58.

ner genauen Verbindung mit Aegypten, ja in einem Theile dieser Insel war sogar die Aegyptische Liturgie üblich: es ist daher nicht zu zweifeln, daß auch ägyptische Handschriften nach Cypern gewandert, und auf den Text dieses Landes mächtig eingewirkt haben, wovon man in unserem Kodex so deutliche Spuren hat. Doch genug von dieser Hypothese, welche sich auf des Verfassers Ansicht von dem Texte dieser Handschriften gründet, und welche wir erst später zu untersuchen Gelegenheit haben werden.

Was die von dem Verfasser mitgetheilte Vergleichung dieser Handschrift betrifft, so müssen wir sehr bedauern, daß er sie nicht mit dem Textus receptus, sondern bald mit diesem, bald mit der Griesbachischen Recension angestellt hat, welches den Gebrauch wirklich fast unmöglich und ganz unleidentlich macht, und falls derselbe Fehler (wie wir zu glauben geneigt sind) auch bey den übrigen Handschriften begangen worden ist, bey der Redaktion der ganzen kritischen Sammlung zu unzähligen Fehlern Anlaß geben wird. Es wäre wünschenswerth, daß sich der Verfasser bey der Zusammenstellung dieser Kollation bisweilen das Horazische »brevis esse laboro, obscurus fio« zugerufen hätte; wir würden dann nicht, so oft diese Vergleichung von der zuerst durch Richard Simon bekannt gemachten abgehen, zu zweifeln, oder Hrn. Scholz für unfehlbar zu halten genöthiget seyn, wogegen diese Kollation doch selbst so laut spricht.

Viele von Richard Simon bemerkte Lesearten übergeht der Verfasser ganz*), und es ist uns wirklich wahrscheinlicher, daß

*) Wir haben zu anderweitigen Zwecken eine genaue Kollation der Simonischen und Scholzischen Vergleichung angestellt, und folgende von Simon bemerkte Lesearten gefunden, welche der Verfasser übergeht: Im Evangelio des heil. Matthäus. II. ἱερουσαλήμ. 23. ναζαρέθ. VI. 19. ποιήσω ὑμᾶς + γενέσθαι XI. εταίροις] ἑτέροις 20. ἤρξατο + ὁ ἰησοῦς 21. βηθσαΐδαν. XIII. 55. ἰωσῆς] ἰωάννης. XVII. 6. ἠλίᾳ μιαν. 14. ἄνθρωπος + τίς. XXI. 1. βηθσφαγῆ. 22. ἂν] ἐαν. XXVI. 16. παραδῷ + αὐτοῖς.

Im Evangelio des heil. Markus. I. 9. ναζαρέθ. IV. 21. τεθῆ VI. 24. ὡσεὶ = X. 20. διδάσκαλε = 24. τέκνα = XIII. 25. τῶν οὐρανῶν XIV. 30. ὅτι + σὺ.

Im Evangelio des heil. Lukas. III. 35. φαλέγ V. 36. ἐπιβλήμα. VII. 12. ἦν = VIII. 14. ἀκούοντες. 16. ἐπιτίθησιν] τίθησιν. IX. ἀπελθόντι] ἀπελθεῖν + πρῶτον. XI. 6. μου = 34. εστιν] ἔσται. XII. 33 βαλλάντια 59. το] τόν. XIV. 5 ἐν = XV. 20. αὐτοῦ. XVI. 29. λέγει + δὲ. XVII. 4. ἁμαρτήση. 8. ἕως + ἂν XVIII. 9. Καὶ = 36. τὶ + ἂν. XIX 46. γέγραπται + ὅτι. XX. 14. δεῦτε = 41. λέγουσι + τινες. XXI. 2. Καὶ = 30. ἤδη = XXII. 35. οὐθένος. 55. αὐτῶν = XXIII. 34. εἶπε.

Im Evangelio des heil. Johannes. VII. 8. ταύτην = 23. εἰ + οὖν VIII. 11. αὐτῇ = 38. ἃ. X. 7. ὅτι = 38. ἔργοις

er zu wenig, als daß Richard Simon zu viele gesehen habe. Wollten wir diese Vergleichung als Maßstab für die Genauigkeit der zu erwartenden Ausgabe eines vasten kritischen Apparats annehmen, so wäre dieß wahrlich eine betrübende Aussicht! Reg. 48. Wetsteins und Griesbachs Manuscript ist allen äußern Anzeigen nach zu Anfang des zehnten Jahrhunderts geschrieben, und später wahrscheinlich in Aegypten in einem Kloster aufbewahrt worden, wie dieß aus den arabischen und koptischen Randbemerkungen[1]), welche aus dem vierzehnten Jahrhunderte herzustammen scheinen, erhellt. Das Synaxarium und die αρχοτελειοι beweisen dessen Bestimmung zum kirchlichen Gebrauche »wahrscheinlich für eine Kirche Aegyptens«, sagt der Verfasser; ob dieß eine bloße Vermuthung ist, oder ob das Synaxarium darauf hinweiset, wäre wegen der großen Textverwandtschaft dieser Handschrift mit dem Kodex k, zu wissen wünschenswerth.

Reg. 53, in Jerusalem, wahrscheinlich im zehnten Jahrhunderte aus Handschriften, die auf dem heil. Berge befindlich waren, geschrieben (εγράφη καὶ αντεβλήθη ἐκ τῶν ἐν ἱεροσολυμοις παλαιῶν ἀντίγραφων τῶν ἐν τῶ ἁγιω ὄρει ἀποκειμενων heißt es in den Unterschriften, welche sich hinter jedem Evangelium befinden, und in den Curis criticis p. 20. sq. abgedruckt sind.) »Ihr Text, sagt der Verfasser, schließt sich größtentheils an die Konstantinopolitanischen Dokumente an, hat aber doch auch einige Lesearten, die sich in ihnen nicht finden. Daß die Exemplare, aus denen sie eine Abschrift ist, sehr alt waren, wollen wir nicht bezweifeln. Sie müssen mit Uncialbuchstaben, stichometrisch, die Zahlwörter mit Zahlzeichen geschrieben gewesen seyn, welches nur bey sehr alten Manuscripten der Fall ist. Nehme man an, daß sie fünf Jahrhunderte älter waren, denn dieß hat man sich gewöhnlich unter den von ihnen alt genannten zu denken (??), daß sie noch dazu als besonders korrekt und genau berühmt waren, woran ein Kloster auf dem heil. Berge zu Jerusalem besonders reich gewesen seyn muß, da auch andere Handschriften[2]),

---

+ μου. Bey den unzähligen Druckfehlern, welche diese Collation verunstalten, und der bunten Unordnung, in welcher die Lesearten durch einander geworfen sind (m. s. z. B. das IV. und XV. Kap. des Markus), müssen wir bey vielen Lesearten (z. B. Markus III. 15. IV. 18. XI. 14. XIV. 22. und 61. Luk. VII. 31. XII. 39. Johannes II. 8. XI. 7. XIX. 4. u. s. w.), wo der Verfasser von der Angabe Simons abweicht, vermuthen, daß diese Verschiedenheiten auf Druckfehlern oder Versehen beruhen.

[1]) Also nicht Moskowitische, wie Montfaucon und Wetstein und nach diesen Andere sagen.

[2]) Nähmlich Regius 186, 188, und Vatic. 1539.

auf die nämliche Weise in der Unterschrift sprechen, — so haben wir hier den Text sehr älter Dokumente vor uns, die uns damit leicht in die erste Zeit des Christenthums hinaufführen (!!)«. Daß dieses alte palästinische Handschriften waren und nicht Konstantinopolitanische, erhellt daraus, weil unsere Handschrift Lesearten enthält, die ihr nur mit sehr wenigen, und mit der syrisch-hierosolymitanischen Uebersetzung gemein sind.

Als Beyspiel hievon führt der Verfasser nur den Zusatz ἦν γὰρ ὁ ἄνεμος ἐνάντιος αὐτοῖς zu Matth. VIII 24. an, welcher sich aber auch in den ziemlich rein gebliebenen Konstantinopolitanischen Handschriften 59, 218 (108) Mt. X. dann Germ. 2. Gat. findet, und daher zum Beweise dieser genauen Verwandtschaft nicht ganz passend gewählt ist. Eben so finden wir die übrigen, als diesen Handschriften eigenthümlich, angeführten Lesearten (mit Ausnahme von Matth. XVII. 4.) sehr wenig charakteristisch! »Nur wenige Lesearten hat er im Matthäus mit ägyptischen Handschriften gemein, vom XVII. Kapitel an ist dieß auffallend seltner der Fall, und höchst selten in den übrigen Evangelien. Dagegen hält er es schon im Matthäus gewöhnlicher mit den Konstantinopolitanischen Handschriften allein, und stimmt immer mit diesen zusammen, wenn ihre Mehrzahl mit den ägyptischen harmonirt. Oder um noch bestimmter zu sprechen, im Matthäus theilt er einige Lesearten mit dem ägyptischen Texte, wie etwa E. S. in der Hauptsache, und in dem übrigen ist er fast immer Konstantinopolitanisch. Der einzige beträchtliche Zusatz, den er im Lukas mit D gemein hat, ist XIX. 45, woraus man ersieht, daß sein Text keineswegs schwankt, sondern sehr charakteristisch ist, unseren Folgerungen, von denen unten die Rede seyn wird, Haltbarkeit zu geben.« —

Reg. 72. Griesbach 22. Nach des Verfassers Vermuthung ist diese Handschrift dieselbe, welche Wetstein und Griesbach unter dem Namen Alius anführen Sie hat den ägyptischen Text, und war nicht zum kirchlichen Gebrauche geschrieben. Eine von den Unterschriften, welche der Verfasser für die Geschichte dieses Buches wichtig hält, ist mit so vielen Abkürzungen geschrieben, daß er dem Sinne nicht auf die Spur kommen konnte. Zu Ende theilt er ein Facsimile derselben mit, und empfiehlt sie der Berücksichtigung der Kenner. Auch wir haben uns vergebliche Mühe gegeben, sie ganz zu deuten; so viel scheint uns jedoch aus den Worten: » ἐξονηθε . . . κυριου στεφανόν . . . . ςυμλ λ του ιουνιου . . . . . μνεμει ἱερευς.« hervorzugehen, daß von einem am 30. Juny 1041? gemachten Kaufe dieser Handschrift die Rede sey. — Aus Reg. 177. 186. 187. 188. werden Lesearten und Korrekturen von der ersten, und von späteren Händen mit-

getheilt, welches zur Kenntniß des verschiedenartigen Verfahrens der Diorthoten, und demnach für die Geschichte des Textes selbst sehr wichtig ist. Eine sehr interessante Handschrift scheint uns Reg. 189. von welcher uns der Verfasser leider sehr wenig mittheilt. Aus paläographischen Gründen gehört sie in das XII. oder in den Anfang des XIII. Jahrhunderts. Am innersten Rande stehen bis Joh. IX. am Anfange eines jeden Kapitels, die im ganzen Manuscripte nach der Eintheilung Hugos von St. Chaire, mit römischen Zahlzeichen angezeigt sind, dessen Anfangs-Worte in lateinischer Sprache mit lateinischen Lettern, welche eine darin geübte Hand verrathen, von dem Abschreiber selbst beygefügt. In dieser Handschrift findet die, nur in einigen abendländischen Dokumenten gewöhnliche Veränderung der Reihenfolge der Evangelien statt, so daß Johannes zuerst steht, dann Matthäus, Lukas und Markus folgen. Der Verfasser hält, nicht mit Unwahrscheinlichkeit, Großgriechenland, wo sehr viel abgeschrieben wurde, für ihr Vaterland. Da er von ihr in den Curis criticis keine Meldung macht, so scheint er sie nicht verglichen zu haben; wir glauben jedoch, daß sie nicht unwichtig, und vielleicht die Abschrift einer sehr alten griechischlateinischen Handschrift sey, worauf uns die Bemerkung der Anfangs-Worte der Kapitel in lateinischer Sprache hinzudeuten scheint. Wegen der, unseres Wissens in keiner bekannten griechischen Handschrift auf diese Weise vorkommenden veränderten Reihenfolge der Evangelien, aus welcher wir eben auf ein hohes Alter der Urschrift schließen, hätte sie gewiß mehr Berücksichtigung verdient. Unter allen früher bekannten griechischen Handschriften, hat nur die Cambridger die gewöhnliche Reihenfolge der Evangelien, wir möchten sie die chronologische nennen, verändert, aber auf die Weise, wie wir sie gleich im Reg. 89. treffen werden. Diese Ordnung, welche auch in den lateinischen Uebersetzungen im Vindob. und Corbej. 2. vorkömmt, scheint gewöhnlicher gewesen zu seyn, als die, welche wir im Reg. 189., in den lateinischen Uebersetzungen im Brix. Vercell. Veron, beym Ulphilas, Tertullian und in den Konstitutionen der Apostel antreffen, und welcher auch die griechische Kirche, bey der Eintheilung ihrer Kirchenlektionen, gefolgt ist, und nicht umgekehrt, wie der Verfasser sagt, da er die erstere »seltner« und die letzte »sehr häufig« nennt. Jedoch scheint uns die letztere Ordnung viel älter zu seyn *).

---

*) M. vergl. Tertullian. advers. Marcion. Lib. IV. c. 2. Constit. Apostol. Lib. II. c. 57. Druthamarus exposit. in Matth., bey Wetstein in der Proleg. in. N. T. edit. Semler p. 76. sqq.

Im Reg. 89. (von welchem in den Curis criticis ebenfalls keine Meldung geschieht) steht das Evangelium des heil. Matthäus zuerst, dann Johannes, Lukas und Markus. Die Schriftzüge, von welchen eine Probe mitgetheilt wird (warum gerade die Schlußschrift, und nicht ein Stück des Textes?), verrathen einen lateinischen Schreiber; auch kommen Spuren vor, daß der Kopist nicht verstanden habe, was er schreibe. Die Schreibfehler und Korrekturen von einer spätern Hand sind unzählig. Der Text des Exemplares, welches der Kopist vor sich hatte, scheint der verdorbene der ägyptischen Familie gewesen zu seyn; der Diorthot hat wahrscheinlich nach Konstantinopolitanischen Handschriften gebessert, doch finden sich unter seinen am Rande bemerkten Lesearten bisweilen auch solche, welche nur in einigen ägyptischen Manuscripten vorkommen, woraus hervorgeht, daß er mehrere Handschriften zugezogen habe.

Reg 375. ein *εκλογαδιον του αποστολου και του ευαγγελιου* (m. vergl. Montfaucons Palaeographia graeca p. 239 — 386) ist den 26. November Sonntags um 9 Uhr im Jahre 1022 im Castro di Colonia in Frankreich zum Gebrauche des Klosters des heil. Dionys, von dem Priester und Mönch Elias vollendet. Der Text ist durchaus wie der Kodex D, welchen der Verfasser wegen seiner Schriftzüge ebendaselbst geschrieben glaubt, welche Behauptung wir, da sie uns nicht unwahrscheinlich scheint und wichtig ist, von dem Verfasser ausgeführt sehen möchten.

S. 34 — 39. Ueber die im gedruckten Katalog der Handschriften der königl. Bibliothek noch nicht erwähnten Manuscripte des n. T.

Unter den seit dem Druck des Katalogs in die Bibliothek gekommenen, auf die Kritik des n. T. Bezug habenden Handschriften befindet sich unter anderen eine Vergleichung des Kodex B, wahrscheinlich von Leo Allatius gemacht, aus welcher der Verfasser mehrere von Birch übersehene Varianten ergänzet hat. — Im Reg. 79a sind am Rande unter verschiedenen kritischen Zeichen allerley Zusätze, von welchen der Verfasser viele anführt, nachgetragen. Diese Handschrift, welche zu den merkwürdigsten der Konstantinopolitanischen Familie gehört, wirft auf die Entstehung der Varianten viel Licht; sie ist wahrscheinlich im zehnten Jahrhunderte, und zwar zu Calipoli (dem heutigen Gallipoli im salentinischen Gebiete*), geschrieben.

R. Simon Hist. crit. du N. T. chap. 32. p. 423. Blanchini vindiciae Canonic. Script p. 399. Semleri observat. de Verss. lat. Observ. 2., hinter Wetsteins Proleg. in N. T. p. 594. Hug Einleitung ins N. T. Theil. 2. S. 1.

*) Ebendaselbst ist Ambros 23. (m. vergl. S. 70) gekauft. Diese Handschrift hat den ägyptischen Text.

S. 39—44. Ueber die Handschriften der Apostelgeschichte, Briefe und Apokalypse, und Bemerkungen über einige falsch citirte Handschriften dieser Bibliothek und über den Codex Ephraemi Syri.

Die Handschriften des zweyten Theils des n. T. sind, wie überall, auch in Paris in geringerer Anzahl, als die Evangelien, weil sie nicht in jenem Grade, wie diese, zum Vorlesen benutzt wurden. Von den in früheren kritischen Schriften angeführten Handschriften dieser Bibliothek hat der Verfasser einige, so sorgfältig er auch die früheren Kataloge verglichen hat, nicht auffinden können. Es sind Reg. 2375. 2224. 1869. (Wetst. et Gr. Ev. 19) sonst Colbert. 1241. (Wetst. et Gr. Evangeliar. 13?) bey Wetstein 866 und im Codex Oratorii Paris. bey Richard Simon. Reg. 2375 und 2224 haben wir weder bey Wetstein noch bey Griesbach auffinden können, es muß also hier ein Druckfehler obwalten. Die übrigen von Stephanus, Mill, Küster, Wetstein, Rich. Simon, Montfaucon und Andern erwähnten Handschriften, versichert der Verfasser so genau wieder aufgefunden zu haben (wie aus den vergleichenden Nummern in seiner Ausgabe erhellen wird), daß darüber kein Streit mehr obwalten kann. Der Verfasser schließt diese Bemerkungen über die griechischen Handschriften der Pariser Bibliothek mit dem Wunsche, daß der berühmte Codex Ephraemi Syri eben so abgedruckt werde, wie der Alexandrinus und Cantabrigiensis. »Seine Schrift, sagt er, wird mit jedem Tage unlesbarer, und er folglich als kritisches und paläographisches Dokument immer unbrauchbarer, obgleich er in beyden Rücksichten sehr wichtig ist. Denn aus dem Ende des fünften oder Anfang des sechsten Jahrhunderts ist er ein Muster von Genauigkeit und Schönheit der Schrift, und Allem, was die damalige Zeit dahin rechnete. Zum kirchlichen Gebrauch bestimmt (nach Griesbach nur in der Folge dazu verwendet*), wie aus den Randbemerkungen deutlich hervorgeht, ist er uns zugleich als christliches Alterthum einer Kirche, die unter den Stürmen der Zeit untergegangen ist, höchst theuer und wichtig, weil er das einzige der Art ist, das uns gerettet worden. Es hat alle die Eigenthümlichkeiten, welche die unzähligen vernichteten Handschriften jenes Landes, nämlich Aegyptens, alle hatten; es ist auch ein treues Abbild des Textes, der in jenem hochberühmten Patriarchate der übliche war, und den wir, leider! noch sehr unvollständig kennen. Die Vergleichungen Wetsteins sind zwar um so verdienstvoller, je mühsamer

*) M. s. Griesbachii symbol. crit. Tom. 1. p. XI. XII. Wie sich dieß verhalte zu bestimmen, wäre nicht schwer, und zu wissen wichtig.

und für die Augen anstrengender und verderblicher dies Geschäft ist; aber es trifft ihn hier der Vorwurf, der ihn bey allen seinen Vergleichungen trifft, daß er nur einige Varianten (jedoch hier mehr als aus andern) mittheilt.« Wie sich dieser Wetstein'en nach unserer Ansicht gewiß nicht mit Unrecht gemachte Vorwurf mit Griesbachs pomphaften Versicherungen über die Resultate der von ihm angestellten Prüfung der Treue Wetsteins reimen lasse, zu entscheiden, wird niemand schwer seyn, der Griesbach näher kennt. — Uebrigens besorgen wir, daß der Abdruck dieser Handschrift noch lange ein frommer Wunsch bleiben werde, und wünschen recht sehr, daß endlich einmal auch die Fragmente des a. T. in dieser Handschrift untersucht werden.

S. 45 — 49. Die lateinischen Handschriften des neuen Testaments.

Die zahlreichen Handschriften des n. T. in lateinischer Sprache in der Pariser Bibliothek (die der Evangelien betragen allein 200) sind für den Kritiker von keinem besonderen Werthe. Versetzungen und Auslassungen der Worte sind die Hauptvarianten, die darin vorkommen; aber selbst diese wie die anderen Abweichungen sind fast in jeder Handschrift verschieden, und es läßt sich aus diesen um so weniger eine Harmonie hervorbringen, da sie mehr der Nachläßigkeit und Willkür des Abschreibers ihre Entstehung verdanken, als irgend einer mit Plan angelegten und verfolgten Kritik. Die Ursache dieser Uebereinstimmung liegt ohne Zweifel darin, daß fast alle diese Handschriften zum kirchlichen Gebrauche bestimmt waren, und daß die ältesten von ihnen aus einem Zeitraume sind (dem achten Jahrhundert), in welchem man sich besonders in der gallikanischen Kirche nach dem Beyspiele und Willen des Hofes einer genauen Uebereinstimmung befliß, die früheren liturgischen Bücher, welche die alte lateinische Uebersetzung, welche mehr mit dem officium Mozarabicum übereinstimmte*), aus Furcht vor arianischer Ketzerey oder Korruptionen eines Felix von Urgel und Elipandes von Toledo vernichtete, und dafür die neue des Hieronymus, die schon längst als weit genauer und richtiger berühmt war, aufnahm und verbreitete. Karl des Großen Verdienste um diese Angelegenheit sind bekannt, und sein Zeitalter wird gewiß immer so wie in der politischen und literärischen Geschichte überhaupt,

*) Eine nähere Untersuchung dieser Mozarabischen Lesearten, und ihr Verhältniß zu dem ältesten occidentalischen Texte ist unseres Wissens noch nicht angestellt, und wäre für die Geschichte des Textes gewiß wichtig.

auch insbesondere in der kritischen der Vulgata eine merkwürdige Epoche bilden*). Ob Hilarius, Alcuin, Beda und Andere, ihren oft gegebenen Versicherungen, den Text des Exemplars, das ihnen vorlag, beym Abschreiben (womit sie sich viel beschäftigten) treu wiedergegeben zu haben, auch immer ganz treu geblieben seyen, und ob ihnen die Handschriften der römischen Kirche immer als Maßstab für den richtigen Text dienten, wie der Verfasser behauptet, wollen wir dahingestellt seyn lassen. Daß die unseres Wissens zuerst von Knittel in Vorschlag gebrachte Untersuchung der in alten lateinischen Diplomen, Homilien, Dokumenten, Reden der Reichsversammlungen rc. vorkommenden Anführungen von Bibeltexten bey der geringen in diesem Punkte von den Lateinern beobachteten Gewissenhaftigkeit, in der Kritik keinen Dienst leisten können, ist längst ausgemacht, und wird von dem Verfasser durch einige Beyspiele bestätiget.

S. 51. — Ueber die arabischen Handschriften des n. T.

Reg. 24. B. enthält eine sehr freye Uebersetzung der vier Evangelien aus dem siebenzehnten Jahrhunderte in einer sehr eleganten Sprache, und ist in der Kritik unbrauchbar. Es wird ein Stück der Vorrede und aus dem ersten Kap. des heil. Markus angeführt. — Wichtiger ist eine andere Handschrift der Evangelien vom Jahre 1028 in 12. (Reg. Paris. Arab. 27), welche in den Curis criticis p. ausführlicher beschrieben wird. Die Uebersetzung ist die nach van Erpe benannte, aber aus griechischen oder koptischen (wenigstens zur Alexandrinischen Familie gehörigen) Handschriften verbessert. Welche von ihren Lesearten aus syrischen Handschriften geflossen seyen, wagt der Verfasser nicht zu bestimmen, und da diese arabische Uebersetzung eine Tochter der Peschito, folglich nur ein Zeuge der syrischen Leseart ist, muß diese Handschrift nach unserer Meinung viel von ihrem eigenthümlichen Werthe verlieren, bis nicht ausgemittelt ist, was dem syrischen oder dem zur Verbesserung zugezogenen koptischen oder griechischen Texte angehört, was übrigens auszumitteln nicht schwer seyn dürfte, da äußere und innere Kriterien Aegypten als das Vaterland dieser Handschrift bezeichnen. Sie ist mit Prolegomenen, (مقدمة اربعة الاناجيل) den

*) Ueber die eigentliche kritische Geschichte der Vulgata, so wie insbesondere über ihre Verbesserung durch Alcuin, haben wir, von der pragmatisch-kritischen Geschichte der Vulgata von Dr. Leander van Eß (Tübingen 1824. 8.) neue Forschungen und Aufschlüsse erwartet, uns aber in unsern Erwartungen getäuscht gefunden.

Eusebianischen, einem Verzeichnisse der angeführten Stellen des a. T. u. s. w. ausgeschmückt, und in Kapitel (اصحاح) und Sektionen (فصل) getheilt. Die lange Schlußschrift, welche arabisch und lateinisch mitgetheilt wird, ist in doppelter Beziehung merkwürdig, da sie nicht nur ein interessantes Beyspiel kritischer Forschungen aus dem Mittelalter ist, sondern auch zu Schlüssen berechtigt, welche für die Geschichte des Textes wichtig seyn können. Aus der Vergleichung einiger Kapitel, nicht aber der ganzen Handschrift, wie man aus einer Aeußerung in den Curis criticis zu schließen berechtigt wäre, welche der Verfasser angestellt hat, geht hervor, daß sie von der Erpenniusschen Ausgabe nur in Verbesserungen oder Veränderungen der Diktion abweicht, bisweilen sich an den Text genauer anschmiegt, selten verschiedene Lesearten enthält, woraus wir eben schließen, daß die meisten dieser Varianten wirklich aus alten Dokumenten genommen sind. Der Verfasser hat Matth. I — X, Mark. I — VI, Luk. I — IV und Joh. V. VII. VIII verglichen. Wir wünschten, daß er uns sämmtliche Abweichungen, und nicht nur einige mitgetheilt hätte, wogegen wir ihm die Vertheidigung der Leseart εν ησαια τω προφητη (Mark. I. 2.) gegen den arabischen Kritiker gern erlassen hätten. Herr Champolion-Figeac, ein Gelehrter zu Paris, ist im Besitze von vielen Briefen von J. J. Wetstein. Die von 1750 — 52 enthalten neben vielen Bemerkungen über das n. T. ohne alles Interesse beständig Klagen über Verleumdungen, besonders gegen Michaelis. Wenn der von dem Verfasser mitgetheilte Brief einer der interessantesten ist, würde die Literatur durch ihre Bekanntmachung nichts gewinnen. Unter diesen Papieren befindet sich die Vergleichung einer Handschrift der katholischen Briefe, von welcher Wetstein wahrscheinlich keinen Gebrauch gemacht hat. Da auch der Verfasser keinen Gebrauch für seine Ausgabe davon machen kann, da die Handschrift nicht näher beschrieben ist, so hat er diese Vergleichung hier abdrucken lassen, wofür wir ihm Dank wissen.

S. 65. Die Bibliothek in Lyon hat nebst einigen chinesischen Handschriften auch einige lateinische, und unter diesen ein sehr altes schönes Missal, ohne Werth für die Kritik.

S. 66. Die Bibliothek in Genf besitzt nebst vielen interessanten Handschriften (welche in Senebiers Katalog beschrieben sind) auch eine griechische der Evangelien und eine der Apostelgeschichte. Vermuthlich sind es Wetsteins Ev. 74 und Paul 35, welche für Mill, wie es scheint, sehr nachläßig verglichen wurden.

S. 67. Die Stadt- und Universitäts-Bibliothek zu Cham-

bery enthält gar keine griechische Handschriften, sondern nur einige lateinische der Vulgata aus dem dreyzehnten Jahrhundert. Dieß anzumerken wäre hinreichend gewesen. Die Notizen über die Gründung, Beschaffenheit und Veraltung dieser Bibliothek stehen hier am unrechten Orte.

S. 68 — 69. Die königl. Universitäts-Bibliothek zu Turin enthält mehrere neutestamentliche Handschriften, die alle im Gebiete des Konstantinopolitanischen Patriarchats geschrieben sind, und vom receptus selten abweichen. Einige sind »*bonae notae* und für die Kritik von einigem Werthe«, weßhalb sie der Verfasser auch ganz verglichen hat. (Alle? oder nur die wenigen *bonae notae*)? 46. IV. 4. Eine catena zum Matthäus und Johannes, welche von der, durch Corderius herausgegebenen, mit welcher sie der Verfasser verglichen hat, gar nicht abweicht, ist nicht aus dem dreyzehnten Jahrhundert, wie in dem gedruckten Kataloge bemerkt wird, sondern aus dem vierzehnten. Eben so ist 43. 6. V. 23. keine Catena aus dem dreyzehnten, sondern ein im vierzehnten Jahrhundert geschriebener Kommentar zum Markus und Matthäus, und 63. c. V. 6. kein Evangelienbuch aus dem zwölften Jahrhundert, sondern eine im vierzehnten Jahrhundert geschriebene Sammlung von Homilien verschiedener Väter.

S. 70 — 75. Die Ambrosiana zu Mayland hat neutestamentliche Handschriften von großem Werthe, die meistens aus Unter-Italien dahin gebracht worden sind. Die älteste unter ihnen, Nr. 93, aus dem zehnten Jahrhundert, schließt sich an die Konstantinopolitanischen Handschriften an. Von Ambr. 56. 61. 35. 13. 93. 104. und Mediol. 62 werden die Unterschriften mitgetheilt. Merkwürdig ist Ambros. B. 26. 1. Diese Handschrift besteht aus zwey Theilen. Der eine enthält die katholischen Briefe und die Apostelgeschichte, mit den gewöhnlichen Ueber- und Unterschriften, in der äthiopischen, syrischen, koptischen und arabischen Uebersetzung; der zweyte die Paulinischen Briefe, mit Ausnahme des Briefes an die Hebräer, die ersten fünf in der syrischen, äthiopischen, koptischen, arabischen und armenischen Sprache, die übrigen wie im ersten Theile. Die syrische Uebersetzung ist die Peschito in ihrer ganz neuen Gestalt, die koptische ist die von Woide herausgegebene Memphitische, die arabische ist die des Erpenius, jedoch mit einigen Abweichungen, von welchen aus Jak. 1. et 11. und aus I. Petr. I. Beyspiele angeführt werden. Die Hauptschrift ist aus dem funfzehnten Jahrhundert. Alle Versionen sind nach der Vulgata hie und da geändert (1. Joh. V. 7. ist in allen Uebersetzungen wie in der Vulgata). Schade, daß uns der Verfasser über die äußere Ein-

richtung dieser, wenn auch vielleicht (wie er sagt) für die Kritik nicht wichtigen, aber für die Geschichte des Bibelstudiums gewiß höchst merkwürdigen Handschrift nichts mittheilt. Schmiegen sich die verschiedenen Uebersetzungen nicht genauer an einander an? Finden sich keine Spuren von kritischen Zeichen? Wo ist wohl diese Polyglotte geschrieben? Wie ist die armenische Uebersetzung beschaffen? — Der syrische Kodex Nr. 70, welcher die Evangelien nach der Peschito enthält, ist nach der S. 74 abgedruckten Handschrift erst 1518 geschrieben.

S. 75. Von den zahlreichen Handschriften der (Markus) Bibliothek zu Venedig konnte der Verfasser aus Mangel an Zeit nur sehr wenige kennen lernen. Da sie Birch nur cursim verglichen hat, sind sie als ungebraucht zu betrachten. Vom Venet. 5. 6. 10. hat sich der Verfasser überzeugt, daß er den ägyptischen Text enthalte; von den übrigen schließt er aus Birchs Excerpten, daß sie zur Familie der Konstantinopolitanischen gehören.

S. 75. 76. Die herzogliche Bibliothek in Parma, über welche wieder Notizen mitgetheilt werden, die die biblische Kritik durchaus nicht fördern können, und deßhalb nicht hieher gehören, besitzt außer der in ihrer Art einzigen Sammlung de' Rossi's für das alte Testament, auch zwey Handschriften des n. T. und zwey Evangelistarien von keiner Bedeutung für die Kritik.

S. 77. Die Bibliothek zu Modena hat mehrere Handschriften des n. T. Nr. 196. Manuscript 119. 3. enthält die Apostelgeschichte mit Uncialschrift aus dem neunten Jahrhundert, mit Ausnahme von I — V. 28, das im funfzehnten Jahrhundert, und XXVII bis zu Ende, das im elften Jahrhundert nachgetragen worden ist. Die übrigen Handschriften des n. T. gehören zur Konstantinopolitanischen Familie. Nr. 21. Die Evangelien in der alten syrischen Uebersetzung (die Peschito in ihrer alten Gestalt) aus dem sechzehnten Jahrhundert, und Nr. 16 die Paulinischen Briefe (außer dem an Philemon) in arabischer Sprache sind wegen ihrer langen Unterschriften (die uns vom Verfasser jedoch nicht mitgetheilt werden) interessant.

S. 78 — 85. Ueber die Bibliotheken in Florenz.

Die an den kostbarsten Seltenheiten so reiche Laurentiana hat viele Handschriften des n. T., die aber für die Kritik von geringem Interesse sind. Bandini hat sie ausführlich beschrieben, und Birch größtentheils untersucht; der Verfasser findet zu dem von diesen beyden Gelehrten Bemerkten nichts hinzuzufügen. Welches Loos die von Birch untersuchten in den Klöstern

di S. Maria Novella unter Nr. 5 und 6, und S. Marco unter Nr. 705 befindlichen Handschriften gehabt haben, konnte er nicht erforschen. Unter den aus diesen Klöstern in die Laurentiana gekommenen Handschriften befinden sich die meisten in dem noch nicht gedruckten Kataloge derselben nicht. In demselben ist Nr. 2708 wahrscheinlich Birchs S. Marci 705 (Griesbachs 201). Der Kodex der Evangelien Plut. VI. 24. und die Evangelistarien Plut. VI. 2. 7. 21. 31. Nro. 243 et 244 sind von Birch nicht excerpirt. Sie sind schön, gut erhalten und folgen durchaus dem Konstantinopolitanischen Texte. S. 81 die Richardiana, deren anderweitige literarische, antiquarische und numismatische Seltenheiten unnöthiger Weise erwähnt werden, hat zwey neutestamentliche Handschriften, von denen eine die Schriften des Johannes höchst nachläßig geschrieben, die andere Fragmente aus dem Evangelium des heil. Markus enthält. — S. 83 — 85 die Magliabechiana, die keine griechische Handschrift des n. T. und nur ein arabisches Fragment (Nr. 66) von Luk. VII. 38. — X. 2. dessen Text von dem des Erpenius nicht abweicht, besitzt, hätte eben so wie die Bibliothek zu Prato, Pistoja, Lucca, Pisa und Siena (S. 85—87) unerwähnt bleiben können.

S. 87 — 93. Ueber die arabischen Handschriften des n. T. zu Florenz.

Das Alter dieser Handschriften wird nicht berührt. Nr. 1 weicht sehr von dem Texte des Erpenius ab; I Cor. II. ist zur Probe hievon ganz abgedruckt. Eben so Nr. 61, welche der Verfasser ganz verglichen hat. Nr. 25 der Apostelgeschichte mit einer lateinischen Uebersetzung von J. B. Raimund scheint uns in literarischer Hinsicht interessant, 410 der Apokalypse hat einen schwankenden Text, auch aus ihm wird eine Probe (c. XXII. v. 11. sqq.) mitgetheilt.

S. 95 — 107. Die Bibliotheken in Rom. Die Vatikana.

Von der großen Menge der neutestamentlichen Handschriften dieser Hauptbibliothek der Christenheit, von welchen man bisher nur wenige kannte, hat der Verfasser eine beträchtliche Anzahl verglichen, und dadurch gewiß den Grund zur Ausfüllung einer sehr fühlbaren Lücke in unserem kritischen Apparate gelegt. — Vatic. 1209 (Griesb. B.) hätte nach unserer Meinung mehr Berücksichtigung verdient, als ihm der Verfasser durch die Ergänzung einiger von Birch übersehenen Varianten, nicht aus der Quelle selbst, sondern aus der oben erwähnten zu Paris

befindlichen Kollation widmete. Von vielen Handschriften werden die zum Theil sehr weitläufigen Schlußschriften, welche uns über ihr Alter und Vaterland unterrichten, mitgetheilt. Wir wissen nicht, wie der Verfasser vom Vat. Reg. Christ. 79 aus dem Namen Hemsterhuis, welcher unter dem Evangelio des heil. Matthäus steht, schließen kann, daß Rutgersius diesen Kodex von Hemsterhuis erhalten habe, da doch die hier bekannt gemachte Aufschrift dieser Handschrift Andreas Rivetus (wahrscheinlich ist die Aufschrift von Rivetus eigener Hand) als Geber nennt. Daß der von Birch angeführte Alexandr. Vatic. 79. (Griesb. 155) ebenfalls einst Rutgersius gehörig, auch die Zahl 79 habe, läßt uns hier einen Fehler in den Zahlen vermuthen. Vatic. 1539 ist wie oben Reg. Paris. 53 nach Handschriften vom Berge Sion geschrieben und durchgesehen (*ἐγραφη και ἀντεβληϑη εκ των ἐν ἱεροσολυμοις παλαιων ἀντιγραφων των ἐν τῳ ἁγιῳ ὁρει ἀποκειμενων*). Das Alter der Handschrift wird in der Schlußschrift nicht bemerkt, und auch der Verfasser gibt es nicht an. Die Verschiedenheit, welche in diesen Handschriften in Angabe der Stichen und Kapitel herrscht, so wie die Beschaffenheit ihres Textes, zeigt, daß sie sämmtlich aus verschiedenen Quellen geflossen seyn. Der Verfasser gibt nur folgende Zahlen an:

	Matthäus.		Markus.		Lukas.		Joannes.	
	ςιχοι	κεφαλαιοι.	ςιχ.	κεφαλ.	ςιχ.	κεφαλ.	ςιχ.	κεφαλ.
Reg. 53.	ΒΦΙΔ.	—	αφς.	ΣΛΖ.	ΒΧΟΖ.	ΤΜΘ.	ΒΣΙ.	σλβ.
Reg. 186.	ΒΦΙΔ.	—	αφς.	σλρ.	ΒΧΟΖ.	τμε.	—	—
Reg. 188	—	—	αφς.	ΣΛΖ.	—	—	—	—
Vatic. 1539.	ςφιδ.	τνε	—	—	—	—	—	—

Wir sind begierig, die innere Beschaffenheit dieser Handschriften kennen zu lernen, und zu sehen, welches Gewicht man ihnen bey kritischen Forschungen beylegen kann.

Unter allen Handschriften der Vatikanischen Bibliothek ist Ottob. 298, die Apostelgeschichte und Briefe enthaltend, aus dem funfzehnten Jahrhunderte (wo ist sie wohl geschrieben?) die einzige, welche die Stelle I. Joh. V. 7. nach der lateinischen Uebersetzung geändert hat, und zwar auf folgende Weise: *ὁι μαρτυρουντες απο του ουρανου πατηρ, λογος και πνευμα ἁγιον, και ὁι τρεις εις το ἑν εισι, και τρεις εἰσιν ὁι μαρτυρουντες απο της γης, το πνευμα κ. τ. λ.* Die lateinische Uebersetzung zur Seite hat die Stelle nach der gewöhnlichen Weise. Aehnliche Veränderungen und Versetzungen sind in dieser Handschrift auch in vielen andern Stellen zu Gunsten der lateinischen Uebersetzung vorgenommen

worden. In der Venetianischen Handschrift Nr. 11, aus dem dreyzehnten Jahrhundert, ist diese Stelle in der dem griechischen Texte zur Seite stehenden lateinischen Uebersetzung von einer spätern Hand nachgetragen.

Barb. 10. und vorzüglich Vatic. 1210 haben sehr viele Varianten am Rande, welche uns der Verfasser mittheilt.

S. 107. Ueber die Barberinische Bibliothek.

Barb. 16 ein rescriptus, vielleicht aus dem siebenten Jahrhunderte, und zum Theil, wie es scheint, aus dem sechsten, dürfte wohl eine genaue Vergleichung verdienen; eben so das Lectionarium rescriptum derselben Bibliothek (die Nummer wird nicht angegeben), da wir diese Gattung von Handschriften noch sehr mangelhaft, und fast nur von einer Familie kennen, und diese Kirchenbücher uns besonders geeignet scheinen, über den in ihrem Vaterlande autorisirten Text Aufschluß zu geben. Was ist das wohl für ein Werk über die Trinität, welches ein anderer rescriptus dieser Bibliothek enthält? Vielleicht ein wichtiges Dokument für die Ketzergeschichte. Die Bemerkung in der Handschrift der Evangelien Nr. 225: » αὐτη ἡ βιβλος εχει φυλακτερια τριακοσια ογδοηκοντα και ἑξ« wünschten wir erläutert zu sehen.

Unter allen Handschriften der Vatikana haben nur Vatic. 1209, 1904, 2070, Ottob. 325, Christ. 12 (wahrscheinlich in Sicilien geschrieben), und im Barb. 225 das mit Uncial geschriebene Fragment den ägyptischen, einige wenige einen gemischten, bey weiten die meisten aber den Konstantinopolitanischen Text, da sie für Kirchen dieses Patriarchats geschrieben sind. Barb. 30 enthält die Evangelien und die Apostelgeschichte in neugriechischer Sprache auf Papier (aus welchem Jahrhunderte?); aus vielen Stellen, welche der Verfasser verglichen hat, gehet hervor, daß diese Uebersetzung aus solchen Handschriften gemacht sey, welche vom receptus selten abweichen.

S. 112 — 115. Die Bibliotheken des Collegio Romano der Propaganda. Die Angelica, Casanatensis, die Vallicelliana der Fürsten Corsini und Chigi.

Nr. 351 der Bibliothek der Propaganda enthält die Evangelien in arabischer Sprache mit einer der kufischen sich noch sehr nähernden Schrift. Am Rande sind die Ammonianischen Lektionen und die κεφαλαια mit griechischen Zahlen bezeichnet. Sowohl diese Uebersetzung als die ihr sehr ähnliche in Nr. 352, ist von der von Erpenius herausgegebenen sehr verschieden und scheint nach griechischen Handschriften, vielleicht

in einer Stadt in Syrien gemacht. Griesbachs J. der paulinischen Briefe und G. der katholischen (Angelicus 2.) hat der Verfasser ganz verglichen. Angelicus IV. 11. der Evangelien hat den Alexandrinischen Text. Die älteste griechische Handschrift der Bibliothek des Oratoriums bey der Kirche Vallicella ist ein rescriptus aus dem siebenten Jahrhunderte, und enthält, wie es scheint, Fragmente der griechischen Uebersetzung der Briefe Gregors des Großen. Von Vallicell. F. 90. (Griesb. 172) behauptet der Verfasser mit dürren Worten, daß er nicht die Evangelien, sondern nur den Pentateuch enthalte, wogegen wir bemerken, daß der Kodex mit dieser Signatur, zufolge der Mantissa des Abtes Philippus (bey Blanchini Evangeliar. quadrupl. Tom. I. p. 529 — 30), welcher auch seine Aeußerlichkeiten sehr weitläufig beschreibt, auf 218 Blättern die Evangelien enthalte, welchen 133 Blätter mit einem hebräischen Pentateuch beygebunden sind. Wahrscheinlich sind nun diese beyden Theile getrennt worden; der hebräische Pentateuch hat die alte Signatur behalten, und den Evangelien ist entweder eine andere angewiesen, oder sie sind in eine andere Bibliothek gewandert.

S. 115 — 117. Ueber die übrigen Bibliotheken in Rom und der Umgegend.

Die übrigen Bibliotheken Roms enthalten keine Handschriften des n. T., außer der des Hauses Colonna, die während des Verfassers Aufenthalt daselbst zum Verkaufe stand, die einige besitzen soll. Wichtiger scheinen die Handschriften des Klosters der Basilianer zu Grotta Ferrata zu seyn, welche der Verfasser aber nicht gesehen hat. Die sehr zahlreichen lateinischen Handschriften der römischen Bibliotheken konnte der Verfasser aus Mangel an Zeit nicht untersuchen. Wahrscheinlicher als irgendwo dürften in Rom Ueberreste der alten lateinischen Uebersetzungen gefunden werden, »da die Afrikaner sich meist hieher flüchteten, und manches wichtige Dokument mitbrachten, und Italien mit solchen überschwemmt war, bis die Vulgata eingeführt wurde, während die meisten andern Länder, wie England, Deutschland und selbst zum Theil Frankreich fast zugleich mit dem Christenthume auch schon die Vulgata als Kirchenübersetzung empfingen.« Wir wünschen mit dem Verfasser, daß es einem in Rom wohnenden Gelehrten (oder lieber einer Gesellschaft römischer Gelehrten) gefallen möchte, sich diesem Geschäfte zu unterziehen. Welche Ausbeute ließe sich nicht von den Bibliotheken der Klöster Roms, der Vatikanischen Sakristey, des Monte Cassino ꝛc. für diesen, vorzüglich der römischen Kirche so nahe

liegenden Zweig der Wissenschaft erwarten! Möchte bald der Literatur im Kirchenstaate eine so goldene Periode erblühen, wie es das nicht genug gewürdigte Zeitalter Benedikt XIV. für dieselbe war. Die syrischen Handschriften der Vatikana, welche viel mehr Ausbeute versprechen, als die zu Paris und Florenz, konnte der Verfasser aus demselben Zeitmangel nicht untersuchen, und wir bedauern, daß abermals ein Bibelforscher an dem vielleicht einzigen Ueberreste der Hierosolymitana vorübergegangen ist, ohne ihn näher zu untersuchen.

S. 117 — 135. Ueber die arabischen Handschriften des n. T. zu Rom.

In der Vatikana ist Nr. 13 eine Pergament-Handschrift in Folio mit kufischer Schrift, schnell, schlecht und fast ohne alle diakritische Zeichen geschrieben; es ist eine nach dem griechischen Text verfertigte, und von der durch Erpenius herausgegebenen verschiedene Uebersetzung. Die ersten vierzehn Blätter (Matth. 1. — X. 27.) sind von einer spätern Hand ergänzt, enthalten aber demohngeachtet dieselbe Uebersetzung. Aus Matth. XIII. Mark. V. Luk. IV. Gal. II. 1 Timoth. III. und der ganze Brief an Philemon werden zur Probe mitgetheilt, aus welcher man ersieht, daß sie nach dem griechischen Text, aber in manchen Stellen etwas frey, gemacht ist. In dem Manuscripte, das der Uebersetzer vor sich hatte, war auch die Zahl der Lektionen, Hauptstücke, Citationen und Stichen, die von den gewöhnlichen Angaben der griechischen Handschriften nicht abweichen. Die Schlüßschrift am Ende der Paulinischen Briefe macht uns mit dem Namen des Abschreibers (oder lieber des Uebersetzers?) بسطاس بن ليون بن ابى الو ليد bekannt. Die Jahreszahl ist nicht dabey, jedoch scheinen die Schriftzüge, welche noch ganz kufisch sind, dem neunten Jahrhunderte anzugehören; denn wenn sie sich auch bisweilen dem Neski nähern, so kommt dieß wohl vom schnellen Schreiben. Einigen nähern Aufschluß über die Bestimmung dieser Handschrift (oder vielmehr, wie uns scheint, der ganzen Uebersetzung) geben die zum Gebrauche der Anagnosten beygefügten griechischen Randbemerkungen mit Uncialschrift. Am Ende befindet sich eine griechische Schlußschrift mit Uncial von keinem besondern Interesse, deren Schriftzüge nicht weiter herab als in das neunte Jahrhundert zu setzen seyn dürften.

»Wir haben hier also, sagt der Verfasser, eine der ältesten (?) Handschriften des n. T. vor uns, die wahrscheinlich in Palästina zum kirchlichen Gebrauche diente, und von dem oben ge-

nannten Justus für diesen Zweck übersetzt zu scheint. Die Uebersetzung ist frey, liebt Umschweife, macht Zusätze, um klar zu seyn (thun dieß nicht auch die ägyptischen Handschriften?); diese können bey der Untersuchung über den Text, welchen der Uebersetzer vor sich hatte, nicht in Anschlag gebracht werden; sie tragen so deutlich den Charakter eines bloßen Glossems an der Stirne, daß bey ihnen an eine Variante im Grundtext nicht gedacht werden kann.« (Warum nicht? wenn sich vielleicht einige dieser Glosseme in der Folge in noch nicht untersuchten griechischen Handschriften fänden! Wir kennen die verschiedenen Modifikationen der einzelnen Text-Familien zu wenig, um hier gleich aburtheilen zu können.) »Daß der Text ägyptisch war, davon zeigt sich in der ganzen Uebersetzung keine Spur« (bis wir nicht die oben erwähnten Zusätze und Glosseme genauer kennen, müssen wir dieß dem Verfasser aufs Wort glauben). »Alle Zusätze und Auslassungen, alle Veränderungen der Konstruktionen und einzelner Worte sind ihm fremd, wie man sich aus vielen charakteristischen Stellen überzeugen kann.« (Wenn aber auch Griesbachs Censor grammaticus hier nicht gehauset hat, scheint wohl, nach dem eben Gesagten auch der Interpres keinen Einfluß gehabt zu haben?) »Er folgt also dem Konstantinopolitanischen Texte, und zwar nicht dem späteren, sondern demjenigen, welchen wir in einigen alten Handschriften dieser Familie wieder finden. Er liest z. B. Mark. IV. 22. *ιδου* = Luk. IV. 8. *ὑπαγε ὀπισω μου σατανα* = *γαρ*. 11. *ὁτι* =. 1 Timoth. III. 15. *θεος*. Philem. 7. *χαραν εσχον*. 12. *επεμψα*. 20. *χριςῳ*. 23. *ασπαζεται* u. s. w. (Es ist uns wirklich unbegreiflich, wie der Verfasser diese Beyspiele zur Bestätigung seiner Meinung wählen konnte, da sie sich zum Theil gar nicht in den Handschriften der ältesten Konstantinopolitanischen Familie finden, und sämmtlich auch in den meisten Alexandrinischen Handschriften angetroffen werden.) »Er theilt uns die Lesearten einer Handschrift mit, fährt der Verfasser fort, die gewiß vor dem achten Jahrhundert geschrieben war (mit welchem Rechte kann man dieß so gewiß behaupten?) »und verdient also gewiß eine vollständige Vergleichung, nicht aber einen vollständigen Abdruck, worauf weder die Vortrefflichkeit seiner Sprache, noch seine Wichtigkeit in der Kritik (wie läßt sich dieß mit dem oben Gesagten reimen?) »Anspruch machen können.« — Welche Bücher des n. T. diese Handschrift enthalte, hat leider der Verfasser zu sagen vergessen. Nr. 15 war zum kirchlichen Gebrauche für Kopten im Jahre 1334 geschrieben, und kam nachher in die Hände von Syrern. Welche Uebersetzung sie enthalte, wird nicht angegeben. Nr. 16 und 19, zwey Evangelistarien dürften nach den mitgetheilten Proben weniger,

als Minerv. IV. 191, welcher auch in literärischer Hinsicht interessant ist, eine nähere Untersuchung verdienen.

S. 135 — 140. Die königliche Bibliothek in Neapel.

1. C. 28 und 1 C. 24 enthalten die Evangelien. In der letzten steht das Evangelium des heil. Johannes zuerst, von welchem aber Kap. XI. bis zu Ende, und außerdem die Periode von der Ehebrecherin fehlt; darauf folgt Markus, welcher aber auch bis Kap. VI. defekt ist. Ob diese Handschrift auch die anderen Evangelien enthalte, sagt der Verfasser nicht. Die Reihenfolge der Evangelien rührt hier vielleicht von dem Buchbinder her, welcher das zu Anfange manke Evangelium des heil. Markus nicht zuerst setzen wollte. Eine der merkwürdigsten Handschriften, nicht nur der königl. Bibliothek zu Neapel, sondern auch aller übrigen scheint uns 1 B. 12, die Apostelgeschichte und Briefe enthaltend, zu seyn. Sie ist (wie Griesbachs Paul. H. und wie es scheint auch 53, vergl. Wetsteins Proleg. ed. Semler p. 558) nach einem von der Hand des Märtyrers Pamphilus geschriebenen Kodex verglichen worden. (*ἀντεβλήθη δέ ἡ βίβλος προς το εν καισαρείᾳ ἀντίγραφον τῆς βιβλιοθήκης του ἁγιου παμφιλου χειρί γεγραμμένον.*) Diese und ähnliche Unterschriften in den Handschriften der paulinischen Briefe gehören gewiß nicht dem Librarius an, sondern stammen vom Euthalius her (m. v. des Verf. Cur. crit. p. 24. Griesbachs Symb. crit. Tom. II. p. 85. Hug Einleitung 1ster Theil S. 278, Zacagni Collect. monum. p. 513. Mill. Proleg. ed. Kust. p 91. Bertholdt Einleitung I. 538). Alle Nebenbemerkungen sind in dieser Handschrift mit so großer Sorgfalt angemerkt, wie man sie sonst in keiner Handschrift antrifft. Selbst den Titel eines jeden Abschnittes z. B. eines jeden Briefes, findet man nicht bloß in der Mitte oder zu Anfang einer jeden Seite, je nachdem der Anfang in die Mitte oder zu Anfang der Seite zu stehen kömmt, und zwar mit rother Tinte, sondern am untern Rande ist immer noch einmal das nämliche angemerkt. Die Stichen werden nicht bloß im Texte durch Punkte angedeutet, sondern ihre Zahl ist auch oft am Rande angegeben. Vermuthlich that dieß der Abschreiber, um sich zu orientiren, oder aus Achtung für Pamphilus, in dessen Handschrift diese stichometrische Abtheilung sich vorfand. Auch die Prologe waren in solche Stiche getheilt, und ihre Zahl ist angegeben: der zu den paulinischen Briefen hatte *ΣΤΙ ς*. Ob diese Bemerkung, daß auch die Prologe in Stichen abgetheilt waren, wohl zu dem Schlusse berechtigt (wie der Verfasser glaubt), daß

diese nicht zum Behufe der Anagnosten gemacht seyen, bezweifeln wir sehr. Euthalius, der Urheber dieser Eintheilung (oder wollte sie ihm der Verfasser vielleicht streitig machen?), sagt selbst, daß er sie unternommen habe, um nach seiner eigenen Ausmessung der Sätze die Verständlichkeit im Vorlesen zu erzielen (*κατὰ τὴν ἐμαυτοῦ συμμετρίαν πρὸς εὔσημον ἀνάγνωσιν*), und diese Eintheilung konnte ja auch vielleicht später auf die Prologe ausgedehnt werden, welches wir um so eher glauben, da wir keine andere Handschrift, als diese mit Nebenbemerkungen überladene, in welcher dieß Statt fände, kennen. Daß aber auch die Worte in stichometrischen Handschriften oft getrennt sind, wie der Verf. aus dem cod. Reg. 62. (Griesbach L.) behauptet, findet in den Handschriften, welche genau stichometrisch geschrieben sind, nicht statt; der Kodex L. ist kein Beweis dagegen, denn in ihm ist, wie der Verfasser selbst sagt und mit einem Beyspiele erläutert, die Stichometrie nur noch bisweilen beobachtet. Des Verfassers Meinung, daß sie bloß die äußere Schönheit der Abschriften bezweckten, wird also wohl nicht richtig seyn, um so mehr, da in diesem Falle eine Zählung der Stichen ganz zwecklos gewesen wäre. Eine andere Meinung über den Zweck dieser Stichen, die wir einst von einem Bibelforscher äußern hörten, ist, daß sie, wie ein ähnliches Verfahren der Talmudisten und Masoreten, die Erhaltung der kritischen Integrität der hh. Schriften bezweckt haben sollen. Uebrigens scheint uns die Geschichte dieser Stichometrie einer nähern Untersuchung würdig, und auch durch J. G. Rosenmüllers *) Abhandlung darüber noch nicht erschöpft zu seyn. Der Grund, warum die Angabe der Stichen in den Evangelien so verschieden, in dem zweyten Theil des n. T. aber mehr übereinstimmend ist, dürfte unsers Erachtens nicht so sehr in der Verschiedenheit der einzelnen Recensionen, als in der Willkür und Nachläßigkeit der Abschreiber zu suchen seyn. Vielleicht ist aber auch bey den Evangelien diese Eintheilung von verschiedenen Abschreibern nach dem Muster der Euthalischen Stichometrie unabhängig von einander unternommen worden, worauf auch die verschiedenen Benennungen *ρηματα* und *στιχοι* hinzudeuten scheinen. Wenn letzteres der Fall wäre, ließe sich vielleicht mit einiger Wahrscheinlichkeit auf eine nähere Verwandtschaft der Handschriften, welche in diesen Angaben übereinstimmen, schließen. »Dagegen würde man, wie der Verfasser richtig bemerkt, die Kritik zu einem bloßen Spielwerke herabwürdigen, wenn man aus der gleichen Zahl der Stichen und Wörter (*ρηματα*?) in mehreren Hand-

*) *I. G. Rosenmüller* de fatis interpret. literarum sac. in eccles. Christ. Pars XXXI. Lipsiae 1808. 4.

schriften, und aus einigen Lesearten, welche ganz übereinstimmen, sogleich auf eine eigene Recension schließen, und eine Abtheilung von Handschriften machen wollte: indem sich aus sonstigen Anzeigen und dem Hauptcharakter des Textes gewöhnlich das Gegentheil nachweisen und darthun läßt, daß dieser aus verschiedenen Quellen geflossen seyn muß.

S. 140 — 149. Die Bibliotheken zu Jerusalem, S. Saba und Mosalabe.

Die Bibliothek des großen griechischen Klosters zu Jerusalem ist die beträchtlichste daselbst, und sehr gut geordnet. Sie hat etwa 60 Handschriften, die sie theils von S. Saba, theils von andern Klöstern erhielt. Darunter ist eine griechisch-arabische der Evangelien in 8. aus dem eilften Jahrhundert, mit großem Fleiße und sehr schön geschrieben. Hinter dem Evangelium Lucae, das ist am Ende (also hat auch diese Handschrift die Evangelien nach der Rangordnung ihrer Verfasser gerechnet!) sind die gewöhnlichen historischen Angaben. Voran stehen die Synaxarien und die Eusebianischen Kanonen. Sie scheint zum Gebrauche eines Klosters in Syrien geschrieben, und die Kopie eines alten einheimischen Manuscripts zu seyn, wornach auch die arabische Uebersetzung gemacht ist, und stimmt sehr mit Urbino Vat. 2. (Griesbach 157. Diese hat ja den occidentalischen Text Cur. crit. p. 28.) überein und enthält so wie die übrigen Handschriften dieser Bibliothek (ein Evangelistarium und zwey der Apostelgeschichte und Briefe), welche aus Konstantinopel dahin gebracht zu seyn scheinen, den in diesem Patriarchate üblichen Text. — Ferner besitzt diese Bibliothek noch eine Handschrift in Folio mit Darstellungen in rohen, formlosen Umrissen zur Genesis, dem Hiob mit einer Catena aus dem vierzehnten Jahrhundert, viele Menologien, Theotokien, Musikbücher u. s w., einige wenige Handschriften von Profanschriftstellern (von welchen namentlich, wird leider nicht bemerkt), welche der Verfasser für wichtiger hält als die biblischen; aber das genaue Untersuchen ist hier noch schwieriger als in andern Klöstern des Orients.

Ein Archimandrit in dem Kloster der Jungfrau, oder της μεγαλης παναγιας (welches das einzige unter den griechischen Klöstern Jerusalems ist, welches ein noch Konstantinopolitan. Evangelistarium besitzt), versicherte den Verfasser mehrere Male, im Kloster zu Laodicea ein αυτογραφον des Evangeliums des heil. Matthäus gesehen zu haben, welches er als solches aus einer Unterschrift, aus der Tradition und Form der Buchstaben zu erweisen suchte. Diese sind nach seiner Beschreibung Uncial; nach der Tradition ist es von jeher im Kloster gewesen, und hat

es vor manchem Unglücke bewahrt. Die Unterschrift (die, wahrscheinlich in der gewöhnlichen Form abgefaßt, ganz allgemein ist) bezeugt, daß Matthäus es geschrieben habe; wahrscheinlich irren sich die Mönche hier um 500 Jahre. Die Bibliotheken des lateinischen Klosters besitzen auch einige junge syrische und arabische Handschriften, und eine (aber zu Ende und Anfang manke) deutsche Uebersetzung der Bibel, deren Sprache sehr breit ist; sie scheint sehr alt und vor der des J. Eck gemacht zu seyn. Die Bibliotheken der lateinischen Klöster in Bethlehem und Nazareth enthalten keine Handschriften, sondern nur etwa 400 gedruckte Bücher, meist ascetischen Inhalts, und darunter gewiß sehr viele typographische Seltenheiten. Noch weniger Werth haben die Bücher in den syrischen Klöstern und Kirchen in Palästina und Syrien.

Dagegen dürfte aber die des abyssinischen Klosters zu Jerusalem, an Handschriften die reichste von allen, am meisten Ausbeute für die Wissenschaft gewähren. — Zahlreich sind auch die Handschriften des drey St. (Stunden?) von Jerusalem, in einer ganz unfruchtbaren felsigen Gegend, auf einem hohen, steilen Felsen am Bache Kedron von Justinian dem Großen erbauten Klosters S. Saba. Dieses Kloster war sonst sehr bewohnt, und ohne Zweifel auch von Mönchen, die die Wissenschaften pflegten. Daß vom dreyzehnten bis zum siebzehnten Jahrhunderte die Aristotelische Philosophie, Geschichte, Mathematik und Kirchenmusik gelehrt und auch Auszüge aus Dichtern gemacht wurden, beweisen einige Handschriften der Bibliothek, deren Inhalt, so mangelhaft er auch immerhin an sich selbst seyn mag, das literarische Streben der Mönche beurkundet. Die jetzt darin befindlichen Handschriften sind in der größten Unordnung aufgestellt. Die meisten gehörten von jeher dem Kloster, wie dieß die Mönche versichern und die Unterschriften bestätigen; nur einige wenige sind aus andern Klöstern hierher gewandert. Unter den Handschriften des n. T. enthalten drey aus dem dreyzehnten Jahrhundert das ganze neue Testament, sieben die Evangelien aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert und vier aus dem neunten, vierzehn das Evangelistarium und Lectionarium, und zwey die Apostelgeschichte und Briefe. Die der Evangelien aus dem neunten Jahrhundert (vom Jahre 835) ist mit schöner Kursiv geschrieben; diese seltene Erscheinung nennt der Verfasser ein ἅπαξ λεγόμενον in jener Zeit. Er hat zwar diese Handschriften des n. T. mit Nummern bezeichnet, aber auf eine deutliche Art durfte dieß nicht geschehen. Sie sind zum Theil mangelhaft. Der Text derjenigen unter ihnen, welche im Lande selbst geschrieben sind, entfernt sich selten von der soge-

nannten Konstantinopolitanischen, besonders von Urbin. Vatic. 2. (Griesbach 157. m. vergl. Cur. crit. p. 28), selbst in den Stellen nicht, wo bey jener einzelne Abweichungen vorkommen. Auch nicht eine einzige nähert sich dem ägyptischen oder Konstantinopolitanischen Texte, bey keiner bemerkt man kritische Zeichen, selbst nicht bey der Perikope von der Ehebrecherin, die sonst vielen palästinischen Handschriften verdächtig scheint. Keine von ihnen schien dem Verf. eine vollständige Vergleichung zu verdienen, desto lieber würde er einige andere, theils das a. T., Kirchenväter, oder das Leben der Heiligen, theils Klassiker, besonders den Aristoteles enthaltend, verglichen haben; aber er mußte schon die Freyheit, einen ganzen Tag, und selbst noch des Nachts in dieser Bibliothek arbeiten zu dürfen, für ein großes Glück achten, da man gegen die Fremden sehr mißtrauisch ist, seit einige reiche Engländer sich mittelst Firmans vom Großsultan, und Empfehlungsschreiben vom Patriarchen zu Konstantinopel, Handschriften ausborgten, ohne sie wieder zurückgestellt zu haben. — Die übrigen Notizen über die Lage, Bauart, Geschichte dieses Klosters, so wie das Wunder mit den Füchsen des heil. Saba, gegen welches der Verfasser auf eine recht lächerliche Weise polemisirt, sind in der oben erwähnten Reisebeschreibung in den Orient, wohin sie eigentlich gehörten, vergessen worden, und stehen hier am unrechten Orte. Das Kloster des heil. Kreuzes, eine Stunde und westlich von Jerusalem, an dem Orte, wo nach der Tradition der Stamm für das Kreuz unsers Heylandes gehauen wurde. Da es in den Zeiten der Georgianer sehr reich war, besitzt es auch viele Handschriften, worunter gegen 400 georgianische, meist die Bibel enthaltend, die aber nach Versicherung der Mönche, bey Strafe des Anathems nicht angesehen werden dürfen. Ferner finden sich daselbst 15 syrische Handschriften, das n. T. enthaltend, aus dem dreyzehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte. Ob sich die palästinische Uebersetzung in einer derselben befinde, konnte der Verf aus Mangel an Zeit nicht untersuchen; es ist ihm aber nicht wahrscheinlich, da sie alle zum kirchlichen Gebrauch bestimmt waren (?). Lesearten oder kritische Zeichen am Rande finden sich bey keiner. 12 armenische und 4 slawische Handschriften scheinen auch das n. T. zu enthalten. Die Georgianischen Handschriften, welche größten Theils sehr alt und aus der glänzendsten Periode dieser Nation herstammen, würden eine genaue Untersuchung verdienen, da dadurch nicht nur die Geschichte dieser Bibelübersetzung entwickelt, sondern auch die Geschichte des Textes überhaupt beleuchtet würde. Auch das Kloster auf Sinai besitzt mehrere hundert griechische Handschriften, worunter auch biblische sind. Ein Archimandrit zu

Jerusalem hat sie gesehen, nach seiner Erzählung sind sie mit Kursiv geschrieben und zum Theil ein Vermächtniß der aus Griechenland dahin wallfahrenden Pilger.

S. 150 — 152. Bibliothek auf Patmos.

Unter allen Klöstern auf den Inseln des Archipels besitzt, außer das zu Patmos, wie dem Verfasser von genau Unterrichteten gesagt, und wie er sich von einigen auch selbst überzeugt hat, keines eine Handschriften-Bibliothek. »Die griechischen Klöster sind seit der großen Sammlung und Plünderung, die vom Fürsten Maurokordato ausging, so arm geworden, daß man nur auf dem Berge Athos noch einige finden dürfte. Aber auch darüber sind die Meinungen getheilt. Einige vermuthen darin große Schätze, die von den furchtsamen Mönchen eifersüchtig bewacht werden; die besser Unterrichteten aber meinen, daß die Zahl von Handschriften daselbst sehr gering sey, und die wenigen wegen der schlechten Verwahrung verderben. Ueberhaupt kann man wohl mit Zuversicht behaupten, daß die wichtigsten und kostbarsten Handschriften, die sich sonst in den Klöstern Griechenlands, dieser Inseln, Kleinasiens, Aegyptens, Syriens und Palästinens befanden, entweder bereits in die Bibliotheken Europens gerettet, oder ein Raub der Flammen und des Meeres geworden, oder durch sonstiges Mißgeschick für sie verloren gegangen sind. Was den Ränken reicher Liebhaber aus ihrer eigenen Nation entging, die alles aufboten, um den gutmüthigen Mönchen ihre wenigen Ueberreste der Art zu rauben, das verstanden neuere Reisende, besonders Engländer, an sich zu bringen, die den mißlichen Zustand sehr vieler griechischer Klöster für die Bereicherungen ihrer Alterthumssammlungen zu benutzen wußten.«

Die Bibliothek auf Patmos besitzt mehrere neutestamentliche Handschriften, die alle zum kirchlichen Gebrauche des Konstantinopolitanischen Patriarchats geschrieben sind, und daher den hier angenommenen Text enthalten.

S. 152 — 163. Ueber die Catenen, Commentare und Scholien zum n. T.

Die Catenen, Commentare und Scholien, welche in vielen Handschriften dem Texte des n. T. beygefügt sind, waren sowohl zu Paris als auch in Italien ein Hauptgegenstand der Untersuchungen des Verf., weil es immer eines seiner Lieblingsprojekte war, das Wesentliche, besonders aus den Catenen, so vollständig und korrekt als möglich, im exegetischen Theile seiner Ausgabe des n. T. abdrucken zu lassen, und er theilt uns

hierüber einige allgemeine Bemerkungen über die äußerliche Einrichtung, die Namen der Interpreten, und über ihren literarischen Werth überhaupt, mit, da eine ausführlichere Erörterung dieses Gegenstandes, außerhalb der Gränzen dieser Schrift liegt. — Die anonymen Commentare sind Auszüge aus berühmten alten Commentaren und Scholien. Sie gleiten gewöhnlich über die schwierigen Stellen hinweg, und sind überhaupt von dem religiösen Standpunkte aus zu beurtheilen, auf dem ihre Verfasser standen. Als Mönche wenden sie viele Stellen zur Empfehlung der Einsamkeit und des ascetischen Lebens an, und als Fromme führen sie alles in das Gebiet der göttlichen Oekonomie zurück, wodurch der Knoten zerhauen und nicht gelöset wird. In diesem Geiste sind die Scholien im Reg. 177. abgefaßt *). Die Erklärungen zu Matth. II. 12. 15. III. 1. seq. werden mitgetheilt; zu dem Citate aus Hosea 11. 1. in Matth. II, 15 bemerkt er, die Juden nehmen diese Stelle im typischen Sinne, und fährt fort: »επι γαρ χριστον ώς εστι φυσει υιος του θεου απεβη το ρηθεν διο ώς περας τοτε λαβουσης της προφητειας ειπε τουτο ό αγγελος.« Dazu bemerkt ein späterer Leser am Rande: »κακως και ψευδως τουτο φευγε εστι δε το θεοδωρου Μοψυεστιας του αιρετικου« (m. vergl. Montfaucon Palaeograph. graec. p. 4). Bisweilen wird auch gegen Irrlehrer polemisirt, wie z. B. Matth. III. 16. gegen die Manichäer. — Folgende Bemerkungen des Verf., die eigentlich in das Gebiet der sogenannten höhern Kritik gehören, müssen wir wegen ihrer Wichtigkeit wörtlich einrücken, und obgleich wir nicht im Geringsten mit denselben einverstanden seyn können, der Aufmerksamkeit der Kritiker, bey Lösung der schwierigen Frage über die Quelle der drey ersten heil. Evangelisten auf das angelegentlichste empfehlen. »Die alten Interpreten haben«, sagt der Verf., »über die Harmonie der drey ersten Evangelien zwar keine Untersuchungen angestellt, indeß führt uns ihre Vorstellungsart von der Entstehung dieser Schriften zu sehr einfachen Resultaten. Sie bestätigen die Bemerkung, die sich uns bey Betrachtung des Inneren aufdringt, daß sie bey Abfassung derselben der Wahrheit über die Lüge den Triumph verschaffen, und zuverläßige Nachrichten den erdichteten oder entstellten entgegensetzen wollten; der Pragmatismus, der in dem Evangelium des heiligen Matthäus herrscht, wendet sich um diese Hauptten-denz (?). Er wollte in den unruhigen Zeiten, die nach und nach die unglückliche Katastrophe der Juden und des Judenthums her-

*) Eben so der anonyme Commentar zum Evangelium des heil. Matthäus in der Handschrift der Wiener Hofbibliothek Lamb. Theolog. XLI. Ness. CCIX, nur wird hier sehr häufig gegen Ketzer polemisirt.

beyführten, und wo so viele falsche Propheten das Volk aufwiegeln wollten, unsern Heiland als den im a. T. verheißenen einzig wahren Messias erweisen Daß der heilige Markus ähnliche Zwecke für seine Leser gehabt habe, leuchtet gleichfalls aus seiner Darstellungsweise hervor. Lukas gibt diese im Prologe selbst an: er kennt viele Schriften, die damals über das Leben unsers Heilands verbreitet waren, bezeichnet sie nicht näher, macht aber durch leise Andeutungen bemerklich, daß er sie für unberufen zu diesem Geschäfte, und ihre Erzählung nicht für wahrhaft halte. So deuten ihn fast alle Scholiasten« (hier folgt die gewöhnliche Erklärung derselben zum Proömion des heil. Lukas, die sich in der Hauptsache auch in dem Commentare des Euthymius Zigabenus edit. Matth. Tom. II. p. 201 seq. findet). »Da sich der Inhalt ihrer Bemerkungen in allen Scholien und Commentaren zum Prologe findet, so darf man dieß als Ansicht aller gelehrten griechischen Interpreten ansehen« (ganz natürlich, da sie einander abschrieben). An das letzte schließt sich die Aussage eines andern Interpreten zu Lukas (?) in Vatic. 1548 an, welche die bekannte, und wie wir glauben auch historisch begründete Sage enthält, daß der heilige Johannes, nachdem er die unechten Schriften über das Leben unsers Heilands als unrichtig und falsch verworfen hatte, die der drey Evangelisten bestätigt, und mit besonderen Rücksichten ergänzt habe. »Diese unechten, schlechten Schriften,« fährt der Verfasser fort, »mußten unsere heil. Evangelisten kennen, und mögen sie bey Abfassung ihrer Arbeiten überhaupt vor Augen gehabt haben. Was ihnen gut schien, nahmen sie in ihre Schrift auf, das Unwahre ließen sie weg. Für das erste und gegen das letzte sicherte sie der Geist Gottes, der sie immer leitete, so wie auch die Autopsie in Bezug auf den heil. Matthäus und Johannes, und die zuverläßigeren Nachrichten, die der heil. Markus vom heil. Petrus, und der heil Lukas vom heil. Paulus erhalten hatte. Einer arbeitete unabhängig von dem andern, alle schöpften aus gemeinschaftlichen Quellen, die sie bisweilen als richtig benützten, oft aber auch als falsch verwarfen. Welches diese Quellen sind, dürfte unmöglich auszumitteln seyn, da uns keine derselben überkommen ist, und selbst von vielen, wie es scheint, die Spuren vernichtet sind.« Diese Hypothesen und Machtsprüche finden sich in der fast schon vergessenen kleinen Schrift, »über den Ursprung der Evangelien und ihre harmonische Autorität, von J. W. B. Rußwurm. 1. Theil. Ratzeburg 1797. 8« weiter ausgeführt, welche der Verf. auch vor Augen gehabt zu haben scheint. In eine nähere Untersuchung über dieselben einzugehen, gestattet der Raum dieser Anzeige nicht, um so mehr, da sie hier auch nur

gelegentlich erwähnt werden, und wir eine Prüfung derselben, in Verbindung mit den neuesten Hypothesen von Gieseler und Paulus [1]) zum Stoffe einer eigenen Abhandlung, welche anderswo erscheinen soll, zu machen gesonnen sind. Wir bemerken hier nur noch so viel, daß die Untersuchung von der genauern Bestimmung des Verhältnisses, in welchem die Evangelien zu einander stehen, welches unseres Erachtens bey weitem noch nicht hinlänglich beleuchtet ist, ausgehen müsse, und daß dieselbe auch auf manche Resultate für die niedere Kritik führen werde, welche aber von den Folgerungen, welche die Vertheidiger eines Urevangeliums, aus der gemeinschaftlichen Quelle, auf die Echtheit gewisser Lesearten gemacht haben, nothwendig sehr verschieden seyn wird [2]). Auch dürfte eine zweckmäßig angestellte Untersuchung der uns überkommenen jüngeren apokryphischen Schriften, von welchen nach der mitgetheilten Probe [3]) eine wirklich ganz vortreffliche kritische Ausgabe zu erwarten ist, zur Beleuchtung einzelner Momente dieser Untersuchung treffliche Dienste leisten.

Was die Nachrichten betrifft, welche uns in den Commentaren, Scholien und Unterschriften der neutestamentlichen Handschriften, über die näheren Umstände der Abfassung eines jeden Evangeliums mitgetheilt werden, so geben wir dem Verf. gerne zu, daß wir sie nicht ohne alle Prüfung zu verwerfen befugt sind, können ihnen aber doch wegen der großen Verschiedenheit, welche in den einzelnen Angaben herrscht, nur einen sehr eingeschränkten und untergeordneten Gebrauch einräumen.

S. 163 — 187. Grundlinien einer Geschichte des Textes.

Der Verf. eröffnet seine Untersuchung über die Geschichte des Textes in den »Curis criticis« mit einer gedrängten historischen Uebersicht der bisherigen Forschungen über diesen Gegenstand. So wie Hugs Vorstellung von den verschiedenen Recensionen des Textes von der Griesbachs im Wesentlichen nicht verschieden ist (mit dem Unterschiede, daß der katholische Theolog mehr als ruhiger, unbefangener Forscher erscheint, wo der protestantische im Tone der Semlerschen Schule abspricht), so ist

---

[1]) Gieseler historisch-kritischer Versuch über die Entstehung und frühesten Schicksale der Evangelien. Leipzig, 1818. 8.
Paulus, theologisch-exegetisches Conservatorium. 1. Lieferung. Heidelberg, 1822. 8.

[2]) M. v. z. B. Eichhorn, Einleitung ins n. T. Theil I. S. 37 über die Leseart καὶ πυ... bey Matth. II. 11.

[3]) Acta St. Thomae, edidit J. C. Thilo. Praemissa est notitia uberior novae Codicis Apocryphi Fabriciani editionis. Lipsiae, 1823. 8.

hier auch des Verfassers Vorstellung von diesen beyden nicht sehr verschieden, und sein Hauptzweck ist nur, Griesbach und Hugs Systemen seine Bemerkungen aus den Pariser Handschriften und den Werken der Kirchenväter, welche er fast alle zu diesem Zwecke durchgelesen zu haben versichert, beyzufügen. Untersuchungen über die Entstehungsart der Verfälschungen, den Ursprung der verschiedenen Textfamilien (sorgfältig vermeidet der Verf. den gewiß unpassenden Ausdruck: Recension *), und Nachweisung der Existenz dieser verschiedenen Familien in den Handschriften (mit besonderer Rücksicht auf die Pariser), und in den Werken der Kirchenväter, sind die Haupttheile, in welche seine Abhandlung zerfällt. Ueber die Autographa, ältesten Abschriften, die gewöhnlichsten Veränderungen, mißlungenen Verbesserungen und absichtlichen Korruptionen, welche von Orthodoxen und Ketzern vorgenommen wurden, gleitet der Verfasser nach unserer Meinung zu leicht hinweg. Wir sind fest überzeugt, daß ohne eine detaillirte Untersuchung über den verschiedenartigen Ursprung der Varianten, welche nur durch Zuziehung und Vergleichung der kritischen Erscheinungen in den Handschriften anderer Werke des Alterthums, vorzüglich aber der LXX, und durch die Anwendung liturgischer, dogmengeschichtlicher und paläographischer Forschungen auf diesen Gegenstand, begründet werden kann, die endliche Aufstellung einer Geschichte des Textes, und die Festsetzung auf dieselbe gegründeter haltbarer kritischer Canonen unmöglich sey, daß aber auch Untersuchungen a posteriori ohne apriorische, hier eben so wenig als anderswo, zum gewünschten Ziele führen. Vor allem aber wird es dazu nöthig seyn, daß wir eine Sammlung des gesammten kritischen Apparats besitzen, da die Benützung desselben, so lange er in so vielen Schriften zerstreuet ist, mit unendlichen Schwierigkeiten und zeitraubenden Weitläuftigkeiten verbunden ist, und ohne eine zweckmäßige Zusammenstellung desselben, oder etwa gar nur bey einem Auszuge, wie dem Griesbachischen, eine Uebersicht fast zu den Unmöglichkeiten gehört. Eben so hätten wir gewünscht, daß der Verf. in eine, wenn auch gedrängte Untersuchung über die alten Uebersetzungen im Allgemeinen, und über die Rückwirkungen, welche sie

*) Sehr richtig bemerkt auch Herr Vater in seiner Handausgabe des n. T. p. 820 über diese Benennung Folgendes: »Recensionis nomen inditum est his classibus, quanquam non eo sensu, quo textus constitutio, ut Wolfiana Homeri, ita solet adpellari; neque prorsus constanterque ad eandem normam directus est textus singulorum unius Familiae testium, sed prout maximam partem communis est habitus tum virtutum tum vitiorum, et patria, in classes rediguntur.«

auf die Handschriften ihres Landes gehabt haben, so wie über das Verhältniß, welches zwischen ihnen und den Handschriften des Landes Statt findet und natürlicher Weise Statt finden mußte, und über die Gränzen desselben eingegangen wäre. Auch über die Citate der Kirchenschriftsteller wäre es nöthig, feste Grundsätze zu bestimmen *), da dieselben ohne diese nicht ganz benützt werden können, und diese wichtigen Dokumente für die Geschichte des Textes viel von ihrer Brauchbarkeit verlieren. So lange wir aber nicht eine Sammlung sämmtlicher Citate der Kirchenväter (beyläufig auf die Art wie sie Michaelis wünscht, aber auf keinen Fall auf die Weise, wie die Griesbachischen aus Origenes) besitzen, wird sich aus ihnen weder auf den Text ihres Vaterlandes, noch auf den Einfluß, welchen ihre Erklärungen und kritischen Vermuthungen auf den späteren Text ganz gewiß gehabt haben, ein sicherer Schluß machen lassen. Es wäre daher unstreitig sehr wünschenswerth, daß sich der Verf. nicht nur Matthäis nach unedirten kritischen Apparat zu seiner zweyten Ausgabe des n. T., sondern auch seine große Sammlung dieser Citate (da er sich troß seiner heftigen Einseitigkeit als trefflichen Sammler bewährt hat) zu verschaffen wüßte, um sie seiner neuen Ausgabe einzuverleiben, oder diese Collectaneen doch wenigstens auf eine andere Art bekannt gemacht, und zu diesen Zwecken bearbeitet würden.

Die meisten Korruptionen des Textes schreiben sich unstreitig aus den ältesten Zeiten des Christenthums her, in welchen der Kanon noch nicht allgemein festgesetzt, die Welt mit einer Menge apokryphischer Produkte über das außerordentliche Ereigniß, welches immer mehr in die öffentlichen und Privat-Verhältnisse einzugreifen und der Staatsreligion den Sturz zu drohen begann, überschwemmt war, fast jede Ketzerfamilie eigene, ihrem Lehrbegriffe angepaßte Evangelien hatte, und selbst von den Orthodoxen, von unseren kanonischen verschiedene Evangelien benützt wurden, welches um so mehr geschehen mußte, wenn es wahr ist, was wir den Verfasser schon oben behaupten gehöret haben, daß sich unsere heiligen Evangelisten dieser Apokryphen bey der Abfassung ihrer Evangelien bedienten, in welchem Falle sich auch ein Einfluß dieser Schriften auf den evangelischen Text annehmen ließe. — Das Büchermonopol Alexandriens ist bekannt, und auch unsere heil. Bücher wurden daselbst häufig abgeschrieben und blieben von den Grammatikern nicht unberücksichtigt, und diese hatten nun einen entschiedenen Einfluß auf den Text, welcher für denselben nicht anders als höchst traurig

*) Hrn. Vaters Commentatio de usu Patrum graecorum in critica N. T. Regiomonti, 1810. II. Fasc. 8. enthält einzelne treffliche Winke, erschöpft den Gegenstand aber bey weitem nicht.

seyn konnte, während man sich in Asien bloß genauer Kopien der uralten Exemplare befliß, und sorgfältig jede Aenderung vermied. Sobald sich aber der Zustand der christlichen Kirche politisch befestigt hatte, und der biblische Kanon festgesetzt war, hörten diese Korruptionen auf, und die apokryphischen Bücher wurden mit eben so großem Eifer vernichtet, als man über die Integrität der kanonischen zu wachen begann. Bey der immer wachsenden Verehrung dieser Bücher entstanden natürlich auch Bemühungen, sie wieder in ihren ursprünglichen Zustand zurückzusetzen, wodurch ihr Zustand bey der damaligen gänzlichen Unkenntniß der Regeln der Kritik nur noch mehr verschlimmert werden mußte. Die Namen einiger dieser unberufenen Korrektoren sind uns noch bekannt, die meiste Celebrität haben unter ihnen der Antiochenische Presbyter Lucian und der ägyptische Bischof Hesychius erlangt, welchen man in unseren Sagen, obgleich ohne allen historischen Grund, den mächtigsten Einfluß auf die Recension des Textes zugeschrieben hat. Der Verf. hat sich aber durch eine genaue Untersuchung aller Stellen, welche über den ersteren bey Eusebius, Chrysostomus, Athanasius, Hieronymus, Sokrates, Sozomenus, Epiphanius, Theodoret, Suidas, Philostorgius und in dem Chronicon Alexandrinum, so wie über letzteren bey Eusebius, Hieronymus und Johannes Malala vorkommen, überzeugt, daß man über ihre kritischen Bemühungen zwar einige Vermuthungen aufstellen könne, daß es aber auch sehr wahrscheinlich sey, daß sich keine von denen durch sie emendirten Handschriften bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt habe. Es wäre billig gewesen, daß uns der Verf. die Beweisstellen mitgetheilt, und seine Folgerungen, welche uns übrigens auch aus anderen Gründen ganz richtig zu seyn scheinen, gehörig belegt hätte. Dagegen theilt er uns ein interessantes Scholion des funfzehnten Jahrhunderts zu Justins λογος παραινε τικός προς ἑλληνας Cap. 13. aus dem Cod. (reg?) 451 fol. 172, im Auszuge mit, in welchem von 7 Versionen der LXX (Recensionen soll es wohl heißen) die Rede ist, und von der siebenten des heiligen und großen Asketen und Märtyrers Lucian gesagt wird, daß sein eigenhändiges Exemplar nebst den Akten seines Märyrerkampfes unter Konstantin von Juden in einem Thurme zu Nikomedien gefunden worden sey. Schade daß der Verfasser nicht das ganze Scholion hat abdrucken lassen. —

Da die meisten Fehler allen Handschriften eines Landes aus den ältesten Zeiten her gemein waren, und die Korrektoren nur Handschriften ihrer Provinz zuzogen (ganz ohne Einschränkung dürfte dieß nicht angenommen werden), so konnte auch zwischen

den emendirten und nicht emendirten Handschriften einer und derselben Provinz kein großer Unterschied Statt finden, so wie wir eine Provinzial-Text-Verschiedenheit auch in andern Monumenten des Alterthums antreffen (dieß wünschten wir ja recht bald ausgeführt und mit den kritischen Phänomenen im neutestamentlichen Texte zusammen gehalten zu sehen), und sich vorzüglich bey unseren Büchern sehr leicht erklären läßt. Die ganze Konformation des Textes scheint in dem ersten und zweyten Aegypten, Arkadien, Ober- und Unter-Thebais und Lybien, Aethiopien, Habessinien, bey den Homeriten, Nubiern und einigen sarazenischen Stämmen dieselbe, in der Hauptsache, gewesen zu seyn, so wie Syrien, Cilicien, Isaurien, Mesopotanien, Phönicien, Arabien und die übrigen asiatischen Provinzen ihren gemeinschaftlichen Text hatten, von welchen der in Palästina, Judäa, Samarien und Galiläa angenommene nicht verschieden gewesen zu seyn scheint, wie dieß aus den noch vorhandenen Dokumenten dieser Provinzen hervorgeht, und auch aus dem Verhältnisse, in welchem sie zu den Kirchen der obengenannten Länder standen, gemuthmaßt werden kann. Die in Asien und Afrika zerstreuten Sekten scheinen ihren eigenen Text gehabt zu haben, aber bey dem gänzlichen Mangel an alten Dokumenten läßt sich hier nichts näheres bestimmen, so wie auch in der Geschichte des Textes bey den Orthodoxen im alexandrinischen, antiochenischen und hierosolymitanischen Patriarchate wegen der geringen Zahl derselben, da sie größten Theils in den fürchterlichen Revolutionen jeder Art, welche in Asien und Afrika so schrecklich wütheten, zu Grunde gingen, immer eine bedeutende Lücke bleiben wird. Folgendes läßt sich jedoch aus den geretteten Trümmern mit Gewißheit bestimmen. Die ägyptischen Dokumente zerfallen in zwey Klassen, von welchen man die eine nach dem Hauptsitze der ägyptischen Kalligraphen, welchen sie ihre Konformation zu verdanken scheint, die Alexandrinische, die andere, da man ihren eigentlichen Ursprung nicht kennt, von dem Vaterlande der meisten Dokumente, in welcher sie enthalten sind, die occidentalische nennt. Zu letzterer rechnet der Verfasser folgende Handschriften: Griesbachs D. 1. 13. 28. 69. 124. 131. 157, das Fragment aus Lukas im Reg. 314. Reg. 177 und 375. An diese schließen sich an die sahidische und palästinensisch-syrische Uebersetzung in Randlesearten der Philoxeniana, die vorhieronymischen Uebersetzungen, die Citationen sämmtlicher lateinischer Väter, die Vulgata und endlich alle lateinischen Lektionarien, Breviarien, Missale, Acta Martyrum u. s. w. Zur Alexandrinischen Klasse gehören die Handschriften B. C. L. O. P. T. 22. 33. 102. Reg. 305.

aus den Uebersetzungen die koptisch-memphitische, basmurische und sahidische, die äthiopische, armenische und die recensirte syrisch-philoxenianische. Unter den Kirchenvätern folgen ihr: Klemens von Alexandrien, Origenes, Eusebius, Anastasius, Ammonius, Didymus, Cyrillus von Alexandrien, Markus, Makarius, Kosmas Indicopleustes, Nonnus, die Pelusioten Isidor und Theodor, und in den meisten Lesearten auch Chrysostomus. Die charakteristischen Eigenschaften des Textes dieser beyden Klassen sind von Griesbach, und vorzüglich von Hug, zu welchen der Verfasser hier nur Supplemente gibt, bereits in das hellste Licht gesetzt. Schwieriger aber ist die Frage über das Vaterland der Lesearten, welche wir in den occidentalischen Dokumenten treffen. Ihre Uebereinstimmung mit der koptisch-sahidischen Uebersetzung, den Lesearten der Alexandrinischen Handschriften, den Citationen des Klemens von Alexandrien und Origenes, so wie auch mit dem Rande der Philoxeniana, beweiset, daß sie schon in den ältesten Zeiten in Aegypten einheimisch waren; daß sich aber ihre Fortpflanzung in den Occident aus der erst in späteren Zeiten genauer gepflogenen Gemeinschaft der Alexandrinischen und römischen Kirche erklären lasse, wie es der Verfasser andeutet, zweifeln wir sehr; wahrscheinlicher ist uns seine Konjektur, daß sich diese Familie in dem untern Aegypten, dem Vaterlande unzähliger Apokryphen, und zwar zum Theil auch aus der Zuziehung dieser Schriften gebildet, und in die afrikanischen und occidentalischen Kirchen, so wie schon zu den Zeiten des Origenes in einige Klöster (?) Palästinas und Syriens eingeschlichen habe. Aus denselben scheint die Peschito im fünften Jahrhunderte daselbst interpolirt, so wie die Hierosolymitana im sechsten Jahrhunderte übersetzt zu seyn. Da nach dem Einfalle der Araber in Aegypten nur noch sehr wenig in Alexandrien abgeschrieben wurde, ist es sehr leicht erklärlich, daß kein Kodex dieser Familie, welcher in Aegypten geschrieben wäre, auf uns gekommen ist. Die noch vorhandenen Handschriften scheinen sämmlich dem Occidente anzugehören, und was man ihnen auch immer für ein Vaterland anweisen mag, so bleibt es doch unstreitig gewiß, daß sie uns den Text einer und derselben Familie erhalten; denn daß sie in einzelnen Lesearten von einander bisweilen abweichen, konnte bey der Verschiedenheit der Provinzen, in welchen sie zerstreut waren, kaum anders seyn. Was die lateinischen Handschriften betrifft, so äußert sich der Verf. hierüber beyläufig folgender Maßen: »Es ist nicht zu läugnen, und kann mit so vielen Zeugnissen bewiesen werden, daß die Librarien nirgends in der Kritik so unbewandert waren, als in der lateinischen Kirche. Die Be-

mühungen, welche einzelne Abschreiber, römische Bischöfe und ganze Kirchen auf die Erhaltung der (kritischen) Integrität dieser Bücher wendeten, konnte nicht verhindern, daß nicht schon im fünften Jahrhunderte fast so viele Uebersetzungen (Exemplaria) als Abschriften vorhanden waren.« (Ließe sich nicht etwas ähnliches von den ältesten Handschriften der Hugschen κοινη εκδοσις sagen, wenn man so rhetorisch von denselben sprechen wollte, wie der heil. Hieronymus hier von den lateinischen spricht?) »Deßhalb dürfen aber keineswegs die alten lateinischen Uebersetzungen, die aus ihnen in den Schriften der heil. Väter angeführten Stellen vernachläßigt werden, sondern sie verdienen eine besondere Berücksichtigung, wo sie von dem griechischen Texte abweichen, oder die heiligen Hieronymus und Augustin, Ruffinus, Ambrosiaster und Andere eine Verschiedenheit der griechischen und lateinischen Leseart ausdrücklich bemerken. Eine genauere Vergleichung der noch vorhandenen griechischen Handschriften wird gewiß nicht wenig zur Ehrenrettung dieser lateinischen Uebersetzungen beytragen, und beweisen, daß sie nicht willkürlich korrumpirt seyen«.

Ein Hauptmoment für die Bestimmung des Vaterlandes der Alexandrinischen Handschriften ist dem Verf. die Orthographie, und die aus der Art der Aussprache entstandenen Fehler, welche zu beweisen scheinen, daß die obengenannten Handschriften in Alexandrien geschrieben seyn. Von den Vätern, welche dem Texte dieser Familie folgen, und in Alexandrien lebten, ist es nicht glaublich, daß sie bey dem großen Reichthume, welche ihnen ihr Vaterland an Abschriften darbot, fremde zugezogen haben. Eusebius und Chrysostomus sollen sich bey der großen Verehrung, welche sie gegen Origenes hegten, solcher Handschriften bedient haben, welche mit denen dieses Kirchenlehrers verwandt waren. Endlich folgen auch die Uebersetzungen dieses Landes demselben Texte. Eine andere Klasse bilden die asiatischen und Konstantinopolitanischen Handschriften. Zu der asiatischen Familie rechnet der Verf. die Handschriften Reg. 53. 186 188. (Gr. 20) 293. 298. 300. Die Peschito*) nebst ihren arabischen und persischen Töchtern. Von den arabischen bemerkt der Verf. daß keine von den bisher gedruckten in den Evangelien eine Tochter der Peschito sey. Was er hierüber weiter bemerkt, ist unverständlich, da ein sehr wichtiges Zeit-

*) Dafür bleibt uns der Verf. den Beweis schuldig. Eine Untersuchung über die Text-Familie der Peschito hat Herr Professor Winer in seinem Weihnachts-Programme der Universität Erlangen »de rationis syriacae N. T. usu critico caute instituendo, Erlangae, 1824. 4. versprochen.

wort aus dem Texte gefallen ist (m. s. Cur. crit. p. 43. Lin. 16). Ferner rechnet man hierher die unrecensirte Philoxeniana, die Citate Theodorets, Cyrills und Hesychius von Jerusalem. Zur Konstantinopolitanischen Klasse gehören die Griesbachischen Handschriften C. F. G. H. S. 7. 14. 15. 17. 18. 23. 27. 29. 31. 35. 43. 119.; die Evangelistarien 7. 8. 9. 10. 11. 12. 15. 16. und viele andere. Dann die gothische und slawische Uebersetzung, endlich die Citate derjenigen Kirchenväter, welche bisher nicht für eine andere Familie genannt worden sind. — Von diesen bilden den Uebergang zum Receptus Griesbachs 9. 10. 120 *) und viele andere; mit diesem stimmt der Text derjenigen Handschriften überein, welche die Evangelien mit Commentaren und Catenen enthalten. In Asien erfuhr der Text in den ältesten Zeiten keine solchen Umstaltungen wie in Aegypten; die wenigen Dokumente, welche sich aus diesem Reiche erhalten haben, enthalten solche Lesearten, welche den Stempel der Echtheit an der Stirne tragen. Ob das Stillschweigen der Asiaten und Byzantiner über Korruptionen des Textes, während die Alexandriner und Abendländer über dieselben klagen, zum Beweise, daß hier keine Statt fanden, gezogen werden dürfte, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Die Verwandtschaft dieser beyden Familien ist so groß, daß eine Trennung derselben überflüssig scheinen dürfte, wenn nicht die Beweiskraft der ersteren größer wäre als der letzteren. Jedoch gesteht der Verf. gleich darauf zu, daß diese beyden Klassen weder in der Zahl noch in der Beschaffenheit ihrer Lesearten ganz gleich seyen. Beyde sind mehr des Gräcismus beflissen als die Alexandrinische, und die asiatische hat mit der occidentalischen das gemein, daß sie in einigen wenigen Lesearten mit sich selbst uneins ist, so wie die Byzantinische in der äußersten Uebereinstimmung ihrer Dokumente mit der Alexandrinischen verglichen werden kann. Die Byzantinische hat außerdem noch die Eigenheit, daß sie einige aus Alexandrinischen und occidentalischen Büchern zusammengesetzte Lesearten hat, welches der Verfasser aus den aus der Diocletianischen Verfolgung geretteten Handschriften, aus denen, welche aus Kleinasien nach Konstantinopel gebracht wurden, so wie aus denen, welche Konstantin der Große durch Eusebius und Konstans durch Athanasius aus Alexandrien bringen ließ, erklärt. Obschon dieser Text in der Folge aus den Commentaren des heil. Chrysostomus, Theo-

*) Diese Handschrift führt der Verf. hier zwey Mal an, ein Mal mit der Nummer 85 a, das andere Mal mit der Nummer 185 a. Hier ist also wieder ein Druckfehler in den Zahlen. M. s. Cur. crit. p. 45. Lin. 16 und 17.

phylaktus und Euthymius manche Veränderungen erlitt, blieb seine ganze Gestalt doch im Ganzen dieselbe, so daß es unnöthig seyn dürfte, eine Trennung des älteren und jüngeren Konstantinopolitanischen Textes zu machen. — Ueber diejenigen Handschriften, welche Hug zur Recension des Origenes stempelt, spricht sich der Verf. beyläufig folgender Maßen aus: die Beyspiele, welche man zum Beweise der Verwandtschaft dieser Handschriften anführt, sind nicht hinreichend, dieselbe zu erweisen; denn diese Hdschr., von welchen überdieß einige wie A. und M. in Aegypten geschrieben zu seyn scheinen, stimmen fast einstimmig in derselben Leseart überein, und die Lesearten, in welchen sie zusammenstimmen, finden sich auch in Dokumenten anderer Familien, und auch diese Zahl ist sehr gering. Was den Kodex K. betrifft, so stimmt er im Markus fast immer mit den Alexandrinischen Handschriften überein, wenn die Konstantinopolitanischen mit diesen stimmen. Beyläufig 40 Lesearten hat er in denselben mit B. D. L. 33 und AM. 20. allein mit Alexandrinischen, mit A und einigen andern von fremden Klassen 20, mit M allein 8 und mit A und M 7 gemein. Dasselbe Verhältniß findet beyläufig auch in Lukas Statt, nur mit dem Unterschiede, daß hier 36 mit den Alexandrinischen Handschriften übereinstimmende Lesearten sind. Von den Evangelien des heil. Matthäus und Johannes sagt der Verf. aus uns unbekannten Gründen, daß sie auf keinen Fall bey dieser Text-Bestimmung zu Rathe gezogen werden können. Der Censor des Textes, welchen diese Handschrift enthält, hat dort wo die Lesearten der Konstantinopolitanischen Familie die wahrscheinlicheren sind, diese den Alexandrinischen vorgezogen. Gewisse Lesearten hat er nur mit einigen, z. B. Griesbachs 25 und 42 (mit dieser vorzüglich im Evangelium des heil. Johannes), gemein, die wenigen, welche ihm ganz eigenthümlich sind, sind von keinem Belange. Die Handschrift gehört also zu einer Familie, die aus der Vergleichung ägyptischer, asiatischer und cyprischer Handschriften entstand. (? !)

Einiger Maßen ist von dieser Vorstellungsart des Verf. über die verschiedenen Text-Familien diejenige verschieden, welche er in den »Grundlinien einer Geschichte des Textes« als Anhang zu seiner biblisch-kritischen Reise und Resultat seiner Forschungen aufstellt.

Sämmtliche neutestamentliche Dokumente zerfallen rücksichtlich ihres Textes in zwey Hauptklassen, die durch das ganze n. T. neben einander gehen. Zu der einen gehören alle Ausgaben und die große Zahl der Handschriften, welche im Umfange des Konstantinopolitanischen Patriarchats geschrieben sind, und zum kirchlichen Gebrauche dienten. Zu der

anderen gehören einige wenige Dokumente, die im Umfange dieses kirchlichen Bezirks wegen ihrer Textverschiedenheit, in der Regel nicht zu der Ehre gelangten, in der Kirche gebraucht zu werden, sondern die im südlichen Frankreich, Sizilien und einigen nicht bekannten Orten abgeschrieben sind, um alte, der Vernichtung nahe Dokumente wenigstens ihrem Inhalt nach aus Achtung für ihr hohes Alterthum und für ihre Schönheit zu retten. Diese nennen wir Alexandrinische, weil das Vaterland ihres Textes Alexandrien ist; jene Konstantinopolitanische, weil ihr Text im Umfange dieses kirchlichen Bezirkes der übliche war. Dieser hält sich fast immer an den *textus receptus*, jener entfernt sich von ihm fast in jeder Zeile. Außer den Handschriften dieser beyden Klassen gibt es noch einige, welche sich bald an diese, bald an jene halten, auch einige eigenthümliche Lesearten haben, aber wegen ihrer Charakterlosigkeit keine besondere Klasse bilden; ihr Text entstand aus einer Kollation der beyden obigen Klassen, eine Klassifikation derselben ist unmöglich. (Sollte es nicht wenigstens räthlich seyn, sie in so fern zu trennen, je nachdem sie entweder dem Konstantinopolitanischen Text als Hauptnorm folgen, und den ägyptischen nur bisweilen zuziehen, oder umgekehrt dem ägyptischen folgen, und den Konstantinopolitanischen nur nebenbey benutzen?) Die Klassifikation nach dem Kirchen-Bezirke ist zwar nur zufällig, darf uns aber nicht befremden, da wir aus der Geschichte der Verbreitung des Christenthums besonders von Konstantinopel aus wissen, wie eifrig die Missionare zugleich den ganzen Ritus der Hauptkirche in seinen kleinsten Theilen aufdrangen (etwas ähnliches fand auch im Abendlande mit der Vulgata Statt). Außerdem wurden auch in Konstantinopel vom fünften bis in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts gewiß mehr Exemplare abgeschrieben, als in allen anderen Theilen dieses Patriarchats zusammen; hier wurden sie in Klöstern unter Aufsicht verfertigt, verglichen, von Mönchen und Weltpriestern in den zerstreuten Kirchen gekauft und verkauft, und darum kann auch natürlich ihr Text nicht abweichend seyn, so wenig es ihre Menologien, Schriftzüge und die übrigen äußern Einrichtungen in allen den Provinzen seyn können, auf welche sich der Einfluß der Kirche, der Literatur, der Mönche und Buchhändler dieser Provinz erstreckte. Als endlich der bisherige Mittelpunkt der griechischen Literatur, Alexandrien, in den Stürmen der Zeit zerstört ward: da dehnte sich dieser Einfluß Konstantinopels auf alle noch übrig gebliebenen griechisch-redenden Christen aus, und die Handschriften, welche

den Text dieser Familie enthielten, wurden allgemein verbreitet. Dagegen verlor sich die ganze zweyte Klasse von Handschriften aus dem kirchlichen Gebrauche, wozu sie früher im Gebiete des Alexandrinischen Patriarchen benutzt worden waren, welches umgekehrt mit den Konstantinopolitanischen geschehen wäre, wenn hier wie dort, Sprache, Religion und Literatur verdrängt worden wäre. Die Handschriften dieser beyden Familien haben gewöhnlich keine Varianten am Rande, selten Korrekturen, und ihr Aeußeres zeigt, daß sie genaue Abschriften älterer Exemplare sind, deren ganze Einrichtung, Fehler und Eigenheiten sie uns wiedergeben. Die Konstantinopolitanischen folgen den von Griesbach mit E, F, G, H, S bezeichneten der Evangelien, Moden. 196. G. der Apostelgeschichte und katholischen Briefe; H. J. der Paulinischen Briefe, so wie die Alexandrinischen dem A, B, C, D, L der Evangelien, A, B, C, D, E, T, der Apostelgeschichte, A, B, C, D, E, F, G der Paulinischen Briefe, und A, C der Apokalypse. Aus den Untersuchungen und Zusammenstellungen über die Eigenthümlichkeiten dieser Familien kennen wir den Zustand des Textes bis zum vierten Jahrhundert, wo er mit dem Kanon als geschlossen und festgesetzt anzusehen ist, indem die Frömmigkeit der Gläubigen (sollte diese in den ersten Jahrhunderten etwa geringer gewesen seyn?) und ihre hohe Achtung gegen diese heiligen Urkunden keine Aenderung darin mehr gestattete. Die Aenderungen im Texte, aus welchen sich diese beyden Hauptklassen bildeten, müssen also früher, sie müssen in den drey ersten Jahrhunderten geschehen seyn. Nach dieser Zeit verglich man wohl, man korrigirte aber nicht nach bloßem Gutdünken, sondern nur nach Handschriften. — Alte Handschriften waren schon in den Zeiten des heiligen Chrysostomus (m. s. Orat. XXI. de pulchrit. p. 505. Tom. 1. edit. Reiske) gesucht, und man zog sie besonders beym Verfertigen von Abschriften vor, sie behielten über die neueren von Konstantin und Konstans aus Aegypten verschriebenen das Uebergewicht, und ihr Text blieb im Umfange des Konstantinopolitanischen Patriarchats der herrschende. Es frägt sich nun, was war dieß für ein Text? »Es war, »ist die Antwort »der ursprüngliche, unverdorbene, aus den Autographen geflossene; dieß scheint mir so gewiß wie irgend ein Faktum in der Kritik. Die Geschichte nöthigt uns zu dieser Annahme, alle äußeren Zeugen sprechen dafür, die inneren erweisen es«.

Die meisten Schriften des n. T. waren für Gemeinden in Griechenland und Kleinasien bestimmt. Natürlich mußte hier auch zuerst der Gedanke an eine Sammlung derselben rege

werden *) Hier wurden auch gleich Anfangs diese Schriften, da sie für die Gläubigen dieser Kirchen noch ein besonderes Neben-Interesse haben mußten, auf das sorgfältigste bewahrt, in den gottesdienstlichen Versammlungen vorgelesen und durch viele Abschriften zum Privatgebrauche vervielfältigt; daß sich die Abschreiber hier dieselben Freyheiten erlaubten, wie die in Alexandrien, welche eine eigene Zunft bildeten, ist bey Profanschriftstellern unwahrscheinlich, und beym n. T. ganz unerweislich. Es pflanzte sich hier vielmehr eine ehrfurchtsvolle Scheu vor diesen heiligen Schriften von Munde zu Munde fort, und wurde immer größer, je mehr Menschenalter man sich von ihnen entfernt sah. Hier, wo die Vervielfältigung dieser Schriften, nicht wie in Alexandrien in den Händen kühner Grammatiker, sondern unter besonderer Obsicht gelehrter und frommer Bischöfe und Priester war, wurde vorsetzlich gewiß nicht ein Jota geändert, sondern vielmehr für ihre Reinheit die größte Sorgfalt getragen. In dieser Form übergaben sie ihn ihren Nachfolgern und den neugestifteten Gemeinden, und so gestaltet erhielt er sich, einzelne Fehler der Abschreiber abgerechnet; bis unter Konstantin und Konstans Alexandrinische Exemplare sich hier verbreiteten, aus welchen dann dieser Text in einzelnen Handschriften dieser Gegend, bisweilen geändert wurde, und daraus ist das größere Hinneigen einiger Konstantinopolitanischen Dokumente zum Alexandrinischen Texte, als man sonst erwarten sollte, zu erklären. Es dringt sich uns aber hier billig die Frage auf, wie man dazu kam, Exemplare aus Aegypten bringen zu lassen, wenn man zu Hause den als genau überkommen bekannten Text hatte, und wir wünschten dieses Faktum, welches Hug mit Unrecht gar nicht berücksichtigt, recht genau geprüft zu sehen. —

Eine wichtige Stütze würde die Annahme, daß dieß der reine unverfälschte Text sey, erhalten, wenn es sich nachweisen ließe, daß der Text der Dokumente anderer Länder, die mit Kleinasien und Griechenland in Beziehung auf das Alterthum ihrer Gemeinden und die Zahl gelehrter und ehrwürdiger Oberhirten weteiferten, mit diesem übereinstimmt, und wenn es sich zugleich darthun ließe, daß sie in dieser Rücksicht von einander ganz unabhängig geblieben, also der Text der einen sich nicht nach dem anderen gebildet habe. Wir sind dann zu dem Schlusse berechtigt: wenn der Text aus diesen verschiedenen Ländern ein hohes Alterthum aufzuweisen hat, d. h. wenn wir durch ungezwungene Folgerungen die Quellen,

*) Wenn sich die oben erwähnte Sage, daß der heil. Johannes die drey ersten Evangelien gut geheißen habe, historisch begründen ließe, so wäre dieß wirklich sehr früh geschehen.

aus denen diese Dokumente geflossen sind, als sehr alt, als ins dritte Jahrhundert gehörig, darthun können, so muß derjenige Text, aus welchem alle geflossen sind, nothwendig der ursprüngliche seyn.« Nun haben wir kritische Dokumente, die in Palästina, und andere, die in Syrien geschrieben sind, und die mit denen aus Griechenland und Kleinasien, bis auf einige unbedeutende Abweichungen, übereinstimmen. Für Palästina sind es die sechs oben erwähnten Handschriften, welche daselbst geschrieben sind, und von welchen es der Verf. erwiesen zu haben glaubt (m. v. die Beschreibung des Reg. 53), daß sie aus sehr alten in einem Kloster auf Sion befindlichen Handschriften abgeschrieben sind, und die uns mit dem Zustande des Textes daselbst durch eine beträchtliche Periode bekannt machen. Daß ihr Text nicht übereinstimmt, ist um so wichtiger, weil daraus hervorgeht, daß sie uns den Zustand verschiedener alter Zeugen darstellen, und unter andern Reg. 53. und 188. auch derer, welcher sich Apollinaris bediente, die eine größere Autorität zu haben scheinen als andere, weil sie als solche von den übrigen angeführt werden. Wenn sie in einige wenige Unarten ägyptischer Handschriften verfallen, so beweiset dieß nur, daß in der Bibliothek jenes Klosters vielleicht auch einige Handschriften aus der des Pamphilus zu Cäsarea vorhanden waren, welche dieser aus dem daran überreichen Alexandrien gekauft hatte, und von denen die Abschreiber bisweilen Gebrauch machten, aber nur höchst selten; das Muster für ihren Text blieben diejenigen, welche in den frühesten Zeiten hier die allgemein üblichen waren, und die ihren Text, nach den Handschriften der vom Bischofe Alexander in Jerusalem errichteten, und mit uralten Büchern versehenen Bibliothek (Euseb. H. E. VI. 20.) bildeten. Auch die des Pamphilus war sehr reich an solchen Büchern, denn die Neapolitanische Handschrift, welche Evagrius aus Handschriften dieser Bibliothek verglich (die Kollation gehört dem Euthalius an, man sehe oben die Beschreibung der Neapolitanischen Handschriften), hält sich durchaus an solche Dokumente, welche hier allgemein verbreitet waren. Hieher gehört auch die arabische Uebersetzung im Vat. 13. und die Hierosolymitana, welche zwar viele Lesearten mit dem ägyptischen Texte theilt, aber doch in der Hauptsache hieher gerechnet werden kann; denn Umschreibungen einzelner Wörter und erläuternde Zusätze, die schon mancher griechischer Leser, besonders in Alexandrien, für nöthig erachtete, und darum seinem Exemplare beyfügte, berechtigen uns nicht, sie mit dieser in eine Klasse zu setzen, besonders wenn diese Zusätze eine ganz verschiedene Gestalt haben, wie dieß hier gewöhnlich der Fall ist.

Die späteren Schriftsteller dieses Landes (von Justin dem Märtyrer kann hier nicht die Rede seyn) halten sich durchaus an palästinensischen Text, der mit dem Konstantinopolitanischen übereinstimmt. In Syrien sind es außer einigen Handschriften die Peschito und Philoxeniana, die erste im dritten, die ander im sechsten Jahrhunderte verfertigt, welche beyde, wenn wir ihren Hauptcharakter genau auffassen, sich an diesen Text halten, welche Harmonie der syrischen Uebersetzungen mit dem Konstantinopolitanischen Texte auch von den Vertheidigern der entgegengesetzten Meinung gefühlt worden ist; so läßt z. B. Hug seinen Lucian aus derselben κοινη εκδοσις recensiren, aus welcher die Peschito floß. — Es unterliegt also keinem Zweifel: »Der in Kleinasien und Griechenland in den ersten Jahrhunderten des Christenthums herrschende Text war der nämliche mit dem in Syrien und Palästina, er war der nämliche, welcher später in Konstantinopel der herrschende wurde, und der sich von da aus im ganzen byzantinischen Reiche verbreitet und erhalten hat; es ist derjenige, der frey von gewaltsamen Aenderungen, und am reinsten vom Zufälligen geblieben ist.« Es bliebe nun noch der Erweis übrig, daß die innere Beschaffenheit der Konstantinopolitanischen Lesearten für ihre Echtheit entscheidend spricht. Indessen glaubt der Verfasser sich hierin auf das Urtheil kompetenter Richter, namentlich des großen (!) Griesbachs berufen zu dürfen, der bey aller seiner Vorliebe für die Alexandrinischen Handschriften, als die älteren, ihnen doch höchst selten folgt, welches gerade zu nicht wahr ist. — Für den anderen Theil der selbstgestellten Forderungen: »daß es sich nämlich darthun lasse, daß der Text dieser Länder nicht einer aus dem anderen gebildet sey«, bleibt der Verfasser den Beweis schuldig.

Die ägyptischen Exemplare tragen sämmtlich das Gepräge der Verdorbenheit an der Stirne, ein jedes hat unzählige eigenthümliche Lesearten, ohne dabey ihre Verwandtschaft unter einander zu verläugnen. Zwischen den sogenannten Alexandrinischen, und den sogenannten occidentalischen ist nach des Verfassers Meinung kein Unterschied. Sie weichen so sehr unter einander ab, daß wenn wir uns nicht an ihren Hauptcharakter halten, sondern ins Spezielle gehen, und diesem zu Folge sie von einander trennen wollten, wir aus jedem von diesen Dokumenten eine eigene Klasse bilden müßten; sie verdanken sämmtlich ihren verdorbenen Text einer Stadt, wo sie auch immer geschrieben seyn mögen, und werden daher zusammen mit dem Namen Alexandrinische bezeich-

net. Aegypten ist das Land, wo die Verunstaltung des neutestamentlichen Textes besonders Statt fand. Daß dieß in den ersten Jahrhunderten schon geschah, beweisen die ältesten Dokumente. Alle Klagen der Alten, besonders des Origenes, beziehen sich auf die Handschriften dieses Landes, und auf das Unwesen, welches die Alexandrinischen Grammatiker mit ihnen trieben, und alle heil. Väter und kirchlichen Schriftsteller, welche von Varianten sprechen, hatten solche Handschriften zu ihrem Gebrauche, ihre Angaben beziehen sich also auf sie. Der heil. Hieronymus, welcher gewiß Exemplare von beyden Familien benützte, scheint eine so konsequente Verschiedenheit derselben mehr geahnet als klar gesehen zu haben, weßhalb er davon immer nur unbestimmt spricht. Am wenigsten kann die Stelle im Briefe an den Papst Damasus darauf bezogen werden, wo er die Sage von Exemplaren des Lucian und Hesychius mittheilt. Schon die Sage von einzelnen Exemplaren dieser Männer scheint ihm unzuverläßig; von einer Annahme derselben in irgend einer Stadt oder einem Lande sagt er kein Wort, und die Ausdrücke: perversa contentio, und non profuit emendasse, zeugen, wie sehr er und sein Zeitalter solche Arbeiten verabscheuten, und wie wenig auch nur eine Einzige auf irgend einen Beyfall zu rechnen hatte, wenn sie auch für Aegypten noch so gut gemeint gewesen wäre.

Wie dieser Text entstanden sey, bedarf keiner weitern Erörterung mehr; die Grammatiker in Alexandrien änderten, wie in allen übrigen Schriftstellern, so auch in den heiligen das, was ihnen nicht gefiel, am Rande, und brachten diese Aenderungen entweder noch selbst bey Abschriften, die sie davon machten, in den Text, oder die Buchhändler sorgten dafür, daß dieser ihnen empfohlene, und sich ihnen als Alexandrinern empfehlende Text, von den Abschreibern aufgenommen wurde, wobey sie an nichts Arges dachten, und nicht böse Absichten hatten, wie die zahlreichen Ketzer der damaligen Zeit, sondern sich ein Verdienst um diese Schriften zu erwerben glaubten. — Dieser verdorbene Text verbreitete sich im Occident in die griechischen Handschriften und in die lateinischen Uebersetzungen mehr oder weniger, daher citiren nach ihm die afrikanischen und italienischen Lehrer. So erhielt er sich auch in den lateinischen im Occident verbreiteten Uebersetzungen, bis die des heil. Hieronymus, der den Mittelweg zwischen den ägyptischen und Konstantinopolitanischen beobachtet hatte, die allgemein herrschende wurde.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß die Behauptung, der Text des n. T. sey in den ersten drey Jahrhunderten allgemein so verdorben gewesen, wie ihn die Dokumente der ägypti-

schen Familie uns darstellen, eine bloße Fiktion sey, daß keine Recensionen des n. T. erst Statt finden mußten, um uns einen leidlichen Text zu verschaffen, sondern daß uns der urspüngliche Text aus lauteren Quellen zugekommen sey, und daß sich die Flecken, welche demselben ankleben, leicht verwischen werden lassen, wenn man in der Kritik des n. T. nicht Forderungen geltend machen will, welche die Kritik überhaupt als zu gesucht zurückweiset. — Diese allgemeine Abtheilung genügt beyweiten, um bey der kritischen Behandlung des Textes einen sicheren Boden zu erschaffen. Er sichert uns vor jenem Labyrinth, in dem wir uns verlieren würden, wenn wir gegen die Autorität unserer Dokumente über eine Stelle bloß darum das Verdammungsurtheil aussprechen wollten, weil sie in den Zusammenhang nicht zu passen, oder einer Parallelstelle zu widersprechen scheint. Am wenigsten sind wir dazu befugt, wenn alle Konstantinopolitanischen Dokumente, oder doch die älteren mit einander übereinstimmen, in welchem Falle die Lesearten der Alexandrinischen Familie immer verdächtig sind. Sind aber die Konstantinopolitanischen Dokumente unter sich uneinig, so wird es nicht schwer werden, mittelst der Randbemerkungen und Lesearten, die sich in einigen am Rande finden, die ursprüngliche Leseart zu bestimmen.

Diese Vorstellungsart des Verfassers, welche sich durch ihre Einfachheit und Ungezwungenheit vor allen den künstlichen Geschichten des Textes empfiehlt, und welche, wenn die Zeit sie bewährt findet und ganz ausführt, der neutestamentlichen Kritik eine ganz neue, anmuthigere Gestalt geben muß, zu würdigen ist so lange ganz unmöglich, als uns die palästinensischen Dokumente, welche den Hauptstützpunkt derselben ausmachen, nicht genau bekannt sind. Was sich gegen einzelne Momente, vorzüglich aber gegen die gewiß unrichtige Zusammenwerfung der Alexandrinischen und occidentalischen Dokumente einwenden ließe, wird sich dem Verfasser bey der Verarbeitung seines Materials selbst aufdringen, und zur Aufrechthaltung mancher Folgerung beytragen. Möchte uns der Verfasser doch ja recht bald mit dem Plane bekannt machen, nach welchem er bey der Einrichtung seiner Ausgabe zu verfahren gedenkt, und er diese Arbeit, welche dringendes Bedürfniß ist, glücklich vollenden. — Schließlich erwähnen wir noch einer kleinen Schrift des Verfassers: »De Menologiis duorum Codicum Graecorum Bibliothecae regiae Parisiensis (Nro. 53. et 79 a) Commentatio. Bonnae 1823, 8, in welcher einige sinnentstellende Druckfehler, welche sich in die biblisch-kritische Reise eingeschlichen haben, verbessert sind, und welche wir hier mittheilen zu müssen glauben, da diese kleine Schrift wohl von Manchen unbeachtet gelassen werden dürfte,

welche sich dieses Werkes bey ihren Studien bedienen werden. S. 7, Zeile 15 für κανσυκτου, lies κανσεκτου. Zeile 20, für Huraubtii lies Huraultii; S. 24, Z. 4, für ὑποσιζεται-ὑπερσιζεται.
α β
Z. 16, für εκτα lies εκτα. S. 71, Z. 20, für βφλα lies ϛφλα. S. 77, Z. 13, für 72, lies XXVII. S. 102, Z. 19, für αχοε lies ϛχοε. Z. 20, für αχιϛ lies ϛχιϛ, Z. 29, für βφξα lies ϛφξα. S. 110, Z. 23, für Porsoni lies Pontani. S. 114, Z. 6, für Procopius, lies: der griechischen Uebersetzung der Briefe Gregors des Großen. S. 136, Z. 28, für μ. lies ν. S. 137, Z. 2, für β lies F S. 155, Z. 26, für ἀν lies ὤν. Z. 31, für ἀνθρωπου lies ἀνθρωπος. S. 188, Z. 35, für Reg. lies Reg. 72.

ς**

Art. VIII. Ueber die Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf Psychologie anzuwenden. Von Joh. Friedr. Herbart, Professor der Philosophie zu Königsberg. Königsberg, Gebr. Bornträger, 1822. (X und 102 S.) 8.

Den Haupttheil dieser, in mannigfacher Hinsicht höchst interessanten kleinen Schrift macht eine, vor der königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg gehaltene Vorlesung aus. Der Verfasser hat derselben durch die Herausgabe eine weitere Verbreitung gegeben, veranlaßt durch die Erfahrung, daß, vorzüglich wenn es darauf ankommt, von einer neuen Theorie die ersten Grundbegriffe bekannter und geläufiger zu machen, nicht selten ein leicht hingeworfener Aufsatz glücklicher im Publikum sey, als gründliche Abhandlungen. Rec. wünscht dieß, in Bezug auf die vorliegende Schrift, aus vollem Herzen, indem es in der That ein überaus wichtiger Gegenstand ist, auf welchen der Verfasser hier die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen hinzulenken sucht; und wenn auch vielleicht, bey schärferer Prüfung, nicht Alles in den Ansichten des Verfassers als wahr sich bestätigen sollte, so enthalten sie doch des Wahren unstreitig so viel, daß sie der Beachtung aller derjenigen, welchen die Erkenntniß der menschlichen Seele am Herzen liegt, in hohem Maße würdig sind.

Der Verfasser macht auf die Wichtigkeit des von ihm behandelten Gegenstandes im Anfange der Rede selbst aufmerksam, indem er den Sokrates redend einführt, welcher, wie einst früher die Philosophie, so heutigen Tages die Mathematik vom Himmel zur Erde herabzurufen sich veranlaßt fühlen würde. Was ist euch wichtiger, so würde er die Menschen anreden, die Nutation der Erdachse, oder das Schwanken eurer

Meinungen und Neigungen? was euch nöthiger, die Stabilität des Sonnensystems, oder die Befestigung eurer Grundsätze und Sitten? Und wenn nun die Mathematik, wie ihr versichert, für die Erforschung der erstgenannten Gegenstände ein so vortreffliches Hülfsmittel ist: warum versucht ihr denn nicht, auch dasjenige, was euch das Wichtigste und Nöthigste ist, dadurch aufzuklären? — Den Keim zu diesem Unternehmen fand der Verfasser schon in der Fichteschen Schule (noch mehr freylich in Fichte's Irrthümern, als in demjenigen, was dieser ausgezeichnete Denker wirklich leistete), und hat sich seitdem damit, zwar oft und lange unterbrochen, doch ohne je den Faden zu verlieren, angestrengt beschäftigt. Einzelne Früchte dieser Bemühungen legte er dem Publikum schon 1806 in seinen »Hauptpunkten zur Metaphysik,« dann 1811 und 1812 im Königsberger Archiv, und, den allgemeinsten Grundzügen nach, in seinem »Lehrbuche zur Psychologie (1816[1]) und in seinem »Lehrbuche zur Einleitung in die Philosophie« (2te Ausg. 1821) vor. Die erste vollständige mathematisch-psychologische Abhandlung ist die 1822 erschienene: »De attentionis mensura causisque primariis.« Alle diese Bemühungen aber wurden mehr mit kalter Verwunderung über die in ihnen sich aussprechenden Paradoxen, als mit Theilnahme und ernster Prüfung, aufgenommen Jetzt hat der Verfasser von neuem dieses Unternehmen, und zwar mit der ernstlichen Absicht, aufgenommen, nicht eher abzulassen, »bis er seine Vorarbeiten geübteren Mathematikern zur Fortsetzung darbieten kann.«

Die hier mitgetheilte Rede, welche demnach gleichsam die Einleitung zu ausführlicheren Mittheilungen bildet[2]), stellt sich vorzüglich eine dreyfache Aufgabe: erstens die Scheingründe zu widerlegen, aus welchen die erwähnte Verwunderung über des Verfassers Unternehmen herrührt; zweytens nachzuweisen, daß die Anwendung der Mathematik auf Psychologie möglich, und drittens, daß dieselbe nothwendig sey. — Der erste Scheingrund ist seiner wahren Natur nach nichts anders, als die alte Gewohnheit, welche er jedoch durch die völlig unwahre Behauptung stützt, daß man, wo man nicht messen kann, auch nicht rechnen könne. Nun aber sehe man doch nicht ein, wie für unsere Gedanken, welche schneller als der Blitz, für unsere

---

1) M. vergl. die Recension dieses Werkes in den Wiener Jahrbüchern, Band XVIII, S. 102 — 40.

2) Der Meßkatalog von Ostern 1824 kündigt so eben als erschienen an: Herbarts Psychologie als Wissenschaft und gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik Erster: Synthetischer Theil. gr. 8. Königsberg bey Unzer.

Launen, die flüchtiger wie der Wind, seyen, ein Messen Statt finden könne; daher denn eben auch alles Rechnen von der Auffassung derselben ausgeschlossen seyn müsse. Dieser Satz aber (erwiedert nun der Verfasser), daß man nur da rechnen könne, wo man zuvor gemessen hat, ist durchaus falsch. »Gerade im Gegentheil! Jedes hypothetisch angenommene, ja selbst jedes anerkannt unrichtige, Gesetz einer Größenverbindung läßt sich berechnen; und man muß bey tief verborgenen, aber wichtigen Gegenständen so lange sich in Hypothesen versuchen, und die Folgen, welche aus denselben fließen würden, so genau durch Rechnung untersuchen, bis man findet, welche von den verschiedenen Hypothesen mit der Erfahrung zusammen trifft. So versuchten die älteren Astronomen excentrische Kreise, und Kepler versuchte die Ellipse, um darauf die Bewegungen der Planeten zurückzuführen; der nämliche verglich die Quadrate der Umlaufszeiten mit den Würfeln der mittleren Entfernungen, ehe er deren Uebereinstimmung fand« ꝛc. (S. 11, 12). Ueberall also setzt uns die Mathematik (und dieß ist eine ihrer größten Wohlthaten) in den Stand, lange vor hinreichend bestimmten Erfahrungen, die Möglichkeiten zu konstruiren, von denen eine die Wirklichkeit seyn, oder durch die Erfahrung bestätigt werden muß. — Sehr wahr unstreitig, und auf die Psychologie in seinem ganzen Umfange anwendbar. Auch hier wird man (wenn man erst weit genug vorgedrungen ist in der Zergliederung der Seelenentwickelungen), um die einfachsten Entwickelungen (deren Maße ja den zusammengesetzteren zum Grunde gelegt werden müssen) bestimmt genug für die Erforschung ihrer Maße hinzustellen, bald mit diesem, bald mit jenem Maßverhältnisse die Bewährung versuchen müssen, bis man dasjenige auffindet, welches die wirklich gegebenen Entwicklungen vollkommen erklärt. Aber zu viel schreibt der Verfasser dem von der Erfahrung unabhängigen Rechnen zu, wenn er S. 15 nur die Erkenntniß der Grundmaße von der Erfahrung, die der Grundgesetze aber von jenem ableiten will. Denn nur hypothetisch dürfen ja, so wie die Grundmaße, so auch die Grundgesetze, angenommen werden, so lange sie noch nicht in der Erfahrung als wirklich nachgewiesen worden sind. Die Mathematik gibt nur Formeln, in unendlicher Mannigfaltigkeit, welche irgendwo, möglicher Weise, Grundgesetze seyn können. Aber welche nun von diesen unendlich vielen möglichen Formeln in einem besonderen Verhältnisse wirklich ihre Anwendung findet, als Ausdruck für das Grundgesetz der Entwicklung, das kann nur von der Erfahrung entschieden werden. Der Verfasser will diese Entscheidung (wie aus den Anmerkungen S. 87,

und aus seinen übrigen Schriften, erhellt) von der Metaphysik ausgehen lassen*). Aber die Metaphysik steht zur Erfahrung ganz in demselben Verhältnisse, wie die Mathematik: daß sie nämlich nur allgemeine Verhältnißformeln aufstellen kann, für eine mögliche Anwendung, nicht aber bestimmen, welche denselben auf das Wirkliche in jedem Falle soll angewendet werden. Nicht nur die Bestimmung der Grundmaße also, sondern auch die Bestimmung derjenigen unter der unendlichen Menge möglicher Grundgesetze, welche in einem besonderen Falle wirklich vorkommen, muß aus der Erfahrung genommen werden; und so lange die Entscheidung dieser noch unbestimmt ist, kann man eigentlich noch nicht sagen, daß man mathematische und metaphysische Formeln auf die Erfahrung angewendet, sondern nur, daß man sie für eine, mehr oder weniger wahrscheinliche, Anwendung vorbereitet habe.

Sehr gut beantwortet der Verfasser den zweyten Einwurf, »daß die Mathematik nur Quantitäten behandelt, die Psychologie aber Zustände und Thätigkeiten von sehr verschiedener Qualität zum Gegenstande habe. Er macht zuerst darauf aufmerksam, daß, wo wir in der gemeinen Erfahrung Qualitäten wahrzunehmen glauben, der Grund davon oft bloß quantitativ ist, wie z. B. bey dem Hören anscheinend qualitativ verschiedener Töne, während doch bloß längere oder kürzere Saiten schneller oder langsamer schwingen. Wie viele Qualitäten aber auch ferner jemand in der Seele unterscheiden möchte, so wird er dennoch ohne Zweifel nicht abläugnen können, daß es außer diesen eine unendliche Menge von quantitativen Bestimmungen des Geistigen gebe. »Unsere Vorstellungen sind stärker, schwächer, klärer, dunkler; ihr Kommen und Gehen ist schneller oder langsamer, ihre Menge in jedem Augenblick größer oder kleiner, unsere Empfänglichkeit für Empfindungen, unsere Reizbarkeit für Gefühle und Affekten schwebt unaufhörlich zwischen einem Mehr oder Weniger«. Sehr mit Unrecht hat man diese, und unzählige andere Größenbestimmungen für Nebenbestimmungen des Wesentlichen gehalten; ja dieß ist der wahre Grund, weßhalb man die strenge Gesetzmäßigkeit dessen, was in uns vorgeht, nicht hat einsehen können. Nicht nur im Schlafe, auch im Wachen sind ja (um nur dieß eine Beyspiel zu erwähnen) unsere meisten Vorstellungen latent,

*) M. vergl. über diesen wichtigen Streitpunkt des Rec. Schreiben an den Herrn Professor Herbart über die Frage: »Soll die Psychologie metaphysisch oder physisch begründet werden?« in seinen »Beyträgen zu einer reinseelenwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitkunde« S. I — L. vorzüglich S. XV. ff. und S. XXX. ff.

oder für uns so gut als gar nicht vorhanden. Alle geistigen Zustände und Erzeugnisse aber hängen zu allererst davon, als von ihrer Grundbedingung ab, daß diese oder jene Vorstellungen in uns frey oder wach seyen: denn »der Schlaf, er sey nun ein totaler oder partialer, hindert Alles, so weit er reicht; oder mit anderen Worten: diejenigen Vorstellungen, welche nach den Gesetzen ihres Gleichgewichts in uns latent sind, wirken für so lange gar nichts im Bewußtseyn.« So lange man also dieses Verhältniß (unstreitig doch ein quantitatives) nicht berücksichtigt, wird man über die psychischen Entwicklungen eben so wenig zu einer klaren Erkenntniß gelangen können, als über die physischen, so lange das Verhältniß von latenter und freyer Wärme unbekannt war.

Der dritte Einwurf gegen die Anwendung der Mathematik auf Psychologie wird von den sogenannten oberen Seelenvermögen, vorzüglich vom Genie und von der Freyheit hergenommen, deren Entwicklungen doch unmöglich eine Theorie dieser Art vorstellen könnten. In Bezug auf das Genie entgegnet der Verfasser, es kommt nur darauf an, weiter in der Naturerkenntniß vorzudringen, um über alle seine Unregelmäßigkeiten hinwegzukommen. Die Planeten seyen ja sonst eben so wohl, wie das Genie, für irrende Ritter gehalten worden; aber »jetzt richten sich die Planeten nach dem Kalender; und das geht sehr natürlich zu: denn die Kalender haben gelernt, sich nach den Planeten zu richten. Gerade eben so, und in demselben Sinn, würde sich das Genie nach der Psychologie richten, wenn schon jetzt unserer Psychologie so viel wahre Wissenschaft zum Grunde läge, als unseren Kalendern.« — Was der Verfasser gegen den Einwurf von der Freyheit erinnert (seine eigenthümlichen Ansichten mehr andeutend, als ausführend), können wir hier nicht, seinem ganzen Umfange nach, erörtern. Daher hier nur das Resultat in Bezug auf die vorliegende Anwendung (S. 27). Wenn ihm jemand sage, er könne sich keinen Willen denken, der nicht, als solcher, schon frey wäre, so werde er gern (erklärt der Verfasser) eine solche Freyheit als wirklich vorhanden zugeben. »Die menschliche Seele ist kein Puppentheater; unsere Wünsche und Entschließungen sind keine Marionetten; kein Gaukler steht dahinter, sondern unser wahres eigenes Leben liegt in unserem Wollen, und dieses Leben hat seine Regel nicht außer sich, sondern in sich; es hat seine eigene, rein geistige, keineswegs aus der Körperwelt entlehnte Regel; aber diese Regel ist in ihm gewiß und fest, und wegen dieser ihrer festen Bestimmtheit hat sie mit dem sonst ganz Fremdartigen, den Gesetzen des Stoßes

und Druckes, immer noch mehr Aehnlichkeit, als mit den Wundern der vorgeblich unbegreiflichen Freyheit.«

Nach diesem polemischen Theile geht der Verfasser zu dem Beweise über, daß die Anwendung der Mathematik auf Psychologie möglich sey; und zwar entwickelt er zuerst die Form dieser Anwendung. Man denke dabey nicht, weder an ältere verfehlte, noch an neuere, ganz leichtsinnige Versuche, der Mathematik in der Philosophie etwas nachzuahmen, oder mit den Zeichen und Ausdrücken derselben ein unnützes und thörichtes Spiel zu treiben. Alles dieses sind Verkehrtheiten, welche aus völliger Unbekanntschaft mit der wahren Natur der metaphysischen Probleme, und mit der Methode der Mathematik, hervorgegangen sind. Die Mathematik vermag durchaus nichts außer dem Gebiete der Größen; wo sie aber diese antrifft, da bemächtigt sie sich ihrer mit bewunderungswerther Kunst; und zwar gelingt ihr dieses durch einen unendlichen Apparat von Hülfsgrößen (Abscissen und Ordinaten, Tangenten und Normalen, trigonometrischen und logarithmischen Funktionen rc.). »Aber was ist nun (fragt der Verfasser) dieser Apparat? Besteht er aus wirklichen Dingen ... Was ist die Himmelskugel? Ist sie ein wirkliches Gewölbe, eine wahre Hohlkugel, auf der man sphärische Dreyecke zeichnen könnte? Nein! sie ist eine nützliche Fiktion, ein Hülfsmittel des Denkens, eine bequeme Form der Zusammenfassung aller Gesichtslinien, die zu den Sternen hingehen, und bey denen man bloß ihre Lage, nicht ihre Länge und Breite, in Betracht zieht. Was ist der Schwerpunkt? Ist er ein wirklicher Punkt in einem Körper?« — Eben so der Mittelpunkt des Schwunges, der mathematische Hebel, die Wurflinien in der Atmosphäre. Lauter Fiktionen; aber diese Fiktionen sind wirkliche Hülfen: Größen, auf welche die wirklichen erst müssen zurückgeführt, oder zwischen denen sie müssen eingeschlossen werden, wenn man sich die wirklichen Größen vollkommen, oder doch annäherungsweise, will zugänglich machen. »Demnach, in wiefern die geistigen Zustände und Thätigkeiten wirklich von Quantitäten abhängen, in sofern kann man sicher voraus sehen, die Berechnung dieser wirklichen Quantitäten werde ebenfalls nur durch Zurückführung derselben auf einfachere, bequemere Hülfsgrößen geschehen, zwischen welchen jene gleichsam einzuschalten, oder auch, von welchen sie abhängig zu machen seyen, damit man ihnen so nahe als möglich auf die Spur kommen könne.« Man wird also einen allgemeinen, sehr einfachen Typus der Begehrungen, so wie gewisser Klassen von Gefühlen, Imaginationen rc. den Berechnungen zum Grunde legen. Wobey man eben deßhalb ganz sicher seyn kann, daß man durch diese Berechnungen nicht seiner

Geheimnisse beraubt, oder in den verborgenen Regungen des Herzens werde beschlichen werden; indem die individuelle Wirklichkeit viel zu zusammengesetzt ist, als daß sie jemals eine Anwendung der mathematischen Berechnungen auf sie gestatten sollte. — Ein Geständniß, welches, wenn es sich bey dem weiteren Fortschritte der Wissenschaft als begründet erweisen sollte, die Anwendung der Mathematik auf die Psychologie gegen die Anwendung derselben auf die übrigen Naturwissenschaften sehr in Nachtheil setzen würde. Denn erst die Erfahrung kann ja (wie der Verfasser selbst am Schlusse dieser Rede nicht abzuläugnen wagt) über die Richtigkeit unserer Berechnungen vollkommene Gewißheit geben. Ist also keine Vergleichung dieser letzteren mit der individuellen Wirklichkeit möglich, und haben wir ihnen überdieß nicht aus genau angestellten Beobachtungen, sondern aus der Metaphysik, gewonnene Grundgesetze untergelegt: woher soll uns die Gewißheit werden, daß nicht unsere ganze Berechnung, von Anfang bis zum Ende, eine bloße Fiktion sey?

Der Verfasser führt uns hierauf zur genauen Betrachtung der Größen, welche sich der Berechnung darbieten. Gehen wir vom Einfachsten aus, und setzen wir demnach fürerst noch alle Verbindungen der Vorstellungen unter einander bey Seite, so zeigen sich zwey: die Stärke jeder einzelnen Vorstellung, und der Grad der Hemmung zwischen je zweyen. Stoff genug schon zur Rechnung! Dazu aber kommt dann drittens noch der Grad der Verbindung unter den Vorstellungen, und die Menge der verbundenen Vorstellungen. »Besonders aber merkwürdig sind die längeren oder kürzeren Vorstellungreihen, welche bey unvollkommener Verbindung dann entstehen, wenn eine Vorstellung mit der anderen, die zweyte mit der dritten, diese mit der vierten, und so fort, in gewissem Grade verknüpft sind, während die erste mit der dritten, die zweyte mit der vierten, und die folgenden, entweder gar nicht, oder doch weit schwächer, verschmelzen. Solche Vorstellungreihen sind gleichsam die Fasern oder Fibern, woraus sich größere geistige Organe zusammensetzen; und sie tragen dabey ganz bestimmte Gesetze ihrer Regbarkeit in sich, auf deren genauere Kenntniß in der Psychologie eigentlich alles ankommt.« So wichtig aber auch die genauere Kenntniß dieser Phänomene, und die Anwendung von Rechnungen auf sie, nicht bloß für die Theorie des Gedächtnisses, der Phantasie und des Verstandes, sondern auch für die Lehre von den Begierden, Gefühlen und Affekten ist, so hat man sie doch bisher nur sehr oberflächlich behandelt, und »die Mathematik wird eine grenzenlose Unwissenheit aufdecken,

in welcher sich die Psychologie bisher befunden hat.« — Nachdem der Verfasser dann im Folgenden noch einige speziellere Aufgaben namhaft, und auf die Wichtigkeit ihrer Lösung, auch für das praktische Leben, aufmerksam gemacht hat, stellt er als Resultat dieser Betrachtungen (Seite 44) den Satz auf: die höhern Thätigkeiten des Geistes könnten unmöglich, ihren festen Gründen und Gesetzen nach, erkannt werden, so lange man die niedrigeren noch nicht erkannt habe, aus welchen sie sich entwickeln; und »wiewohl man nun die mathematische Betrachtung schwerlich jemals bis in die obersten Regionen des vernünftigen Denkens und Wollens fortführen wird, so ist dieselbe dennoch als Grundlage der Erkenntniß auch dieser höchsten Gegenstände ganz unentbehrlich, damit wir, wenn die Wahrheit in ihren genauesten Bestimmungen uns vielleicht verborgen bleibt, wenigstens nicht die Lücken unseres Wissens, wie es bisher geschieht, mit groben Irrthümern ausfüllen, und durch unnützen Zank von Parteyen, die alle gleich Unrecht haben, uns am Ende die Philosophie selbst verleiden.«

Hierdurch bahnt sich dann der Verfasser den Uebergang zu dem letzten Theile seine Betrachtung: zu dem Beweise, daß die Anwendung der Mathematik auf die Psychologie nicht nur möglich, sondern auch nothwendig sey. Ohne sie nämlich kann schlechterdings dasjenige nicht erreicht werden, was doch durch alle Spekulation am Ende gesucht wird: Ueberzeugung. »Die Nothwendigkeit aber (sagt er im Allgemeinen sehr wahr), daß wir den Weg zur Ueberzeugung endlich einschlagen, ist um desto dringender, je größer täglich die Gefahr wird, daß die Phylosophie in Deutschland bald in denselben Zustand gerathe, in welchem sie längst in Frankreich und England (?) sich befindet:« daß sie nämlich, ihres leeren und losen Hin- und Hergeredes wegen, gänzlich verfalle und verachtet werde. Verstünden die deutschen Philosophen Mathematik, so würden sie längst eingesehen haben: »daß ein unbestimmtes Reden, wobey jeder das Seinige denkt, und welches eine täglich wachsende Spaltung der Meinungen erzeugt, troß aller schönen Worte, und selbst ungeachtet der Größe der Gegenstände, doch auf die Länge schlechterdings kein Gleichgewicht behaupten könne, gegen eine Wissenschaft, die durch jedes Wort, welches sie ausspricht, wirklich belehrt und erhebt, während sie zugleich — nicht etwa durch ungeheure, ausgemessene Räume — sondern durch das, alle Beschreibung übertreffende, Schauspiel des ungeheuersten menschlichen Scharfsinns, ein nie ermüdendes Staunen für sich gewinnt.« Sie würden also allen Ernstes daran denken, der Philosophie endlich dieselbe Sicherheit des Wissens

zu geben; was aber nur durch Anwendung der Mathematik auf dieselbe möglich ist. Der Grund nämlich von der stets sichern Ueberzeugung, welche die Mathematik mit sich führt, liegt zwar zu allererst in der vollkommenen Genauigkeit, womit die mathematischen Elementarbegriffe bestimmt sind; und in dieser Hinsicht freylich muß die Philosophie selbst für sich sorgen, und kann von der Mathematik nichts entlehnen. Aber das ist nicht Alles. »Sobald das menschliche Denken sich in langen Schlußfolgen, oder überhaupt in schwierigeren Gegenständen versucht, deren inneres Mannigfaltiges sich gegenseitig verdunkelt: so tritt nicht nur die Gefahr, sondern auch der Verdacht des Irrthums ein; weil man nicht alles Einzelne mit gleichzeitiger Klarheit überschauen kann, und sich daher am Ende begnügen muß, daran zu glauben, daß man Anfangs nichts verfehlt habe.« Da wir nun auch beym gewöhnlichen Rechnen, also beym ganz elementarischen Gebrauche der Mathematik, hievor keineswegs sicher sind, die höhern Theile der Mathematik aber eben dadurch höhere sind, daß sie verwickeltere Rechnungen enthalten: so wird demnach auch die Mathematik, in ihren einzelnen Anwendungen, vor der Gefahr des Irrthums keineswegs Schutz zu gewähren vermögen. »Aber es gibt ja Rechnungsproben! Es gibt auf dem Boden der Mathematik zu jedem Punkte hundert verschiedene Wege; und wenn man auf allen hundert Wegen genau dasselbe findet, so überzeugt man sich, den rechten Punkt getroffen zu haben.« Hieraus also stammt der Mathematik die unerschütterliche und vor der Gefahr der Täuschung gesicherte Festigkeit der Ueberzeugung; und diese, ein unerläßliches Bedürfniß unstreitig für das spekulative Wissen, muß dieses letztere von ihr (eine über alles herrliche Gabe) empfangen. Man würde sich sehr täuschen, wenn man in der Metaphysik oder Psychologie hoffen wollte, durch die höchste Sorgfalt und Schärfe in der Bestimmung der Begriffe, und im folgerechten Denken, schon Ueberzeugung, wohl gar allgemein mittheilbare Ueberzeugung, zu erringen. Vielmehr muß überall erst die Erfahrung, und zwar in allen unzähligen speziellen Fällen, das Resultat der Spekulation genau, nicht bloß obenhin, bestätigen; und hier nun ist durchaus keine Sicherheit möglich (da ja alle Erfahrung quantitativ bestimmt ist und verändert wird), ehe man nicht die Mathematik darauf angewandt hat, in deren Hand alle quantitativen Bestimmungen sind. Daher denn jede Theorie, über welche man volle Gewißheit haben will, erst so weit fortgeführt werden muß, daß wir durch die Anwendung der mathematischen Gesetze ihre quantitativen Bestimmungen begreifen; »so lange sie diesen Punkt nicht erreicht, schreibt sie in der

Luft, ausgesetzt allem Winde des Zweifels; unfähig, sich mit anderen, schon befestigten Ueberzeugungen zu verbinden.« Daher dann alle Spekulation, welche sich nicht mit der Mathematik in Gemeinschaft setzt, nicht mit ihrer Hülfe die mannigfaltigen Modifikationen der Größenbestimmungen unterscheidet, entweder ein leeres Gedankenspiel, oder, im besten Falle, eine Anstrengung ist, die ihr Ziel nicht erreichen kann. »Vielerley wächst auf dem Boden der Spekulation, was nicht von Mathematik ausgeht, und sich nicht um sie kümmert; und ich bin sehr weit davon entfernt, alles, was solchergestalt wächst, für Unkraut zu erklären; wachsen kann wohl manch edles Gewächs, aber zur letzten Reife gelangen kann keines ohne Mathematik.«

Gegen diese Auseinandersetzung nun glaubt Rec. zwey Bemerkungen geltend machen zu müssen. Einmal nämlich geräth der Verfasser dadurch in einen eigenen Widerspruch mit sich selbst. Denn Seite 35 hatte er behauptet, und an mehreren andern Stellen seiner Schriften *) spricht er es noch allgemeiner aus, die individuelle Wirklichkeit werde nie durch diese mathematischen Berechnungen erreicht werden können. Nun aber wäre doch eben nur diese diejenige Erfahrung, deren Vergleichung, und zwar »in unzähligen speziellen Fällen« und »nicht bloß obenhin« angestellte Vergleichung, den Resultaten der Spekulation, bey allen ihren Rechnungsproben, die volle Sicherheit der Ueberzeugung gewähren könnte. Liegt also die individuelle Wirklichkeit ganz außer dem Bereiche der mathematischen Berechnungen im Gebiete der Psychologie, so wird auch die noch so ausgedehnte Anwendung der Mathematik auf sie für die Gewinnung der Ueberzeugung uns nicht den mindesten Vortheil gewähren. — Rec. nun (und das ist die zweyte Bemerkung) ist der Meinung, daß beyde Behauptungen des Verfassers noch gar sehr einer unbezweifelbaren Begründung entbehren, sowohl die, daß die mathematischen Berechnungen die individuelle Wirklichkeit nie werden erreichen können; als die andere, daß aus den Rechnungproben vorzüglich der Mathematik ihre Gewißheit stamme, und eine gleiche Ge-

*) M. vergl. vorz. die hier beurtheilte Schrift S. 84: »Es liegt ja am Tage, daß die Vorstellung eines jeden einzelnen Menschen eine ungeheuer vielfache und verwickelte Vorstellung ist;« und Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie S. 233: »Man hüte sich, hiebey nicht an Vorstellungen von Menschen, Häusern, Bäumen u. d. gl. zu denken. Dieß sind höchst zusammengesetzte Complexionen von Vorstellungen aller Theile und Merkmale; — so verwickelte Complexionen kann keine Rechnung in ihrem Zusammenwirken verfolgen.«

wißheit für die Philosophie nur gewonnen werden könne, wenn sie, mit den Rechnungen der Mathematik, auch ihre Rechnungsproben in ihr Gebiet hineinziehe. Der erste Zweifel könnte nur durch den Versuch gerechtfertigt werden, welcher hier natürlich nicht gegeben werden kann. Was aber den zweyten betrifft, so möge der Verf. bedenken, daß ja die Mathematik außer der Arithmetik (in welcher freylich von Anfang bis zu Ende gerechnet wird), noch einen zweyten Theil enthält, dessen Sätze nicht geringerer Ueberzeugung sich erfreuen, ohne daß sie an und für sich mit Rechnung verbunden wären: die Geometrie nämlich. Denn mögen immerhin viele Sätze derselben auch auf algebraischem Wege, oder durch Rechnung, gefunden werden können, und dieser Weg in der höhern Mathematik sogar der leichtere seyn: die Ueberzeugung braucht auf diese Bestätigung durchaus nicht zu warten, sondern geht unmittelbar, mit absoluter Gewißheit, aus den geometrischen Konstruktionen an und für sich hervor. In der That geben ja auch Rechnungsproben keine absolute, sondern nur eine vielfache Wiederholung derselben beschränkte Gewißheit; und ist bey jeder einzelnen der Irrthum möglich, so ist er es auch bey der hundertfach wiederholten; wenn auch um das Hundertfache weniger wahrscheinlich. Nun ist Rec. weit entfernt, in Bezug auf die Sicherheit des menschlichen Wissens so peinlich seyn zu wollen, daß er die letzt beschriebene nicht für unbezweifelt gelten lassen sollte. Aber man sey auch auf der entgegengesetzten Seite nicht so peinlich; und da, glaubt er denn, muß jedem Unparteyischen der spezifische Vorzug der Rechnungsproben in nichts aufgehen, wenn er nur bedenkt, daß ich ja dieselbe Gewißheit für eine ganz einzelne Rechnung, einen ganz einzelnen Beweis erhalten kann, wenn ich nur dieselbe Rechnung, denselben Beweis, Geduld genug habe, hundert Mal zu wiederholen. Und überdieß (wie gesagt) wird in der Geometrie gar nicht gerechnet; und die Ueberzeugung ist ganz unabhängig von den Proben, welche ebenfalls auch hier möglich sind (den vielfachen Beweisen für einen und denselben Satz). Wodurch die Geometrie troß dem absolut gewisse Ueberzeugung erreicht, das ist die ausnehmende Klarheit und Bestimmtheit im Vorstellen aller derjenigen Elemente, aus welchen ihre Sätze zusammengesetzt sind. Dieselbe Klarheit und Bestimmtheit gewänne man auch für die Elemente der Psychologie, und überhaupt der philosophischen Wissenschaften, und man wird für die daraus zusammengesetzten Grundsätze und Folgerungen eine eben so unerschütterliche Ueberzeugung, und zwar eine allgemein mittheilbare erhalten, wie für die Grundsätze und

Folgerungen der Geometrie. Allerdings eine schwierige Aufgabe, indem die Grundanschauungen der Psychologie (um nur bey dieser Wissenschaft stehen zu bleiben) ungleich mannigfaltiger, die wirklich gegebenen Erscheinungen ungleich zusammengesetzter und verwickelter sind, als daß man sie eben so leicht, wie bey der Geometrie, in jene Grundanschauungen auflösen konnte. Aber größere Schwierigkeit ist noch keine Unmöglichkeit; und man darf nicht deßhalb, weil die Aufgabe bis jetzt noch nicht gelöset worden ist, verzweifeln, daß sie jemals gelöset werden könne. Ja, Rec. glaubt mit Sicherheit behaupten zu können, daß sie wirklich werde gelöset werden, wenn man nur erst diese Aufgabe, als solche, ihrem wahren Wesen nach, ins Auge gefaßt hat, und zurückgekehrt ist von den eitlen metaphysischen Träumereyen, welche man seit nun beynah vier Jahrzehenden für allein der Bemühungen eines Philosophen würdig gehalten hat! Dann wird man sich auch ernster, und mit der Hoffnung einer gründlicheren Beantwortung, die Frage vorlegen können: ob, und auf welche Weise Mathematik auf Psychologie angewandt werden könne; die Ueberzeugung von den psychologischen, und überhaupt von den philosophischen, Sätzen aber ist von der Bejahung oder Verneinung dieser Frage durchaus unabhängig.

Daß man aber auf die Erreichung des letztgenannten Zieles mit der größt-möglichen Anstrengung hinarbeite, ist um so nothwendiger, je wahrer die Bemerkung ist, mit welcher der Verf. seine Rede schließt: daß nämlich die Psychologie allen andern Naturwissenschaften überall wird vorangehen müssen, wofern es unserem Zeitalter Ernst sey, den letzteren eine feste philosophische Stellung und Gestaltung zu geben. Weit entfernt, daß die organische Reizbarkeit, die chemischen, elektrischen und magnetischen Verhältnisse ꝛc. aus bloßen Raumverhältnissen sich vollständig erklären lassen, weisen sie vielmehr sämmtlich auf ihnen, als ihr eigenthümliches Wesen, zum Grunde liegende innere Kräfte, innere Zustände hin; und da nun die bey der Konstruktion der psychischen Phänomene zum Grunde gelegten Momente (Stärke, Hemmungsgrad, Innigkeit der Verbindung, Menge der Verbundenen ꝛc.) unabhängig von dem, was eigentlich vorgestellt wird, und nur als Momente innerer Kräfte überhaupt, in Betracht gezogen werden, so müssen Rechnungen dieser Art auch auf alle jene anderen Naturverhältnisse, unter gewissen Modifikationen natürlich, anwendbar seyn. Und so wird also, von einer wahrhaft wissenschaftlichen Bearbeitung der Psychologie aus,

auch für die übrigen Naturwissenschaften ein bis jetzt noch nicht für sie geahntes Licht aufgehn!

Möchte diese Zeit nicht mehr fern seyn! Möchte der mit so großen Talenten dafür ausgerüstete Verf. ihrer Herbeyführung fortwährend seine Kräfte widmen; vor Allem aber vorher noch ein Mal ernstlich bey sich überlegen, ob nicht die von ihm (Rec kann, nach seiner Ansicht nur sagen: willkürlich angenommene) metaphysische Grundlegung diesem Herbeyführen durch ihn ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg lege! Es gilt ein hohes Ziel; darum sehe sich jeder vor, ehe er ausläuft, daß er auch in der wahren Richtung laufe!

Die von Seite 60 — 102 mitgetheilten Anmerkungen, sind, außer den hier oder dort schon erwähnten, zu speziellen Inhaltes, als daß wir sie hier zum Gegenstande unserer Beurtheilung machen könnten. F. E. Beneke.

Art. IX. Geschichte des Fürstenthums Passau, aus archivalischen Quellen bearbeitet von Joh. Nepomuk Buchinger, Doktor der Rechte, Assessor der königl. baierischen Ministerial-Archivs-Kommission und Adjunkt des Reichs-Archivs. Zweyter Band. Geschichte vom XIV. Jahrhundert bis zur Säkularisation. (Mit 19 Urkunden und einer synchronistischen Tabelle.) — München. Druck und Verlag von Ign. Jos. Lentner. 1824.

In der, durch mehrere Bände dieser Jahrbücher fortlaufenden, stehenden Rubrik: »Baierns historische Literatur und deren besondere Ausbeute für Oesterreich,« wurde der I. Theil dieses Werkes angezeigt. Er reichte vom Beginne des Hochstifts bis ins vierzehnte Jahrhundert, bis zum Tode Bischof Bernards von Prambach, jenes durch Gelehrsamkeit und hohen Sinn ausgezeichneten Pfarrers bey St. Stephan zu Wien, am völligen Ende des großen Zwischenreiches, als durch Rudolphs Sieg über Przemysl Ottokar in der Marchfeldsschlacht die Herrschaft Habsburgs in Oesterreich, Steyer und Krain sich erhob. — Bischof Bernard starb im Todesjahre Heinrichs von Luxemburg (1313), bevor die zwiespältige Kaiserwahl Friedrichs des Schönen und Ludwigs des Baiern das Reich verwirrte. — Schon war der österreichische Einfluß zu Passau so überwiegend, daß die Wahl nur zwischen einem Prinzen und zwischen dem ergebensten Vasallen von Oesterreich schwankte, zwischen dem Knaben Albrecht (nachhin der Weise, auch der Lahme genannt) und zwischen Gebhard von Wallsee. Dieses Geschlecht hat bey Rudolph und Albrecht I. Alles vermocht, im Rath und im Felde die Feuerprobe treuen

Muthes bestanden, und war vorzugsweise unter den, den Landherren und Wienern so verhaßten Schwaben, die die besten Stellen und Glücksgüter an sich zogen, und die Genealogen des ausgehenden funfzehnten und eintretenden sechzehnten Jahrhunderts so oft aus der Verlegenheit rissen, da jede österreichische Familie dunkleren oder streitigen Ursprungs, die nicht auf den Helden Azo zurückgeführt werden mochte, von jenen Schwaben hergeleitet wurde, die mit den ersten Habsburgern in diese Länder gekommen, wie in Baiern Alles von den 32 Söhnen Babos von Abensberg. — Nach langem Zwiespalt starb der Vasall zu Rom, in der Betreibung seines Anspruches, und der Prinz vermählte sich und wurde der Ahnherr des Kaiserhauses. Ihnen folgte wieder ein Pfarrer von Wien, Albrecht, Sohn des Sachsenherzogs Albrecht und Agnesens, einer Tochter K. Rudolphs, der aber auch erst die höhern Weihen erhielt, als er den Passauer Krummstab ergreifen sollte, und nachdem er schon durch mehrere Jahre an St. Stephans Münster in der reichen und mächtigen Hauptstadt der Herzoge von Oesterreich und Steyer, Pfarrer gewesen.

S. 6 werden die Ursachen, warum Passau sich nicht zu höherem Glanze und Macht erschwungen, sehr richtig aufgedeckt in der, zwischen Böhmen, Baiern und Oesterreich eingeklemmten Lage des kleinen Fürstenthums, in dem fast beständigen Zwiespalt dieser Mächte, in der Zudringlichkeit ihres, oft sehr lästigen Schutzes, in dem Bestreben eines jeden, seine Klienten auf den goldenen Stuhl zu heben, in dem fortwährenden Aufstreben der Stadt Passau zu einem unabhängigen Munizipalregiment, oder wohl gar zur freyen Reichsstadt, — im gänzlichen Verfalle des Heerbannes, in der Nothwendigkeit einer stets bereiten Soldmiliz und eines glänzenderen Hofstaates, in des Domkapitels offenem Streben nach eiuem Condominium mit dem Fürstbischof, in der oftmaligen Spaltung feiner Wahlen und in dem unglücklichen Gedanken, des Hochstiftes Selbstständigkeit durch die Erwählung von Prinzen der Nachbarfürsten zu befestigen: eine Maßregel, die vielmehr der reichsgesetzlichen Unabhängigkeit schwere Wunden schlug, ein Haus begünstigend, dadurch immer die andern beleidigte, zugleich die Vortheile des Adels und der Hierarchie aufgab, und der Katastrophe, die sie vermeiden wollte, entgegentrieb, wie denn die Stifter, denen Prinzen vorstanden, z. B. die sächsischen, die brandenburgischen &c. die allerersten säkularisirt worden sind!

S. 16. Unermüdete Versuche der Bürger, sich den bischöflichen Gerichten zu entziehen, eigene freye Wahl der Bürgermeister, Wiederkauf des unter Bischof Bernard verlornen Rath-

hauses von dem geldbedürftigen Albrecht, der gleichwohl andererseits den Hausgenossen (einer Innung, die in den Geschichten Wiens eine so gewaltige Rolle spielt) das pachtweise innegehabte Münzrecht entzog. — Sehr verdienstlich ist das mit vieler Sorgfalt gearbeitete Verzeichniß der Erwerbungen und der Konsolidationen, das Verzeichniß der denkwürdigeren geistlichen und weltlichen Stadt- und Staats-Diener, Ministerialen und Vasallen, am Schlusse jeder Regierungsepoche, z. B. der Wesen und Waldecker, vielberühmt in den letzten Tagen der Babenberger und in dem nach ihrer Erlöschung in Friedrich dem Streitbaren in der Leithaschlacht nachgefolgten verwirrungsvollen und blutigen Zwischenreiche. — Die Rolle des fürstlichen Passauer Bischofs bey der Gründung der Wiener Hochschule, bey der Grundsteinlegung an eben dieses Stifters Rudolphs des Weisen prächtigem Neubau, an des Josamirgott altem Münster zu Wien, das wie jenes der Mutterkirche zu Passau, nach dem heil. Erzmärtyrer Stephan benannt war.

Das grause vierzigtägige Erdbeben in den Ländern auf beyden Seiten der Alpen, das in und um Villach allein bey 5000 Menschen begrub, darauf die große Pest, welcher zu Wien, in der schlimmsten Zeit, des Tages 1200, in Passau gegen 300 Opfer fielen, endlich die Judenverfolgung. — Seite 47. Merkwürdige Wahlkapitulation Bischof Albrechts III., eines Freyherrn von Winkel, Gesippten der Kuenringer und der Starhemberge.

Die S. 50, und 51 vorkommenden Anführungen, wie Tyrol an Habsburg gediehen sey? und wie und ob der Baierherzog Stephan mit der Hafte diesen Verlust für sein Haus wesentlich selbst befördert habe oder nicht? ward in diesen Jahrbüchern mit Anführung einer Folgereihe der betreffenden Urkunden, erschöpfend erläutert (II. 125 — 148, und VI. 62 — 71). — S. 53. Das Kollegiatstift bey St. Stephan zu Wien (denn dieser alte Name machte den, von Rudolph IV. geschöpften neuen, »bey Allerheiligen«, bald wieder verschwinden), vom Passauer Ordinariate wie von der Salzburger Metropole losgezählt und Rom allein unterworfen. — S. 56. Der große Stadtaufruhr zu Passau 1367, sehr ähnlich in Ursprung und Ende jenem zu Wien unter Friedrich IV. 1462, da dem Kaiser die Stadt, die er seinem ewig unruhigen Bruder Albrecht abgetreten, was ihn aber gleich wieder gereute, versperrt, und er selbst in der Burg hart belagert wurde. — Es standen nämlich die alten angesehenen Familien, die Erbbürger und Genannten, Hausgenossen und (lange ausschließend) Rathsfähigen, in Wien dem Herzog, in Passau dem Bischof zuerst entgegen, als sie ihre landeshoheitliche Macht, meist durch Finanzverlegenheit getrieben, auf

Kosten der alten städtischen Rechte, weit hinaus über die, ihnen von ihren Vorfahren überlieferte Gränze erweitern wollten. — Ungeduldig über das Hinderniß des Augenblickes, öffneten sie einem weit größern Unheil der Zukunft Thür und Thor, indem sie noch dem alten »divide et impera«, bey jeder Gelegenheit, den Handwerkern und dem gemeinen Volk wider den Rath, wider die Reichen, wider die alten regimentsfähigen Geschlechter, die Stange hielten. Freylich sank der Letzteren Uebergewicht, aber statt dessen schoß üppig schwellend eine demagogische Faktion empor, die den Fürsten und den Bischof so wenig ehrte, als früher den Rath. So kam es zu jenen Gewaltthaten in Wien, so beynahe ein Jahrhundert früher in Passau. Die Häupter des Aufstandes gleichen sich auf ein Haar, Wolfgang Holzer in Wien und der ehemalige Stadtrichter Andreas Haller in Passau. Auch ihr Ausgang war derselbe. Beyde wurden von der Faktion, der sie gedient, verlassen und verrathen, der Holzer geviertheilt und sein falsches Herz aus dem Leibe gerissen; Andreas Haller, den der Pöbel auf italienische Weise seinen »Generalkapitän« genannt, wider den Willen des Bischofs, der nach vollbrachter Unterwerfung ihm wie Allen verziehen, in einen Sack genäht und ertränkt. — Heldenmüthig hatte in dieser Fehde Hanns von Traun den St. Georgenberg gegen Ueberraschung und Uebermacht vertheidigt, die rebellische Stadt durch sein Wurfgeschütz geängstigt, und die trutzigen Bürger im freyen Felde aufs Haupt geschlagen. Es ist dieses derselbe Held, der uns aus Preuenhubers Jahrbüchern von Steyer und aus des Wiener Bürgers Peter Suchenwirth Gedichten bekannt ist, ein Held, wie sein Zeitgenosse Bertrand von Guesclin. Unter dem schwarzen Prinzen bey Poitiers hat Traun die brittische Hauptfahne geführt und also gefochten, daß Prinz Eduard ihn zwischen sich und den gefangenen König Johann an die Tafel setzte. Auch als Seeheld, auch wider die heidnischen Preußen, stritt Traun als eine Blume der Ritterschaft, erschlug einmal den heidnischen Heeresfürsten mit eigner Hand, und tödtete 31 Heiden. — Drey Jahre nach jener Vertheidigung des Passauer Schlosses starb er, ein hochbetagter Greis.

Daß die Raubritter von Ehrenfels den zur Vermählung Herzogs Albert mit der Locke mit der Nürnbergischen Beatrix reisenden Passauer Bischof Albert ungescheut angriffen, niederwarfen, und in Hoffnung eines reichen Lösegeldes auf ihrem Schlosse Kammer gefangen hielten, war einer der zahllosen Züge des wilden Faustrechtwüthens, das in jenen Tagen durch den Krieg der Fürsten und Städte, des Adels wider die Eidgenossen, der

mächtigsten Fürstenhäuser wider einander, Deutschland von einem Ende zum andern in Blut und Flammen setzten. Ein Gegenstück zu jener Frevelthat der Ehrenfelse, ist auch der Trutz der Grafen von Schaumberg, über die der Verf. in den Werken des Florianer Chorherrn Kurz, reiche und wichtige Beyträge hätte finden können, und die vom Bischof Johann von Scherfenberg gemeinsam mit unserm Herzog Albrecht III. mit genauer Noth zu Paaren getrieben und zur Aufgabe ihrer Lehen genöthigt werden konnten, die sodann an Oesterreich gegeben und von diesem ihnen und ihren Nachkommen als Afterlehen verliehen wurden; — Passau aber gewann dabey wenig, denn es bekam jetzt, statt der unruhigen Grafen, übermächtige Herzoge zu Vasallen, die ihr Konsolidationssystem und die Schließung ihres Gebietes mit beharrlichem Plane fortsetzten, und kraft der berühmten goldenen Bulle des Barbarossa von 1156 sich jedes Lehensverbandes mehr und mehr entledigten. Der Schaumberge Besitzthümer vergrößerten bald der Herzoge unmittelbares Gebiet. Ihre Reichsstandschaft war nur mehr ein bloßer Schatten, sie wurden zwanzig Jahre vor ihrem Erlöschen auch noch aus der Reichsmatrikel gestrichen, und als sie 1559 mit Grafen Wolfgang ausstarben, gab Oesterreich, ohne Zuthun Passaus, ihr Erbe an die Starhemberge, in deren uraltes Haus die Erbtochter Anna geheirathet hatte. Einige geringe Stücke gediehen an die Jörger und Harrach. — Nach Bischof Johannes Tode zerriß das Hochstift wieder eine dreyspältige Wahl, des Domdechants Herrmann, Herzogs Rupert von Berg und Georgs von Hohenlohe, aus denen der erste bald vergessen war, Böhmen und Baiern aber und Passaus Bürgerschaft den Rupert eben so entschieden, wie Oesterreich den Grafen von Hohenlohe unterstützten. Nach Jahren der Verwüstung kam endlich Rupert nach Paderborn und Georg in Passaus Besitz. Aber Rupert hatte den Bürgertrotz planmäßig genährt, und König Wenzel der Stadt sogar die Befreyung von aller Dienstbarkeit gegen den Bischof verliehen. In Folge dessen betrug sich auch Passau als freye Reichsstadt, mehrte seinen Rath, berief ihn mit einer eigenen Glocke, erhöhte die Mauern, Thürme und Thore, und stellte des Bischofs gefährlich scheinenden Bau zu Hackelberg mit den Waffen ein. — Man wußte, daß dieser alle empfangenen Beleidigungen in eine eigene kleine Gedächtnißtafel verzeichnete, die er beständig bey sich trug. Auch jetzt zeigte er mehr Rachedurst als Klugheit in seinen gewaltsamen und übereilten Anstalten zur Unterwerfung der Bürgerschaft. Als er vollends ihre Weinschiffe plünderte, als er sie zwingen wollte, ein ehrliches Begräbniß mit

Gelde zu erkaufen und das Interdikt auf die Stadt legte, da vollendeten auch die Bürger ihre Vertheidigungsanstalten, schlossen die Brücken mit Ketten, warben Fußvolk und Reiterey, und vertrieben den Bischof nach St. Pölten; auch hätten sie gewiß sich als freye Reichsstadt behauptet, wäre nicht Wenzels Absetzung dazwischen getreten. Sein Nachfolger Rupert von der Pfalz bekräftigte dem Bischofe die Urkunde Ottos III. vom 5. Jänner 999, worin er dem Bischofe Christian die Stadt Passau mit Zwing und Bann, Markt, Zoll und Münze und aller Gerichtsbarkeit übergab. Der Bischof erklärte, die (bereits wieder zurückgenommenen) Privilegien Ludwigs des Baiern und Karls IV. seyen keine neuen reichsoberhauptlichen Verleihungen, sondern bloß allgemeine Bestätigungen desjenigen gewesen, was die Bischöfe, als Herren der Stadt, ihr aus bloßer Gnade und auf Wiederruf eingeräumt, als das Umgeld, die Niederlage, das Stadtsiegel, der Salzhandel. Letzterer war nebst dem Weinhandel der Stadt wichtigstes Gewerbe. Die Passauer machten aus der Gewohnheit, das aus der Salza und dem Inn kommende Salz zu Passau auf geräumigere Fahrzeuge zur Schiffahrt stromaufwärts umzuladen, das strengste Niederlags- und Stapelrecht, ließen keinen Innschiffer mehr um die Ecke der Stadt in die Donau fahren, und machten den Regensburgern willkürliche Preise. Jede Repressalie derselben überboten sie mit noch empfindlicherer Retorsion hinsichtlich aller aus Ungern und Oesterreich die Donau heraufgeführten Waaren, insonderheit der Viehhäute. Erst in den unglücklichen letzten Unruhen zwangen die Baierherzoge, die ihnen schon öfters die Donau aufwärts gesperrt hatten, die Bürgerschaft, von ihrem Niederlagsrecht abzustehen, und zwar nicht bloß hinsichtlich des Salzes, sondern all und jeder baierischen Waaren. Doch lebte das Stapelrecht in der Folge wieder auf.

Die urkundliche Erwähnung der österreichischen Güter von S. 23 an, von den domkapitlischen Oblayen zu Stockstall und zu Klosterneuburg ist natürlich häufig, da ein so bedeutender Theil des ursprünglichen Stiftungsgutes schon durch die Karolinger aus dem durch sie über Hunnen und Avaren ersiegten Ostlande gespendet ward.

Der Streit über die Unabhängigkeit der Apostelkirche von Lorch (nur vor der Wuth der Hunnivaren nach Passau geflüchtet), vor dem jüngern, aber durch die Huld Karls des Großen und durch die Macht der Umstände hochbegünstigten Salzburg, der durch St. Hrodbert wiedererstandenen hadrianischen Kolonie Juvavia, ward in diesen Jahrbüchern schon öfters erwähnt; aber ein solches Beyspiel von Bekräftigung und Widerruf

(S. 105) als hierin der, zur Beendigung der großen Kirchenspaltung auf dem Kostnitzer Kirchenrath einhellig gewählte und von der ganzen Christenheit anerkannte Papst Martin V. Colonna gab, dürfte schwer zu überbieten seyn.

Auch in den Geschichten Oesterreichs behauptet Bischof Georg, der Graf von Hohenlohe, eine vorzügliche Stelle, und eine viel wohlthätigere, als sein Nebenmann, der heftige Bischof Berthold von Freising, Leopolds des Stolzen Kanzler, die Seele seines ehrgeizigen Strebens um die Vormundschaft über Albrecht V., und die Triebfeder seiner Härte gegen die Wiener und des blutigen Ausganges der edelsten Bürger, darunter des unerschrockenen Bürgermeisters Vorlauf. Wie Georg zu Wien die Sprache der Mäßigung und des Friedens geführt, so that er auch auf dem Kirchenrathe zu Konstanz, wo K. Sigmund ihn zum Kanzler und Erzbischof-Primas von Gran ernannte, so beym Ausbruche des Hussitenkrieges und eben so zu Innsbruck zwischen den Brüdern, Ernst dem Eisernen von Grätz und dem exkommunicirten und geächteten Friedrich mit der leeren Tasche, dem nur allein die felsenfeste Treue der Hirten des Schwarzwaldes und Tyrols, diesen Theil seines väterlichen Erbes wider die Rach- und Raubgier einer halben Welt glücklich erhielt. — An Georgs glänzender Tafel zu Konstanz' entbrannte jener wüthende Zwist zwischen den Stammesvettern Ludwig dem Gebarteten von Ingolstadt, dessen zänkischer Unruhgeist sein ganzes Haus und alle Nachbarn verwirrte, und zwischen dem verschwenderischen und sittenlosen Heinrich von Landshut, Kaspars des Thoringers ungroßmüthigem Feinde. Die Jahrbücher gedachten ihrer und ihrer Fehde, worin auch Passau schwer verwickelt ward, gelegenheitlich der Anzeigen des Lebens Ludwigs durch den Ritter von Lang und Zschokkes baierischer Geschichten. (V. 1 — 35. XIX. 29 — 35.)

S. 121. Zwiespältige Wahl auf zwiespältige Wahl und Jahre voll Unheils aus dieser trüben Quelle. Einer der berühmtesten Lehrer der Wiener Hochschule, der Dechant Heinrich Flöckhl von Kitzbühel, und dann Doktor Leonhard Layminger, dem Herzog Albrecht V. von Oesterreich, mit unbeugsamer Standhaftigkeit jahrelang die Anerkennung verweigerte.

Die Rüstungen wider die Hussiten geben der Bürgerschaft neuen Anlaß, verschiedene possessorische Akte zur Herstellung ihres Municipalregiments zu thun. In gleicher Art benützten sie die Hülfe, die Bischof Leonhard wider Ludwig den Bärtigen von ihnen verlangte. — Bey dem von K. Sigmund angeord-

neten Compromiß zwischen Ludwig und Leonhard, stellte der Herzog das in Baiern gegen alle Nachbarn und Insassen, zumal gegen die Hochstifter sehr frequente, obgleich den ersten Begriffen des altgermanischen Staatsrechts von allgemeiner kaiserlicher Oberhoheit, von der Reichsministerialität aller herzoglichen, markgräflichen und gräflichen Würden, geradezu widersprechende Argument auf: »das Hochstift verdanke den baierischen Herzogen sein ganzes Daseyn.« Derselbe erbauliche Grund fand auch seine Stelle in Karls VII. Ansprüchen auf den Nachlaß Karls VI. wider Maria Theresia. Es ist in der That etwas Sonderbares um ein solches primigenes und antediluvianisches Herzogthum, das die Verpuppungsperiode von Amt und Würde zum Erbbesitz schon durchgemacht haben will, bevor es noch das Licht erblickte, und sogleich, inmitten des deutschen Reiches, als ein selbstständiger, unabhängiger Staat in voller Souverainetät und Suzerainetät auftreten will, publizistische Ideen, die dem Zeitalter der Karolinger und Ottonen eben so anpassend als geläufig waren!! Noch komischer antwortete der Anwalt des Passauer Hochstiftes, Konrad Bladel, durch das alte, auch in der apokryphen Legende des heil. Bischofs und Blutzeugen Quirin vorkommende Mährchen, die Kirche von Lorch, nun Passau, sey bereits um 244—249 durch die beyden Kaiser Philipp, Vater und Sohn, gestiftet und mit Land und Leuten dotirt worden.! — Die S. 143 vorkommende Münzordnung Bischof Leonhards verdient Aufmerksamkeit. Er hatte den Thomas Motzen aus Basel als Münzmeister verschrieben; aber trotz seiner Sorgfalt kam unter ihm das Münzwesen in bösen Ruf, und seine Scheidemünzen trugen bereits den famösen Namen Schinderlinge, der durch Friedrichs IV. Münzoperationen eine so unglückliche Berühmtheit erhielt. — Sehr interessant, obgleich längst bekannt, ist der Brief des Geheimschreibers Friedrichs IV. Aeneas Sylvius Piccolomini, nachmaligen Papstes Pius II., an seinen Freund, den Philosophen Johann Campisius über die im Gefolge des Kaisers, von dessen Residenz zu Wienerisch-Neustadt über Passau nach Nürnberg unternommene Reise, auf der sie, kaum hinaus über die Trümmer des alten Laureacums, von Leonhard auf seinem Schlosse Ebersberg empfangen wurden, dessen Annehmlichkeit und Pracht und dessen schöne Umgebung, so wie jene Passaus, selbst, umständlich beschrieben werden. — Nach Aeneas Kennerurtheil, war Leonhard, der vielverkannte, ein Fürst von sanfter Sitte und staatsklugem Sinn, von mächtiger Beredsamkeit und an großmüthiger Vorliebe für Wissenschaft und Kunst, aus allen seinen Vorgängern und Nachfolgern etwa nur dem Fürsten Wolfgang Salm zu vergleichen. Unter seinem Nach-

folger Ulrich von Nußdorf erlitt Passau einen starken Stoß und Vorboten künftiger, noch größerer Verluste durch die Entstehung eines eignen Bisthums zu Wien, 1468; zwar Anfangs nur auf die Stadt und die Umgegend beschränkt, bald aber durch Mödling und Bertholdsdorf erweitert, und sich, wie leicht vorauszusehen war, immer weiter ausbreitend. Das passauische Konsistorium verließ sogleich Wien, es begab sich unter Protestationen nach Heiligenstadt, und behielt in der Stadt nur das uralte, der Sage nach, in die Karolingerzeit hinaufreichende Kirchlein, Maria am Gestade, auf der Gestetten (in littore), an der Fischerstiege (ad gradus piscatorum), Mariastiegen, mit dem alten und neuen Passauerhofe. — Endlich 1723, unmittelbar nach dem Tode des Fürstbischofs, Grafen Raimund Rabatta, und vollbrachter Wahl seines Nachfolgers Joseph Dominik Grafen von Lamberg, bisherigen Bischofs zu Seckau, bewirkte Karl VI. von Innocenz XIII. die Erhöhung der Kathedrale Wiens zur Metropolitankirche, eine Veränderung, die wir hier, an ihrer Stelle, gar nicht angeführt fanden, und die doch, wiewohl erst durch die Josephinischen Verfügungen von 1782 vollendet, das Daseyn Passaus, als eines der ältesten und ausgedehntesten Sprengels deutscher Erde beschloß.

S. 177. Eine der letzten, aber heftigsten Judenverfolgungen, wegen fanatischen Frevels an Hostien. — S. 181. wieder eine zwiespältige Wahl zwischen Friedrich von Mauerkirchen und dem Kardinal Georg Hasler, Friedrichs IV. Vertrauten, einst einem der berühmtesten Lehrer der Wiener Hochschule und Freunde jenes berühmten Kreuzpredigers an St. Stephans Freithof, des Franziskaners, Johann Capistran, der in wilder Jugend einer der Hauptleute und Mitfrevler König Lanzelots von Neapel, sein reiferes Alter durch strenge Buße, durch demosthenische Beredsamkeit und Wunder auszeichnete, und mit dem heldenmüthigen Gubernator Johann Hunyady Corvin, Belgrad, die lezte Vormauer, nur durch ein Wunder gegen den schrecklichen Eroberer Konstantinopels, Mohammed II. erhielt. — Es ist kaum glaublich, daß der Eigensinn Friedrichs IV., der durch die stürmevolle Vormundschaft über Ladislav Posthumus, durch den langen Bruderzwist mit Albrecht VI, durch alle Gräuel der Anarchie, die das unglückliche Oesterreich zerrissen, durch so viele und empfindliche Verluste und Demüthigungen, doch noch immer nicht gewarnt schien, sich und sein Haus an den Rand des gänzlichen Verderbens brachte, um zwey seiner Klienten, jenen Georg Hasler und den geflüchteten Primas von Gran,

Johann Beckenschlager, den Fürstensitzen von Salzburg und Passau mit Gewalt aufzudringen, und dieß in Zeiten, wo ihm Mathias Corvin, ein so gefährlicher Feind, drohte, der Friedrichen aus der Stadt und Burg seiner Väter vertrieb und die neue Residenz, die er sich in Wiens Kärntnerstraße, im sogenannten Hasenhaus erbaut, nur mit dem letzten Athemzuge wieder verließ! — Als nach diesem unerwarteten Todesfall, König Max das Land unter der Ens und Stadt und Burg Wien wiedergewann, blieb gleichwohl St. Pölten an Oesterreich verpfändet, und für Passau auf immer verloren. Ueberhaupt waren die Bischöfe allzuleicht mit Verleihung an österreichische Vasallen, die ihren neuen Besitz häufig unter ihre Personalinstanz, unter die Hoheit der Herzoge brachten.

S. 257. Der Baierherzog Ernst, Bischof zu Passau, und späterhin Erzhirt zu Salzburg, lächelt uns schon als ein milder Knabe aus Fouque's Hieronymus von Stauff entgegen. Mit seinem wilden Bruder Ludwig theilte er den Unterricht des Geschichtschreibers Johann Thurmayer (von seiner Heimat Abensberg, Aventin genannt), zog mit ihm nach Rom und Paris, vollendete die zu Pavia, durch Jason Mainus Vorträge, zu höhern Ansprüchen berechtigte Bildung an der Ingolstädter Hochschule, unter deren vorzüglichste Lichter damals der Gottesgelehrte Johann Mayer (von seinem Geburtsorte, dem Allgäuer Dörflein Eck, insgemein Dr. Joannes Eckius) gehörte, jener berühmte Widersacher Luthers, dem auch die Wiener Universität mit Leos X. Verdammungsbulle bey weitem nicht rasch genug zu Werke ging. — Die wilden Anfänge der Reformation, insonderheit die Wiedertäufer, durch längere Zeit von den Lichtensteinen zu Nikolsburg gehegt und gepflegt, aber bald um vielfacher Gräuel willen verjagt. Der Weltpriester, Leonard Kaiser, den Widerruf weigernd, zu Passau verbrannt. — Karl V. zu Passau auf seinem Zuge nach dem, neuerdings durch den großen Suleyman bedrohten Wien, von den Passauern mit Brot für sein ganzes Heer, mit zwey Fässern des trefflichsten Muskatellers und zwey ungeheuern Ochsen mit vergoldeten Hörnern beschenkt. — Die Domkapitularstatuten von 1530. — Da Ernst an die Stelle des, als Max's I. Minister und Liebling und durch seine Geschicke im großen Bauernkriege berühmten Matthäus Lang von Wellenburg, nach Salzburg postulirt wurde, sich aber dennoch nicht entschließen konnte, die Priesterweihe zu nehmen, auch hierüber, wie billig, keine Dispens von Rom erfolgen wollte, gab er Passau und Salzburg auf und privatisirte bis an seinen Tod. — Sein Nachfolger wurde der Domprobst Wolfgang.

Graf zu Salm, Sohn jenes Niklas, der beynahe in allen großen Schlachten Max's I. und Karls V. ruhmvoll gestritten, bey Pavia, Franz's I. Gefangennehmung entschieden, das neuerworbene Ungern wider den Gegenkönig Zapolya erhalten, dem bis dahin in drey Welttheilen unwiderstehlichen Suleyman, auf den Wällen Wiens, einen gebieterischen Gränzstein gesetzt, und denselben mit dem eigenen Blute fest verkittet hatte. — Der Sohn war eines solchen Vaters würdig. Karl und Ferdinand wünschten ihn wiederholt zum Reichsvicekanzler zu erheben. Er schlug es aus, als unverträglich mit seinem Oberhirtenamt, war aber gleichwohl die Seele vieler wichtigen Berathungen, wie denn auch die erste Annäherung der beyden entzweyten Religionstheile, der Passauer Friede (nachdem der undankbare Moritz von Sachsen den Kaiser zu Innsbruck überfallen und zu nächtlicher Flucht nach Villach genöthigt), zu Passau im Kapitelhof abgeschlossen wurde. Er führte prächtige Bauten, übte unermüdet Werke der Wohlthätigkeit, und seine Finanzen waren nichts destoweniger blühend. In Italien, in der Schule der Medizäer gebildet, der deutschen, lateinischen, griechischen, italienischen, spanischen und französischen Sprache mächtig, lebte er gern auf der romantischen Stromhöhe, in den Wäldchen, Lauben und Grotten von Hackelberg, umgab sich mit Künstlern und Gelehrten. Aus Letztern war Thomas Velde von Brixen, einst Wolfgangs Lehrer, nun Vorstand der Passauer Schule, der gesetzkundige Kanzler Aurelius Reminger, der Theolog Paul Sachstetter, der Kosmograph Jakob Ziegler von Landau, der Arzt Sebastian Gleis, der Philolog Johann Hugo Philonius, der Mathematiker und alterthumskundige Christoph Collatin, der gekrönte Dichter und Geschichtschreiber Kaspar Brusch aus Eger, eine Art von Llorente, ein freygeisterischer Pfaffe von losen Sitten, der, seltsam genug, dennoch die Geschichte der Hochstifter und Klöster zum Werke seines Lebens gewählt hatte. In Passau lange geduldet und großmüthig unterstützt, fand er gleichwohl das Mittel, des Fürsten Nachsicht zu ermüden, und mußte Passau verlassen. Die dort verfaßten Schriften edirte er zu Basel. Seine, Niemanden schonende Feder hatte neuerlich wieder einige Edelleute bedroht, die aber den Spaß sehr unrecht verstanden, Bruschen im Schlingenbacher Walde aufpaßten und ihn ermordeten.

S. 359. Die hochberühmte Passauer Kunst, entstanden durch einen listigen und eigennützigen Einfall des Passauer Scharfrichters, der jenem wilden Kriegsgesindel, das Erzherzog Leopold in seinem fürstbischöflichen Passau für Kaiser Ru-

dolph in Prag wider den Erzherzog Mathias geworben, und das deßhalb »das Passauer Volk« hieß, Papierstückchen durch einen Stempel, mit allerley fremdartigen Karakteren bedruckt, verkaufte, mit der Versicherung, sie seyen von nun an fest gegen Schuß, Hieb und Stich. Mancher aus der Geistlichkeit erschöpfte sich in Streitfragen, ob und in wie ferne der Teufel mit der Passauer Kunst mittel- oder unmittelbaren Zusammenhang habe? — Die oberensischen Bauern gebrauchten sich bey ihrem Aufstande der Passauer Kunst ganz vorzüglich, die ihnen am Ende wenig half. Ihr Gegner Pappenheim, dieser rasende Ajax, ließ aber dennoch Munition und Waffen zu Passau besegnen und besprechen, ehe er auf sie losrückte.

S. 263. Zwey Erzherzoge desselben Namens, zwey Leopolde unter den ausgezeichnetsten Fürsten Passaus, man möge dieß nun in Hinsicht auf kirchliche oder auf bürgerliche Verwaltung, oder auf politisches Gewicht oder auf persönliche Leistungen in den schweren Tagen des dreyßigjährigen Krieges und seiner Vorspiele verstehen, — Leopold, der das Passauer Volk geworben, späterhin den geistlichen Stand verlassen, sich mit päpstlicher Dispens der Medizäerin Claudia vermählt, und in dem treuen Tyrol einen festen Knoten mächtiger Widerstandskräfte und rettender Vereinigung mit der in Mailand herrschenden spanischen Linie geschlungen hatte, — dann sein Neffe Leopold Wilhelm, unstreitig einer der ausgezeichnetsten Generale des Kaisers wider die besten schwedischen Feldherren, Bannier, Torstenson und Wrangel, eben so standhaft, als die Schweden nach dem Siege von Jankau an den Wiener Donaubrücken erschienen, als ein milder Schutzgeist im Kaiserhause selber und inmitten der allgemeinen Verwilderung, ein rechter Anker der Wissenschaft und Kunst, der Stifter der herrlichen, jetzt in Eugens Belvedere aufgestellten Gemäldegallerie, — fürwahr als ein Enkel so vieler Kaiser, als Herr mehrerer deutschen Fürstenthümer, ein rechter Gegensatz mit dem S. 371, 372 treffend geschilderten Bauernstolz des schwedischen Kanzlers Oxenstierna, den aber die Deutschen viel lieber ertrugen, als ihres Kaisers gesetzliches Ansehen!! — Im spätern Zeitverlaufe fällt nur der nach dem Tode des Kardinals Leopold Ernst Grafen von Firmian gegen die uralten passauischen Rechte vorgenommene Schritt auf, da alle passauische Diöcesangerichtsbarkeit in Oesterreich suspendirt und die noch von den Tagen der Karolinger herrührenden Güter zu Gunsten eines neu zu errichtenden Landesbisthumes in Beschlag genommen wurden. — Es sollten nämlich künftighin die Territorial- und die Diöcesangränzen

identisch seyn, und kein Bischof, der nicht zugleich Unterthan, eine Jurisdiktion mehr in Oesterreich ausüben. — Diese und andere von der Regierung, dem damaligen Zeitgeiste gemäß, aufgestellten Grundsätze über das landesherrliche Recht circa sacra, wurden durch den übereilten Eifer und die Wohldienerey mancher Unterbehörde, wie ein Vorspiel zu einem österreichischen National-Christenthum und zu einer Kreisamts-Hierarchie angesehen, und erregten allgemein ein widriges Aufsehen, das die Feinde Oesterreichs benutzten, um das ganze Reich gegen Josephs Absichten in der übertriebensten Weise zu allarmiren. — Dennoch ging der neue Fürstbischof, Joseph Franz Graf von Auersperg, ohngeachtet der preußischen Verheißungen, nicht an den Reichstag, sondern verglich sich unterm 4. July 1784, wenigstens die sequestrirten hochstiftischen und domkapitlischen Güter rettend, mit der Verzichtleistung auf alle Diöcesanrechte und mit Aufbürdung eines bedeutenden Geldbeytrages für das neu errichtete Bisthum Linz. — Der Salzburger Erzbischof, Hieronymus Colloredo, schied mit ungleich größerem Vortheil aus dieser Verwicklung.

Dagegen bewahrte das Geschick Passau durch geraume Zeit vor einer französischen Invasion, die im Feldzuge von 1796 bereits halb Deutschland verschlungen hatte. — Moreau's Sieg bey Hohenlinden (3. Dezember 1800) verhängte endlich dieses Schicksal auch über die beyden, seit so vielen Jahrhunderten, Oesterreichs unmittelbarem Schutz vertrauten Hochstifter Salzburg und Passau. Die in Folge des Luneviller Friedens reichsgesetzliche Indemnisation der weltlichen, und Säkularisation der geistlichen Stände warf Passau nach manchem Zwiespalt in das Entschädigungsloos Baierns und des mit Salzburg und Berchtoldsgaden sehr unvollständig bedachten Großherzogs von Toskana. Der letzte Fürst war aus dem uralten tyrolischen, späterhin in Böhmen angesiedelten Geschlechte der Grafen von Thunn und Hohenstein, welches Passau bereits mehrere Oberhirten gegeben hatte.

Das vorliegende Werk beurkundet in allen seinen Theilen, in Inhalt und Darstellung, Fleiß und Urtheilskraft; und mit dem I. Bande verglichen, ein unläugbares, bedeutendes Fortschreiten. Die angehängten Tabellen sind im Ganzen zweckmäßig. — Was das am Ende angehängte Urkundenbuch betrifft, so wäre es wohl wünschenswerth gewesen, der Verfasser hätte uns aus dem, ihm zu Gebote stehenden reichen Schatze, ein eigenes Bändchen, mit erläuternden, archäologischen, geographischen und genealogischen Anmerkungen gespendet, und nicht bloß ohne alle Anmerkung, fast lauter solche Stücke, die in

Hunds Metropolis, in Hansitzens Germania sacra, in Rettenbachers Jahrbüchern von Kremsmünster, in der Gebrüder Petz Scriptoren und Thesaurus, in Hormayers historischen Taschenbüchern rc. bereits abgedruckt sind. — Auch bey diesen Diplomen hätten noch bedeutende Erörterungen Statt haben können. Wir wollen hievon nur einen einzigen Punkt berühren, der die Geschichte Wiens unmittelbar betrifft. Die sub Nro. 2 angeführte Bestätigung Ludwigs des Frommen für Passau zählt unter den, durch Karl den Großen dahin geschenkten Ortschaften auch: »in Artagrun (Ardacker) basilicas duas et in Saxina basilicas duas *et totidem in Fabiana.*« — Diese ganze letzte (seit lange auf die beyden, in die Karolingenzeit hinauf datirten Kirchen Wiens bey St. Rupprecht und bey St. Peter gedeutete) Stelle fehlt in dem gegenwärtigen Abdrucke ganz, und dennoch scheint er aus dem Original des Münchner Reichsarchives genommen und alldort wenigstens kein anderes vorhanden zu seyn. Es ist auch beygemerkt, es fehle das aufgedrückte Insigel und an desselben gewöhnlicher Stelle sey die Urkunde ausgeschnitten: lauter Umstände, einer ernsten kritischen Beachtung wohl würdig. — Viele Urkunden der karlowingischen Epoche gehören unstreitig erst den Tagen der Sachsenkaiser an, einige sogar erst jener der salisch-waiblingischen Konrade und Heinriche, und obwohl in mancher die chronologischen Noten sehr schlecht zusammenstimmen, oft sogar nicht einmal die Siegel, die von andern Urkunden abgerissen und auf diese, passend oder unpassend, aufgedrückt sind, würde man dennoch sehr voreilig handeln, sie, ihrem ganzen Inhalte nach, für falsch und unterschoben zu erklären. — Jener Tage fromme Einfalt nahm ganz und gar keinen Anstoß daran, zur Sicherung ihres oft von der lüsternen Uebermacht weltlicher Nachbarn heimgesuchten Besitzthumes, spätere Accessorien mit dem früher geschenkten Hauptgut auch in einer Haupturkunde zu vereinigen und zu diesem Ende oft mehrere parzielle Dokumente in ein einziges, umfassendes zurückzudatiren. Ein Aehnliches mag auch hier geschehen seyn? obgleich man andererseits wieder versucht seyn möchte zu glauben, es komme wirklich in jenem Diplom gar keine Erwähnung von Fabiana vor und Lazius habe nur, als Vater der Lügen, wie auf vielen Römersteinen, so auch in dieses Diplom hineingesetzt, was eben in seinen Kram taugte, um dem geliebten Wien, dessen ruhmvoller Bürger und nicht unverdienter Geschichtschreiber er war, eine von den Römertagen in jene der Völkerwanderung und in jene der Wiederherstellung durch Karl den Großen herüber, ununterbrochen fortgeführte Celebrität zu verschaffen. — Er selbst ändert die betreffende Stelle

an zwey Orten, — de gent. migrat. L. VII. p. 274 heißt es: »et in Saxina basilicas duas et *totidem* in *Fabiana*,« — in den comment. reip. roman. XII. 977 dagegen: »et *unam* in *Fabiana*,« — in seinen Jahrbüchern Wiens, oder rer. Viennens. L. II. p. 57: »In antiquissimo diplomate a Lud. pio Patav. Dioecesi dato legimus novae aliquot divorum Basilicae — — quarum erat *divo Petro in Fabianis una*, in coeteris locis ad Danubii ripam in Norico ripensi in aliquibus singulae in aliis vero positae binae, h. e. Tullana, Ceisenmuro, Artagruno, Pechlaro, Trebensee, Saxina, Roede et Sumburgo.« — Hansiz, welchem zu seiner Germania sacra die Archive von Passau wie von Salzburg frey geöffnet waren, sagt hierüber höchst zweydeutig (I. p. 155): »Extant fragmenta diplomatis apud Lazium, qui *dicit*, *se invenisse et legisse*; ex quo hic promo; *variatis*, credo, *ut Lazius solet* verbis, *sententia tamen genuina*. Sic autem habet: In noe etc. — Locum, qui vocatur Lytaha, et in terra Hunnorum Zeysenmurum, Trasmam, Wachouiam, Pielagum, Nardinum, Roede, Aspach, Wolfeswanc, Erlapha, Bierstlingum, Tullana, Trebensee et in Artagrun basil. duas, et in Saxina basil. duas *et totidem in Fabiana*. (alibi Lazius ponit *unam* in Fabiana).« Das ist freylich über die Urschrift selbst, eine höchst betrübte Auskunft! — Es scheint, Niemand habe ein, über jede Ausnahme erhabenes Original gesehen und den Lazius damit für immer zu Boden schlagen wollen, oder können, der doch auch ein Paar uralte Abschriften gesehen haben kann? Vielleicht sind diese gegen den Babenberger, Leopold den Glorreichen und gegen den Habsburger, Rudolph IV., Gründer des Stephansdomes und der Hochschule, bey der Gelegenheit, vorzüglich in Rom gebraucht worden, als ein Hof- und Land-Bisthum Wien, auf Kosten der uralten Mutterkirche Laureakums erweckt werden wollte? Wahrlich eine unverkennbare Spur der täglich zunehmenden Ausarbeitung der Territorialgewalt und des Untertauchens der mehr ideellen Gemeinschaften der Kirche und ihrer Hierarchie, eben so wie des Handels, des Sohnes der Freyheit, in die allerreellste Gemeinschaft, in den Staat! —

Art. X. Neue militärische Zeitschrift. Wien 1811. Gedruckt bey Anton Strauß. (X. Jahrgänge, jeder zu IV Bänden und zwölf Heften, 1808, dann 1811 bis 1813, endlich wieder von 1818 bis 1823).

Zu den vielfältigen, bis in eine späte Folgezeit fortwirkenden Verbesserungen und Verstärkungen, die Oesterreichs Wehr-

stand dem durchlauchtigsten Erzherzog Karl verdankt, gehört unstreitig auch die, auf sein Geheiß von dem damaligen Generalquartiermeister, Baron Duka, dem Kriegsarchive, diesem fruchtbaren Magazin kriegerischer Ehren und Lehren, geweihte besondere Aufmerksamkeit. — Sie fiel in eine Zeit, wo der Drang der Gegenwart in jedem vaterländisch gesinnten Herzen das Bedürfniß steigerte, sich in die Vergangenheit zu versenken, und wo der gleichzeitige Ausruf einer geistreichen Frau, Großen und Geringen zur Losung dienen mochte: „C'est l'oubli seul, qui dégrade l'ame, mais elle peut trouver un asyle dans le passé, quand d'arides circonstances privent les actions de leur but!

Eine solche Zeit bekräftigte es doppelt, daß unbenützte Schätze so gut wie gar keine seyen, daß diejenigen, welche dieselben, mit ängstlicher Geheimnißkrämerey, den Motten und der Verwesung aufbewahrten, nur den geringsten Theil ihres Berufes empfunden und diejenigen ihn noch schlechter verstanden haben, die vor Ungeduld brannten, was einmal über ein halbes Jahrhundert hinaufreichte, der Papierstampfe und dem Käsekrämer zuzuerkennen. — Die seltsame Seuche jener Zeit, die unaufhörlich schamroth wurde, eine Vergangenheit gehabt zu haben, und ihren Stolz darein setzte, durchaus nur von heute zu datiren, hat so ziemlich bey allen Zweigen der Verwaltung die Runde gemacht, und selbe mit nicht geringen Verlusten für Nationalbildung und für Nationalehre bezeichnet. — Wie jede Defensive nur offensiv behauptet werden mag, so besteht jede wahre Erhaltung nur in der Ausbreitung. Jedes archivalische Institut wird zum stehenden Wasser, wenn es nicht einerseits mit dem Gange der großen Geschäfte, andererseits mit der Nationalbildung und mit dem Fortschreiten der respektiven Wissenschaften in planvolle Beziehung und in beständige Wechselwirkung gesetzt ist. — Letzteres geschieht am trefflichsten durch ein unter der Oberleitung des betreffenden Ministeriums stehendes Journal, und ohne die geringste Partenlichkeit, darf die österreichische militärische Zeitschrift, allüberall als Muster der Nachahmung aufgestellt werden.

Früher waren beynahe die einzigen approximativ verläßlichen Nachrichten über Oesterreichs tapferes Heer, über seine Zusammensetzung und seine Mitglieder, nur in den durch den Buchhändler Gräffer 1790, im Laufe des Türkenkrieges begonnenen Militäralmanachen zu erlangen. — Gleich der erste derselben lieferte die Namen der Inhaber sämmtlicher Regimenter zu Pferde und zu Fuß seit ihrer Errichtung, ja sogar auch (wiewohl nicht vollständig) der, bey der neuen Organisation der

Armee durch Joseph II. und Lacy 1768 reduzirten Regimenter, ferner den Stand der Bürgermiliz, den Stand des Heeres bey Eröffnung des Türkenkrieges unter Karl VI, 1738, die Kriegsvorfälle von 1788 und 1789, Einiges über Belgrad, dessen rasche Eroberung durch Loudon so großen Jubel hervorgebracht hatte; — lauter erwünschte Lieferungen, wäre nur die Bearbeitung mit größerer Sachkenntniß und Sorgfalt geschehen. — Der Jahrgang 1791 gab die Statuten des von Joseph II. beym Ausbruch des Krieges gegen die Pforte gestifteten militärischen Ehrenzeichens für die obligate Mannschaft vom Feldwebel abwärts, nämlich der goldnen und silbernen Medaille, die Mitglieder des Theresienordens, seit seiner Stiftung durch die große Theresia, zum Andenken des Sieges von Kollin, mit der Angabe, bey welcher Gelegenheit ihnen dieß, van ganz Europa hochgeschätzte Zeichen kriegerischer Ehre zu Theil geworden, — ein Verzeichniß der Generallieutenants (Generalissimus), der Kriegspräsidenten, Artilleriedirektoren und obersten Kriegskommissäre seit Karl V. und Ferdinand I., — die berühmte Vertheidigung der veteranischen Höhle durch den Major von Stein (Bruder des nommé Stein, des preußischen Staatsministers). — Der Jahrgang 1792 gab zuerst die Generalität nach der Rangsliste und die Stabsoffiziere. Jener von 1793 die Grenadier-Bataillons, die sämmtlichen Obersten, den Stand des Heeres nach dem Dresdner und nach dem Szistower Frieden, 1745 und 1791; jener von 1794, die Garden und die Freykorps; jener von 1795, das Sanitätswesen der Armee, die Obersten von Errichtung der Regimenter an, die Branchen des Geschützes und Geniekorps. In den Jahrgängen von 1796, 1797 und 1799 erschienen an neuen Rubriken, die an Individuen der österreichischen Armee vertheilten fremden Orden, die Wiener Freywilligen und das Wiener Aufgebot, und die im Beginne des Krieges der zweyten Koalition, 1799, errichteten leichten Bataillons. — Die in diesen Jahrgängen zerstreuten geschichtlichen Aufsätze über den Türken- und Franzosenkrieg und über einige aus Oesterreichs berühmtesten Feldherren sind höchst alltägliche Kompilationen. — In den, auf den Luneviller Frieden und auf die Regeneration des Kriegswesens durch den Erzherzog Karl gefolgten Jahrgängen 1801 — 1806 finden sich: die ungrische Insurrektion des Jahres 1800, der Hofkriegsrath, die Generalkommandos, das neue Militär-Appellationsgericht, die Reichswerbung, das Kriegskommissariat, die Marine, die Josephinische Akademie und das Veterinär-Institut, die Hofkriegsagenten, die 1802 durch den F. M. L. Marquis Chasteler errichtete Tyroler Landmiliz, das Trumauer Lager von 1803 rc. Die Sterbfälle und Verän-

derungen wurden regelmäßig angezeigt. Doch erhielt dieses Alles, wie natürlich, einen ganz andern Schwung, als vom Jahre der vollendeten Weltbefreyung, von 1815 an, ein sorgfältig ausgearbeiteter Militärschematismus des österreichischen Kaiserthums von der Staatsdruckerey ausging.

Ein ebenfalls lobenswerthes Unternehmen der Gräfferschen Buchhandlung, die vorzugsweise alle militärischen Artikel führte, war die »Geschichte der k. k. österreichischen Regimenter, Korps, Bataillons und Branchen,« auch unter dem Titel: »Annalen der österreichischen Armee,« 1812 mit dem dritten Bande beschlossen. Es enthielt viele schätzbare Materialien, wohl würdig, nach einem umfassendern Plan und mit größerer Sorgfalt von der militärischen Zeitschrift wieder aufgenommen, durch Umlaufsschreiben allen Regimentern und Korps zur Kompletirung und Berichtigung empfohlen zu werden. Viele denkwürdige Züge und Anekdoten müssen daher und aus den Invalidenhäusern sich bieten? Verdienstlich war das Schlußrepertoire dieses Buches und das Verzeichniß der österreichischen Generale seit dreyhundert Jahren.

Ein Vierteljahrhundert von Kriegen aus Kriegen, von Lissabon bis Moskau Europa erschütternd und ihre Zuckungen bis ins Herz der überseeischen Besitzungen der europäischen Mutterreiche verbreitend, mußte wohl auch die wissenschaftliche Zergliederung des großen Kriegshandwerks in allen Zweigen desselben ungemein befördern. Dennoch hat das Vielschreiben hier nicht in gleichem Maße mit dem vielen Thun zunehmen können. In Zeitschriften insbesondere hat Hoyer in dem »Magazin für Befestigung und Artillerie« seinen alten Ruhm bewährt. Die in München erschienenen »Kriegsschriften süddeutscher Offiziere«, die von preußischen Militärs herausgegebene »Zeitschrift für die Kriegsgeschichte der Vorzeit« und die »Denkwürdigkeiten für Kriegskunst und Geschichte« sind eingegangen. — Mauvillons militärische Blätter, parteylos und würdevoll als Recensionsanstalt, über Befestigung, Geschütz, Oekonomie, überhaupt über Kriegestechnik sehr gründlich, zeigen in der Anwendung der Wissenschaft auf das Leben, dennoch häufig den Mangel an Originalquellen, und ermüden nicht selten durch nutzlose Breite. Das Leipziger militärische Taschenbuch war nicht ohne willkommene Ausbeute für die Kriegsgeschichte, hie und da zählt es auch lobenswerthe theoretische Aufsätze. Die in Würtemberg erscheinende »Zeitschrift für Kriegswissenschaft« ist durch den Geist leidenschaftlicher Opposition scharf genug bestimmt, der nicht immer wieder in gleichem Maße durch Reichthum und Tiefe des Gegebenen ersetzt wird. — Die in Berlin und Posen

erscheinende Militär-Literaturzeitung schien jene würtembergische an Einseitigkeit und Bitterkeit manchmal noch überbieten zu wollen, und die, dem militärischen Wochenblatte (das seit 1824 auf Verordnungen und Militärveränderungen beschränkt ist) nachgefolgte »Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges« zersplittert sich zum Theil in Gegenständen, die den Wünschen und Interessen der Zeit sehr ferne liegen, obgleich mehrere wissenschaftliche Aufsätze unbestreitbaren Werth haben.

Allen diesen, zum Theil sehr rühmlichen Leistungen eilte doch die österreichische militärische Zeitschrift, nach dem Urtheil jedes unbefangenen Kenners weit voran, in wissenschaftlichen Aufsätzen sowohl, als vorzüglich in der Kriegsgeschichte, für die mit diesem Journal in der That eine ganz neue Epoche beginnt, so zwar, daß es jetzt erst, nach den dort eröffneten Quellen und mitgetheilten Berichtigungen und durch deren, mit Grunde zu hoffende, ununterbrochene Fortsetzung, möglich wird, dereinst eine approximativ wahre Staatsgeschichte Oesterreichs zu schreiben.

Die glückliche Idee und die rasche Ausführung eines solchen Journals gehört dem Jahre 1808 an, jenem Jahre der Vorbereitungen und Rüstungen zu dem unvergeßlichen Kampfe von 1809. — Der damalige Kriegsarchivsdirektor F. M. L. Moriz Gomez de Parientos veranlaßte, nach der Willensmeinung des durchlauchtigsten Erzherzogs Generalissimus, emsige Vorarbeiten dazu, die schnell zur Ausführung reiften.. Noch 1808 erschien ein voluminöser Band von vier Heften, 603 Seiten, mit vielen und schönen Karten und Planen Der Krieg und des Feindes schnelles Vordringen gen Wien, nach dem großen Unfall von Landshut und Regensburg, unterbrachen den Fortgang, und eine der feindlichen Haubitzgranaten machte das IV. Heft zu einer bibliographischen Seltenheit. — Die Wiedergeburt dieser trefflichen Zeitschrift, und zwar als verjüngter Phönix aus den Asche, fällt unter das, für verschiedne Zweige des österreichischen Kriegswesens troß mancher ungünstigen äußern Umstände, so heilsam wirkende Präsidium des Marschalls Grafen von Bellegarde. — Ein vorzüglicher Beförderer in Wort, Schrift und That war der nunmehrige G. M. Leopold Freyherr von Rothkirch, einer der Männer von Aspern. Aber der thätigste Mitarbeiter, wie überhaupt der fruchtbarste und gemeinnützigste militärische Schriftsteller Oesterreichs, war von jeher der nunmehrige Redakteur dieser Zeitschrift, der beym Kriegsarchiv angestellte k. k. Hauptmann Johann Baptist Schels. Sein: »mathematisches Handbuch für Krieger« zog schon vor zwanzig Jahren die Aufmerksamkeit der

Behörden auf den noch sehr jungen Mann. Diese Jahrbücher leisteten seinen Verdiensten schon einmal die verdiente Gerechtigkeit in der Anzeige seiner: »Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserstaates«, die zeither auf fünf Bände angewachsen, bis zum Tode Ludwigs des Baiern reicht (VII, 300. Jahrg. 1819). Die dazu gehörige, mit seltner Vollendung ausgeführte »Karte von Oesterreich unter den Römern« vereinigt einfach und deutlich die bisherigen Untersuchungen und Vermuthungen unserer bewährtesten Alterthumsforscher. — Das in vier Theilen durchgeführte Werk: »leichte Truppen, kleiner Krieg«, während des Wiener Kongresses erschienen, bleibt immerdar ein ideenreiches und brauchbares Handbuch für Offiziere aller Waffengattungen. Am ausgebreitetsten war übrigens seine Thätigkeit für die militärische Zeitschrift, der er, seit ihrer Entstehung über sechzig der bedeutendsten, sowohl wissenschaftlichen, als kriegsgeschichtlichen Aufsätze weihte.

Es hat auch das Heer an der Erscheinung und an dem Fortgange dieser Zeitschrift den lebendigsten Antheil genommen. Sie fehlt nirgend in den, seit anderthalb Jahrzehenden mit so vieler Liebe betriebenen Regimentsbibliotheken und Schulen. Als der Befreyungskrieg von 1813 die meisten Mitarbeiter zu höherer Bestimmung ins Feld rief, und die Zeitschrift von 1814 bis einschließlich 1817 unterbrochen blieb, führte sie endlich der allgemeine, lebhafte Wunsch Anfangs 1818 neuerdings ins Leben. Das Ausland zeigte seinen Antheil durch die Frequenz, in welcher die Zeitschrift bestellt und gelesen wird. — Diese ehrenvolle Würdigung zu rechtfertigen, bedarf es nur einer näheren Inhaltsanzeige, zu der wir nunmehr übergehen, und zuvörderst die historischen Aufsätze in chronologischer Folgereihe aufführen.

Die Schlachten in der Umgegend Wiens näher zu bezeichnen, war ein glücklicher Gedanke. Mehrmals war diese Umgegend der klassische Boden weltgeschichtlicher Ereignisse. Er kann dem echten Oesterreicher nie zu theuer seyn! — Der Magyaren Sieg bey Theben, oder vielmehr bey Preßburg (907) über das Heer Ludwigs des Kindes machte sie beynahe auf ein halbes Jahrhundert eben so zum Schrecken Deutschlands, als kurz zuvor die Normannen der Schrecken Frankreichs und der meisten Küstenlande gewesen sind. Die meisten Bischöfe fielen und der Kern des süddeutschen Adels und Heerbanns, an seiner Spitze der Ahnherr des baierischen Königshauses, Luitpold, Markgraf auf dem Nordgau, in der Ostmark, in Karentanien. — Die Schlacht vom Neustädter Steinfeld bis gegen die Leitha, in welcher der Letzte jener unübertroffe-

nen Heldendynastie der Babenberger, Friedrich der Streitbare (1246) wider den, kaum nach der Mongolenfluth in sein verheertes Reich wieder zurückgekehrten Bela fiel. — Diese Schlacht verhängte zuerst über Oesterreich jenes unheilvolle Zwischenreich, welches dann vier Jahre später der Tod des letzten Hohenstaufenkaisers, Friedrichs II. über Deutschland und über Italien brachte. — Die beyden (in unsern Tagen durch Aspern und Wagram überbotenen) Marchfeldsschlachten des großen Böhmenkönigs Przemysl Ottokar waren seines thatenreichen Lebens Scheitelpunkt und Fall. Die erstere vom 12. July 1260 gab ihm die früher an Bela überlassene Steyermark, vereinigte das Erbe der Babenberger wieder in seiner Hand, und bahnte seinen Entwürfen auf Kärnten und auf die Küstenlande den Weg. In der zweyten verlor er am 26. August 1278 an Rudolph von Habsburg den Sieg und das Leben. — Wenn wir bey dieser verdienstvollen Arbeit etwas zu erinnern hätten, so wäre es, es sey mitunter ein vergebliches und gefährliches Streben, auf diesen ungeregelten Tummelplatz der alten, zerstreuten, in strategischer Hinsicht durchaus charakterlosen Fechtart, die Ansichten und Grundsätze unserer Zeit so streng übertragen zu wollen, und unter den äußerst mangelhaften, durchaus kein vollständiges Bild zulassenden Quellen wünschten wir wenigstens keine so elende Kompilation wie Geusaus, Schwabes und Eisenmanns, ja nicht einmal Aventin, Adelzreiter oder etwa Brunner citirt, dagegen Ottokar Horneks Reimchronik nicht übergangen zu sehen. — Daß den gegenwärtig vorherrschenden Interessen, vorzüglich jenen der heutigen Kriegswissenschaft so fremde und so ferne Gegenstände, wie »der Kampf um Chiozza, zwischen Genua und Venedig, 1362—1378«, nur mit der gehörigen Sparsamkeit vorkommen und dafür jene aus Oesterreichs Kriegsgeschichte, vorzüglich der neueren und neuesten, weit häufiger sind, zeugt für die überaus richtigen Ansichten der Redaktion, über die Wünsche und über die Bedürfnisse ihres Publikums.

Das Tagebuch der Heerfahrt Karls V. gegen Tunis 1535 (der Gegenstand eines, an Schönheiten reichen vaterländischen Heldengedichtes von dem würdigen Patriarchen zu Venedig) verdient die Vergleichung mit zweyen, im Hormayr'schen Archive abgedruckten Monumenten, dem Itinerär dieses großen Kaisers durch seinen Geheimschreiber Vandenesse, und der Schilderung des Kustos Primisser, von den in der Ambrasser Sammlung befindlichen Kartons Johannes von Vermeyen (genannt »Hans mit dem Bart«), den Karl eigens als Historienmaler dieses Feldzuges mit sich genommen hatte.

Je unheilsvollere Verwirrung auf der langen Regierung Rudolphs II. lastete, je häufiger die größten Ereignisse und die schmerzlichsten Verluste größtentheils nur aus unwürdigen Hindernissen und erbärmlichen Ursachen erklärt werden können, je häufiger in den größten Geschäften ein isolirtes, roh willkürliches Walten, wie von Basta und Belgiojoso und folgenreiche Justizunthaten, wie an Lobkowitz, Illyeshazy ꝛc. vorkommen: um so wichtiger und willkommner sind alle urkundlichen Beyträge zur Erkenntniß dieser schrecklichen Zeit; so hier die Relation über den Türkenkrieg von 1592 und 1593. — Das Generalat der windischen und petrinianischen Gränzen (der Grundstein unsers durch drey Jahrhunderte ruhmwürdig erprobten Gränzsystems) kann zu den Kämpfen jener Blumen des Ritterthums in der pyrenäischen Halbinsel wider die Araber ein würdiges Gegenstück liefern, und im Geschlechte der Auersperge haftet von daher ein vom Vater zum Sohne vererbter Heldenruhm. — Der verdiente Professor Richter in Laibach setzte ihnen und den Raubern, den Redern, Eggenbergen, Coroninis, Herbersteinen, Graswein, Attems, Strafoldos, Rabattas ꝛc. in Hormayrs Archiv ein würdiges Denkmal. — Der Entsatz Pálota's, 1566, ist eines der vielen Begegnisse, in denen eine große Gefahr dadurch abgewendet wird, daß gleich dem Mohren und Papageno, beyde Theile sich in die Wette vor einander fürchten! — Wenn bereits gewonnene Schlachten, wie bey Rivoli, bey Marengo, bey Mont S. Jean durch plötzlichen panischen Schrecken verloren werden, verloren von kriegsgeübten und siegenden Truppen, unter heldenherrlichen Führern, um wie viel mehr kann nicht Aehnliches unter Barbaren geschehen? — Es ist dieß einer der wenigen Trostgründe, welche die europäische Kriegskunst wider eine neue Völkerwanderung aus Nordost oder Osten und wider die morgenländische Streitesart hat. — Die Feldzüge 1601 und 1602 gegen die Türken, aus den Operationsjournalen des Erzherzogs Mathias, enthalten manche erfreuliche Züge kriegerischer Tugend unter den widrigsten Umständen, von Seite des Erzherzogs selbst, des Herzogs von Mercoeur und Marschalls Roßwurm; allein auch ein trauriges Bild, wie wenig alle vereinzelnte Anstrengung nütze, wenn die Elemente der Zersplitterung und des Verderbens von oben kommen! — Man darf nicht daran denken, wie viele günstige Augenblicke zur Wiedereroberung des, durch anderthalb Jahrhunderte so oft und immer vergeblich belagerten Ofen's, ja Ungerns und Siebenbürgens sich dargeboten haben, dagegen das Heer durch den drückendsten Mangel aufgelöst und mehrere der wichtigsten Vormauern Wiens, sogar Raab ver-

loren gegangen, daß Meuterey durch unbefriedigte Truppen und Besatzungen und verrätherische Uebergabe manches festen-Platzes an die Türken an die Tagesordnung gekommen sey. — Es war ein schlechtes Hausmittel dagegen, daß in Wien 1595—1601 eine Hinrichtung der andern folgte, von Kommandanten wie Hardeck und Paradeiser, oder unter den Besatzungen von Papa, Babocsa und Klein-Komorn. — Der ritterliche Abschied der bey Stuhlweißenburg geschlagenen Türken hat etwas von dem zwischen den spanischen und Mauren-Rittern waltenden Geiste der Chevalerie und Galanterie, wovon in den ungrischen Kriegen leider gar wenig zu spüren ist, desto mehr aber treulos gebrochene Kapitulationen, um ihres tapfern Widerstandes willen lebendig geschundene Kommandanten, Vergiftung berühmter Kriegsgefangener nach erlegter Ranzion, auf der Heimkehr, um sich zugleich des gefährlichen Feindes zu entledigen und das reiche Lösegeld als reinen Gewinn einzuernten rc. rc.!

Aus dem dreyßigjährigen Kriege gab die Zeitschrift Pappenheims Bericht über die Erstürmung Magdeburgs, welcher die Ehre des Tages mit gutem Grund ihm allein beylegt, und uns wohl zeigt, daß der kühne, beynahe vor den Augen Gustav Adolphs ausgeführte Streich, viel weniger im Geist des um seine frühern Lorbern bangen, immer mehr eindorrenden Helden Tilly, als vielmehr jenes tollkühnen Magister Equitum gewesen sey, der zwey feurige Schwerter auf der schneeweißen, hochgewölbten Stirn mit auf die Welt brachte, und zwey und dreyßig Wunden mit ins Grab nahm. Sie gab den Bericht über die, Tillys zehnjähriges Siegesglück gewaltig umwendende Leipziger Schlacht von 1631, die Briefe des Marschalls Aldringer an den Kaiser, der durch mehrere Tage vom Tilly selbst gar keine Nachricht hatte, — Tillys eigene lakonische Meldung und die Relation des von ihm als Kurier abgeschickten Lieutenants Regensberger. — Der Werth der damaligen ämtlichen Berichte wird dadurch sehr vermindert, daß fast alle Hauptsachen mündlich verhandelt wurden, und die Berichte sich meist darauf beziehen. — Die Bemerkungen über die Schlachtordnung sind wichtig, und beweisen (wie so manche andere schätzbare Entdeckung dieser Zeitschrift), wie willkürlich Bülow viele seiner Annahmen subsumirt, wie gesucht er nach einer voltairisirenden Erklärung der grands effets par des petites causes gehascht habe! Uebrigens dünkte es uns sehr verkehrt, wenn man diese Schlacht durchaus nur wissenschaftlich erklären wollte, und als den absoluten Wendepunkt eines alten und neuen Systems aufstellte. — Gustav war ein König in seinem Heer, Tilly aber, der bis auf

diesen Tag keine Schlacht verloren, so wie er nie Wein getrunken und nie ein Weib berührt hatte, war über die Jahre hinaus, die den Sieg bringen, welcher starren Siebzigern nimmermehr hold ist. — Uebrigens sind hier auch die Beweise, daß Tillys bis dahin siegbekröntes Heer an Allem, vorzüglich an Gelde den äußersten Mangel litt.

Wichtig sind des Generalquartiermeisters Diodati Angaben über die Lützner Schlacht, wiewohl ohne nähere Umstände oder Aussagen über Gustav Adolphs Tod. Daß diese Schlacht, nach welcher Wallensteins Heer wieder tief nach Böhmen hinein umkehrte, und das ohnehin schon ausgesaugte Land vollends zur Verzweiflung brachte, doch für einen Sieg anzusehen sey, wird den Lesern hier mit kühner Casuistik zugemuthet, wiewohl die Sachsen keineswegs vom Feinde abgetrennt wurden, sondern jetzt erst recht anfingen, ihm überaus wichtige Bundesfreunde zu seyn!?

Noch merkwürdigere Aktenstücke finden sich hier über Wallenstein. Sein unerhörtes Emporsteigen, seine unermeßlichen Reichthümer, der Nimbus, der ihn, weit über das Verhältniß seiner Kriegesthaten umgab, mußten diesen Mann zum Gegenstande der widersprechendsten Urtheile machen. — Unter seinen Zeitgenossen (unter denen er wohl kaum einen Freund hinterließ) erhob sich auch kaum eine bedeutende Stimme, die ihn von hochverrätherischen Entwürfen eines schwindelnden Ehrgeizes freygezählt hätte? Ganz ausbleiben aber konnte eine solche Stimme nicht, dafür sorgte schon der Geist des Widerspruches und die Parteywuth. — In neuerer Zeit hat die Sucht, immer etwas Anderes als die Vorgänger, etwas Anderes als die öffentliche Meinung auszusprechen und zu beglaubigen, zum Theil auch der Umstand hiezu beygetragen, daß während österreichischer Seits, wohl durch mehr als ein Jahrhundert gänzlich geschwiegen wurde, die Stimme der religiösen und politischen Widersacher all überall die Oberhand behielt und den stillsitzenden Gegentheil präkludirte. All dieß gab in der neuesten Zeit der Stimme neues Gewicht, die dem Wallenstein, trotz der Untertretung aller Formen, wenigstens großartige und für das gemeinsame deutsche Vaterland wohlthätige Absichten beymaß, und den Kausalzusammenhang völlig umdrehte, behauptend, des Hofes Mißtrauen habe ihn (wollte er anders seine großen Duldungs- und Friedensplane nicht völlig scheitern lassen) immer weiter und weiter zu gehen genöthigt; es habe die Katastrophe gerade erzwungen und herbeygeführt, die es vermeiden wollte, und des gefürchteten Generalissimus ungesetzliches blutiges Ende sey nur der Schlingknoten jenes vitiosen Zirkels argwöhnischer

Furcht gewesen! — Unsers geringen Erachtens erfuhr Wallensteins Name wie im Leben so nach dem Tode das entgegengesetzte Geschick so mancher edlen Geister, die im Leben verkannt und mißdeutet, nach langem und standhaftem Kampf in seinen Mühen, Ungerechtigkeiten und Gefahren untergegangen, nicht einmal einen Retter ihres Andenkens bey der Nachwelt finden. Wallenstein dagegen ging wie im Leben so nach dem Tode beständige Ueberschätzung zur Seite. — Keine einzige große Kriegesthat rechtfertigt es, daß sein Name so oft neben Gustav Adolph und seiner reichen Schule von Helden, oder neben Tilly genannt wurde. — Unmittelbar aus dem Pagen- und Hofdienste, ebnete ihm die Heirath mit einer reichen Wittwe alle Pfade des unbeständigen Glückes, und gab ihm das Zauberwort, den Geist einer zuchtlosen, räuberischen Soldateska zu beschwören. So trat er in die Tage des Fenstersturzes zu Prag, der offenen Empörung, der Wahl des Winterkönigs. Nach den Hinrichtungen, Verbannungen und Konfiskationen, die zu gerechter Rüge des ungeheuern Frevels dem Siege Tillys am weißen Berge folgten, hat Wallenstein unermüdet, ja bis zum Zerwürfniß mit dem Fürsten Karl Liechtenstein zugegriffen, gekauft, getauscht und als Vormund sich eingedrängt. — Obgleich einem uralten Geschlecht entsprossen, zieht dennoch durch sein ganzes Thun, ein Strich der Hoffart und der Härte des Emporkömmlings und des phantastischen Abenteurers, der schrankenlosesten Habsucht aus Ehrgeiz. — Nicht der Sieg, nicht persönliche Popularität fesselte sein Heer an ihn, sondern eine, an die Feenmährchen erinnernde verschwenderische Freygebigkeit, Nachsicht gegen die schamlosesten Erpressungen und wildesten Gräuel, aber unerbittliche Strenge in Allem, was des Herzogs Ordre und Befehl betraf, morgenländische Pracht ohne milderndes Schönheitsgefühl, ohne wahre Liebe zur Kunst, sultanische Launen, und in Wort und Schrift, nicht selten empörende Roheit. — Eines dünkt uns an Wallenstein charakteristisch: das Talent, mit ungeheuern Mitteln Geringes zu wirken, nie einen Sieg zu verfolgen, und immerdar den Freunden fürchterlicher zu seyn als den Feinden!! — Welche wichtige Rolle damals die Sterndeuterey in den großen Geschäften gespielt habe, ist aus dem unglückseligen Bruderzwiste Rudolphs und Mathias bekannt genug. — Dem Wallenstein haben vollends astrologische Träumereyen solche Begriffe von der Hoheit seiner Person, von dem überirdischen Ursprung und Zusammenhang seiner Entwürfe, von der Unfehlbarkeit seiner Berechnungen, von der Unwandelbarkeit seines Glückes eingeflößt, daß insonderheit die Erbärmlichkeit seiner letzten Tage und seines Ausganges an einen gemeinen,

weder sein Terrain noch die Menschen kennenden, phantastischen Abenteurer erinnert, und die gerechtesten Zweifel aufregt, ob er mehr ein Verräther oder ein Verrückter gewesen? — Sein Kitzel, nicht nur ein von der adriatischen bis zur Nordsee gefürchteter Heeresfürst und großer Werber, sondern auch ein Seeheld zu seyn (zwar schon von Stralsund schmählich heimgeschickt), weckte dem Kaiser neue Feinde und reizte zuvörderst denjenigen, der dem ganzen Glückesrad bald jenen ungeheuern Umschwung gab, Gustav Adolph. — Ungeheure Güter und ein die beständigen Verlegenheiten des Hofes beschämender Schatz, die Fürstenwürde von Friedland, der Herzogshut von Mecklenburg, konnten den Durst des Unersättlichen nur steigern, nicht lindern, nicht löschen. Eine den Dänen angehängte Schlappe und daß er den leichtfüßigen Mansfeld an der Dessauer Brücke durch eine beynahe vierfache Uebermacht erdrückte und dennoch nicht ganz und gar vernichtete, reicht nicht an das geringste Blatt aus Tillys Siegeskranz. — Und was soll man vollends von den beyden Jahren seines zweyten Generalats sagen, in denen er den Feind beständig schonte, von seiner Uebermacht nie jenen entscheidenden Gebrauch machte, welcher die Hoffnungen der Feinde herabstimmen und dadurch jede Unterhandlung erleichtern mußte, fast immer nur des Kaisers Länder mit des Kaisers Heer bedrückte und zur Verzweiflung brachte, vielmehr jeden Hauptschlag vermied, und galt es einen solchen, nichts als vom Frieden sprach, und waren Friedens-Unterhandlungen eingeleiter, sie sogleich wieder durch eine kriegerische Unternehmung durchkreuzte, nach dem leichten Siege von Steinau, den gefangenen Thurn, die Giftwurzel solch namenlosen Unheils, den Hauptschlüssel so vieler Geheimnisse, vorsetzlich entwischen ließ, und zeitlebens nichts that, was dem, sechs Monate nach seiner Ermordung vom jungen König Ferdinand bey Nördlingen erstrittenen Siege zu vergleichen gewesen wäre!?

Gegen diese Thatsachen läßt sich in der That kaum etwas einwenden. — Aus Archiven ist überhaupt, zumal in jener, wenig schreibseligen und nur That an That drängenden Zeit und über solch eine, jahrelang durchgeführte, heillose Zweydeutigkeit nie etwas zu erwarten. Auf dem Papier steht in solchen Fällen meist, nicht was man denkt, sondern was man nicht denkt, und man kennt ja die beyden Kernsprüche Wallensteins: »Laßt mir die Bestie henken« — und: »ich gebe nichts Schriftliches« — und wie er immer Terzky, Illo und Arnheim vor den Riß stellte! — Aus den 1808, 1811 und 1812 in der Zeitschrift gelieferten Papieren ergibt sich nur, was man zum voraus wissen konnte, daß, wo ein Aas ist, sich die Raben sam-

meln. Sie beweisen die niederträchtigen Beweggründe und die Verworfenheit seiner Angeber und Mörder, die, bevor sie noch die Acht an ihm vollstreckt, schon über die Theilung seiner Kleinodien, seiner Häuser und Pferde, in wüthenden Zwiespalt gegen einander geriethen, alle Augenblicke den Hof selbst kompromittirten, und mit ihren saubern Rekriminationen behelligten. Zu diesem Schandbild liefert auch die vorliegende Zeitschrift entrüstende Belege. — Ueberaus schätzbar bleibt die Mittheilung von Ferdinands II. Bestallungsbrief für Wallenstein als Großadmiral des oceanischen und baltischen Meeres und darauf habender Armada, dd. Prag 21. April 1628 (Wallensteins Testament und Haus-Fideikommiß, als Regierer des Hauses Waldstein, Herzog von Friedland, dd. Prag 21. Juni 1625, ist im Hormayr'schen Archiv 1811). Der oben angedeutete Geist zeigt sich auch hier unverkennbar, auch in den hier mitgetheilten Aktenstücken, in der frühzeitigen und treuherzigen Warnung des alten Tilly vom 21. Februar 1631, in den Unterhandlungen zur Uebernahme des zweyten Generalats, in den übertriebenen Berichten über den abgeschlagenen Angriff der Schweden auf das Nürnberger Lager, mit der, durch den Erfolg so arg dementirten Zuversicht, »den König, der ohnehin schon in Deklination sey, mit Pappenheim ganz einzuschließen und vollends zu konsumiren, weßwegen er ihn auch, und weil die Reiterey weit auseinander liege, der Fourage wegen, gar nicht verfolgt habe.« — Wallensteins Gespräch mit dem vortrefflichen Grafen Max Trautmannsdorf, dem Stifter des Bundes mit Baiern, des Prager- und zuletzt auch des westphälischen Friedens, das hier zur Erörterung einer Stelle in des Grafen Khevenhüller Ferdinandeischen Annalen, der Hauptquelle über jene Tage österreichischer Seits angeführt wird, zeigt, unbefangen besehen, nicht minder die beständig wiederkehrende Taktik, fort und fort Querellen an den Hof zu suchen, welche die bitterste Verhöhnnng der unwürdigen Supplikantenstellung sind, in welcher der Hof gegen den sultanischen Generalissimus erscheint. — Daß auch in dieser Unterredung, wie in so vielen andern Gesprächen und Korrespondenzen, Wallenstein gesucht habe, die Leute, ihm gegenüber zu mystifiziren, ist handgreiflich, obwohl in einem so ausgebreiteten Gewebe absichtlicher, abgenöthigter und ganz zufälliger Unwahrheiten und astrologischer Träumereyen, das eine und das andere auszuscheiden, beynahe eine Unmöglichkeit ist. — Man muß den geschichtlichen Wallenstein und jenen des Schillerschen Trauerspieles wohl unterscheiden. Den erstern, so wie er leibte und lebte, hätte der un-

sterbliche Dichter nicht brauchen können, so bewunderungswürdig er auch das Individuum und die Realität mit scharfsinniger Benützung aller historischen Momente, und mit einer, eben so in den größten und kühnsten Lichteffekten, als im kleinsten Detail unübertroffenen Ausführung mit dem tragischen Ideal versöhnt und vermählt hat.

Daß man ja den Schillerschen Oktavio Piccolomini, nicht mit dem wirklichen verwechsle, der nie zu den eigentlichen Vertrauten Wallensteins gehört, keinen Max, überhaupt von seiner Gemahlin, nie Kinder gehabt hat, und nach den empörenden Scenen zu Pilsen, zugleich mit Gallas so rasch und kraftvoll, als es die drohende Gefahr, so offen und ungescheut, als ihrer Beider unangetasteter Charakter und die pflichtmäßige Klugheit es gestatteten, gehandelt hat. — Diesen Gang der Dinge bestätigt durchaus auch die hier vorgelegte Korrespondenz von Gallas mit ihren Beylagen und der darauf erfolgten Resolution.

Sonst erscheint aus dem dreyßigjährigen Kriege nur eines der letzten Treffen desselben, die Schlacht bey Zusmarshausen (17. May 1648). Ein trauriges Bild des Geldmangels, der Unordnung, der Insubordination und der zwischen dem Kaiser und Oesterreichs ältestem und treuestem Bundesgenossen, dem baierischen Kurfürsten Max eingerissenen höchst schädlichen Erkaltung, und deßhalb um so wichtiger, je schwankender und mangelhafter alle bisherigen Nachrichten über diese Schlacht gewesen sind. In ihr hat die Zögerung und der Eigensinn des Feldmarschalls Holzapfel, Melander (einstens Feldherrn und Vertrauten der hessischen Virago Amalia, darauf aber ihres erbittertsten Widersachers), des Kaisers und Baierns Heer und das Schicksal dieses letzten Feldzuges auf die Spitze gestellt. — Möchten uns doch auch die Aktenstücke über Nördlingen und über zwey Siege Torstensons mitgetheilt werden, über jenen bey Schweidnitz (1642), über den Proteus Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, Anhänger und Ueberläufer von allen Parteyen, in der Meinung vieler, Gustav Adolphs Mörder, als ein Hauptunterhändler der Verrätherey Wallensteins, Gefangener des Kaisers, bald darauf wieder des Kaisers Feldherr, und in jener Schlacht die höchst zweydeutige Laufbahn traurig beschließend; dann über jenen Tag von Cannä bey Jankau. — Wie der Schweidnitzer Sieg gar bald Olmütz mit dem nördlichen Mähren in Torstensons Hand gegeben, so führte ihn der Jankauer, im reißenden Siegeslauf bis an die Donau, überlieferte ihm Krems und die Taborschanze an der Wiener Brücke, und zog Brünn eine harte Belagerung zu, in der seine

Bürger und seine Studenten unter dem schwedischen Ueberläufer Souches wie Helden stritten. Das Belagerungs-Journal und die übrigen höchst merkwürdigen Aktenstücke sind im Hormayrschen Archiv 1816 abgedruckt.

An Bildern ausgezeichneter Vertheidigung ist die militärische Zeitschrift überhaupt reich, und eine der ausgezeichnetsten derselben ist die Vertheidigung von Montmedy, 1657, durch welche der damalige Oberlieutenant des Generalstabs, jetzige Kapitain in der Marine, Prokesch, Spuren jenes erfreulichen Talentes gab, welches er späterhin in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des F. M. Fürsten Karl Schwarzenberg so schön beurkundete.

Schon in der unglücklichen Schlacht von Zusmarshausen finden wir Montecuculi in jenem unermüdeten Streben, verderbliche Mißgriffe zu hindern, und wenn sie doch geschehen, ihre Folgen möglichst zu verringern, mit geringen Mitteln, unter den unwürdigsten Hindernissen, unter beständigen Widersprüchen und Ränken, das Mögliche zu erreichen. — Ein rechter Kommentar dazu sind die Mittheilungen aus dem polnischen Auxiliarkriege 1657 — 1660, — dann über das bisher noch mehr gerühmte als geschilderte Treffen vom 20. Juny 1664, welches das bedrängte Lewenz entsetzte. — Die Relation über die Schlacht von S. Gotthard am 1. August 1664 enthält nur die Bestätigung des bereits Bekannten. — Ueberaus belehrend sind seine, aus dem Italienischen übersetzten »Verhaltungsmaßregeln über Feldschlachten« durch manche neue Ansichten und bisher noch unbekannte Beyspiele. — Ueber seine unverhältnißmäßige Vorliebe für den Dienst der Kavallerie, in der er von Jugend auf gedient hat und über die Picken-Bataillons, hätte sich Montecuculi allerdings seine eigene Warnung zurufen können: »— Inter causas malorum nostrorum est, quod vivimus ad exempla, nec ratione ducimur, sed *consuetudine* abducimur, et locum recti tenet apud nos *error*, ubi *publicus* factus est.« — Ibranyis Vertheidigung von Großwardein wider Aly Pascha 1660 ist, wenn auch eine ruhmvolle Uebergabe der Ausgang war, kein unwürdiges Gegenstück von Zriny in Szigeth, von Niary in Szolnok, Kohary in Kaschau, Lazanzky in Temeswar.

Der am 12. September 1683 durch den Polenkönig Sobiesky, den Herzog Karl von Lothringen, die Kurfürsten von Baiern und Sachsen vollbrachte Entsatz des vom Großwessir Kara Mustapha bedrängten, durch Rüdiger Starhemberg vertheidigten Wiens, gibt hier zum ersten

Male ein taktisch deutliches Bild jenes großen Tages. — Fürwahr, die Bewegungen des christlichen und türkischen Heeres in der Schlacht des Entsatzes wären ein herrlicher Gegenstand eines großen Manövers unter den Augen der Kaiserstadt, und gewiß das herrlichste und ergreifendste Schauspiel dieser Art, das die Wiener jemals gesehen! Dieser Entsatz gehört übrigens wahrlich zu den von Richelieu so sehr beneideten »Wundern des Hauses Oesterreich;« denn so viel ist klar, daß troß jener heldenmüthigen Gegenwehr, das theure Wien, ohne den hartnäckigen Eigensinn und Eigennutz des Großwesirs, der es zur Hauptstadt seines neuen Zinsfürstenthumes auserſehen hatte, ohne die äußerste Verkehrtheit vieler seiner Anstalten, und ohne das kaum glaubliche Versäumniß jeder Vorsichtsmaßregel, verloren war, bis das nach unendlichem Zögern, aus dem Reich und aus Pölen heranrückende Entsatzesheer nahte, in welchem so manche kleinliche Rücksichten und divergirende Absichten und Ansichten, nur durch die edelmüthige Selbstverläugnung und ritterliche Standhaftigkeit des Herzogs von Lothringen beschwichtigt werden konnten.

Der Entsatz des aufs Aeußerste gebrachten Wiens war das Signal zur Wiedereroberung Ungerns und Siebenbürgens. Der sechste Feldzug sollte, da Belgrad bereits gefallen und nur noch Temeswar und Großwardein in den Händen der Ungläubigen waren, Servien ihnen entreißen, unter Amurad und Mohamed, der Schauplatz zahlreicher Wunder des Erfindungsgeistes und Muthes in Angriff und Widerstand. — Merkwürdig sind die hier ausführlich beschriebenen, bisher sehr unvollständig bekannten Schlachten von Paracin und Nissa (am 30. Aug. und 24. Sept. 1689), auch als ein neuer Beweis der großen Schwierigkeiten, in türkischen Ländern den Krieg zu führen, und ein erfreuliches Beyspiel, was Geistesgegenwart und besonnenes Selbstvertrauen der Unterfeldherren zu der, so oft, nur an einem Haar hängenden Entscheidung eines großen, blutigen Tages vermag! Eben dahin gehören in den ältesten Heften, der äußerst merkwürdige Bericht des F. M. L. Piccolomini über den großen Streifzug in Bosnien bis Pristina und in Macedonien bis über Scopia hinaus (1688), in dessen Lauf der äußerst talentvolle, noch jugendkräftige Mann starb, in welchem die Griechen nach den Merkmalen einer alten Prophezeyung, ihren Befreyer zu erkennen glaubten, und diesem Ziele auch nie wieder so nahe gekommen sind, — ferners die bewunderungswürdige Entschlossenheit, mit welcher der Obristlieutenant Orlik ein kleines Konvoy, bey Lippa, unter den widrigsten Umständen, gegen die mehr als zehnfache Uebermacht des Abul Kiaja Aga glücklich

nach Csanad brachte, ist einer der vielen herrlichen Züge des Feldzugs von 1689, und jenes spartanischen Geistes, den der F. M. Graf Veterani dem ganzen Kriegsvolk einzuflößen wußte. — Eben dahin gehört auch: Angriff und Vertheidigung der von eben diesem unerschrockenen Feldherrn benannten veteranischen Höhle am linken Donauufer, im banatischen Gebirge, zwischen den Flüssen Czerna und Nera, durch den tapfern Hauptmann Dominik du Saix Baron d'Arnal, 1692, dessen Name neben jenem des Majors von Stein fortzuleben verdient, der 1788 gegen den Großvezier selbst, hier den alten Ruhm der österreichischen Fahnen verfocht.

Die Zeitfolge führet nun auf den größten Feldherrn, den Oesterreich je gehabt, auf den als Krieger, Staatsmann, großmüthiger und sachkundiger Beschützer der Wissenschaft gleich großen Eugen.

Ehe wir zu den türkischen und französischen Feldzügen dieses, in Oesterreichs Jahrbüchern unübertroffenen Prinzen übergehen, erwähnen wir noch zweyer interessanter Zugaben, wovon die eine das Gutachten des Mufti Ebulfund Effendi darüber enthält, ob der günstige Augenblick zur Wiedereroberung Cyperns benützt und der mit Venedigs Signorie bestehende Frieden zu diesem Ende gebrochen werden könne? — Worauf der Mufti sehr behend antwortete: die Friedensverträge mit den Ungläubigen könnten gar kein Hinderniß seyn, indem sie nur dann gelten, wenn sie den Interessen des gesammten ottomanischen Volkes zusagen. So habe auch der Prophet den im sechsten Jahre seiner Flucht bis auf das zehnte eingegangenen Frieden, »obgleich Ali, dessen Irrthum Gott erleuchte, ihn halten wollte,« gebrochen, sich auf die weltberühmte Stadt Mekka geworfen und sie erobert. Diesem Beyspiele möchten unbedenklich auch seine Nachfolger, die Sultane folgen! — Die andere schildert, aus den Papieren der venezianischen Admiralität, die festen Schlösser des Hellespont, auf der Seite Asiens und Europas, jene unheilbringenden Vorboten des nahen Falles des zuletzt gleich dem alten Rom, mit einer einzigen Stadt endigenden, durch einen Konstantin gegründeten, in einem Konstantin für immer unterliegenden Neu-Rom, in deren Nähe die edeln Morosini ihre Siegeslorbern wanden, und welche Elphinstone und Dukworth in der neuesten Zeit wiederholt zu einem klassischen Boden gemacht haben.

Bey einer wahrhaft großen Gelegenheit, beym Entsatze des allbereits in den letzten Zügen liegenden Wien, verdiente der zwanzigjährige Eugen, den Ludwigs XIV. Uebermuth vom Hofe zu Versailles vertrieben, seine ersten Sporen im Dienste

Oesterreichs, als Obristlieutenant des annoch seinen Namen führenden Dragoner-Regiments. Im 34sten Jahre erfocht er jenen großen Sieg bey Zentha, der die Befreyung der heiligen Krone Ungerns vom türkischen Tribut und Joch für immer entschied; und gerade dieser Sieg war von Umständen begleitet, die durch die Originalquellen keineswegs gerechtfertigt, dennoch unzählige Male nachgeschrieben und als eine ausgemachte und bekannte Sache von einem auf den andern fortgepflanzt worden sind. — Dieß war insonderheit der Fall in einem Büchlein, das 1810 in französischer Sprache zu Weimar ans Licht trat: »Mémoires du prince Eugène de Savoye, écrits par lui-même;« im Grunde nur ein altgebackener Witz und posthumer guter Rath, wie man die Kriege von 1805 und 1809 entweder gar nicht, oder doch ganz anders hätte führen sollen!! mit mancher kleinlich genauen, wiewohl höchst schofeln Authentik ausgestattet, von manchem norddeutschen Kritikus ernsthafter und gravitätischer Untersuchung gewürdigt, und nach einigen kleinen Einwendungen echt befunden, aber schon in Nro. 50 unserer vaterländischen Blätter von 1810 als baare Mystifikation abgefertigt. — Eine häufig und beharrlich fortgesetzte Ueberlieferung läßt nämlich Eugen, im Angesichte des Feindes, gerade vor dem Beginne der Schlacht, einen Kurier aus Wien erhalten, mit der ernsten Warnung, sich bey seinen geringen Kräften in nichts Entscheidendes einzulassen. Eugen habe diese Ordre geheim gehalten, die Schlacht geschlagen, und hätte alsdann, bey seiner Rückkehr nach Wien, wegen Insubordination vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollen, welches aber Kaiser Leopold niedergeschlagen habe!?

Man muß gestehen, daß dieser ganze Hergang dem Geiste der Leopoldinischen Zeit und der Leitung der Feldzüge am Rhein und in Ungern, und der Verwaltung des letzteren Reiches, mitunter auch dem Charakter der handelnden Personen, insonderheit Capraras, Rüdigers Starhemberg und Kinskys so angemessen sey, daß man wohl begreift, wie irgend ein leichtsinniger Franzose, allenfalls von volksthümlicher Ueberlieferung begünstigt, jene Anekdote erfand, und wie sie sogleich allgemeinen Glauben gefunden! Der Verfasser dieses verdienstreichen Aufsatzes hätte sich allerdings das: »wer zuviel beweiset, beweiset gar nichts,« sollen gesagt seyn lassen. — Die mitgetheilte Instruktion vom 5. July 1697 enthält, außer einigen abgedroschenen Gemeinplätzen, die jeder Unteroffizier zu wissen schuldig ist, daß man Nachrichten vom Feind einzuziehen trachten, daß man an Rücken und Flanke denken müsse, allerdings, daß keine offensive Operation vorgenommen werden solle, weil es für

dieses Jahr (Anfangs July!!) schon zu spät sey: — geschlagen dürfe nur dann werden, wenn man die Viktorie sicher in der Hand habe. Selbst wenn der Feind ganz schwach wäre, müßte jeder Angriff zuvor durch einen Kriegsrath der Generalität entschieden, und wenn es die Kürze der Zeit nicht verbiete, das Gutachten der Generalität vorerst nach Wien befördert werden. — Eben so wenig erbaulich sind mehrere der nachfolgenden Aktenstücke, im Grunde alle bloß retardirender Natur. — Nach der in diesem Aufsatze beobachteten judiziellen und ascetischen Syllogistik würde man sehr gut beweisen können, daß in der ganzen, langen Heldenlaufbahn Eugens, gar keine Intriguen und Kreuzungen Statt gefunden haben, weil sie nicht im Einreichungsprotokoll verzeichnet sind, ja vielmehr das Ostensible ihnen geradezu widerspricht!? — Die Sache dünkt uns vielmehr so zu liegen, daß die hier vorgelegten Aktenstücke und jene Anekdote in ihren Hauptumrissen recht füglich neben einander bestehen können. Hundertfältige Erfahrungen zeigen uns den nämlichen Gang der größten Ereignisse, und wie mangelhaft, ja wie geradezu geschichtlich unwahr, eine ausschließend aus offiziellen Piecen zusammengefügte Darstellung seyn würde!

Wenn übrigens die hier gelieferten Aktenstücke mit Bewunderung für Eugens herrliches Feldherrnauge, für seine erhabene Ruhe und Geduld erfüllen, so müssen wir hinwieder auch die Leichtigkeit bewundern, mit welcher er nach diesem glorreichen Entscheidungssiege sich an die Spitze eines Streifzuges durch ganz Bosnien stellte, und um wie viel anspruchsloser ist nicht die Erzählung des Prinzen, als jene seines verdienten Geschichtschreibers und zum Theil Begleiters, des Baron Dumont, der auch diese kleine Episode einer so langen und thatenreichen Bahn mit unnöthigem und überladenem Schmucke zu behängen bemüht war.

Daß der Abenteurer Clement, vorher im Dienste des Fürsten Rakoczy, (als dieser sich durch einige Zeit Herzog des konföderirten Ungerns, Fürsten von Siebenbürgen und König von Polen träumte), darauf in Eugens Feldkanzley, ganze Korrespondenzen Eugens geschmiedet habe, ist, so wie die Entdeckung seines Truges und seine und seines Mithelfers Lehmann Hinrichtung zu Berlin, bekannt genug. Aber es ist gewiß ohne allen Bezug auf die um so viel frühere Schlacht von Zentha und die darüber gewechselten Korrespondenzen. — Längstvergangene Zeiten bekümmerten diesen kühnen und talentvollen Betrüger gar wenig. Er hatte es nur mit den laufenden Geschäften und mit den Interessen der allernächsten Gegenwart zu thun, durch die er sich wichtig zu machen, sich zu

rächen, Verwirrung und Zwietracht auszusäen und dabey im Trüben zu fischen hoffte.

Nicht von diplomatischer Treue, aber keineswegs von so arger Natur, wie das verbrecherische Machwerk Clements, noch ein so frivoler und durchaus unziemlicher Spaß, wie jene angeblichen Memoires, als deren Verfasser sich zuletzt der Marschall Fürst von Ligne bekannte, sind die 1810 bey Cotta erschienenen Briefe und hinterlassenen politischen Schriften Eugens. — Als ihr Verfasser galt der verstorbene Bibliothekar des Theresianums, Rath Sartori, der unter dem bevollmächtigten Hofkommissär, Grafen von Wilczek, in den Mailänder Archiven arbeitend, auch auf die zahlreichen Original-Papiere, Konzepte und Entwürfe des unsterblichen Fürsten gekommen war, die er, als Generalkapitän der Lombardey, durch einige Zeit dort, wie auch in den Niederlanden residirend, zurückgelassen hatte. — Die Echtheit jenes Werkes läßt sich, unseres geringen Erachtens, im Ganzen und durchgängig nicht anfechten. Eben so wenig aber scheint es zweifelhaft, daß der Herausgeber manchmal Lust bekommen habe, die eigne Weisheit auszukramen, und in der Perücke Eugens nicht jene Zeit, sondern seine Mitwelt zu belehren, indem viele unstreitig weit spätere Begriffe und Worte, und auch Situationen und Maximen vorkommen, welche durchaus nur dem ersten Jahrzehend der französischen Revolution angehören. — Um so erfreulicher in diesem bunten Gewirre ist demnach der, bereits durch die trefflichsten Leistungen bewährte Vorsatz dieser Zeitschrift, durch die, ihr zu Gebote stehenden Aktenstücke, vorzugsweise die Eugenische Periode zu beleuchten.

Sie löste dies Gelübde zuvörderst durch Eugens Instruktion, »wie man sich in Actionen verhalten soll, dd. Borgo Forte 31. July 1702,« ferners durch die Ueberrumplung Cremonas, (2. Februar desselben Jahres), die den Oberfeldherrn Marschall Villeroi in Eugens Gewalt brachte, und an List und Kühnheit in der Geschichte der Ueberfälle fast ohne Beyspiel ist, — durch des Prinzen Original-Korrespondenz über den Feldzug von 1706, über die, troß der feindlichen Uebermacht bewirkte Befreyung Turins, welche die Eroberung des gesammten Italiens zur unmittelbaren Folge hatte (Jahrg. 1808, 1813 und 1818), — durch seine Feldzüge wider die Türken von 1716 bis zum Passarowitzer Frieden 1718, mit den Hauptschlachten von Peterwardein und Belgrad (Jahrg. 1808 und 1812). — Eugen als Staatsmann weiset uns (Jahrg. 1808) seine in jeder Hinsicht schwierige Sendung nach England 1712, als der unvermuthete Todesfall Josephs I. die Seemächte, vorzüglich aber England, im bundesmäßigen Eifer

der Vertheidigung des Erbrechtes der deutschen Linie Habsburgs auf den Nachlaß der spanischen, gar sehr erkalten ließ, als Eugens brüderlicher Freund Marleborough in Ungnade gefallen, als die alten, jederzeit nur scheinbaren Besorgnisse vor einer Universalmonarchie im Hause Oesterreich schon wieder alle Gemüther aufregten, und den festen Entschluß erzeugten, nimmermehr zu dulden, daß alle Kronen Karls V. und Ferdinands I. [jene von Spanien nämlich, von beyden Sicilien und der neuen Welt, Mailands und der Niederlande, Ungerns und Böhmens und des Erz-Herzogthums Oesterreich] auf dem einzigen Haupte Karls VI. vereiniget würden. — Eugens Gedanken über das Vorhaben Karls des Großen, die Donau mit dem Rhein zu vereinigen, damals von dem vielfach dabey interessirten Fürsten Karl von Oettingen in Bewegung gesetzt, in unsern Tagen aber nach der Entstehung des Königreichs Baiern und seiner Vergrößerung in Franken, geschichtlich von mehreren Alterthumsfreunden und technisch von Wibeking und Bader besprochen. — Sehr interessant ist auch der, wiewohl kurze Blick auf die Verwaltung des eroberten Servien und auf dessen über- und unterirdische Erzeugnisse. Doch der Belgrader Frieden von 1739 machte diesem allzukurzen Besitz ein schnelles Ende, und vergab auch die wichtige Vormauer Belgrad.

Nicht unter Eugens eigenster Anführung, aber doch in seine Zeit fallen die Vertheidigung von Freiburg, 1713, und der Krieg der Oesterreicher in Sicilien, 1718 — 1720. — Die Oesterreicher haben zwar zahlreiche Beyspiele des heldenmüthigsten Widerstandes in Festungen aufzuweisen, 1742 in Glatz, 1762 in Schweidnitz, 1793 in dem elenden Schloß von Namur, 1795 in Luxemburg, 1796 in Mantua, 1809 in den noch unvollendeten Blockhäusern von Predil und Malborghetto: doch ist die Vertheidigung Freyburgs unter dem F. M. L. Baron Harsch, die Villars über 15,000 Mann kostete, ein würdiger Gegenstand unverwelklichen Ruhmes, insonderheit, daß nicht mehr als 200 Mann unter dem Major Baron Rehling und Hauptmann Grafen Klenau, die Lunette gegen 2000 Grenadiere vertheidigten, die mit 30 Bataillons unterstützt, Anfangs mit Wuth eindrangen, sogleich aber von den 200 Mann wieder herausgeworfen, fast alle französischen Grenadierhauptleute getödtet, viele Generale und der Oberfeldherr selbst verwundet wurden! Jene 200 Helden gaben und nahmen keinen Pardon, sondern blieben insgesammt auf dem Platze! Ein arges Gegenstück zu dieser heldenherrlichen Vertheidigung eines mittelmäßigen Platzes wie Freyburg gibt die feige und voreilige Uebergabe Heidelbergs 1693

durch den F. M. L. Hedersdorf, den der Ober-Feldherr, Prinz Louis von Baden, zum warnenden Beyspiele, durch den Scharfrichter, auf dem Schinderskarren, vor der ganzen Armee vorbeyführen, ihm seinen Degen zerbrechen und vor die Füße werfen, dann ihn sammt dem Karren über den Rhein setzen und auf ewig verweisen ließ. — Eine überaus gelungene Arbeit ist der Krieg der Oesterreicher in Sicilien, über den bisher von österreichischer Seite gänzlich geschwiegen worden war.

Die matten Rheinfeldzüge Eugens im polnischen Wahlkriege bieten eben wenig Lehrreiches dar. Aber desto rühmenswerther ist die Bearbeitung der gleichzeitigen Campagnen in Italien, 1733 — 1735. — Ein musterhaftes Bild und die Geschichte des Kriegsschauplatzes eröffnet sie. Es folgt die Schlacht von Parma (29. Juni 1734), die dem F. M. Mercy das Leben kostete, ohne daß ein oder der andere Theil das Schlachtfeld räumte. Während der Marschall Coigny nach Paris meldete, daß er den Rückzug antrete, kam ihm die Nachricht, die Oesterreicher hätten bereits dasselbe gethan, und er rückte nun wieder vor. Von dieser, und vom Treffen bey Guastalla, sind treffliche Kärtchen beygefügt. — Mirandolas kriegerische Schicksale und ausgestandene Belagerungen können gleichfalls hier angeführt werden.

Aus dem unglücklichen Türkenkriege von 1737 — 1739, der zu Eugens glorwürdiger Heeresfahrt 1716 — 1718, so schnell, ein so unglücks- und schmachvolles Gegenstück lieferte, findet sich nur das Gefecht bey Radojevacz in Servien, wo Khevenhüller das ganze, damals noch von den erfahrensten Kriegsleuten bezweifelte Uebergewicht der Standhaftigkeit eines tapfern Fußvolkes gegen die tollkühnste, noch dazu durch das Terrain ausnehmend begünstigte Reiterey darthat.

Auch die Schlacht fehlt nicht, die Schlesien kostete, und die am 12. April 1741 der F. M. Graf Neipperg gegen den alten Fürsten von Dessau und gegen Schwerin verlor, nachdem der Ungestüm vou Römers Reiterey die preußische geworfen und das Fußvolk bereits erschüttert hatte, also daß der König Friedrich mit einer Schwadron Gendarmes nach Oppeln flüchtete, indeß jene das Treffen wieder herstellten. Hätten die Oesterreicher gesiegt, so wäre vielleicht der große Bund wider Theresien so schnell nicht ins Feld gerückt, oder nimmermehr so stark geworden; und wie leicht es Neipperg gewesen wäre, diese Schlacht zu gewinnen, ja den Feind noch vorher theilweise zu schlagen, und durch die Wegnahme von Ohlau die Schlacht unmöglich zu machen, wird aus dieser Darstellung son-

nenklar. — Eben daher gehört die Bestürmung Glogaus. Des Krieges weiterer Verlauf wird durch manche gewählte Briefe erläutert. Von großer Wichtigkeit ist wohl Theresiens Schreiben an Khevenhüller vom 18. Jänner 1743 mit dem aufgefangenen Schreiben Broglios an den in Prag eingesperrten und ausgehungerten Marschall Belleisle, diese Fackel des höchst ungerechten Krieges. Jene an ihren Schwager, den Herzog Karl von Lothringen, geben ein neues Belege der Regentenweisheit, der Zartheit und des großartigen Familiengefühls der unsterblichen Frau. — Auch die Lage Belleisles in Prag, des Kardinals Fleury Ungeduld, den ihm stets widerwärtigen Krieg zu beendigen, erhalten darin neue Beleuchtung. (1818 V. und 1819 VI. und VII.) — Der Feldzug des Prinzen Karl von Lothringen im Elsaß, 1744, und der zweyte schlesische Krieg, der ihn von dort abrief, und Karln VII. noch ein Mal in Prag als König proklamirte, sind hier aus österreichischen Quellen mit urkundlicher Genauigkeit dargestellt; nicht minder der Winterfeldzug von 1745 in Baiern, in welchem, nach dem Tode Karls VII., Karl Batthiany ganz Baiern eroberte und den Füeßner Frieden erzwang, der jenes herrliche Land an Max Joseph zurückgab, ohne es, wie österreichischer Seits Viele anriethen, als Kompensation für das verlorne Schlesien, bis zum allgemeinen Frieden, in Händen zu behalten.

Den siebenjährigen Krieg eröffnete, und eröffnet auch hier, die Schlacht von Lowositz (1. Oktober 1756), vom Feldmarschall Grafen Browne gegeben, um die in dem unglückselig gewählten Pirnaer Lager eingeschlossenen Sachsen zu befreyen. Lichtvolle Uebersicht und gänzliche Unbefangenheit bezeichnen diesen Aufsatz. — Browne verdient nach dieser Darstellung allerdings Tadel, aber den König kann man gar nicht begreifen. — Es liegt in der menschlichen Natur, daß das kühle, nach Jahren, alle Kampfesgrößen und Verhältnisse überschauende Urtheil, nur höchst selten eine ganz fleckenlose Totalität in der Anordnung, Ausführung und Verfolgung solch großer Tage, zur ungetrübten Bewunderung aufzustellen findet, eine Herrlichkeit, die uns am öftesten in Eugens Schlachten begegnet. — Es ist aber auch unter allen Aufgaben des bewegten Weltlebens keine, jenen der höhern Kriegskunst zu vergleichen. — Daß Piccolomini in Mähren dem F. M. Browne nicht völlig untergeordnet war, wird hier mit seinen weiteingreifenden nachtheiligen Folgen gezeigt. Die Kapitulation des schönen sächsischen Heeres, das noch am 10. September sich ganz unbeirrt hätte nach Böhmen zurückziehen, und durch solche Vermehrung der

Streitkräfte Oesterreichs vielleicht entscheidend günstige Erfolge herbeyführen können, bleibt immerdar ein ergreifendes Ereigniß, nicht minder aber, daß man die Sachsen insgesammt zwang, zur preußischen Fahne zu schwören, Regimenter aus ihnen bildete, und jene, die den Eid verweigerten, mit der härtesten Behandlung untersteckte. Kein Wunder, daß sie, vorzüglich die Reiterey, schaarenweise zu den Oesterreichern übergingen, und unter ihren Fahnen mit einer Erbitterung stritten, die den Preussen vorzüglich in den entscheidenden Augenblicken bey Kollin und Planian so theuer zu stehen kam.

Für den nächsten Feldzug (1757) hatte Kaunitz, Frankreich, Rußland, das deutsche Reich und Schweden mit Oesterreich wider Preußen vereinigt. Diese ungeheure Uebermacht verleitete den Marschall Grafen Browne zu dem seltsamen Einfall, der so schwer bedrohte Friedrich müsse jeden Gedanken an eine Offensive gegen Oesterreich aufgeben, und sich so gut wie verloren achten! — Er wäre auch ohne Rettung verloren gewesen, hätte er, gleich dem Marschall Browne, sein Heil nur in einer strengen Defensive gesucht. Aber daß die beste Vertheidigung nur allein im Angriff liege, zeigte Friedrich mit alle der die Gegner versteinernden Ueberlegenheit des Genies, schlug seine Feinde theilweise und entrann durch ihre Unentschlossenheit den schrecklichsten Lagen. Oft hatte er gar kein Land mehr, als worauf er eben stand, und kein nationales Heer, sondern fast nur gezwungene Fremde und Ueberläufer. Seine 260,000 Mann hatten weit mehr als eine halbe Million Streiter gegen sich, seine sechs Millionen eine Völkerzahl von achtzig, seine Länder lagen größtentheils wüste, und dennoch blieb ihm nach sieben Kriegsjahren, im Hubertsburger Frieden, das schöne Schlesien.

Jener Unglaube Brownes, der zum Theil auch auf seine Unterfeldherren überging, und selbst durch die genauesten Nachrichten aus Dresden nicht wach zu rütteln war, zog einen Unfall nach dem andern herbey, und führte den Feind an den strategischen Knoten des Böhmerlandes, an den vortrefflichen Brückenkopf von Prag. — Browne wollte jetzt auf ein Mal schlagen, und war so ganz außer aller Haltung, daß er den inzwischen angekommenen Prinzen Karl von Lothringen mit Thränen nur um 4000 Mann bat, mit denen er, ganz allein, über den Feind herfallen und sterben wolle. — Die Beurtheilung der beyderseitigen Lage ist trefflich. Wir erblicken alle Fehler Brownes, die kaum glaubliche Unentschlossenheit Serbellonis, eines Reitergenerals; sehen aber auch, wie wenig entscheidende Vortheile Friedrich daraus gezogen, und in welcher

gefährlichen Stellung er sich noch am Tage vor der Schlacht befunden habe. Diese hatte endlich am 6. Mai Statt. — Die österreichischen Grenadiere thaten Wunder der Tapferkeit. Die Artillerie lohnte die königliche Fürsorge Wenzel Liechtensteins, aber bey der Kavallerie und selbst unter der Generalität zeigte sich, wie schnell der Mangel an Kriegszucht durch ein Heer schreite, dessen Führer die Zügel nicht beständig straff und kräftig angezogen hält. Man erstaunt darüber, zu lesen, wie früher Serbelloni und während der Schlacht Puebla nicht allein unterließen, was dem erfahrnen und entschlossenen Soldaten sich von selbst aufdringt, sondern sogar, was ausdrückliche Befehle ihnen vorschrieben; wir sehen daß ein großer Theil der Kavallerie, trotz des strengen Verbots, zum Fouragefassen sich in Prag befand, daß der Herzog von Lothringen beynahe der einzige Besonnene an diesem Tage war, an dem der größte Theil des Heeres in wilder Unordnung hinter den Mauern der böhmischen Hauptstadt Schutz suchte, und noch denselben Abend durch einen preußischen Parlamentär aufgefordert wurde! — Browne war tödtlich verwundet, und der rastlose Prinz Karl (mehrmals von der wilden Flucht mit fortgerissen und im Gedränge beynahe erdrückt, in der größten Gefahr der Gefangenschaft), erhielt erst nach zwey Aderlässen Sprache und Besinnung wieder, die ein heftiger Brustkrampf, Schmerz und Wuth ihm geraubt — und dennoch war am 7. Mai die Lage der Ueberwundenen beynahe besser, als jene der Sieger, deren Verlust in der Schlacht auch der größere gewesen war. Ihre 70,000 Mann trennte die Moldau und täglich verringerte sie die Desertion; sie sollten 50,000 Mann, die Meister beyder Moldauufer waren, in der festen Stadt bezwingen, und hatten im Rücken den F. M. Daun, den die aus der Schlacht Geflohenen bis über 40,000 Mann verstärkten. — Der 18. Juni 1757, der Tag der Gründung des Theresienordens, derselbe Tag, an welchem beynahe sechs Jahrzehende später, Napoleons Stern bey Waterloo gänzlich erbleichte, machte der großen Ungewißheit ein Ende. — Die Preußen vor Prag bekümmerten sich wenig um die Festung, und griffen nur die wehrlose Stadt an, um durch den Jammer der zahlreichen Bevölkerung über Feuer und Hunger, die Uebergabe zu erzwingen. — Die Befehle, welche Daun erhielt, waren ganz widersprechend. Sie giengen zuerst darauf, nichts zu wagen und auf Deckung der rückwärtigen Erblande bedacht zu seyn, — dann auf Prags baldigsten Entsatz sein ganzes Augenmerk zu richten, und bey guter Gelegenheit das ihm gegenüber stehende Bevernsche Heer zu schlagen, — darauf sich um die in Prag eingeschlossene Armee,

die so lang als möglich den Feind dort festhalten, und an kein Durchschlagen, geschweige denn an Uebergabe denken solle, nicht so sehr zu bekümmern, ja eher noch weiter zurückzugehen. — Die Alliirten sollten dadurch Zeit gewinnen, den König von allen Seiten anzufallen. — Endlich auf des Prinzen Karl Meldung, er könne sich wegen Mangels an Lebensmitteln nur bis 20. Juny halten, die Ordre: Prag zu entsetzen, es koste, was es wolle!! — Die Moldau hatte einmal die feindlichen Schiffbrücken völlig zerrissen, und ein Ausfall sollte diese Trennung der feindlichen Streitkräfte benützen, allein er unterblieb — durch einen Mißverstand!! — Reiterey und Geschütz der Oesterreicher, vorzüglich die Sachsen thaten Wunder. Tempelhofs Erzählung wird hier, wie bey der Prager Schlacht, bey jener von Breslau, 22. November 1757, und bey der Erstürmung von Glatz 1760 in Vielem zurechtgewiesen. — Daß Daun den aufs Haupt geschlagenen Feind nicht mit einbrechender Morgendämmerung des 19ten mit letzter Kraft gegen Nimburg verfolgte, scheint kaum zu entschuldigen, denn die Befreyung Prags konnte dann um so minder zweifelhaft seyn. — Eugen oder Napoleon hätten gewiß in diesem Sinne gehandelt. Es ist etwas arges um die logische oder chronologische Verwechslung der vor sich habenden Aufgabe! — Eine Marketenderin, die durchaus zu ihrem Manne wollte, brachte am 19ten die erste Siegeskunde nach Prag. Die nun vereinigte Armee, bey 100,000 Mann stark, beschäftigte sich etwas lange mit Lauffeuer und Tedeum. Friedrich hätte Zeit genug, sich wieder zu sammeln. — Merkwürdig ist, daß er am 22. Juny an den Minister Schlaberndorf in Breslau, Sylbe für Sylbe, die nämlichen Worte schrieb, die Napoleon, nachdem mit übermenschlicher Tapferkeit parirten Stoß von Aspern, im kleinen Kahn von Eßling nach Ebreichsdorf herüberfahrend aussprach: »es ist wohl kein Wunder, daß, nachdem ich so viele Bataillen gewonnen, ich auch einmal eine verliere«! — Am größten und hochherzigsten zeigte sich, wie immer, die Kaiserin, in ihrem, hier abgedruckten Briefe an Daun, und in der Belohnung der Armee. Dem Treffen vom 20. Juny zwischen Keith und der Prager Armee weiht sich ein eigener Aufsatz.

Sehr merkwürdig ist auch die Korrespondenz über den Zug nach Berlin. Sie allein reicht hin zu erklären, wie Friedrich sich gegen solche ungeheure Uebermacht zu behaupten vermochte, ja daß die Sachen gar nicht anders gehen konnten. — Von höchstem Interesse sind die Betrachtungen über Friedrichs Lage am Ende des Jahrs 1761, in der ihm fast nur ein fast lächerlicher Alliirter, der Tatarchan übrig blieb, und

aus welcher er doch so unverhofft schnell in das günstigste Verhältniß kam. Daun's Rathschläge über die Eröffnung des Feldzugs von 1762 geben eben keine hohe Meinung von seiner Energie und seinem strategischen Scharfblick. Es ist dieß ein »Rath der Unmöglichkeiten,« der jeder großen und entscheidenden Partie nur ihre Schattenseiten abgewinnt, daher jede verwirft und jede gewagt findet, nicht selten in der Defensive und in der Theilung das größte Heil sucht, statt die Grundursache der Krankheit zu heben, ein Palliativ für jede ihrer zufälligen Erscheinungen weiß, und am schwierigsten jenen Ring finden kann, wo die Geistes- und wo die Gemüthskraft eines Heeresfürsten zu unauflöslichem Bunde in einander greifen sollen. — Lacy's Intelligenz schwebt tröstend als der Geist über dem Gewässer, das in vielen Operationen des siebenjährigen Krieges ebbt, und die Fulgurationen Loudons stehen zu dem sonstigen Gange der Ereignisse wohl in dem Verhältniß wie Blitz und Kerzenlicht. Lacy's Operationsplan für 1758 ist näherer Beachtung besonders werth.

Die Russen in der Türkey, im Augenblicke der Theilung von Polen, auch einmal aus österreichischen Quellen zu beleuchten, war allerdings ein schätzbarer Zuwachs.

Wenn man die Darstellung des sogenannten Preußen-Rummels oder baierischen Erbfolgekrieges von 1778 und 1779 aufmerksam durchliest, so verstärkt sich die Ueberzeugung, daß es damals (hätten nicht die Unterhandlungen den Gang der Waffen aufgehalten) in der Macht der Oesterreicher stand, den vierzigjährigen Wahn von Friedrichs Unwiderstehlichkeit zu zertrümmern, und Preußen jenes gebietenden Ranges für einige Zeit zu entäußern, welchen es bald darauf im Fürstenbunde, in den niederländischen, türkischen und polnischen Händeln, und durch die Separatfrieden und Indemnisationstraktate ausübte. In dieser Hinsicht war der Teschner Frieden in Wahrheit kein rühmlicher. Das Sprichwort ist alt: »Oesterreich sey stets im Unglück am größten, am bewunderungswürdigsten.« So möchte man wohl auch den Frieden von Campo Formio seinen glorreichsten nennen, der nach der Vernichtung von vier Armeen, nach Unfällen, die Bonaparte bis an den Semmering geführt hatten, zwar die Niederlande und die Lombardey aufgab, aber zu beyden Galizien und den sämmtlichen Vorlanden, die Oesterreich damals noch besaß, ihm Venedig gab, und nach den geheimen Artikeln, Salzburg und Berchtoldsgaden, sammt dem äußerst wichtigen Innwinkel.

Aus dem Türkenkriege von 1788 — 1790, der als ein Auxiliarkrieg begonnen, sehr bald seine Hauptlast auf Oesterreich wälzte, findet sich der Feldzug des kroatischen Heeres

mit den Planen von Dubitza und Novi, das Gefecht im Mehadier Thale vom 4. August 1789, und die Belagerung von Belgrad.

Die umfassendsten, zahlreichsten und lehrreichsten Arbeiten, und bey der Nähe der Zeit, des Schauplatzes und der handelnden Personen insgesammt durch die edelste Unparteylichkeit ausgezeichnet, sind jene aus der Geschichte des französischen Revolutionskrieges. Klarheit und Einfachheit des Vortrages, soldatische Offenheit und bescheidene Mäßigung charakterisiren durchgehends diese Leistungen, die unseres Wissens weder qualitativ noch quantitativ in einer andern Zeitschrift ihres Gleichen haben.

Zu jenem ersten, mit so glänzendem Hoffnungsschimmer eröffneten und auf allen Punkten mit einem so unerwarteten, schrecklichen Umschwunge bezeichneten Feldzuge von 1792, gehört zuvörderst die Denkschrift des unglücklichen Herzogs von Braunschweig, unentbehrlich zur richtigen Würdigung der Ansichten und Entwürfe jener Zeit. — Ihr folgt des Herzogs Albert und Clerfayts Feldzug in den Niederlanden, bis zum Verluste Belgiens durch die Schlacht von Gemappe und den Rückzug hinter die Maas und Erft. — Custines Unternehmung auf Speyer, — der Ueberfall von Limburg und die Wiedereroberung Frankfurts mit stürmender Hand (September — Dezember 1792).

Die Schlacht von Neerwinden (18. März 1793), in welcher der Erzherzog Karl seine Heldenlaufbahn begann, der Contrecoup der Schlacht von Gemappe, fand sich zwar schon im Jahrgang 1808 mit Plan und Uebersichtskarte; aber jener von 1813 stellt die gesammte Wiedereroberung der Niederlande durch den Prinzen von Koburg dar, mit allen glorreichen Ereignissen dieses Feldzuges, bis zu dem unglücklichen bey Dünkirchen und der zweifelhaften Schlacht bey Wattigny. Noch findet sich aus dieser Campagne der Krieg in den Alpen mit den offensiven Unternehmungen nach Savoyen und gegen Nizza.

Der laufende Jahrgang 1824 gab den Krieg in Deutschland 1794 während der Erkaltung der Preußen und der Entfernung eines großen Theils ihrer Heeresmacht in das sturmbewegte Polen, jener von 1818 und 1820 aber den Krieg von 1794 in den zum zweyten Male und für immer verlornen Niederlanden. Von höchstem Interesse sind die politischen Verhältnisse, die Vertheilung der Streitkräfte, die herrlichen Waffenthaten im Angesichte des Kaisers bey Landrecy; die viermalige Einschließung und Entsatz von Charleroi, und die nicht verlorne, sondern abgebrochene Schlacht bey Fleurus, die gleichwohl durch den Eindruck, den sie auf alle Gemüther hervorbrachte, und durch seine nachtheiligen

Folgen in Flandern, Epoche machte. Die Schilderung wird bis zum Rückzug über den Rhein, bis zu Pichegrus Marsch auf dem Eise und bis zur Eroberung Hollands fortgesetzt. — Die Oesterreicher haben in den niederländischen Festungen überhaupt ruhmwürdige Beyspiele beharrlicher Kriegstugend gegeben; aber der Tapferkeit der Garnison von Menin widmet sich hier ein eignes Bild. — Billig hat (Jahrg. 1818) auch der ruhmvolle Krieg der Vendée seine Stelle, der 1809 in Tyrol ein nicht unwürdiges Gegenstück fand. — Das Jahr 1795 gab durch die Baseler Separat-Frieden, und durch die unselige Absonderung des nördlichen Deutschlandes, wenig Lehrreiches und Erfreuliches. Doch liefert der Jahrg. 1808 Clerfayts Erstürmung der Mainzer Linien (29. Oktober 1795), zugleich mit Namur, Magnano und Trezzo ein unverwelkliches Blatt im Kranze Chastelers, jenes würdigen Nacheiferers der alten Wallonen, die seit Tilly und Boucquoy so oft als Perlen der österreichischen Banner geglänzt.

Um so thatenreicher war der Feldzug von 1796 — 1797, in welchem, nach dem Riesenplane des Direktoriums, Jourdan, Moreau und Bonaparte sich im Herzen unserer Monarchie die Hände bieten, und vor den Mauern der Hauptstadt den Frieden vorschreiben sollten, und wirklich war auch Ende August der erste unferne der Landmarken Böhmens, der zweyte vor München, und Bonaparte in Trient; aber der Erzherzog Karl warf die beyden ersteren durch eine Reihe von Siegen wieder über den Rhein, und erst im April 1797 drang Bonaparte bis an den Fuß des Semmering.

Schon der Jahrgang 1808 gab eine Uebersicht des Feldzuges von 1796 in Deutschland, bis zu dem Treffen bey Neumarkt und zur Schlacht bey Amberg (22. und 23. August 1796). — Der noch viel wechselvollere Feldzug in Italien ward auch noch reichlicher bedacht. Es erscheinen hier die Gefechte in den Apenninen im April 1796, in denen sich Bonaparte wider Beaulieu zuerst den rauhen Pfad zum italischen Lorber ebnete (1822), der Winterfeldzug in Italien und Tyrol bis zum gänzlichen Mißlingen des vierten Versuches zum Entsatze Mantuas durch die Schlacht von Rivoli und die Kapitulation Proveras unter den Mauern von St. Giorgio, und bis zur Uebergabe des Kommando von Alvinzi an den vom Rheine herbeygeeilten Erzherzog Karl (J. 1813). — Der Jahrgang 1821 liefert das Vorspiel des Krieges der zweyten Koalition von 1799, jene kurze Fehde, in der Neapels König dem vom Direktorium gegen ihn, wie gegen den Hof von Turin gerichteten Invasionsplan zuvorkommen wollte, die aber mit gänzlicher

Zersprengung seines Heeres unter Mack, mit einem gräulichen Aufstande der Lazzaroni, mit der wildesten Anarchie, mit Ferdinands IV. Vertreibung nach Sicilien, und mit der Gründung der, nur eine Dauer mehrerer Monate erreichenden parthenopäischen Republik endigte.

Eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete und den besten Memoires an die Seite zu setzende Arbeit ist jener glorreiche Feldzug von 1799 in Italien (J. 1811, mit dem Plane der Gegend zwischen der Etsch und dem Mincio) bis zur Schlacht bey Novi, und sohin vom Abmarsche der Russen in die Schweiz bis zur Kapitulation von Rom und Ancona, dem Falle von Coni und Championets Niederlage bey Genola. — Zur Charakteristik Suwarows, des Schreckensmannes von Ismail und Praga, der schon vor zehn Jahren mit Koburg sieghaft wider die Türken gestritten, und 1799 nach den Siegen Kray's an der Etsch in Mailand einzog, Macdonald im dreytägigen Kampf an der Trebia, und Joubert bey Novi überwand, werden hier (Jahrg. 1808 und 1821) die schätzbarsten Aufschlüsse aus seinen eignen Papieren gegeben. — Der Feldzug von 1800 in Italien bis nach der Schlacht von Marengo (Jahrg. 1822 und 1823) gehört, wie jener von 1799, zu dem Trefflichsten in seiner Art. Kein künftiger Geschichtschreiber jener großen Tage kann diese ausgezeichneten Arbeiten entbehren. — Die Wegnahme des Mont Cenis (8. April 1800) durch Major Mesko und den in so vielen Kriegs- und Friedenshandlungen ausgezeichneten Grafen Neipperg, der es in dieser Zeitschrift so schön bewährte: »beati quibus datum est, aut scribere agenda aut agere scribenda, *beatissimi* vero, quibus *utrumque*« — und Macdonalds Zug durch die Schneewüste des Splügen im Dezember 1800, sind in den Jahrgängen 1811 und 1821 besonders geschildert.

Aus dem Feldzuge 1799 in Deutschland bildet die Schlacht von Liptingen oder Stockach, die dem Siege von Ostrach binnen sechs Tagen folgte, und Jourdan über den Rhein warf, den allerersten Aufsatz der ganzen Zeitschrift (1808). — Den Feldzug von 1796 hat der königliche Feldherr selbst beschrieben, und Alles empfing die köstliche Gabe mit Dank und Bewunderung, sehnlich verlangend nach einer eben so großartigen Beleuchtung dessen, was zum Theil unter den schwierigsten Umständen, 1799 in jenen beyden Schlachten, was von Engadein und dem Luciensteig bis Winterthur und Zürich, und späterhin bey Mannheim und Philippsburg geschehen ist. — Suwarow in der Schweiz ist uns durch diese treffliche Zeitschrift geschil-

Der Weltbefreyungskrieg 1813, 1814 und 1815 ist hier in zweckmäßigen Umrissen dargestellt (1821), und durch Auszüge eines Tagebuches mit Geist und Geschmack erläutert. — Der Jahrgang 1819 theilet die durch den Grafen Nugent und den kühnen Hauptmann Lazarich vollbrachte Eroberung Istriens mit; ein interessanter Beytrag zu den unglaublichen Ergebnissen des Volkskrieges, da bey 1000 Feinde mit ihrem Geschütz und Gepäck vor 56 Oesterreichern und ein Paar hundert größtentheils unbewaffneten Bauern die Waffen streckten. — Die Oesterreich so sehr ergebenen Mitterburger verewigten den ihnen unvergeßlichen 4. September 1813 durch ein aus französischen Bomben aufgethürmtes Denkmal. — Das Gefecht der Division Merville bey Pozzolo am Mincio am 8. Februar 1814. — Ein Tag hohen Ruhms für die gegen einen fünf Mal überlegenen Feind das Schlachtfeld behauptenden und das österreichische Heer vor einer großen Gefahr bewahrenden Grenadiere, welches in der sichern Voraussetzung, König Murat sey mit Nugent vereinigt in des Feindes Rücken gegen Piacenza gezogen, über den Mincio ging, um des Vicekönigs Rückzug über den Oglio und die Adda zu beschleunigen (J. 1820). Umständlich ist der Feldzug von 1814 im südlichen Frankreich, welcher, mit so vielen andern Tagen der Gefahr und des Ruhmes, die Namen Bubna, Bianchi, Aloys Liechtenstein, Wimpffen und Hessen-Homburg unvergeßlich macht, geschildert (Jahrg. 1821). Jener, die Leipziger Völkerschlacht noch überbietende Tag von Waterloo wird mit all seinen Vor- und Nachspielen von Ligny, Quatrebas und Wawre und mit Rücksicht auf den, zwischen dem Marschall Grouchy und Napoleons Begleiter auf Elba und St. Helena, Gourgaut verfochtenen Federkrieg dargestellt (Jahrg. 1819 und 1820). Murats Invasion des obern Italiens nach Bonapartes Wiederkehr von Elba, durch Bianchis Sieg bey Tolentino und durch die Kapitulation von Casalanza unerhört schnell beendigt, ist hier mit einer Gediegenheit geschildert, die jener der italienischen Feldzüge von 1799 und 1800 gleichkömmt. Als Zugehörde kann die Geschichte Gaetas betrachtet werden, von der ältesten Zeit, bis zu seiner Wiederkehr unter Ferdinand IV. nach dem beynahe zehnjährigen Zwischenreich Josephs Bonaparte und Joachim Murats (Jahrg. 1819 und 1823). Zum letzten Feldzuge des Befreyungskrieges gehört auch noch die Bezwingung und Schleifung jenes trotzigen Zwing-Basel, Hüningen, durch den Erzherzog Johann (Jahrg. 1821).

Von Geschichten einzelner Regimenter finden

sich, aus dem Fußvolk, jene von Nr. 4 Hoch- und Deutschmeister, 7 Toskana, 14 Erzherzog Rudolph, 21 Albert Giulay, 49 Kerpen, und von der Reiterey Nr. 6 Kinsky Dragoner. — Allein diese Regimentsgeschichten stellen nur die Feldzüge des Befreyungskrieges dar, höchstens auch den, mit nie gesehener Begeisterung, ohne Bundesgenossen, ohne Fremde, von Oesterreich ganz allein bestandenen unvergeßlichen Kampf von 1809 — und doch ist auch die ältere Geschichte dieser Regimenter überreich an Zügen des Heldenmuthes, eine heilige Ernte der Vergangenheit, die wieder das wuchernde Samenkorn einer nicht minder segensreichen Ernte von Heldengeist für Gegenwart und Zukunft ist. — Wir können nicht umhin, den oben ausgesprochenen Wunsch dießfalls mit Wärme zu erneuern.

Aufrichtigen Dankes werth, wenn schon nicht über das Gewöhnliche hervorragend (etwa das Leben Boynebourgs des kleinen Hessen (Jahrg. 1818) ausgenommen), sind die in verschiedenen Jahrgängen zerstreuten Biographien, des Oberfeldherrn Max's II. und Rudolphs II. Lazarus Schwendi (J. 1821), Tillys, Wallensteins und Ottavio Piccolominis (J. 1818 und 1821), Montecuculis (Jahrg. 1818), und aus den Zeitgenossen, des allzufrüh verklärten, mit jeder Herrlichkeit kriegerischer Gestalt und Tugend reich geschmückten Siegers von Leipzig und Paris, dann Alvinzys und Beaulieus, der Grafen Joseph und Hieronymus Colloredo, der Freyh. Prohaska, Devaux und Reisner. — Diese stehende Rubrik in steigender Vollkommenheit fortzusetzen, ist dem trefflichen Institute dieses Journals gewiß ein eben so heiliger als willkommener Beruf, eben so wie eine andere Rubrik: »Züge des Heldenmuthes aus den ältern und neuesten Kriegen,« wozu mit Recht die Akten der Vertheilungskommission der goldenen und silbernen Medaillen an die obligate Mannschaft vom Feldwebel abwärts, vorzugsweise benützt worden sind. — Es ist erfreulich, daß selbst preußische und russische Blätter, aus Anlaß unserer trefflichen Zeitschrift, was wir oben von Regimentsgeschichten erinnerten, mit solcher Wärme, aufgenommen und über die dabey zu beobachtenden Anhaltspunkte, ihre Meinung geäußert haben. — Selbst Chiolich, der über ein Jahrhundert als Soldat, und Katharina Marschall, die im Regimente Kolowrat durch geraume Zeit als gemeiner Dragoner gedient, mögen mit ähnlichen Anekdoten in dieser Rubrik die ihnen gebührende, das Ganze belebende und erwärmende Stelle finden.

Daß die neuesten Militärveränderungen in der Zeitschrift pünktlich aufgenommen werden, verdient, wie so vieles Andere, gewiß den aufrichtigsten Dank. — Inzwischen dürfte es wohl sehr zweckmäßig seyn, nach dem Beyspiel der Regierungsblätter anderer Staaten, die sämmtlichen Veränderungen im Militär- wie im Civil-Etat am Schlusse jedes Monats durch eine außerordentliche Beylage der Wiener Hofzeitung bekannt zu machen, statt daß diese Mittheilung, vorzüglich im Civil, lediglich das Werk des blinden Zufalles bleibt.

Auch die Streitkräfte und die Militärverfassung fremder Mächte finden sich in der Zeitschrift aufgeführt, selbst von solchen, die wie Westphalen und wie das Großherzogthum Berg schon längst wieder aus der Reihe der Mächte verschwunden sind, — Englands und Preußens Landmacht im Jahre 1811, Warschau, Baiern und Sachsen, — die Land- und Seemacht der ottomanischen Pforte, und dann insbesondere die Janitscharen, — die beyden Kolosse des Bonapartischen Frankreichs und Rußlands, nebst einer besondern, auf die trefflichsten Ansichten und Erfahrungen gebauten Abhandlung über die Kosaken und über ihre Brauchbarkeit im Felde.

So wie die Kriegsgeschichte den Hauptinhalt dieser Zeitschrift bildet, füllt sie auch größtentheils den Raum dieser Anzeige. In der ältern erlaubten wir uns manche Bemerkung, Anfrage oder Ergänzung — bey den Begebenheiten des Revolutionskrieges, die zeitgenossen Leser an die herrlichen Materialien selbst verweisend, um sich daraus Winke der Belehrung oder Warnung, Regungen edlen Stolzes oder schmerzlicher Wehmuth zu holen. — Der ansehnliche Vorrath aus dem Gebiete der Kriegskunst findet wahrscheinlich bald eine eigne Würdigung, wie er selbe in den meisten Blättern des Auslandes bereits gefunden hat. — Wir deuten hier nur auf einige der wichtigsten Aufsätze, als: — über die 1810 auf allerhöchsten Befehl vom Generalquartiermeisterstab unternommene Basismessung, — über mögliche Vervollkommnung topographischer Karten, — über Terrainzeichnung, — über Länderbeschreibungen, — (Beschreibung Dalmatiens — und militärische Blicke auf Venedig), — über Hochgebirge in militärischer Hinsicht, Angriff und Vertheidigung der Gebirgspässe, — Gebirgskrieg, — Ueberfälle, — zerstreute Schlachtordnung, — über Diversionen, Demonstration und Parteygängerkrieg, — ob der kleine Krieg wirklich die Schule des großen sey? über die Verpflegung der Heere und über das Verpflegswesen nach Guibert, — über den Gebrauch der Picken, — über den Bajonnettangriff und über die damascirten Säbelklingen, — über die leichte und schwere Reiterey, über ihre Bewaffnung, über die Vertheidigung gegen Massenangriff, —

über die Abrichtung der Pferde, — über die Stellung der Offiziere bey der Reiterey, — über Guerillas, — Vergleichung der österreichischen Waffengattungen mit jenen einiger Nachbarstaaten, — über die Uebungen der Artillerie, — über das fehlerhafte Schießen mit Geschütz, über militärische Gesundheitspolizey, und über Begriff und Wesen eines Spions 2c.

Unter so viel Gemeinnützigem und unmittelbar Praktischem möchten wir dem Bestreben zur Ausrottung fremder Wörter aus der militärischen Technologie nur eine sehr untergeordnete Stelle einräumen, und gedenken dabey noch immer der komischen Verirrungen und des hohlen Bombastes, den dieses Streben 1813 — 1815 in Norddeutschland hervorbrachte.

Die Erhöhung der Moralität im Kriegsstande, die Art und Weise, wie der Offizier seinen Untergebenen ausbilden könne und solle, ja selbst der militärische Gesellschaftston, die Versorgung ausgedienter Offiziere, ihrer Wittwen und Waisen, der Einfluß des seit 1819 in Wien und zum Theil auch schon in mehreren Provinzen so wohlthätig gedeihenden Institutes der Sparkassen auf die Armee 2c. sind Gegenstände der Sorgfalt dieser Zeitschrift, nicht minder die militärische Beredsamkeit, wovon uns das Vorwort zur Wiedereröffnung dieser Zeitschrift im Jahr 1818 selbst kein geringes Muster darzubieten scheint, wie denn auch die Aufsätze über das Studium der Kriegsgeschichte und wie man Kriegsgeschichte schreiben soll, in der Zeitschrift selbst manche reife und edle Frucht getragen haben.

Zwey Aufsätze des Hormayr'schen Archives, aus der geübten Feder eines der verehrungswerthesten Förderer und Mitarbeiter dieser Zeitschrift, gehörten allerdings hieher, um so mehr, da ihr Gegenstand von der allergrößten Wichtigkeit ist: über den Zweykampf und über militärische Auszeichnungen, insonderheit durch Orden.

Bülow und Jomini finden natürlich (als Luther und Calvin der Strategie) hier auch ihre Stelle. — Die ungeschickte Lobrede des Herrn von Butturlin auf den letztern hatte eine eben so witzige als gründliche Erwiederung, und diese eine schnelle Palinodie zur Folge, die sehr erbaulich zu lesen ist. — Die Gedanken eines Laien provocirten ähnliche, höchst interessante Erörterungen über Befestigungskunst und ihren Einfluß auf die großen Operationen, wenn auch der erste (im Hormayr'schen Archiv, Nr. 62, Mai 1818 aufgetretene) Gegner jener hingeworfenen Gedanken eines Laien, kein Leue war.

Alle neuen Erscheinungen der Kriegswissenschaft finden in einer eignen, recensirenden Anzeige ihre umständliche Würdigung. — Der Ton dieser (zwar meistens kurzen) Recensionen

ist, wie er der männlichen, wissenschaftlichen Erörterung ziemt, parteylos, und von seltner Ruhe und Mäßigung, selbst gegen manchen ungerechten Angriff.

Dieses, die gedrängte Uebersicht der Leistungen der österreichischen, militärischen Zeitschrift, die an völliger Anspruchslosigkeit und seltner Unparteylichkeit, an Reichthum der Materialien, an Ernst und Gediegenheit der Bearbeitung, in deutscher Zunge, kaum ihres Gleichen hat, die durch den Gehalt ihrer Leistungen, und durch die, so manchen Schwierigkeiten entgegengesetzte Beharrlichkeit, auf den Beyfall der Regierung, wie auf den Dank des Heeres und des Volkes, unbestreitbare Ansprüche hat.

Art. XI. Rossini's Leben und Treiben, vornehmlich nach den Nachrichten des Herrn v. Stendhal geschildert und mit Urtheilen der Zeitgenossen über seinen musikalischen Charakter begleitet von Amadeus Wendt. Leipzig, 1824. Verlag von Leopold Voß.

Die zu Paris erschienene Schrift: Vie de *Rossini* par M. de *Stendhal* etc., hat den Herrn Herausgeber so sehr angezogen, daß er es unternahm, jene »eben so flüchtige, als äußerst lebendige Schilderung des gefeyerten Tonsetzers«, welche, von dem Standpunkte des musikalischen Naturalismus ausgehend, in einem, oft einseitigen und ungründlichen, aber immer pikanten und geistreichen Raisonnement über den Geschmack in der Tonkunst verschwimmt, durch eine zweckmäßige Anordnung in eine beßere Form zu bringen. Mehrere der in dem französischen Originale befindlichen »übertreibenden Ausschweifungen und Paradoxieen« hat Herr Prof. Wendt mit Anmerkungen begleitet, die sich eben so sehr durch tiefe Kenntniß und richtige Ansichten, als durch Mäßigung auszeichnen, auch hat er, da die Erzählung des Bar. Stendhal nur bis auf die Zeit von Rossini's Abgang von Neapel geht, dieselbe fortgesetzt, und Alles, was über R., von seinem Aufenthalte in Wien an bis zu seiner Anstellung in London, aus öffentlichen Blättern bekannt geworden ist, mit Anführung der Quellen, zusammengestellt. Hierauf läßt Herr Wendt die allgemeinen Bemerkungen des Verfassers über Charakter und Styl Rossini's folgen, nach welchen er die verwandten oder entgegengesetzten Urtheile anderer Schriftsteller anführt, und endlich seine eigene Ansicht über den Gegenstand des Stendhalschen Werkes ausspricht.

In der Einleitung glaubte Herr von Stendhal von den unmittelbaren Vorgängern Rossini's reden zu müssen, unter

welchen er Cimarosa, Paisiello, S. Mayer, Paer und Mozart versteht. Wenn schon das Urtheil über die ersteren vier Tonsetzer wunderlich genug klingt, so ist dieses noch weit mehr der Fall mit jenem über Mozart. Zwar affektirt Herr von Stendhal eine Art von Ehrfurcht gegen diesen Meister, der »in Italien auf einmal wie ein Koloß erschien«; allein alles seyn sollende Lob ist wieder mit so ungereimten Aeußerungen untermischt, daß sowohl hieraus, als aus dem, was in der Folge des Buches über Mozart gesagt wird, klar hervorgeht, Herr von Stendhal sey weit entfernt, diesen unsterblichen Tonsetzer und seine Werke begreifen und würdigen zu können. Es ist nebenher belustigend zu lesen, wie es in Italien sowohl Sängern als Instrumentisten durchaus unmöglich war, Mozarts Entführung aus dem Serail auch nur erträglich auszuführen (Seite 12), da hier »nicht die Rede von einer Musik war, die das Ohr auf ein oder zwey Mal Singen auffaßt«, und wie es »nicht weniger als sechs Monate bedurfte, damit die besten Instrumentisten das erste Finale des Don Juan im Takte spielen, und nicht weniger als zwey Monate, bis die Sänger es singen konnten.«

Der Zweck dieser Einleitung ist übrigens, zu zeigen, wie die dramat. Musik vor Rossini's Erscheinung im Abnehmen war, und welches Glück es gewesen, daß dieser junge Komponist eben zur rechten Zeit erschienen ist, um sie nicht nur wieder emporzubringen, sondern ihr eine ganz neue, viel glänzendere Bahn anzuweisen.

Joachim Rossini wurde am 29. Februar 1792 zu Pesaro im Kirchenstaate geboren. Sein Vater war ein armer Waldhornist, und gehörte zu den herumziehenden Musikern; seine Mutter, Anna geborne Guidarini, spielte eine leidliche zweyte Sängerin auf kleinen Bühnen. Im Jahre 1801 begann Rossini seine musikalischen Studien bey D. Angelo Tesei in Bologna, der ihn nicht nur gut singen lehrte, sondern auch in der Kunst des Kontrapunktes unterrichtete. Nachdem er vom August 1806 bis März 1807 eine musikalische Wanderung durch die Romagna gemacht, trat er in das Lyceum zu Bologna und erhielt beym P. Stanislao Mattei Musik-Unterricht. Dem Vernehmen nach, soll dieser ausgezeichnete Lehrer einen ungehorsamen Schüler an ihm gehabt haben (S. 435). Im August 1808 war er schon im Stande, eine Ouvertüre und eine Kantate (Il pianto d'armonia), das erste von ihm bekannt gewordene Gesangstück, zu komponiren. Sein erstes dramatisches Werk (Demetrio e Polibio), geschrieben im Jahre 1809, wurde

im Jahre 1812 in Rom aufgeführt. Eine liebenswürdige Frau hatte den glücklichen Einfall, ihn nach Venedig zu schicken, wo er (1810) die Farce: La cambiale di matrimonio, schrieb. Nach einem glücklichen Erfolge kehrte er wieder nach Bologna zurück, und ließ dort im Jahre 1811 l'equivoco stravagante, darnach aber (1812), wieder in Venedig, L'inganno felice aufführen, die erste seiner Opern, die auf der Bühne blieb. »In dieser einaktigen Oper«, sagt Hr. v. Stendhal, »springt das Genie an allen Seiten hervor.« Naiv und merkwürdig genug fügt er hinzu: »ein geübtes Auge erkennt ohne Mühe die Grundgedanken von funfzehn oder zwanzig ausgezeichneten Stücken, die später das Glück der Hauptwerke Rossini's gemacht haben.« — In demselben Jahre gab Rossini auch zu Ferrara das Oratorium Ciro in Babilonia. Er wurde bald von neuem nach Venedig gerufen; da ihn aber der Theater-Unternehmer von San Mosé, »nicht zufrieden, für einige Zechinen einen liebenswürdigen Komponisten zu haben, der bey den Damen beliebt war *), und dessen wachsendes Genie sein Theater in Ruf brachte,« ihn nachläßig behandelte, weil er arm war; gab Rossini auf der Stelle »ein Zeichen seines originellen Charakters, der ihm seinen Rang anweist. Er vereinigte in der neuen Oper (la scala di seta, 1812) alle Ausschweifungen und Bizarrerien, welche, wie man wohl glauben kann, in diesem Kopfe nie gemangelt haben. Z. B. mußten die Violinisten im Allegro der Ouvertüre nach jedem Takte an die blechernen Lichter-Blenden schlagen. Man stelle sich das Staunen und den Unwillen eines unermeßlichen Publikums vor, welches aus allen Quartieren Venedigs, und sogar von der terra ferma hergekommen war, um die Oper des jungen Meisters zu hören,« u. s. w. — »Rossini, weit entfernt, darüber bestürzt zu seyn, fragte nun den Theater-Unternehmer lachend, was er damit gewonnen, daß er ihn so geringfügig behandelt habe, und reiste nach Mailand, wo ihm seine Freunde ein Engagement verschafft hatten.« —

Nach dieser Probe von Achtung für die Kunst und das Publikum schrieb Rossini (ebenfalls 1812) seine erste Oper für das Theater La scala in Mailand: La pietra di paragone, welche außerordentliche Wirkung machte, und die Herr von Stendhal für Rossini's Hauptwerk in der Gattung der buffa hält. Derselbe ging einen Monat nachdem der oben erzählte Vorfall in Venedig sich zugetragen, wieder dahin, und gab auf dem Theater San Mosè die zwey Farcen: L'occasione fa

*) Welchen Vortheil brachte dieser Umstand dem Impresario?

il ladro [1]) (im Herbste 1812), und Il figlio per azzardo (Karneval 1813). Bald darauf schrieb er für das Theater della Fenice seinen Tancredi. Rossini hielt es am Abende der ersten Vorstellung nicht für räthlich, sich an das Pianoforte zu setzen, aus Furcht, die Venetianer möchten »die obligate Begleitung der blechernen Blenden« noch nicht vergessen haben. Nachdem der Orchester-Direktor ihn überall vergebens gesucht, fing er die Oper ohne ihn an; allein, als die Ouvertüre beyfällig aufgenommen wurde, kam der Komponist »aus seinem Schlupfwinkel hervor,« und wagte es, »sich an seinen Platz ans Fortepiano zu schleichen« — Man kann sich den Erfolg denken, sagt Herr von Stendhal, den diese Musik dort hatte, wo man die Reize des Gesangs am meisten zu würdigen weiß [2]). »Es war eine wahre musikalische Wuth. Vom Gondoliere bis zum vornehmsten Herrn wiederholte Jedermann: mi rivedrai, ti rivedrò. In den Gerichtshöfen waren die Richter oft genöthigt, den Zuhörern Stillschweigen zu gebieten, welche immer sangen: Ti rivedrò, mi rivedrai« [3]). Im Sommer 1813 schrieb Rossini für das Theater S. Benedetto in Venedig seine Italiana in Algeri, welche — wie Herr Prof. Wendt bemerkt — die erste Oper war, die von Rossini in Deutschland (zu München 1816) gegeben worden ist.

Wohin nun dieser beliebte Tonsetzer nur immer kam, wurde er von den Dilettanten des Orts empfangen, bewirthet, bis in die Wolken erhoben, und während die schönsten Frauen seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen strebten, machten ihm die angesehensten Männer den Hof

Im Jahre 1814 komponirte Rossini die Oper Aureliano in Palmira für Mailand, welche durchfiel. Im Herbste, desselben Jahres erschien die Oper: Il Turco in Italia. Auch dieses Werk erhielt bey seiner ersten Aufführung in Mailand keinen Beyfall. Man behauptete, Rossini habe sich selbst kopirt, und für das erste Theater der Welt hätte er sich die Mühe geben sollen, etwas Neues zu machen« Vier Jahre später wurde dieselbe Oper in Mailand wieder gegeben und »mit Enthusiasmus« aufgenommen. In dem nämlichen Jahre schrieb Rossini

---

[1]) Sowohl was das Buch als die Musik betrifft, vielleicht die beste seiner kleinen Opern.

[2]) Auch hier in Wien gründete diese Oper Rossini's Ruf, besonders durch den einfachen, gemüthvollen Vortrag der unvergeßlichen Mad. Borgondio in der Hauptrolle.

[3]) Wem fällt hier nicht ein: »O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor!«

auch die Oper Sigismondo für Venedig, welche dort kein Glück machte.

Nun drang Rossini's Ruhm auch nach Neapel. Der dortige Theater-Unternehmer Barbaja suchte ihn durch einen vortheilhaften Kontrakt zu gewinnen. Die dagegen von Rossini übernommene Arbeit war ungeheuer, »der kecke, muntere Sinn Rossini's aber setzte sich über alle Hindernisse, wie über alle Kritik hinweg.« Er komponirte für Demois. Colbrand (nunmehr seine Gattin) die Oper Elisabetta, regina d'Inghilterra. Die Lobsprüche, welche Herr von Stendhal diesem Werke ertheilt, werden bloß durch die Bemerkung unterbrochen, daß Rossini die Ouvertüre aus dem Aureliano nahm, und in der Folge bey dem Barbier von Sevilla »zum dritten Mal benützte; wornach sie eben sowohl den Kampf zwischen Liebe und Zorn in einer der größten Seelen, deren Gedächtniß die Geschichte bewahrt, als die Tollheiten des Barbiers Figaro schildern soll.« Nach dem glänzenden Erfolge der Elisabetta wurde Rossini im Carneval 1816 nach Rom berufen, wo er für das Theater Valle die Oper Torvaldo e Dorliska, und für das Theater Argentina den Barbier von Sevilla schrieb, welchen Hr. v. Stendhal »im Charakter der französischen Musik (!)« geschrieben findet. Die Römer hingegen »fanden den Anfang der Oper langweilig und weit unter Paisiello. Man suchte vergebens jene naive unnachahmliche Grazie und den bewunderungswürdigen einfachen Styl;« so, daß die Zuschauer endlich, »gelangweilt, durch die gewöhnlichen Dinge, mit welchen der zweyte Akt beginnt, und durch den gänzlichen Mangel an Ausdruck beleidigt, den Vorhang fallen ließen.« Den Tag darauf wurde die Oper bis an die Wolken erhoben. — Nach diesem neuen Siege erschien Rossini wieder in Neapel, wo er im Winter 1816 seinen Othello komponirte. Nach einigen Bemerkungen über die Mängel des Opernbuchs, beurtheilt Herr von Stendhal die Musik, und scheint die Nachsicht, die er so manchem andern Werke Rossini's angedeihen ließ, hier durch allzugroße Strenge verbessern zu wollen. Wirklich läßt er hier nicht nur dem Guten, was sich in dieser Oper befindet, zu wenig Gerechtigkeit widerfahren, sondern tadelt sogar Einiges, was vielmehr des besten Lobes würdig seyn dürfte. »Das größte Lob«, sagt er, welches diese Partitur Rossinis verdient, welche sein Hauptwerk im starken und deutschen Style ist, besteht darin, daß sie voll Feuer ist.« Was Herr von Stendhal unter dem starken Styl versteht, ist schwer zu errathen; daß er aber von dem deutschen Style sehr unrichtige Begriffe hat, wird man in der Folge sehen.

Im Jahre 1817 ging Rossini wieder nach Rom und

schrieb dort die Oper: La cenerentola. Dem Herrn von Stendhal gefällt sie nicht, was er sich dadurch erklärt, daß er darin — (nur darin?) — das Idealschöne vermißt. Es ist merkwürdig, einen so warmen Anhänger Rossini's und seiner Kompositionsweise bey dieser Gelegenheit also sprechen zu hören: »Mangelt der Musik das Ideale, so erregt sie gemeine Bilder, und die zurückgestoßene Einbildungskraft nimmt ihren Flug wo anders hin. Sehe ich Cenerentola auf dem Anschlagzettel, so möchte ich fast mit dem Marquis de Moncade sagen: c'est ce soir que je m'encanaille.« (Seite 149.) — Von Rom ging Rossini nach Mailand und komponirte, ebenfalls im Jahre 1817, für das große Theater La gazza ladra. »Der Erfolg dieser Musik war unerhört, das Stück machte solchen furore, daß das Publikum sich jeden Augenblick in Masse erhob, um Rossini mit Beyfall zu überhäufen.« Schon die Ouvertüre erhielt »unsinnigen Beyfall«, der zugleich »die Gestalt einer Versöhnung« hatte. »Die Eitelkeit des Publikums nämlich«, fährt Herr von Stendhal fort, »erinnerte sich an den Turco in Italia, der wegen Mangel an Neuheit durchfiel. Rossini wünschte diese Scharte auszuwetzen, und seine Freunde fanden sich sehr geschmeichelt, daß er für sie etwas Neues gearbeitet habe. Diese Situation des Komponisten erklärt die Anwendung der Trommeln und überhaupt den großen Lärm dieser Ouvertüre, der ein wenig deutsch ist« *). — Nachdem Herr von Stendhal einen losen Streich erzählt, den Rossini auf Kosten dieser Oper dem Sänger Galli spielte, weil derselbe bey einer Schönen sein glücklicher Nebenbuhler war, führt er manchen Tadel an, der gegen diese Komposition erhoben wurde, und gesteht selbst ein, daß Rossini in keiner seiner Opern so viel Verstöße gegen den Sinn begangen habe. Seine Verehrer hingegen meinten; »man müsse es dem Komponisten Dank wissen, daß er das Gräßliche des Stoffs durch die Leichtigkeit seiner Cantilenen verhüllte;« das heißt, daß er, wie der Maestro Crescendo in dem Lustspiele: Der Gang in's Irrenhaus, »auf traurige

*) Welchem deutschen Tonsetzer ist es jemals eingefallen, solches Getöse zu vollführen? Und, wäre dergleichen schon früher dagewesen, wo bliebe dann die Neuheit, die dadurch hat erreicht werden sollen? Dieses Lärmen um nichts war ja eben das Neue!

In einer hier befindlichen Anmerkung des Hrn. Herausgebers lesen wir, daß ein Mailänder Kunstkenner Rossini gefragt habe, wie es ihm eingefallen sey, zu diesem rührenden Sujet eine militärische Ouvertüre zu schreiben; worauf Ros. geantwortet haben soll: weil in einer Scene der Oper Militär vorkömmt. Der Mailänder rief aus: doch spricht dieser Meister immerwährend von der Philosophie der Musik! —

versi lustige Musik« schrieb. Man sieht hieraus deutlich, daß Rossini's Freunde damit umgehen, die Aesthetik des Vokal-Tonsatzes gänzlich umzugießen. »Hätte«, sagten sie, »Mozart die Musik gemacht, wie sie geschrieben seyn sollte« — (also doch?) — »so würde man die Vorstellung nicht haben aushalten können.« —

Im September 1817 kehrte Rossini nach Neapel zurück, wo er seine Armida komponirte. Nach Berichten italienischer Blätter hat diese Oper in Neapel und Venedig nicht die günstigste Aufnahme gefunden; auch rühmt Herr von Stendhal nur die Chöre und das Duett im ersten Akte, das hier vielfältig in Konzerten gehört wurde. Adelaide di Borgogna schrieb Rossini im Jahre 1818 für Rom, und schickte eine andere, gar nicht bekannt gewordene Oper: Alina, ossia il Califo di Bagdad, nach Lissabon. In der Fastenzeit desselben Jahres gab er in Neapel das biblische Drama Mosè in Egitto. Man lobte besonders die Introduktion im ersten, und ein Duett im zweyten Akte. »Damals«, sagt Herr von Stendhal, »hatte Rossini noch nichts so Gelehrtes gearbeitet, als diese Introduktion.« Man behauptete, daß sie von irgend einem deutschen Komponisten sey; Herr von Stendhal aber erinnert sich noch, »daß er darin zu viel Geist und zu viel freye Wendungen im Orchester fand, um sie für eine deutsche Komposition zu halten.« — Diese Aeußerung mag, nebst vielen andern, beweisen, wie tief der Verfasser des vorliegenden Werkes in das Wesen der Tonkunst überhaupt, und der deutschen Musik insbesondere, eingedrungen ist, und welchen Beruf er sonach hatte, über Musik zu schreiben. Indeß versichert er ganz ernsthaft (Seite 202), von dem ersten Arzte in Neapel gehört zu haben, daß von dem Gebete der Hebräer im Mosè, und dem herrlichen Tonwechsel desselben, mehr als vierzig junge, leidenschaftliche Musikliebhaberinnen Anfälle von nervösen Gehirnkrankheiten und Konvulsionen bekommen haben. — So wäre denn die oft bezweifelte Wirkung des Chors der Eumeniden des Aeschylos in unsern Tagen wiederholt worden!

Im Frühlinge 1818 verließ Rossini Neapel wieder, dirigirte in Ferrara bey Eröffnung der dortigen Akademie der Musik, und langte im Juny in seiner Vaterstadt Pesaro an, wo das neu erbaute Theater mit seiner gazza ladra eingeweiht wurde, welche dort ungemein gefiel. Hierauf ging er nach Neapel zurück, und schrieb dort zwey neue Opern: Ricciardo e Zoraide (1818) und Ermione (1819). Die erste wurde mit außerordentlichem Beyfalle gegeben. Man behauptete in Neapel, daß Rossini, nach vielen Mißgriffen, endlich die wahre

Idee über die Natur der Oper faktisch dargelegt habe, und in der dortigen Hofzeitung erschien sogar ein pomphaftes Sendschreiben Cimarosa's aus dem Elisium an Rossini, voll Lob und Ermahnungen, auf diesem Wege fortzugehen. In demselben Jahre wurde zu Neapel auch eine Messe von Rossini aufgeführt. Da Herr von Stendhal davon sagt: »Man sah gleichsam alle herrlichen Melodien dieses Komponisten in einer wenig veränderten Form, die sogar dem Bekannten etwas Pikantes gab, nach und nach vorübergehen,« so läßt sich, wenn man den Geist jener Melodien kennt, leicht denken, wie sehr diese würdevolle Kirchenmusik die Seelen der Anwesenden zur Andacht gestimmt haben müsse.

Im Frühlinge 1819 erhielt Rossini zu Neapel für das Theater S. Benedetto in Venedig ein Opernbuch, unter dem Titel: Odoardo e Cristina. Rossini konnte sich, von Liebesbanden zurückgehalten, erst vierzehn Tage vor Eröffnung jenes Theaters zur Reise nach Venedig entschließen, und schickte eine Anzahl Musikstücke dahin voraus, in welchen jedoch die Worte ein wenig verschieden von jenen waren, die man ihm von Venedig aus gesendet hatte. »Aber wer fragt in einer Opera seria nach den Worten?« fragt Herr von Stendhal, und diese Frage gibt einen neuen Beweis, daß der Aesthetik des dramatischen Tonsatzes ein gänzlicher Umschwung bevorsteht, und daß es mit dem ehemaligen Scherze: prima la musica, poi le parole, nun völlig Ernst werden soll. — Inzwischen zeigte sich bald, woher der Unterschied zwischen den, dem Komponisten eingeschickten, und den von ihm verwendeten Versen entsprang. Ein bey der ersten Vorstellung der neuen Oper anwesender Neapolitaner bewies, daß dieselbe aus den frühern Opern Ricciardo und Ermione zusammengesetzt sey, und bey mehreren Musikstücken nicht einmal die Worte verändert waren. Dem hierüber wüthenden Impresario antwortete Rossini ganz kaltblütig: »Habe ich dir nicht eine Musik versprochen, die gefallen soll? Sie hat gefallen, und damit gut.« — Herr von Stendhal meint bey dieser Gelegenheit, »es müßte interessant seyn, eine Liste von allen wirklich verschiedenen Musikstücken in Rossini's Opern zu entwerfen, und eben so eine Liste von Stücken, die einen und denselben Grundgedanken haben, mit Angabe des Duetts oder der Arie, wo derselbe am glücklichsten verarbeitet worden ist.« — Wie steht es aber dann mit der so sehr gerühmten Unerschöpflichkeit seiner Melodien-Quelle, welche allein die Stelle aller übrigen Eigenschaften ersetzen soll, die man ehedem von einem Opern-Tonsetzer verlangte?

Als Rossini im Sommer jenes Jahres über Bologna nach Neapel zurück reiste und seine Vaterstadt wieder besuchte, stellte die dort befindliche Akademie seine Büste mit einer lobenden Inschrift auf. Im Oktober 1819 schrieb er zu Neapel La donna del Lago. Sie erregte ein Pfeifen und Stoßen mit den Stöcken, welches so arg war, daß dem Komponisten unwohl wurde, »was bey einem Menschen, der, wie es scheint, so gleichgültig und seiner Sache so gewiß ist, in der That viel sagen will,« setzt Herr von Stendhal hinzu, der übrigens dieses Mißfallen auf Befriedigung eines alten Hasses und auf den Muthwillen einiger von Wein erhitzten Köpfe schiebt. Er, seiner Seits, findet, daß die Musik dieser Oper wirklich eine Ossianische Farbe und eine wilde Energie habe, welche äußerst ergreifend ist. »Rossini ist hier das erste Mal in seinem Leben von seinem Buche begeistert worden.« — Hieraus folgt, daß ein Tonsetzer überaus kostbare dramatische Musik schreiben kann, ohne von seinem Süjet begeistert zu seyn.

Nach diesem Mißgeschick ging Rossini nach Mailand und komponirte dort Bianca e Faliero, welche im Dezember 1819 gegeben wurde. »Die Partitur,» gesteht Hr. v. Stendhal, »war voller Reminiscenzen. Die Oper erhielt daher keinen Beyfall.«

Am Schlusse des Jahres 1820 brachte Rossini zu Neapel seinen Maometto secondo auf das Theater. Nach Herrn von Stendhal's Anzeige soll diese Oper gefallen haben; nach Berichten aus Italien hat sie weder in Neapel noch in Venedig Glück gemacht.

Da Hr. von Stendhal von der nun folgenden Epoche Rossini's nur einige dürftige, und zum Theil falsche Nachrichten gibt; ergänzte der Hr. Herausgeber von hier an das Fehlende aus glaubwürdigen Berichten deutscher und ausländischer Zeitschriften.

Rossini hatte sich wieder nach Rom begeben, wo im Februar 1821 die Oper Matilde de Chabeau (später Corradino genannt) aufgeführt wurde, und Anfangs nur getheilten, zuletzt aber größeren Beyfall erhielt. Da Rossini von dem Inpresario, Hrn. Barbaja, der, vom Dezember 1821 angefangen, das k. k. Hof-Opern-Theater in Wien pachtete, hierher eingeladen war, schrieb er mit dem Beginne des Jahres 1822 zu Neapel seine Zelmira, um sie nachher in Wien zu geben, »mit größerem Fleiße als er gewohnt ist, und mit offenbarer Rücksicht auf Deutschland.« Die Oper wurde zu Neapel im Februar mit dem glänzendsten Beyfalle gegeben. Hr. Prof. Wendt sagt, es habe darin Rossini gelungen, die Korrektheit und Wahrheit des

Ausdruckes und die Würde der ernsten Oper mit dem Reize südlicher Lebendigkeit und dem vorherrschenden Streben nach Effekt zu vereinigen.« Am 15. März 1822 feyerte Rossini seine Vermählung mit Demois. Colbrand auf deren Villa. Wenige Tage darauf reisten beyde hierher. Hr. Wendt geht nun in alle Umstände von dem hiesigen Aufenthalte des gefeyerten Tonsetzers ein, welche theils durch öffentliche Blätter zu sehr bekannt, theils für die Kunst zu wenig wichtig sind, um hier angeführt zu werden. Im April 1822 wurde Zelmira zum ersten Male mit rauschendem Beyfalle gegeben. »Man fand, daß der Vortrag dieser Sänger, und ihr herrliches« — (allen deutschen Opernsängern zur Nachahmung zu empfehlendes) — »Zusammenwirken, mit Rossini's Komposition verbunden, ein unnachahmliches Ganze bildete.« Die zweyte Oper, welche er hier zur Darstellung brachte, war Corradino; auf diese folgte la gazza ladra, und zuletzt, zu seinem Vortheile, Ricciardo e Zoraide, in einen Akt zusammengezogen.

Im Herbste 1822 befand sich Rossini zu Verona, wo la donna del lago und Otello gegeben wurden, auch der Handelsstand ihm die Komposition einer Kantate zu Ehren der dort versammelten Monarchen übertrug. Sie erhielten für hundert Louisd'or ein Werk, von dem man versicherte: »keine einzige Note sey neu darin« (S. 247). Von Verona ging er mit seiner Gattin nach Venedig, wo er für eine hohe Summe seinen Maometto geben und eine neue Oper schreiben sollte. Maometto fiel durch; von der neuen Oper, Semiramide, wurde der erste Akt kalt aufgenommen, dagegen gefiel der zweyte mehr. Im Sommer 1823 erhielt Rossini den Ruf nach London zur großen Oper, wohin er im Herbste jenes Jahres abreiste. »Dort hat er,« schließt Herr von Stendhal seine Erzählung (Seite 514 des französischen Originals), »entfernt von dem bisherigen Schauplatze seines Ruhms, die beste Gelegenheit, seine ältern Musikwerke für neue auszugeben.«

Rossini kam im Jahre 1823 zu Paris an, und wurde dort mit Ehrenbezeugungen überschüttet. Das Festmahl, das die Pariser Tonkünstler ihm gaben, kennt jedermann aus Zeitungen, die es auf das umständlichste beschrieben und genau angegeben haben, welche von den französischen Komponisten dabey, und welche nicht zugegen waren. — Dieses Fest gab auch Anlaß zu einem artigen Vaudeville: Le grand repas. Die k. Akademie der schönen Künste ernannte Rossini zu ihrem korrespondierenden Mitgliede, und man sagte, daß er, nach seiner Rückkehr aus London, für das Theater der großen Oper (Aca-

démie royale de musique) schreiben werde *). Andere französische Blätter versicherten, daß er die ihm angebotene Stelle eines Direktors des italienischen Theaters zu Paris angenommen habe.

Im Dezember 1823 langte Rossini zu London an, und wurde sowohl von Sr. Majestät dem Könige, als von mehreren Lords mit Auszeichnung behandelt. Einige der letztern gaben ihm zu Ehren ein großes Banket, bey welchem er eine Arie aus seinem Othello vortrug, und von den Lords dafür ein Geschenk von 2,000 Pfund Sterling erhielt. — Später wohnte er einem Konzerte im königl. Pallaste zu Brighton bey, wo ihn der König sehr gnädig empfieng, er aber gegen denselben sich mit so »männlicher Freyheit« benommen haben soll, daß einige seiner Freunde ihm riethen, ein wenig zurückhaltender in seinem Betragen zu seyn. Was er seinen besorgten Warnern geantwortet, und auf welche Art er dem Könige verweigert haben soll, die musikalische Unterhaltung länger fortzusetzen (Seite 264, 265), übersteigt zu sehr auch den höchsten Grad der Unbescheidenheit, als daß es Glauben verdienen könnte. Den Vorschlag, ihm ein öffentliches Gastmahl zu geben, hatten die Londoner Tonkünstler zurückgewiesen. Die Opern-Unternehmung fing mit Zelmira an, die weniger ansprach, als man erwartet hatte. Bey größerem Zulauf wurde sein Barbier von Sevilla gegeben, worin Mad. Catalani mit rauschendem Beyfalle auftrat. Die neue Oper, die er, seinem Engagement zufolge, schreiben sollte, wurde begierig erwartet.

Dieß sind, in möglichster Kürze, die in vorliegendem Werke über Rossini enthaltenen biographischen Angaben

Die Seiten 268 bis 279 füllen Meinungen Rossini's über einige andere Tonsetzer, Anekdoten und Charakterzüge aus dessen Leben, nach Hrn. v. Stendhal; worin wenig Anziehendes, am wenigsten in Beziehung auf die Kunst, zu finden ist.

Der folgende Abschnitt enthält Herrn von Stendhals Urtheil über den Styl Rossini's, woraus die merkwürdigsten Stellen hier ausgehoben werden:

---

*) Soll dieß geschehen, so müßte entweder Rossini nach ganz andern Grundsätzen, als bisher, schreiben, oder die Académie royale die Grundsätze, nach welchen sie bisher Opern zu beurtheilen und anzunehmen pflegte, völlig umändern; denn nichts kann entgegengesetzter seyn, als Rossini's Kompositionsweise und die derjenigen Meister, deren Werke bis jetzt auf dem großen Operntheater in Paris aufgeführt wurden.

»Der erste Charakterzug Rossinischer Musik ist eine gewisse Raschheit, welche alle düsteren Gemüthsbewegungen aus unserer Seele entfernt, die Mozarts langsame Noten (!!) so gewaltig aus der Tiefe unseres Gemüths hervorrufen.« Es ist bemerkenswerth, daß Herr von Stendhal seinen Lieblingskomponisten sehr oft mit Mozart zusammen, und zwar, bald über, bald unter diesen stellt, woraus sehr unterhaltende Gegensätze entstehen. So sagt er z. B. Seite 227 von einem Quartette der Oper Bianca e Faliero: »Ich setze es den besten Stücken des Tancred gleich; es gleicht an Zartheit dem Mozartschen Gesang, und hat doch nicht die tiefe Trauer desselben *). — Seite 306 steht: »Rossini ist zu gleicher Zeit mit Mozarts Werken (1812) in Italien bekannter geworden; aber ich befürchte sehr, daß man von diesem noch sprechen wird, wenn Rossini's Gestirn schon erblichen ist.« — Auf der folgenden Seite 307 dagegen heißt es: »Rossini unterhält immer, Mozart unterhält nie. Mozart gehört zur Mode der großen Gesellschaft, welche, obgleich nothwendig ohne Leidenschaften, doch immer scheinen will, als ob sie derselben empfänglich und von großen Leidenschaften eingenommen sey. So lange diese Mode dauern wird, kann man über die wahre Wirkung seiner Musik nicht urtheilen.« Wie vielen Antheil die Mode an Rossini's Erfolgen habe, ist leicht zu erkennen; einen Klassiker, wie Mozart, erhebt sein Verdienst, das eben deßhalb unvergänglich ist, weil es, auf Natur und Kunst gegründet, außer allem Einfluß der Mode steht. — Auf der Rückseite dieses Blattes (380) wird Mozart wieder mit Raphael (Sanzio d'Urbino) verglichen. War dieß auch ein Kind der Mode? — So wie Herr von Stendhal über die Zusammenstellung Mozarts und Rossini's mit sich selbst nicht einig werden konnte, so entschlüpfte ihm auch nicht selten gegründeter Tadel seines musikali-

*) Tiefe Trauer wird hier als die, der Mozartschen Musik im Allgemeinen inwohnende Hauptempfindung angegeben, und doch hat, nebst Haydn, Niemand in der Musik Scherz und Fröhlichkeit so wahr auszudrücken verstanden, als Mozart; aber freylich war es immer artiger Scherz und gesittete Fröhlichkeit, die selbst im Munde eines Wüstlings, wie Don Juan, nie zur Gemeinheit herabsinken durfte. Herr von Stendhal wolle doch anzeigen, wo denn die »tiefe Trauer« in den Partien des Pedrillo, Figaro, Leporello, Papageno u. s. w. zu finden sey, ja selbst in allen zarten oder leidenschaftlichen Gesangstücken, in welchen nicht der Ausdruck der Trauer durch Text und Situation bedingt war, wo Mozart dann freylich die Kunst nicht verstand, das Traurige des Stoffes »durch die Leichtigkeit seiner Cantilenen zu verhüllen.«

schen Helden, der das ihm vorher gespendete Lob wieder aufhebt. »Da Rossini's Musik nie gewichtig (gediegen) ist, ermüdet sie auch bald« (S. 281). Wie kann etwas ermüden, das immer unterhält? — »Die ausgezeichnetsten Musikliebhaber Italiens, welche seine Musik seit zwölf Jahren hören, fangen seit einiger Zeit an, etwas Neues zu verlangen« (ebendort). Aber ist es denn nicht eben die unerschöpfliche Neuheit seiner Melodien, wegen welcher seine Verehrer ihn über alle anderen Komponisten erheben? — »Wie wird dieß in zwanzig Jahren seyn, wenn der Barbier von Sevilla eben so alt seyn wird, als die heimliche Heirath oder Don Juan?« *) (ebendort) Cimarosa's und Mozart's Werke hätten sonach gleichwohl bleibenderen Werth als die Werke Rossini's? — »Es ist immer bemerkenswerth, daß man Rossini nie, oder fast niemals, dramatische Wahrheit in Momenten der Empfindung nachrühmen kann« (S. 282). Und dennoch soll er der größte dramatische Tonsetzer seyn, der jemals gelebt hat? — »Bey einer Oper von Rossini, in welcher oft jede Arie, oder jedes Duett nichts anderes, als ein bloßes Konzertstück ist, bedarf es nur eines sehr geringen Grades der Aufmerksamkeit, um Vergnügen zu haben, und, was noch vortheilhafter ist, das, was einige romanhafte Leute Seele nennen, ist dabey dem größten Theil der Zeit über nicht einmal nothwendig« (S. 283). Kann es wohl ein köstlicheres Geständniß über den wahren Werth Rossinischer Kompositionen, und eine bündigere Erklärung geben, warum sie ein so großes Publikum für sich haben? — Noch viele Stellen könnten angeführt werden, welche beweisen würden, in welchem Zwiespalte die Feder und das Gefühl des Hrn. v. Stendhal sich befanden, als er es unternahm, laut zu preisen, was er im Stillen nicht billigen konnte.

Urtheile einiger Zeitgenossen (Italiener, Franzosen und Deutschen) über Rossini sind von Seite 312 bis 387 angeführt. Wir wollen hiervon nur das Auffallendste (S. 316 u. f.) näher betrachten, welches von einem Manne herrührt, der als italienischer Literator bekannt und geachtet ist.

»Vernünftige Leute fordern von einer schönen Kunst überall nur das ihr eigenthümliche Schöne,« heißt es dort gleich im Anfange. »So muß ein Gemälde, ein Standbild, ein Prachtge-

*) Diese Frage wird sich in kürzerer Zeit lösen. Schon werden, hier wenigstens, Cimarosa's Matrimonio segreto und Mozarts Nozze di Figaro weit zahlreicher besucht als die Rossinischen Opern, deren Ausführung doch nirgends einen höheren Grad der Vollkommenheit erreichen kann, als durch die jetzt anwesende, überaus treffliche Gesellschaft italienischer Sänger.

bäude die Augen befriedigen; in der Musik gilt es das Vergnügen des Hörens.« Später (S. 325) findet man wieder: »Das Ohr ist ihr (der Musik) Reich, wie das Auge das Reich der Malerey.« Augen und Ohren hat man sonst nur als Mittel und Wege betrachtet, durch welche und auf welchen die genannten schönen Künste auf Verstand und Herz, oder, mit einem Worte, auf das wirken sollen, was — wie Hr. v. Stendhal sagt — »einige romanhafte Leute »Seele« nennen« *). Die Wirkung der Malerey, der Plastik, der Architektur auf das Auge, und jene der Musik auf das Ohr, folglich die Macht dieser schönen Künste blos auf die Sinne beschränken wollen, hieße ihnen doch einen gar zu engen Wirkungskreis anweisen.

Wird ein Gemälde befriedigen, das blos durch frische Farben dem Auge schmeichelt, ohne innere Bedeutung zu haben? Wird es ein Standbild blos durch angenehme Formen, wenn diese dem Gegenstande nicht angemessen sind, den es vorstellen soll? Wird es ein Prachtgebäude blos durch reiche Verzierungen, sobald das Gebäude selbst dem Zwecke nicht entspricht, für den es bestimmt ist? — Was aber würde man erst von einem auch noch so glänzend kolorirten Gemälde sagen, in welchem man überall Verstöße gegen die Grundlage der Malerey, gegen die Regeln der Zeichenkunst fände; worin die Köpfe der Figuren alle die nämlichen Züge trügen, und in keiner derselben der ihr zukommende Charakter zu finden wäre? Würde man es wohl für ein Kunstwerk gelten lassen, blos weil es durch seine Farben angenehm in's Auge fällt? — Wir finden zwar (S. 317), daß die Musik gleichwohl auch noch einen andern Zweck und Beruf habe, als Gesang; sie muß und kann allerdings den gegebenen Gegenstand ausdrücken: aber sie darf nicht, während sie diesem untergeordneten (!) Zwecke nachjagt, ihr Hauptdarstellungsmittel opfern, das heißt: sich selbst. Hat also der Tonkünstler den schönsten dichterischen Text in die Sprache der Musik überzutragen, so darf er dieß nicht auf so knechtische

*) »Der erste und größte Fehler der heutigen theatralischen Musik besteht darin, daß sie zu sehr verkünstelt, zu wenig philosophisch ist, und es sich zum Zwecke gemacht hat, blos die Ohren zu kitzeln, nicht das Herz zu rühren, noch den Sinn der Worte wieder zu geben, welches doch die erste und einzige Obliegenheit der darstellenden Musik seyn sollte. Und es wird nicht anders kommen, so lange man die Nachahmung der Natur, das Wahre, das Große, das Pathetische, das Einfache vernachläßigt, um Kinderspielen, Karrikaturen und falschen Verzierungen nachzulaufen.«

Arteaga. II. 254.

Weise thun, daß er seine erste Pflicht aus den Augen verliert, musikalisch zu ergötzen. Ausdruck ist daher sein zweytes Augenmerk; Gesang aber, oder musikalischer Gedanke bleibt das Erste, Unerläßliche in seiner Kunst.« Hier werden Gesang und Ausdruck als zwey sich widerstrebende Dinge dargestellt, die schwer zu vereinigen seyen, und von welchen man Eins dem Andern zum Opfer bringen müsse. Wäre dieß so, dann müßte allerdings der passende Ausdruck — denn Melodie ohne allen Ausdruck ist ein leeres Geklingel — der Melodie weichen; allein man sollte glauben, daß ein Vokalkomponist, zumal ein dramatischer, die Eingebung der Melodie von dem Texte, der vor ihm liegt, von den Situationen, von den Empfindungen der dabey wirksamen Personen empfange, und dann wohnt ja der passende Ausdruck schon in der erfundenen Melodie, wie die Seele im Körper; denn er beseelet sie [1]). Daß diese beyden keine sich widerstrebenden Dinge seyen, haben, nebst vielen andern großen Meistern aus allen gebildeten Nationen, Haydn in seinen Oratorien, Mozart in seinen Opern, beyde in ihren Liedern, in neuester Zeit aber C. M. von Weber in seinem Freyschütz, und Herr Abbé Stadler in seinem Oratorium die Befreyung von Jerusalem, in seiner Kantate die Frühlingsfeyer, am siegreichsten vielleicht in seinen einfachen Psalmen bewiesen, die kein fühlendes Herz ungerührt lassen, während sich zugleich das Ohr an den lieblichsten Melodien ergötzt. Aber freylich gehört, um dieß zu bewirken, genugsame Achtung für die Kunst und eine richtige Beurtheilung dazu, um nur jener Eingebung zu folgen, die sich vor Gefühl und Verstand rechtfertigen läßt [2]).

---

[1]) »Um daß eine Musik Interesse erwecke, um daß sie jene Empfindungen in der Seele anrege, die man dort anregen will, müssen alle Theile der Musik sich vereinen, den Ausdruck des Gegenstandes zu verstärken.«

Rousseau, Schreiben über die franz. Musik.

»Der Ausdruck ist die Seele der Musik; ohne ihn ist sie blos ein angenehmes Spielwerk, durch ihn wird sie zur nachdrücklichsten Rede, die unwiderstehlich auf unser Herz wirkt.«

Sulzer.

»Es ist unglaublich, wie sehr, auch bey unseren genievollsten Tonsetzern, der ital. Singsang den Ausdruck zerstört hat.«

Engels kleine Schriften S. 97.

»Möchten die Tonsetzer nicht vergessen, daß der Ausdruck der Poesie allein jenen der Musik gut charakterisiren kann.«

St. Marc. I. 234.

[2]) Verstand und Gefühl sind zwey Dinge, die man niemals trennen muß.«

Voltaire an d'Alembert.

»Und warum denn, möchte ich mit dem Genfer Philosophen fragen,« heißt es S. 325. »wenn man eine gute Tragödie hat, durchaus sie singen? Man spreche sie doch, und lasse die Musik in Ruhe, da sie doch einmal nicht zur Sklavin geboren ist.« Kein Kunstverständiger zweifelt, daß jener Tonsetzer auf Abwegen irren würde, der sich an den Text, den er mit Musik zu bekleiden hat, so sklavisch hielte, daß er statt des in den Worten liegenden Sinnes, die einzelnen Worte ausdrücken wollte; er würde nur eine zerstückte, unzusammenhängende, eben so unsingbare als schwer zu fassende Melodie erhalten: aber gewiß befindet sich der Komponist in noch größerem Irrthume, der, ohne auf das ihm vorliegende Gedicht zu achten, die erste beste Melodie, die ihm beyfällt, fest hält, und ihr den Text, sein Inhalt möge mit ihr übereinstimmen oder nicht, ja wohl gar einen entgegengesetzten Charakter haben, blos darum unterlegt, weil der ihm beygefallene Gesang angenehm, singbar, und leicht zu fassen ist *).

*) Die meisten ital. Komponisten können sich nicht überreden, daß der Tonsetzer eines Singspiels dem Dichter untergeordnet seyn muß; daß die Musik einer Oper nur dann ihren Zweck erreichen kann, wenn sie als Gefährtin und Gehülfin der Poesie erscheint. Ihr Amt ist es, der Sprache der Musen eine höhere Kraft zu verleihen. Aber, weit entfernt von diesen Grundsätzen, scheinen sie sich um die Dichtung und den Stoff des Singspiels gar nicht zu bekümmern, sondern haben beym Komponiren ihrer Musikstücke fast immer nur die Ergötzung der Ohren zum Ziele, worüber sie Worte, Handlung, Illusion und Interesse vergessen.«

La-Borde über die ital. Oper.

»Diese Künstler (die Tonsetzer) vergessen gar zu gern, daß die Musik, wenn sie nicht Empfindungen vorträgt und dadurch bestimmte Eindrücke auf unsere Seele macht, nur ein Ohrenschmaus ist; daß Musik und Poesie Schwestern, und nur durch ihre Vereinigung allmächtig sind; aber daß auch die erste der andern untergeordnet seyn muß.«

Wieland. Versuch über das Singspiel.

»Der Komponist beträgt sich wie ein Despot; will unabhängig seyn, und als Musiker Beyfall ernten. Um keinen Preis der Welt kann es ihm in den Sinn kommen, daß er untergeordnet seyn muß, und daß die Musik nur dann ihre größte Wirkung erreicht, wenn sie der Poesie dient und hilft.«

Algarotti.

»Die Vokalmusik, sagt d'Alembert, ist nichts anders als eine Uebersetzung der Worte, auf welche man den Gesang schreibt.«

»Der Genfer Philosoph.«
Musikal. Wörterbuch: »Widersin.«

Im Gesange, im menschlichen nämlich, ist das Wort das erste, die Melodie aber das zweyte Wirkungsmittel. Aller vernünftigen Voraussetzung gemäß, hat die Sprache der Menschen ihren Gesang erzeugt; man müßte denn annehmen, daß die ersten Singenden in dem figurirten Gesange, den man heut zu Tage vorzugsweise den Kunstgesang nennt, der aber weit weniger Kunst als mechanisches Handwerk ist, schon so geübt gewesen wären, daß sie Variationen über den inhaltschweren Text: »La-lallera-la«. gesungen hätten. Wenn David seine erhebenden Psalmen zur Harfe sang, wenn Pindar und Anakreon die Hörer mit dem Vortrag ihrer Oden beym Klange der Lyra entzückten *), wenn die Barden unsere Urvorfahren mit ihren Gesängen zur Schlacht entflammten, die ersten Christen ihre Hymnen gegen Himmel schallen ließen, und in späterer Zeit die Minstrels und Troubadours die Liebes- und Krieges-Abenteuer ritterlicher Helden singend erzählten, war wohl überall das Wort die Hauptsache, die Melodie aber nur bestimmt, dessen Wirkung zu verstärken. Vergebens würde man einwenden wollen, daß dazumal die Musik nur darum der Dichtung noch dienstbar gewesen, weil sie von ihrer jetzigen Ausbildung noch weit entfernt war: diese höhere Ausbildung kann wohl auf die Vervollkommnung der Ausführung einwirken, nie aber die aus der Natur abgeleitete Grundlage des Gesangs verkehren, dessen schönster Vorzug vor dem Instrumental-Gesang ja eben ist, daß er in inniger Verschmelzung der Poesie und Musik — nicht blos auf die Sinne — nein, durch die Sinne zugleich auf Verstand und Gemüth wirken kann, während den Instrumenten der Vortheil bleibt, den von der Dichtung unabhängigen, selbstständigen, figurirten Gesang in weit größerer Vollkommenheit ausführen zu können als der Sänger, seine Kehlfertigkeit mag auch noch so groß und bewundernswerth seyn.

Der Eifer, die Musik zu erheben, welche sich vom Dienste der Poesie losgewunden hat, greift nun die Werke an, worin sie die treue Begleiterin der Dichtkunst ist, und kömmt — nachdem er in Beethovens Fidelio (S. 325) »einen fortgesetzten wüthigen phrygischen Modus, mit kleinen und seltenen lydischen

---

»Wenn im Drama die Musik die Oberhand über die Dichtung zu erringen sucht, zerstört sie diese und sich selbst. Es ist eine gar zu offenbare Ungereimtheit, wenn das Kleid mehr Rücksicht verlangt, als die Person.«

Metastasio an d. Ritter von Chastellux.

*) Daß die Römer von demselben Grundsatze ausgingen, wie die Griechen, beweist uns Horazens: Verba loquor socianda chordis.

Unterbrechungen« gefunden — natürlich auch an Gluck, dessen Kompositionsweise »trotz der unläugbaren tragisch-harmonischen (?) Schönheiten« einiger seiner Werke, sich gegen die melodische Gattung der Italiener nicht behaupten kann. (S. 326.)

Jedermann wird sich verwundern, von einem Verehrer Rossini's die bekannten zwey Verse hier angeführt zu finden, mit welchen man einst den unsterblichen Gluck zu tadeln glaubte:

Plus d'une Iphigénie et d'une Clitemnestre
Sont mortes à vingt ans victimes de l'Orchestre.

Herrlicher Gluck! Wie bescheiden steht deine mäßige, stets nur auf einen Theil der Instrumente beschränkte, sorgfältig gewählte Begleitung neben dem ungeheuren Lärmen des Komponisten von Pesaro, bey dem — wie ein geistreicher Kritiker in Neapel sagte — »Alles, was sich pfeifen, greifen, streichen und schlagen läßt«, in beständiger Wirksamkeit seyn muß; gleichviel, ob es die Begleitung einer einzelnen Stimme oder eines Chors gilt! — Man höre doch die Aeußerungen der noch übrigen wenigen Gesanglehrer und Sänger aus der guten ital. Schule: sie sind alle darüber einig, daß, so wie der moderne, ewig gurgelnde Gesang, der die Sänger unfähig macht, grandiosen, breiten Gesang (canto spianato) vorzutragen, die Stimme verdirbt, so auch die lärmende Begleitung Brust und Lunge der Sänger verwüstet.

Von Seite 334 angefangen, werden nun die Hauptvorzüge der Rossinischen Musik aufgezählt. Erstens, »die unerreichbare, göttliche Neuheit.« Zweytens: »der Ueberfluß an ansprechenden, originellen Ideen.« Wir haben weiter oben die Beschwerden der Impresarien und die Klagen seiner Landsleute vernommen, daß Rossini schon seit geraumer Zeit sich selbst abschreibe. — Drittens: »der Gesang, der nie in seinen Kompositionen fehlt, sondern von der ersten bis zur letzten Note herrschend ist.« Aber auch stets natürlicher, stets passender, stets edler Gesang? denn die Kunst soll ja verschönen, was sie bildet. — Viertens: »der Ausdruck, der nicht selten im Komischen, wie im Ernsten, äußerst glücklich ist, und ist er es nicht in aller Strenge, so liegt dieß wieder in der Weisheit des Meisters, der, wenn er zuweilen Ausdruck oder Gesang opfern muß, lieber den ersten, als den letzten, aufgibt, denn in der Musik ist das Erste, was zu retten ist, Musik. u. s. w. Möchten sich davon doch endlich einmal die Verfechter der heutigen deutschen Schule überzeugen!« Was hier von der Unvereinbarkeit des Gesanges und des Ausdruckes wiederholt wird, ist schon oben beantwortet worden. Uebrigens sagen »die Verfechter der heutigen deutschen Schule« (soll heißen: der eigentlichen

dramatischen Musik), daß die »Weisheit« eines Vokalkomponisten darin bestehe, die Melodie mit dem Texte dergestalt zu verschmelzen, daß beyde nur auf einen und denselben Zweck, nämlich dahin streben, in dem Zuhörer dasjenige Gefühl zu erwecken, welches das Gedicht angibt; sie sagen ferner, daß ein Gesang ohne Ausdruck ein schlechter Gesang, ein Gesang mit verkehrtem Ausdruck aber noch weit verwerflicher sey, möge er auch noch so lieblich klingen; weil in keiner schönen Kunst etwas schön seyn kann, was gegen Natur und Verstand sündiget: sie möchten daher schwerlich jemals sich überzeugen, daß Gesang ohne Ausdruck, ja, ohne den durch den Inhalt des Gedichts, auf welches er gesetzt ist, bedingten Ausdruck, etwas Anderes sey, als leeres Geklingel, welches das Ohr zwar so lange ergötzen kann, als es ihm neu ist, dann aber den Zuhörer ermüdet, weil Geist und Herz keine Nahrung darin finden [1]). — Fünftens: »die Wissenschaft (!!). Diese ist bey Rossini nicht ein unbeugsamer Tyrann, der seine rauhen Gesetze der Phantasie und Begeisterung auflegt, ein Haufen Regeln u. s. w., nein, Rossini's Wissen ist vielmehr die Tochter wiederholter Erfahrungen eines zarten und vollkommenen Organs, eines ausgezeichneten Geschmacks, als Ergebniß gemeiner, bey jedem armseligen Dorfschulmeister erlernbaren Grundsätze des Generalbasses [2]).« Es ist hier zum vierten Male, daß wir Gelegenheit haben, die treffliche Taktik des Hrn. Lobredners zu bewundern. Wenn man einen Tonsetzer bis an die Sterne erheben will, dessen Musik bloß ein angenehmes, aber bedeutungsloses Spiel der Töne ist, welcher den Ausdruck vernachläßigt oder gar verkehrt anwendet, welcher fast immer ohne Rücksicht auf den Text komponirt, und dessen Partituren voll von Fehlern gegen den reinen Tonsatz sind; so muß man das Reich der Musik im Ohre statuiren, den Ausdruck als ein untergeordnetes Wirkungsmittel darstellen, die Musik von dem Gedichte unabhängig proklamiren, und endlich die Grundlage der Kunst, die Regel, als unnütz, oder gar als schädlich verwerfen. Fuchs, Marpurg, Kircher, und Andere haben Lehrbücher der musikal. Komposition verfaßt, die bisher hoch in Ehren gehalten wurden;

---

1) »Wahrheit ist das höchste in jedem Kunstwerke, und die Mode vermag nichts gegen sie. Ein kühner Kunstgenosse kann wohl einen Augenblick glänzen und Leute von Verdienst verdunkeln; aber bald erröthet man, daß man sich hat hintergehen lassen, und gibt der Wahrheit von Neuem die Ehre.«

Gretry. Versuch über die Musik.

2) »Die Kenntniß der Harmonie und ihrer Regeln ist die Grundlage der Komposition.«

Rousseau. Musikal. Wörterbuch. »Oper.«

der allgemein geschätzte Gottfried Weber hat uns erst neulich mit einem vortrefflichen Werke über die Theorie der Tonsetzkunst in vier Bänden beschenkt; wie Schade wäre es, wenn diese würdigen Schriftsteller sich so viele Mühe gegeben hätten, um Werke zu verfassen, die zu nichts taugen, als dem Genie hemmende Fesseln anzulegen! Indessen hat man gleichwohl nicht bemerkt, daß das Wissen und die Beobachtung der, von den tiefdenkendsten Männern nicht nur nach den Ergebnissen eines wohlorganisirten Gehörs, sondern auch nach den unwandelbaren Verhältnissen des Schalles aufgestellten Regeln, der Phantasie und Begeisterung eines Pergolese, Piccini, Paisiello, Sacchini, Cimarosa, Händel, Graun, Haydn, Mozart, Naumann, Gretry, Mehül, Cherubini, Boieldieu u. a. m. so lästige Fesseln aufgelegt hätten, daß sie nicht herrliche, reizende Gesänge, und zwar solche, die nicht bloß dem Ohr schmeicheln, sondern zugleich das Gemüth rühren und den Verstand befriedigen, hätten erschaffen können. Das wahre Genie achtet und befolgt die Regeln der Kunst, die, wie Wieland sagt, nie willkürlich seyn können; aber es weiß dieses auf eine Art zu thun, daß es scheint, als hätte die Regel seiner Absicht gedient, nicht diese sich der Regel gefügt, und es versteht zugleich, die Regel so zu verbergen, daß nur der Eingeweihte sie entdecken, der Laie aber sie in der, dem Anschein nach freyen Phantasie nicht ahnen, viel weniger auf störende Weise gewahr werden kann.

Nachdem nun das Lob des neuen Orpheus in gebührender Breite ausgeführt wurde, zeigt der Hr. Verfasser dieses Aufsatzes seine Unparteylichkeit, indem er (S. 349. u. f.) auch der »Flecken« seines Lieblings erwähnt, jedem aber zugleich eine vollgültige Entschuldigung beyfügt. Verstöße gegen Prosodie und Accent kommen von der Eile her, mit welcher Rossini schreibt, da er »mehr begeistert, als mit Ueberlegung dichtet.« — Verwirrung der Gattungen ist ein Fehler, den er leicht verbessern könnte, wenn er bey seinen Arbeiten mehr das Talent als den Genius wirken ließe. — Das »fürchterliche Gelärm der Instrumente, welches zuweilen (?) den Zuhörer betäubt, daß ihm ist, als höre er Garganum mugire nemus et mare tuscum *)«, gebraucht Rossini, um mit diesen dunklen Massen die hellen und klaren Stellen mehr zu heben. — Die Länge und Weitschweifigkeit, besonders in den konzertirenden Stücken, woher auch die übermäßige Länge mancher seiner Opern kömmt, rührt ebenfalls von seiner Eile her. — »Uebrigens wirft man Rossini zuweilen auch Wider-

*) Ueber dieser lateinischen Citation scheint der Hr. Verfasser die Anwendung vergessen zu haben, welche er früher der französischen gegeben.

sinn in dem Ausdruck der Worte vor [1]).« (S. 351). Dieser kleine Flecken muß dem Hrn. Verfasser zu unbedeutend geschienen haben, um ihn mit einer Entschuldigung zu begleiten. — »Endlich würde ich es doch lieber sehen,« sagt derselbe, »wenn Rossini manche seiner Lieblingsstellen etwas weniger wiederholte;« allein, diese Rüge ist vielmehr ein Lob, indem die Wiederholungen anderer Komponisten bloß deßhalb nicht so auffallen, weil sie nicht so ausgezeichnet schöne Stellen sind, die sich dem Gedächtniß unverlöschbar einprägen, wie die, welche Rossini wiederholt. »Der wackere Komponist, der 46 Opern in zehn Jahren geschrieben [2]), wird antworten, es sey fast unmöglich, nicht einmal (??) in eine Wiederholung zu verfallen. Mozart brauche sich nicht zu wiederholen, weil er in vier und zwanzig Jahren 13 Opern geschrieben.« Allerdings schreibt man Opern, wie Mozart sie schrieb, der begeistert und mit Ueberlegung zu dichten pflegte, nicht in drey Wochen, wie Rossini, nach Hrn. von Stendhals Versicherung (S. 66) fast immer zu thun gewohnt ist; allein, dergleichen Schnelligkeit würde nur dann bewundernswerth, ja, selbst ein wirkliches Wunder seyn, wenn eine Oper, in dieser Zeit geschrieben, den Anforderungen der Theorie und Aesthetik des dramat. Tonsatzes in eben dem Grad entspräche, wie Mozarts Opern, zumal seine fünf letzten, wovon er gleichwohl zwey (La clemenza di Tito und die Zauberflöte) in einem Jahre schrieb. Der Dichter Hyperbolus rühmte sich: »Meine beste Komödie hat mich nicht mehr als vierzehn Tage gekostet, und gleichwohl spielt sie ihre vier bis fünf Stunden wohlgezählt«! Democritus konnte sie aber deßhalb nicht weniger fehlerhaft finden, als sie waren.

Diese Lobrede schließt mit der Aufstellung eines ganz neuen Satzes, der zu merkwürdig ist, um nicht hier einen Platz zu finden: »Die beyden (auf einander folgenden) Quinten, die unregelmäßigen Akkorde, u. s. w. gehören zu den kleinen Freyheiten, die man zwar Kindern nicht verzeiht, Erwachsenen aber nie vorwirft.« — —

Wenn ein geist- und kenntnißreicher Mann etwas schreibt, wie diese Lobrede ist, so läßt sich nur annehmen, daß es aus Freundschaft oder Landsmannschaft geschehen sey, und wenn es

---

[1]) Die Musik ist allemal Unsinn, wenn sie sich nicht mit dem Drama gleichsam vermählt, nicht die Situationen belebt und verstärkt. Sie ist Unsinn, wenn sie nicht in so völliger Uebereinstimmung mit der Poesie ist, daß man, so zu sagen, den Dichter vom Musiker nicht unterscheiden kann.

Gretry. Versuch über die Musik.

[2]) Im dem, dem Buche angehängten chronolog. Verzeichnisse von Rossini's Opern kommen deren 34 in vierzehn Jahren vor.

von einer Seite rühmlich ist, aus so achtungswerthen Rücksichten gleichsam sich selbst aufzuopfern, so ist es von der andern zu bedauern, daß durch derley Paradoxieen, wie sie hier zusammengehäuft sind, der Zweck der Aufopferung nicht zu erreichen steht.

Noch weniger aber kann es dem beliebten Tonsetzer willkommen seyn, wenn Leute, welchen selbst die Elemente der Tonkunst fremd sind, und die nur gerne aussehen möchten, als seyen sie Leute vom neuesten Geschmack, Stützen der eleganten Welt, wahrhafte Genien, die allein im Stande sind, einen Genius, wie Rossini, zu begreifen und zu würdigen, sich zu seinen Lobrednern aufwerfen, und diejenigen, welche nicht ihrer Meinung sind, — weil sie aus Mangel hinreichender Kenntnisse nicht mit Gründen streiten können — dadurch zu bekämpfen streben, daß sie den Aeußerungen derselben absichtlich eine falsche Deutung geben. So sagen sie, man wolle nur Gelehrsamkeit und Verstand in der Musik, kein Gefühl; wenn nichts weiter verlangt wird, als daß die Musik einer Oper, nebst Neuheit und sinnlicher Kraft, auch Einheit und Uebereinstimmung, ästhetische Wahrheit, Natürlichkeit und Korrektheit habe, von welchen Eigenschaften einem Werke schöner Kunst keine fehlen darf, und deren Verein ja erst das wahre Gefühl im Zuhörer oder Anschauer erregen kann. So behaupten sie, man trachte dem musikalischen Genius Fesseln anzulegen, wenn ihm zugemuthet wird, seinen Flug nicht über die Grundregeln des Tonsatzes und über die Philosophie der dramatischen Komposition hinaus zu nehmen. So klagen sie, ihre Gegner seyen von Leidenschaft getrieben, wenn diese, wo es sich um die Würde und die Aufrechthaltung einer Kunst handelt, die ihnen heilig ist, mit jener Wärme sprechen, welche die, auf längst anerkannte und unwandelbare Grundsätze gestützte Ueberzeugung ihnen gibt.

Wollen diejenigen, die es nicht mit Grundsätzen, sondern mit der Mode halten, den Gegenstand bloß als Geschmacks-Sache betrachten, so ist Schade um jedes Wort, das darüber gesprochen oder geschrieben worden, und der Streit hätte längst mit dem einfachen alten Spruche beygelegt werden können: De gustibus non est disputandum.

Wollen sie behaupten, daß die italienische Oper in ihrer dermaligen Gestaltung für Italien vortrefflich sey, so wird Niemand ihnen widersprechen, dem bekannt ist, welchen Begriff man dort von der Oper hat, welche Anforderungen man sonach an dieselbe stellt, und auf welche Weise man dort die Oper anzuhören und zu genießen gewohnt ist.

Wollen sie aber darthun, daß die neueste italienische Opernmusik überhaupt die wahre dramatische Musik, und die Ros-

sinische insbesondere das non plus ultra derselben sey: dann genügt es nicht, übertriebene Lobsprüche zu verschwenden, positive Mängel für seltene Vorzüge ausgeben zu wollen, und mit triumphirender Miene auf »Begeisterung des Volkes,« auf günstige Erfolge [1]) hinzuweisen, die Hr. von Stendhal, ohne es zu wollen (Seite 283 der vorliegenden Uebersetzung) mit wenig Worten auf das vollkommenste erklärt hat [2]); dann gilt es, den Beweis zu führen, daß ihre Meinung und der Beyfall des großen Publikums, das morgen verwirft, wovon es gestern entzückt war, und schon manche Mode als bezaubernd pries, die es hintendrein abscheulich gefunden, unfehlbarer seyen, als jene Begriffe von dramatischer Musik, welche die größten Männer früherer Zeit, in vollständiger Uebereinstimmung, theoretisch und praktisch aufgestellt haben.

Das Buch schließt (S. 388. u. f.) mit den eigenen Ansichten des Hrn. Herausgebers von Rossini's Styl und Werken, unter dem Titel Nachrede.

Die in Hrn. Professor Wendt allgemein bekannten und geschätzten Kenntnisse in der höhern Tonkunst vereinen sich hier mit der größten Unparteylichkeit und einer gewissenhaften Abwägung der Vorzüge und Mängel des Mannes, dessen Leben und Treiben der Gegenstand dieses Buches sind. Wenn jedoch Hr. Wendt meint, daß Herrschaft der Harmonie über Gesangsmelodie und künstlicher Virtuosengesang streitend einander gegenüber stehen, so kann ich mich hierin mit ihm nicht vereinen, und glaube vielmehr, die Streitfrage sey: Ob der lyrischen Schaubühne Konzert-Musik, das heißt, ein von Poesie und Drama unabhängiger, glänzender, den Sängern

---

[1]) Außer in Italien zeigten sich diese doch wohl am meisten nur in Deutschland. In Paris ist die Zahl der Rossinischen Opern, die auf dem italienischen Theater gegeben werden, noch immer sehr beschränkt. In London hat selbst Rossini's Anwesenheit nicht bedeutend auf den Erfolg seiner Kompositionen wirken können; wohl aber ist C. M. von Weber's Freyschütze dort acht und dreyßig Mal nacheinander mit immer steigendem Beyfalle gegeben, und der Komponist für nächsten Winter eingeladen worden, dahin zu kommen, und für das große Coventgarden-Theater zu schreiben.

[2]) Eine ähnliche Erklärung solcher Erfolge, die Rossini's Freunde als eine »unerhörte Erscheinung« darstellen, und zu dem bündigsten Beweise seiner Suprematie stämpeln möchten, findet man schon in Metastasio's Briefen. Er schrieb an den Grafen Algarotti: »Jene Theile der Oper, die bloß der Augen und Ohren der Zuhörer bedürfen, um sie zu ihren Anhängern zu machen, werden immer zahlreichern Beyfall finden, als die, deren Verdienst nur der Verstand und die Urtheilskraft bemessen kann.«

zur Entwickelung ihrer Kehlfertigkeit Gelegenheit gebender Instrumentalgesang, wovon, »Vieles (wohl das Meiste)« erst durch den Vortrag seinen Werth empfängt, »und abgesehen von demselben nichts gelten will« (S. 408), oder aber eigentliche Opernmusik, die in Uebereinstimmung mit den Worten, in Wahrheit des Gesangs und Recitativs, und in Richtigkeit des Charakters der singenden Personen besteht*), angemessen sey?

Das Urtheil des Hrn. Wendt scheint übrigens die entgegengesetzten Meinungen versöhnen zu wollen; doch ist zu befürchten, daß er diese löbliche Absicht nicht erreichen werde. Vergebens wird er zugestanden haben, daß Rossini durch einen reichen Quell wohlklingender Melodien, die sich schnell in das Ohr einschmeicheln und leicht dem Gedächtnisse einprägen, und durch eine (nicht) unerschöpfliche Mannigfaltigkeit reizender Verzierungen, womit er diese Melodien ausschmückt, dem italieschen Gesange neuen Reiz und Stoff gegeben und anmuthige Weisen erschaffen hat: sobald Hr. Wendt — wie er denn, ohne sich selbst zu verläugnen, nicht anders kann — auch eingesteht, daß »die wahrhaft dramatische Schönheit der Musik, d. i. die durch den Geist der dramatischen Gedichte bedingte musikalische Charakteristik, welche zum Begriffe einer klassischen Oper gehört, auf dem von Rossini eingeschlagenen Wege nicht zu erreichen sey (S. 411), und daß, wenn Einheit des Styls und dramatische Wahrheit, welche durch angemessene Behandlung des Textes bestimmt wird, als Hauptzüge einer klassischen Oper angesehen werden müssen, in dieser Beziehung wenigstens, Rossini noch kein einziges, durchaus klassisches Werk aufgestellt habe« (S. 412 u. f.); wird er dessen Anhänger sich doch nicht befreunden, welche unbedingte Anbetung ihres Abgottes fordern, und ihm seinen Thron auf den Trümmern alles dessen bauen wollen, was im Fache der Opernmusik die berühmtesten Meister gelehrt, die größten Tonsetzer geschaffen, und die ausgezeichnetsten Aesthetiker aller gebildeten Nationen geschrieben haben. Wien, im September 1824.

J. F. Edler von Mosel.

---

*) Siehe Wielands Versuch über das Singspiel, und die Schriften aller weiter oben angeführten Aesthetiker des In- und Auslandes.

Art. XII. Vincent Kadlubek, ein historisch-kritischer Beytrag zur slavischen Literatur, aus dem Polnischen des Grafen Jos. Maximil. Ossolinski, von Samuel Gottlieb Linde, Dr. der Phil., Ober-Kirchen- und Schulenrath, Rector des Warsch. Lyceums u. s. w. Nebst den hieher gehörigen Schriften des Bischofs Prażmowski, Starosten Czacki, der Herren Kownatzki und Lelewel, in sechs Anhängen. Warschau, bey N. Glücksberg, 1822. 625 Seiten in 8. Vorr. XXVII.

Zweyen Nationen schmeichelt sich der Uebersetzer, Hr. Rektor Linde, einen Dienst zu erweisen, indem er ein merkwürdiges Produkt der einen auf den Boden der andern verpflanzet; Polen und Deutsche hofft er sich dadurch zu verbinden, daß er die äußerst wichtigen Original-Untersuchungen über die ältesten Schriftsteller der polnischen Geschichte deutsch bearbeitet herausgibt. Und dieß konnte er mit vollem Rechte hoffen, denn das deutsche Publikum erhält hier eine ganze Sammlung von den Schriften der Polen über ihre ältesten Geschichtschreiber, wie man sie selbst im Polnischen nicht in Eins verbunden, sondern nur zerstreut und mit Mühe vorfindet. Das Hauptwerk, Kadlubeks Biographie und Apologie, ist aus dem zweyten Bande der historisch-kritischen Nachrichten von polnischen Schriftstellern des Grafen Ossolinski, die seit 1819 in Krakau herauskommen, und wovon auch schon der dritte Band in zwey Theilen, das Leben des berühmten Orzechowski enthaltend, 1822 erschien, entlehnt worden. Die Anhänge sind aus verschiedenen, meist periodischen Schriften. Vincent, Sohn Kadlubeks von Karwow, ward um das Jahr 1161 geboren, als Propst zu Sandomir seit 1186 schrieb er die Geschichte Polens in vier Büchern, die nicht über 1203 hinausreicht; im Jahr 1208 ward er zum Bischof von Krakau gewählt. Dieser Würde entsagte er 1218, und ging in das Cistercienser-Kloster zu Jendrzejow, wo er im Rufe der Heiligkeit am 8. März 1823 starb. Bey Uebertragung seiner Gebeine im Jahr 1633 hat man sie sehr lang und den Kopf von der obern Kinnlade bis zum Scheitel über anderthalb Spannen hoch befunden. Die Stände des Königsreichs und sein Orden betrieben vom Jahr 1682 an bis 1764 seine Heiligsprechung. Papst Klemens XIII. kanonisirte ihn. Sein eben so oft getadeltes als gepriesenes Geschichtsbuch wird nun hier sehr genau geprüft, und selbes gegen die harten Urtheile Schlözers und Anderer in Schutz genommen. In den ersten drey Büchern läßt Vincent zwey ansehnliche, durch ihr Alter ehrwürdige Männer, Johann und Matthäus, über die ältern Begebenheiten sprechen, deren Gespräch er angehört haben will; erst im vierten tritt er selbst als Erzähler auf. Kadlubeks Kommentator, der

mehr als zweyhundert Jahre später lebte, hielt die bloß erdichteten Personen für wirkliche, den Johann für den Gnesner Erzbischof Johann, den Matthäus für den Krakauer Bischof Matthäus, deren erster im Jahr 1165, der zweyte 1166 starb. Graf Ossolinski erinnert selbst, es sey eine reine Unmöglichkeit, daß Kadlubek, als ein Kind von vier oder fünf Jahren die Unterredungen dieser zwey Bischöfe mit angehört und auf Befehl Kasimirs aufgezeichnet habe.

Wie konnte er nun der Meinung des Kommentators beytreten, die nichts für sich hat, als die bloßen Namen Johannes und Matthäus? Disputabant Joannes et Matthaeus, ambo grandaevi, ambo sententiis graves. Daß Kadlubek ihr Gespräch angehört, ist doch aus den vorhergehenden Worten klar genug: Memini siquidem collocutionis mutuae virorum illustrium. Diese erlauchten Männer nun werden ja nirgends als die genannten Bischöfe bezeichnet. Daß Johann und Matthäus einen anhaltenden Briefwechsel über die Geschichte geführt hätten, bezweifelt Graf Ossolinski selbst, da es Handschriften gibt, durchaus in Form eines Gesprächs zwischen zweyen Anwesenden, und diesem ist auch der Styl des Werkes ganz angemessen. Dessen ungeachtet setzt er voraus (für bewiesen kann es ja doch nicht gelten), daß der Bischof von Krakau, Matthäus, selbst die drey ersten Bücher geschrieben habe. »Ueber den Johannes, heißt es S. 19, kann ich nichts bestimmt sagen; nur Matthäus scheint mir ein wahrer Geschichtschreiber der Nation zu seyn; jener eine bloß figurirende, unterredende Person.« Ref. kann den Matthäus eben für nichts anderes halten und muß daran zweifeln, daß man je das eigentliche Werk des Matthäus entdecken werde, das Kadlubek bey Bearbeitung seiner Geschichte gebraucht und ihm nur eine andere Gestalt gegeben hätte. Nach einer langen Stelle aus Kadlubeks Vorrede, wodurch er sich den Zugang zu den fernern Bemerkungen über sein Werk eröffnet, fährt nun Graf Ossolinski fort: »Gegen das erste und zweyte Buch, die sich mit diesem Schauplatze (von den Danomalchischen Inseln bis über Kärnten hinaus) beschäftigen, steht die Kritik am lautesten auf; ja sie wird so heftig, daß sie den Vater unsrer Geschichtschreibung zu einem Fabelhans macht, der erzählt, was ihm nur immer geträumt, der selbst erdichtet, und in der ganzen Welt Mährchen zusammen gesucht, und so ohne Wahl und Verstand, ohne Zusamenhang und Ordnung ein Gespinst zusammen gefaselt, das mit der Geschichte der ganzen Welt, obgleich aus ihr hergenommen, im Widerspruche stehe.« Hierauf wird nun im Allgemeinen geantwortet: »Diese strengen Richter fehlen gleich darin, daß sie, gegen die

eigenen feyerlichen Geständnisse des Kadlubek taub, auf seine Absicht gar nicht eingehen. Er hat sich ja zu nichts weiter verbindlich gemacht, als Hörensagen zu sammeln, so wie sie ihm zu Ohren gekommen. — Die Volkssagen, die er anführt, sind nicht so plump und wild, als die, welche Kosmas unter den Böhmen von Hexen, fliegenden Drachen, geflügelten Rossen zusammen gesammelt.« Von fliegenden Drachen, geflügelten Rossen ist doch bey Kosmas nichts zu lesen.

Dann gesteht Kosmas es offen und frey, daß er Einiges nach der fabelhaften Erzählung alter Leute aufgezeichnet (per pauca quae didici senum fabulosa narratione). Kadlubek aber läßt seinen Matthäus sagen: was ich von wahrhafter Erzählung der Vorältern gelernet habe (per veridicam majorum narrationem), will ich nicht verschweigen. Wo von den Kriegen mit den Galliern die Rede ist, läßt er seinen Johannes versichern, daß hier nichts erdichtet, sondern alles im ganzen Ernste wahr sey. (Nihil hic fictum, nihil simulatum, sed quidquid asseris, verum ac serium ex antiqua praesumitur historia. Galli enim, ut ait Trogus etc.). Kadlubek führt wohl nur deßhalb zwey alte Herren sprechend an, um die Verantwortung ihrer Behauptungen von dem ungeheuren Umfange der slawischen Monarchie, von der Eroberung der Danomalchischen Inseln, von den Kämpfen mit den Galliern über der Donau, von den Siegen über Alexander, über Julius Cäsar, über den Crassus bey den Parthern, nicht auf sich zu laden. Auch sehen ihre Erzählungen, wobey sie sehr gelehrt thun und den Trogus, die erdichteten Briefe Alexanders anführen, mehr wie gelehrte Hirngespinste, als mündliche, nicht absichtlich verfälschte Ueberlieferungen, aus. Zu diesen letztern zählt nun derjenige, der den Vater der polnischen Geschichte retten will, die Ueberlieferung von den langen Kämpfen der Polen mit den Galliern und der gutwilligen Vertheilung der Länder zwischen ihnen, worin uns das Andenken ihrer Züge seit der Einwanderung nach Europa, obgleich verworren, aufbehalten worden sey. Die slawischen, obgleich mit den albernsten Fabeln versetzten Ueberlieferungen, gesteht er S. 32 selbst, hätten ihm, wie dem Reisenden noch merkliche Spuren vormaliger Gleise, bey der Ableitung der Slawen von den herodotischen Budinen, nachmals Weneden, Wenden, gedienet. Nachdem die Budinen aus ihren Wohnsitzen in Asien zweyhundert Jahre vor Christo verdrängt worden waren, mußten sie, und dieß sey einleuchtend, auf die Sitze der Gallier stoßen. »Ein ähnliches Schicksal, sagt er S. 33, führte sie später in die entvölkerten, von den Galliern verlassenen Sitze an der Donau, in Norikum, Pannonien,

Thracien. Der Unterschied, den ich bey dieser Gelegenheit zwischen Nestor und Kadlubek wahrnehme, gereicht dem letztern zur Empfehlung: er hat uns ältere Ueberlieferungen erhalten, er zeigt uns an der Weichsel eine frühere Spur der Wanderschaft der Slawen, die man zurück bis in ihre Ursitze verfolgen kann; beym weitern Vorrücken stimmt er in den Nachrichten von ihnen mit Nestor zusammen. Von der Donau an begleiten beyde schon gemeinschaftlich mit einander ihre Wendungen, doch wieder mit dem Unterschiede: unser Landsmann weiß, daß sie einen ihnen schon bekannten Weg wieder machen, jener glaubt, daß sie ihn sich erst bahnen.« Da der Hr. Verf. seine Abhandlungen über den Ursprung der Slawen erst im vierten Bande seiner historisch-kritischen Nachrichten herauszugeben gedenkt, so will Ref. seine Zweifel gegen die Ableitung der Slawen von den Budinen auch hier nicht beybringen, sondern bis dahin versparen. Allerdings haben die Slawen, man mag sie für herodotische Budinen in Asien, oder für Weneden des Tacitus, oder für Serben des Plinius und Ptolemäus halten, eher am Dneper, Dnester und an der Weichsel gesessen, ehe sie nach der Donau zogen. Beyde aber, sowohl der frühere Nestor als der spätere Kadlubek, setzen unrichtig voraus, daß die Slawen schon vor Christo (Jahr 289) mit den Galliern (Nestor nennt sie Wlachen) in jenen Gegenden, bey Nestor im Noricum, bey Kadlubek in Karinthien, zu thun hatten. Beyde hatten den Zug der Gallier nach Illyricum, den Justin und Pausanias beschreiben, im Sinne, und verwechselten die alten Noriker und Illyrier mit den viel später eingewanderten Slawen. Aber von dem Kriege der Lechen mit Alexander, mit Julius Cäsar, von den Niederlagen des Crassus in Parthien, wußte der nüchterne Nestor nichts zu erzählen. Und dieß wird ihm gewiß den Vorzug nicht streitig machen. Daß es den Apologisten Kadlubeks, Lelewel und Ossolinski nicht leicht war, ihn seiner fabelhaften Erzählungen wegen zu entschuldigen, beweist das mühsame Bestreben, in der spätern Geschichte Begebenheiten aufzusuchen, die man füt Anlässe alter Volkssagen halten könnte. Gegen solche Deutungen, wodurch die Großthaten der Polen aus den ältesten Zeiten in weit spätere versetzt werden, würde selbst Kadlubek protestiren, weil er dabey den alten Ruhm seiner Monarchen aufgeben müßte. Wenn es nun bey Kadlubek heißt: nach mehreren Schlachten mit den Römern nehmen sie nun Städte in Besitz, setzen Obrigkeiten ein und wählen sich einen gewissen Gracus zum Fürsten, so soll dieß zum Theil mit dem Eindringen der Slawen in Dalmatien, mit der Einnahme von Salona im Jahr 449 (?) zusammen hängen. (Gegen das

Jahr 449 machten ja schon Banduri und Lucius gründliche Einwendungen.) Daß die Slawen schon mit Attila nach Pannonien und Noricum, wie hier angenommen wird, gekommen, müßte erst erwiesen werden. Wenn Gracus wieder nach den Weichselländern zurück kehrt, so sollen sie, durch die Aehnlichkeit der Namen Weneden und Wandalen irre geworden, sich selbst für Wandalen gehalten und sich nun so auch noch die Wandalischen Kroke und die Wanda angeeignet haben. Den Krieg der Lechiten gegen Alexander verweiset Ossolinski selbst zu den uralten Mährchen, glaubt aber doch darin den Aufstand der Slawen gegen die Awaren unter Samo zu finden. »Bey unserm Leschek selbst, sagt er S. 51, ist die Aehnlichkeit mit Samo auffallend groß, — ja kommt nicht sogar in den ein und zwanzig Söhnen dieses Leschek, die zu Kruschwitze von ihrem Neffen Popiel vergiftet wurden, die Nachkommenschaft des Samo zum Vorschein. Die Zahl gibt wenigstens Wahrscheinlichkeit.« (Samo zeugte mit zwölf slawischen Frauen fünf und zwanzig Söhne und funfzehn Töchter.)

»Jener Leschek (Lech), der in Böhmen an der Spitze eines ansehnlichen slawischen Kriegsheers, in der Schlacht mit Karl dem Großen (mit Karl, dem Sohne Karl des Großen) so ruhmvoll fiel, gehörte gewiß zu den Krakowianen; denn die Böhmen haben bey sich keinen einzigen Leschek aufzuweisen, und machen auch keine Schwierigkeit, uns diesen abzutreten.« Nach den Note 38 angeführten Stellen aus deutschen Annalen muß dieser Lech den Böhmen bleiben, wenn ihn gleich Pelzel zu einem mährischen Fürsten macht. Ob er nach neuern Vergleichungen alter Handschriften seinen Namen unverändert behalten wird, ist eine andere Frage. Wer kann es wahrscheinlich finden, daß jene zwey vom fürstlichen Schlosse Popiels abgewiesene, von Piast dagegen liebreich aufgenommene Fremden (duo pusilli hospites) von Swatopluk aus Mähren geschickt worden wären? Worauf soll sich die Aeußerung: vielleicht waren es auch Apostel, gründen? Stredowsky's Aussage, der zwey Missionäre mit Namen nennt, ist hier von gar keinem Gewichte. Noch weniger kann man gelten lassen, was Note 44 von den zwey Priestern Johann und Paul Kaich (Paul und Kaich ist nicht eine Person) gesagt wird, daß sie bey der Haarbeschneidung den Ziemowit getauft hätten. Daß Kadlubek das Volksmährchen von dem durch die Mäuse gefressenen Popiel aufbewahrte, wird eben nicht getadelt. Es sprach, heißt es, die damaligen wenig aufgeklärten Gemüther an; wir stoßen darauf auch in verschiedenen fremden Geschichten. Daß aber Kadlubek selbst Mährchen erfunden hätte, kann Graf Ossolinski nicht

zugeben. »Soll ich nun wohl, sagt er, auf unserm Kadlubek den Schimpf sitzen lassen, als habe er Parther, Römer, Lechiten, den Crassus, Julius Cäsar, Leschek durch einander geworfen und ein abenteuerliches Gemengsel hervorgebracht, wo das eine zu dem andern nicht paßt? Ich überlasse es einem jeden zu beurtheilen, ob ein Mann, der, so wie er, in den römischen Schriftstellern, in den Dichtern, Rednern, im Trogus, Livius, Cicero, Horaz belesen, der selbst im römischen Rechte bewandert war, nicht hätte wissen sollen, wann Crassus und Cäsar gelebt, wo sie Krieg geführt, in welchem Welttheile das Reich der Parther gelegen? Nicht er, sondern jemand anders, faselt durch seinen Mund. Vielleicht hat er irgendwo auf dem Markte diese von Halbwissern ausgestreuten Erzählungen aufgefischt und sie für Nationalüberlieferungen gehalten, die man nicht beschneiden dürfe; vielleicht hat er auch irgend etwas Schriftliches vorgefunden, an Faseley jenem Briefe des Aristoteles vom Kriege der Lechiten ähnlich; alles dieß kann man leichter zugeben, selbst, daß jene guten Alten, Matthäus und Johannes, über diese Mährchen mit einander geschwatzt, als daß dergleichen Albernheiten aus dem Gehirne des Kadlubek entsprungen wären.« Gegen Brauns Vorwürfe wird nun Kadlubek, doch nur zum Theil, siegreich vertheidigt, von dem Beyfall, welchen die kadlubekische Chronik in frühern Zeiten erhielt, gesprochen. Boguchwal († 1253) legte sie bey der seinigen zum Grunde. Andere haben sie überarbeitet, abgekürzt und weiter fortgeführt. Die ganze Reihe der polnischen Geschichte, bis auf Dlugosch, meint Ossolinski, könne man ohne Bedenken die kadlubekische nennen. Dlugosch, so sehr er Kadlubeks Werk auch in Rücksicht des Styls erhebt, verschweigt es doch nicht, daß an ihm schon manche Fehler, als Wortseligkeit, Nachläßigkeit in vaterländischen Begebenheiten, zu großes Haschen nach dem Fremden, von vielen gerügt worden. Gregor von Sandok war der Erste, der Kadlubeks Mährchen gar nicht verdauen konnte. Sein strenges, aber gewiß auch wahres Urtheil ist S. 63 ganz, doch nur in der Uebersetzung, zu lesen. Dagegen wird nun wieder erinnert, Kadlubek habe die Wahrheit der durch so viele Jahrhunderte entfernten Ereignisse nicht verbürgen können, er habe sich's nicht erlaubt, Ueberlieferungen zu schmieden, sondern nur die erhaltenen zu sammeln, ohne sich mit ihrer Prüfung abzugeben, seine Geschichte habe man als das Verzeichniß fremder Erzählungen zu betrachten, nicht aber ihn zur Verantwortung für ihre Gewißheit zu ziehen. Ob nun diese Erinnerungen, und was noch weiter zu seiner Entschuldigung gesagt wird, vermögend seyn werden, eine bessere Meinung von seinen Geschichtsbüchern

auch Andern beyzubringen, wird die Zeit lehren. Graf Ossolinski bedauert es, daß seine Landsleute den Kadlubek vernachläßigten, seit man ihn als einen Fabelhans zu verschreyen anfing; daß Schlözer auch bey den Polen Nachahmer gefunden habe, die von seiner Verachtung für alles, was nicht Nestor ist, namentlich für Kadlubek angesteckt worden. Um vor diesem bösen Beyspiele zu warnen, ist die lange Note 58 ganz gegen Schlözer gerichtet. Es wird ihm vorgeworfen, daß er seine vielumfassende Gelehrsamkeit durch Leidenschaften beherrschen ließ. »Nicht nach Wahrheit forschte er, heißt es weiter, sondern wollte nur mit etwas Neuem hervortreten. — Statt Beweise zu führen, schlägt er mit neu erfundenen Schimpfwörtern um sich. — Er erlaubt sich, die Aussagen der Schriftsteller nach seiner Laune zu verdrehen, oder wenn sie ihm nicht stimmen wollen, als Irrthümer wegzuschaffen. — Den größten Theil seines Lebens hat er in der slawischen Geschichte gearbeitet; — viel ist sie ihm schuldig; sie war bisher unbeachtet geblieben, und er war es, der die Aufmerksamkeit fast der ganzen gelehrten Welt auf sie hinlenkte. — Wie traurig ist es daher, daß sein Kommentar zum Nestor, eines seiner besten und wichtigsten Werke, keinen ausdauernden Verleger finden können! — Allein er ist es auch, der in eben diese slawische Geschichte nicht wenig Wirrwarr gebracht hat. Mit marktschreyerischer Ruhmredigkeit schickte er seine Nordische Geschichte in die Welt; gleichwohl gehört ihm hier so wenig eigenthümlich an, daß, wenn wir Schönings Abhandlung und Stritters Auszüge aus den Byzantinern aus diesem dicken Quartbande wegnehmen, kaum ein Paar Bogen eigner Arbeit übrig bleiben. — Als er sich noch um die Gunst unsers Jablonowski, Woiwoden von Nowgorod, bemühte, schrieb er auf dessen Aufforderung über den Lech; er erhielt die Medaille, ob er ihn gleich weggeläugnet; nun merkte er aber, daß er denn doch nicht dem geheimen Wunsche des Fürsten genügt habe; er trat also wieder in die Schranken für den Lech, und verdiente sich so die zweyte Medaille. In Rußland entglühte er so für den Nestor, daß er neben ihm keinen slawischen Geschichtschreiber leiden konnte: daher seine Abneigung gegen alles, was nicht Nestor war, besonders aber sein Haß gegen Kadlubek u. s. w. Dem Kadlubek würde ich übrigens einen so geübten Ausleger wünschen, als Nestor an Schlözer gefunden.« — Was könnte wohl Schlözer, wenn er noch lebte, zu seiner Vertheidigung auf diese harte Rüge antworten? Wo nicht viel anderes, doch gewiß dieses, daß er über Kadlubeks Werk nicht unglimpflicher geurtheilt, als vor ihm Gregor von Sandok, Braun, und nach ihm Czazki.

Aber auch gegen Czatzki ist die Note (n) S. 79 gerichtet, worin es heißt: es wird einem dabey übel, wie Czatzki in seiner Prüfung unsrer alten Geschichtschreiber gegen Kadlubek losziehr. Hat man sich nun wohl zu verwundern, wenn andere dasselbe Lied singen? Braun nennt Ossolinski zwar einen verständigen und genauen Kritikus, doch findet er (S. 118) ihn nicht sowohl hart und streng, als vielmehr grausam, indem er dem Kadlubek nur des Alters wegen einen Platz unter den polnischen Geschichtschreibern einräumen will, und ihm alle Brauchbarkeit abspricht (ob utilitatem plane nullam). Lasset uns nun auch hören, was zur gerechten Würdigung des Kadlubekischen Geschichtsbuchs in der Apologie gesagt wird. Schon aus der Vorrede, nach gehobenem Schleyer der verwilderten Latinität, soll der Glanz, die Fruchtbarkeit, der Witz und Scharfsinn Kadlubeks in die Augen fallen. Wenn man (S. 69) das Auge von den unfruchtbaren, schalen, steifen Chroniken des XI. und XII. Jahrhunderts auf Kadlubek hinwendet, müsse man sich seiner frischen und reizenden Gestalt um so mehr erfreuen. »Die Hauptereignisse stellt er im Kreise der sie begleitenden Umstände auf, läßt sich mitunter auf Einzelheiten ein; die öffentlichen Angelegenheiten schattirt er hin und wieder mit Privatsachen, die innern erhellt er durch ausländische. — Zugleich finden wir hier eine ungewöhnliche Fertigkeit, den auffallenderen Begebenheiten durch Beyspiele, daß sie sich auf der Welt zuzutragen pflegen, Glauben zu verschaffen, den Leser durch Abwechselung des Schauplatzes, durch Einführung neuer handelnder Personen auf die Scene, zu unterhalten (ohne ihn jedoch vom Hauptwerke abzuziehen), und seine Wißbegierde zu steigern. Ueberall ist in dem Werke Leben und Bewegung; der Verfasser immer geschäftig: bald veranlaßt er Betrachtungen, bald trägt er seine eignen vor; erklärt Gebräuche, nimmt an Rechtsversammlungen Theil, sitzt zu Gericht über Streitigkeiten und Handlungen, schöpft aus geistlichen und weltlichen Wissenschaften, aus Theologie, Philosophie, Rechtsgelehrsamkeit; führt die Bibel, die päpstlichen Canones, die Justinianischen Gesetze, den Aristoteles, Demosthenes, Livius, Trogus, Justinus an (nach Note 52 mochte er wohl nur Justin's Auszug aus Trogus gekannt haben); unterbricht die Prose mit Versen, in denen oft Bruchstücke aus Horaz, aus Juvenal hervorschimmern. — Bisweilen folgt er der Spur griechischer und römischer Muster, bisweilen geht er daneben seinen eigenen Weg. Selbst der Geübteste hat seine Noth mit den alten Sagen vom Ursprunge der Völker und Königreiche; sie stimmen nicht mit einander; läßt sie der Geschichtsforscher aus, so zieht er sich den Vorwurf der

Unachtsamkeit zu; nimmt er sie auf, so schilt man ihn leichtgläubig. — Aus diesen Verlegenheiten hat sich Kadlubek geschickt zu helfen gewußt. Ehrwürdige Greise besprechen sich über die ältesten Geschichten der Nation; der Leser wird Zuhörer, er leiht ihnen sein Ohr, er vergißt darüber den Geschichtschreiber; geduldig wartet er ab, was sich denn endlich aus dem Gerede ergeben werde; weniger geduldig würde er sich von dem anmaßenden Historiker etwas gegen seine Ueberzeugung aufbürden lassen.« (Diese Fiktion ist eigentlich das Kunststück, wodurch Kadlubek seine und fremde Erdichtungen an den Mann bringen wollte, ohne dafür verantwortlich zu bleiben.) »Schlechter Geschmack (S. 74), Mangel an Aufklärung, Unverständlichkeit der Sprache jener Zeit, haben freylich Kadlubeks Chronik mit einem dicken Nebel bedeckt; gleichwohl drängt sich jener unvergleichliche Geist durch, den Dlugosch nicht besser zu beschreiben gewußt, als indem er ihn das Kraftprodukt der Natur, belebt vom anmuthigsten Sternenscheine, nannte (quem tum benigno numine astra respexerunt). — Seine Latinität ist nicht zu loben, die ohnehin verwilderte hat er noch mehr mit eigenen Erfindungen beschmitzt; er gebraucht oft Ausdrucke eigner Schöpfung, ingleichen ungewöhnliche Redewendungen, die er absichtlich nach seinem jedesmaligen Affekte bequemt. Er liebt das Gesuchte, das Flimmernde, hascht nach Wortspielen, wird bald übermäßig aufgeblasen, bald ganz gewöhnlich platt. Der Prose mangelt es an Rundung, den Versen am Maße; die Kürze wird zur Dunkelheit und Verworrenheit; die Umständlichkeit zur Schwatzhaftigkeit; der Reichthum veranlaßt Unordnung und Verwickelung; mit einem Worte, dem Vortrage fehlt es an allem. Doch schimmert nicht selbst in diesen Fehlern der Glanz seiner Eigenschaften durch? zeigt nicht die Verschwendung des Witzes von dessen großem Vorrathe?« Mit dieser treuen Schilderung mag sich der Leser begnügen. Von S. 76 an wird die Dobromiler Ausgabe vom Jahr 1612, die Herburt besorgte, beschrieben, ihre Fehler Note 55 angezeigt, und einige aus Handschriften verbessert. Krause hat diesen Text als Anhang beym zweyten Theile des zu Leipzig 1712 erschienenen Dlugosch wieder abdrucken lassen. Seine Verbesserungen sind nicht von großem Gewichte, denn ohne Handschriften konnte er bloß die offenbarsten Druckfehler verbessern. Wer möchte nicht gern den S. 79 geäußerten Wunsch erfüllet sehen: »Wird sich wohl, sagt Graf Ossolinski, bey dem verstärkten Eifer für Nationaldenkmäler jemand unter unsern Gelehrten finden, der uns das alterthümlichste von den übrig gebliebenen in der wahren Gestalt herstellt? Von Herzen wünsche ich, daß Herr Georg Bandtke, seiner mir vor einem Jahre erklärten

Bereitwilligkeit zu diesem Unternehmen getreu bleibe; dieß würde ein wichtiger Schritt zur Vervollkommnung der polnischen Geschichte seyn, nach der wir vergebens trachten, wenn wir nicht von der kritischen Bearbeitung der Urquellen, die einer solchen so sehr bedürfen, den Anfang machen.« Mit dem Kadlubek kam zugleich sein Ausleger, Doktor Dombrowka, der im XV. Jahrhundert lebte, heraus. Ossolinski meint, dessen Auslegung hätte nicht verdient, aus der Vergessenheit hervorgezogen zu werden. Note 56 wird der Ausleger nach Braun geschildert: er war ein eingefleischter Schulfuchs, voll Pedanterey, in Geschichte und Politik unerfahren; dieß beweist seine redselige Auslegung. Die Fabeln des Kadlubek berichtigt er nicht, sondern empfiehlt sie vielmehr. Er gibt sich mehr mit der schülerhaften Erklärung der Deklinationen und Konjugationen ab, als mit Erläuterung der Sache. Im Jahr 1749 erschien zu Danzig aus einer Handschrift der Heilsberger Bibliothek eine Sammlung von vier polnischen Chroniken durch Lengnich besorgt. Die erste bis zum Jahr 1288 gehende Chronik taufte er Kadlubek, weil sie der Abschreiber, der seine Abschrift 1462 beendet, dem Vincent zuschrieb. Zum zweyten Male erschien sie ganz genau nach der Lengnichischen Ausgabe in der Mitzlerischen Sammlung im dritten Theile zu Warschau 1769. Diese Chronik ist von der Dobromilschen merklich verschieden, sie ist kürzer, nicht in Brief- oder Gesprächform, sondern in ununterbrochnem Vortrage abgefaßt. In der vom Grafen Kuropatnitzki der Warschauer gelehrten Gesellschaft geschenkten Handschrift wird der Verfasser derselben Dzierzwa genannt. Zu Lowitsch erschien 1804 in 8. ein verkürzter Kadlubek, ins Polnische übersetzt durch F. C. (Franz Czaykowski, Domherrn zu Lowitsch). Ossolinski's bescheidenes Urtheil über dies Werk ist lesenswerth. »Ich wünschte nur, heißt es S. 87, daß er sich in seinen Anmerkungen umständlicher darüber ausgelassen hätte, wie den nur zu sehr in die Augen fallenden Mährchen eine wahrscheinlichere Wendung zu geben, daß er seinen so manche wichtige Entdeckung enthaltenden Kommentar weiter fortgeführt, daß er die, obgleich bisweilen zu umständlichen Darstellungen Kadlubeks, um wenigstens eine Spur von dessen Beredsamkeit übrig zu lassen, nicht so gar kurz beschnitten, daß er die das historische Bild ausfüllenden, nicht überladenden Einzelheiten nicht verschmäht hätte.« Die hinter der Biographie angehängten kleinern und größern Noten (61 an der Zahl) sind ein klarer Beweis von der ungeheuern Belesenheit des ehrwürdigen Greises, der sein ganzes Leben historischen Forschungen gewidmet. Die 40ste über Großmähren beträgt 29 Seiten, worin Nowotny's Mißgriffe berichtigt

werden. Die 32ste über die Verbreitung der Slawen von der Donau aus, nach Nestor 13 Seiten. Die 27ste über die Gallier, Germanen und Budinen 15 Seiten. Es kommt in der ältern slawischen Geschichte fast kein wichtiges Faktum vor, das in einer oder der andern dieser Noten nicht berührt worden wäre. Hr. Linde hat das Verdienst, manche falsche Citationen und Versehen anderer Art berichtiget zu haben. Ref. will nur einige Stellen noch anzeigen, die einer Berichtigung bedürfen. S. 17 wird von Kadlubeks Ausleger gesagt, der im vierzehnten Jahrhundert lebte, es muß heißen: im funfzehnten Jahrhundert. S. 30 wird Borziwoy, ein Sohn Udalrichs genannt, es soll stehen: Hostiwits. S. 49 lies von 623 bis 658, anstatt von 658 oder 659 an. S. 54 (b) lies 1620 anstatt 1595; und Franz Faustin anstatt Franziskaner Faustin (er war ein Paulaner). S. 55 (c) lies Moravia sacra anstatt Bohemia s. S. 83 lies 100 vor Alexander anstatt 600. S. 110 Paulus anstatt Paulinus, zwey Mal. S. 119 calumniantur anstatt audiunt. S. 148 mutentur anstatt mutata. S. 151 muß nach Kosmas der Name Kroh oder Krok stehen. Den Krakus kennt Kosmas nicht. S. 152 der böhmische Krok anstatt Krak. Bey dem Mönch Alberich stehen die Worte qui fuit dux Cracoviae nicht. Sie müssen also wegbleiben. S. 156 Rerum Goth. c. 32 anstatt c. 23. S. 160 anstatt in die Donau und anstatt an der Donau muß es wohl heißen: in die Düna, an der Düna. S. 164 was soll das Rhypäische Dacien bedeuten? Soll es Dacia ripensis seyn, so muß es anders übersetzt werden. — Hinter dem Babia-Gebirge, soll wohl heißen Bagibaria. — Jornandes im Jahr 522 lies 552. S. 165 bis an die Donau lies bis an den Dniepr, wie es im Polnischen steht, da Graf Ossolinski sich hier an Handschriften hält. Anstatt Itemesten wird man künftig lesen müssen item Aesti, folglich Aesten anstatt Itemesten. So auch S. 176. S. 166 ist vor B. G. der Name Procopius ausgelassen. S. 170 Schlenitz aus dem sechzehnten Jahrhundert, lies siebenzehnten Jahrhundert. S. 176 lies Przemysl anstatt Przemyslaw S. 180 anstatt ad 4. Tiberii, lies ad 2. Tib. — Schriftsteller des achtzehnten lies Schriftst. des neunten Jahrhundert (um 873). S. 197 anstatt Ratislaw lies Rastislaw, S. 202 für im sechsten Jahrhundert lies im siebenten Jahrhundert. S. 203 anstatt trans Istrum lies ad Istrum (Belgrad liegt den Griechen nicht jenseits). S. 204 bey Teby, lies Teben. S. 207, was sind Römische Grafen in Pannonien? S. 209 für Ratislaw lies Rastislaw. — Bey Nestor Rodoslaw lies Rostislaw. — Im Jahr 849, lies 846 zu dieser Würde. S. 220 jene aus dem funfzehnten Jahr-

hundert, lies aus dem dreyzehnten Jahrhundert; denn Diocleas ist älter als Dandolo, folglich ist auch der Satz: die Chroniken des D. und M. M. sind noch neuer, zu verbessern. Die kroatische Chronik, aus der Marcus Marulus übersetzte, ist nicht gänzlich verschwunden, sondern zu Rom im Vatikan zu finden. S. 235 ist der Satz: die Böhmen nennen in ihrer eben so fabelhaften Urgeschichte ihren Gostiwit Meligast und Osterik, ganz zu streichen. Sie kennen keinen Meligast und keinen Osterik. S. 245 gegen die Ungern. Ungern waren unter Karl dem Großen noch unbekannt. — Unter seine drey Söhne, lies zwey Söhne (Mojmir und Swatopluk). Die wahre Geschichte kennt nur diese zwey, wenn gleich Konstantin Porph. von dreyen spricht. S. 256 soll Boguslaw (pommerischer Fürst) für Boleslaw stehen. S. 274 zwischen 893 und 1005: die erste Zahl ist fehlerhaft. Es muß etwa stehen 983 oder 993. Geringere Fehler, etwa nur Druckfehler, übergehen wir.

Von den sechs Anhängen, die von Seite 299 Kadlubek folgen, sind nicht alle von gleicher Wichtigkeit, jeder aber doch einer Anzeige werth. Im ersten Anhange gibt Bischof Praźmowski Nachricht von den ältesten poln. Geschichtschreibern, auf Veranlassung zweyer von dem Grafen Kuropatnitzki der kön. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften geschenkten Handschriften, die er beschrieben und ihren Text mit einigen Stellen der Ausgaben verglichen hat. Die erste auf Pergament, aus dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhundert, enthalt den Kadlubek, weit korrekter als in der Dobromiler Ausgabe vom J. 1612. Die zweyte Handschrift enthält die polnische Chronik, die zu Danzig 1749 unter dem Namen Kadlubeks herauskam. Der eigentliche Verf. oder Epitomator heißt Dzierzwa, wie aus dieser Handschrift zu ersehen ist. Das Werk des Dzierzwa ist nichts anders als das Kadlubekische, von den Abschweifungen, die mit der polnischen Geschichte in keinem Zusammenhange stehen, gereinigt; übrigens Wort für Wort abgeschrieben. Bey Gelegenheit einer angeführten Stelle daraus, von den Händeln mit den Galliern, bemerkt der Hr. Verf. es müsse seit undenklichen Zeiten bey den Vorfahren der Polen die Sage davon allgemein gewesen seyn, und schließt nun weiter: »haben die Slawen mit den Galliern bey deren Zuge nach Griechenland gekämpft, so waren sie um das Jahr 500 unserer Zeitrechnung nicht neue Ankömmlinge an der Donau, sondern mehrere Jahrhunderte vor Christo schon dort ansäßig; die polnische Nation, die einen Theil dieser Slawen ausmachte, ist von dort hieher gekommen, denn sie hat das Andenken jener Kämpfe mit den Galliern aufbehalten.« (Wie aber, wenn diese Sagen, wozu blos Kadlubeks Erdichtungen Anlaß gaben, doch ganz grundlos wären?) Was er über das

gemeinschaftliche Stammland der Slawen (Chrobaten), das alte Illyrien oder Pannonien, sagte, nahm er im Nachtrage (S. 336) selbst zurück, wo er Konstantins Porphyr. Nachrichten von den Belochrobaten und ihren Wanderungen nach Dalmatien mittheilet; will aber doch durch neue, sehr gewagte Vermuthungen Kadlubeks Erzählungen von den Kriegen der Polen mit den Galliern und Macedoniern retten. »Warum sollte man, sagt er, nicht annehmen können, daß jene für medisch gehaltene Ansiedelung (der Sigynner an der Donau, die mit den Henetern am adriatischen Meere gränzten) eine slawische gewesen, und sich mit den in ihrer Nachbarschaft, Istrien und Illyricum bewohnenden Eneten oder Weneten vermischt habe? denn diese werden durch eine fast allgemein einstimmige Ueberlieferung für einen aus Paphlagonien ausgegangenen Ast unsers Stammes angegeben. Der jüdische Geschichtschreiber Josephus nennt die Paphlagonier Refat, der Rabbi Goar aber Bewohner von Bagdad, gibt in seiner arabischen Bibelübersetzung, im neunten Jahrhunderte, den Namen Refat durch Seklab. Ptolemäus setzt nach Pannonien die Avarisken, später Avaren genannt.« Nun macht Pr. die Avaren zu Slawen. Ein Theil von diesen Avaren wären die Osen gewesen (schon Naruschewitsch weiset auf Oswiecin und Ossen im Fürstenthum Oels hin). Diese hätten Pannonien verlassen, als die Gallier dies Land verwüsteten, und wären nach Polen gezogen. Allein wer möchte jetzt noch Eneter mit slawischen Wenden vermengen, Avarisken für Avaren (Hunnen), und diese wider für Slawen und Osen halten?

Des Starosten Czatzki Prüfung der poln. Geschichte des Martinus Gallus und Vincent Kadlubek folget nun im zweyten Anhange. Erst im sechsten Jahrhunderte, heißt es S. 350, finde man Spuren von bedeutenden slawischen Ansiedelungen. In dem von Buat (histoire ancienne des peuples) angeführten Fragment will Czatzki die Spuren der Städte Lublin, Krasnystaw, Grodek am Bug, Sandomir und anderer Oerter gefunden haben. Auch Karamsin hat einige Benennungen dieses alten Fragments zu erläutern sich bemüht. Man hätte längst die Bestimmung des Alters dieser Handschrift und die Erklärung der 4800 Namen slawischer Städte und Dörfer, die sie enthält, zur Preisaufgabe machen sollen. Gegen ihr angebliches Alter vom Jahr 550 läßt sich aber gar viel einwenden. Bis zum zehnten Jahrhunderte war der Name Polens unbekannt. »Unter Boleslaw Schiefmund, um das Jahr 1120, sagt Czatzki, haben wir den ersten Geschichtschreiber Martinus Gallus, der sich einen Exulanten nennt, und aus Bescheidenheit

seinen Stand bey den Ausländern verbirgt. Doch da dieser Geschichtschreiber die fabelhaften Geschichten Polens kurz durchläuft, und nur seinen Helden, den Boleslaw, umständlich behandelt, so wollen wir, um Wiederholungen zu vermeiden, sogleich zur Prüfung der Geschichte des Vincent Kadlubek übergehen.« Ob Kadlubek zu den drey ersten Büchern, die er dem Bischof Matthäus und Erzbischof Johannes zuschreibt, auch etwas von dem Seinigen zugegeben, sey ungewiß, meint Czatzki. Schade, daß er Gregors von Sanok Worte nicht ganz in der Note anführte. Er begnügte sich mit folgenden: ea enim, quae Vincentius *Kadlubco* in historiis scripsit de origine nostra, non fabulas modo sed portenta redolent. Nun hebt Czatzki seine Prüfung an: »Kadlubek beginnt seine Geschichte vom Krakus; schreibt aber vorher von 300,000 Galliern, die ein anderes Vaterland gesucht und Rom verbrannt; er führt den Trogus an. Dieselben Worte befinden sich bey Justin im 24sten Buche, im 4ten Kapitel; er hat blos hinzugesetzt cum finitimis Lechitis. Was er von der Semiramis schreibt, hat er gänzlich aus diesem Schriftsteller genommen; so auch die Penthesilea, aus der er die Wanda gemacht hat. Das Pferderennen, wodurch Leschek die Krone erhalten, ist fast wörtlich abgeschriebenes Bruchstück eines ähnlichen Kunstgriffs unter Darius. Der Briefwechsel zwischen Alexander und Aristoteles, der Bucephalus, den Boleslaw Schiefmund und Kasimir der Gerechte ritten, rühren aus derselben Schule her. Kurz, liest man den Kadlubek, so wird man leicht überzeugt, daß die durch Justin abgekürzte Geschichte des Trogus die Quelle gewesen, aus der er den Stoff zu den Mährchen nebst den albernen Anwendungen auf Polen geschöpft. — Die fabelhafte Geschichte des Mietschislaw, wie sie Kadlubek geschrieben, ist voll grober Irrthümer. — Die Geschichte vom Drachen ist der Erzählung ähnlich, die uns Saxo Grammaticus von dem dänischen Könige Troton gibt. Die Wanda vergleicht Czatzki mit der böhmischen Libuscha, die zwölf Woiwoden, die nach dem Tode der Wanda regiert haben, mit den zwölf Senatoren, die Odin angestellt. Auch in Böhmen hätte es im Jahre 845 zwölf böhmische Heerführer gegeben, wird in der Note bemerkt. Allein dort ist die Rede von vierzehn (nicht zwölf) böhmischen Fürsten, die sich unter K. Ludwig haben taufen lassen. Selbst der Name Rada habe dieselbe Bedeutung im Norden (Rada ist nicht ursprünglich slawisch, sondern erst später aus dem Deutschen entlehnt). Der Name Karantus statt Krakau habe Aehnlichkeit mit Karinthien. Die Absendung der Gesandten Alexanders sey wieder dem

Feldzüge des Chagan, Königs der Avaren, gegen Lauer (so nennt er den Lauritas) ähnlich, und Krakus scheint den Zeitumständen nach eine Person mit Samo zu seyn.

Im dritten Anhange handelt Herr Kownatzki von dem Vaterlande des Martinus Gallus. Allgemein hält man ihn für einen Franzosen. Der Verfasser der von Lengnich 1749 herausgegebenen Chronik nennt sich selbst weder Martinus, noch Gallus. Nur Dlugosch gedenkt einer Chronik Martini gallici. Kownatzki macht ihn zu einem Polen, der etwa kur, kurek, Hahn, geheißen habe. Beweisend wäre allerdings die aus der Zueignungsschrift angeführte Stelle, worin es heißt: opusculum . . . ad laudem principum et patriae nostrae exaratum. Allein Hr. von Lelewel S. 601 liest nach Handschriften patriae vestrae, wodurch die alte Meinung bestätigt wird. Der vierte Anhang, überschrieben: Joachim Lelewels Erwähnung von den ältesten polnischen Geschichtschreibern, ist gegen Schlözer gerichtet. Hr. von Lelewel entrüstete sich über Schlözer, weil er bey jeder Veranlassung über die ganze polnische Nation auf das schändlichste schmähe (wo thut er dieß?) und im Nestor ihre Geschichtschreiber herabwürdige. Schlözer schrieb in seinem Nestor: ihr (der Polen) allererster und ältester Annalist ist der Bischof Kadlubek, gestorben 1223. Aber welch ein Annalist ist dieser Mann! Man hat zwey wesentlich verschiedene Ausgaben von seiner Chronik; beyde aber enthalten wahren Unsinn; ich berufe mich auf den Augenschein. Sein etwas späterer Kommentator hat den Unsinn wo möglich noch vermehrt. Dagegen erwiedert nun Lelewel, daß der Kiower Mönch Nestor nicht zu den ins Land eingefallenen Russen (Waräger-Russen), sondern zu den im Lande heimisch gebornen Polianen oder Polen gehöre. (Die Polianen um Kiow sind ja doch keine Lechen, sondern wirkliche Russen slawischer Abkunft). Daß die Polen den Martinus Gallus haben, der dem Nestor gleichzeitig sey, indem er selbst nach Schlözers Geständniß zwischen 1109 und 1138 lebte und schrieb. Daß noch vor Kadlubek der Bischof von Krakau, Matthäus, die vaterländische Geschichte bearbeitet, und seine Gespräche mit dem Erzbischof von Gnesen, Johannes, in Briefform hinterlassen habe, die vermuthlich erst von Kadlubek zu einem Werke verarbeitet worden. Lelewel zeigt nun ferner, daß die Leseart Jawin quem Poloni vocant Jan, Rutheni vero Iwan, die Schlözer dem Kadlubek zur Last legt, dem Kommentator angehöre, und schließt diesen Aufsatz mit den Worten: möchte indessen nur bey uns ein Schlözer für unsern Martinus Gallus und Matthäus Cholewa auftreten.

Der fünfte Anhang begreift Joachim Lelewels Bemerkungen über den Matthäus vom Wappen Cholewa, einen polnischen Geschichtschreiber des zwölften Jahrhunderts. Nach der Vorrede steht ein chronologisches Verzeichniß der in diesem Aufsatze angeführten Schriftsteller nach ihrem Alter, das durch die vorgesetzte Jahrzahl bestimmt wird. Der erste ist von 533, Procopius Cäsariensis, der letzte vom Jahr 1395, der Archidiakonus von Gnesen. Lelewel versteht unter Matthäus Cholewa den Bischof Matthäus von Krakau, dem er die drey ersten Bücher Kadlubeks zuschreibt. Seine Meinung unterstützt er zwar mit einigen Scheingründen, die aber unbefangene Leser nicht überzeugen werden. Wenn Kadlubek schreibt: memini collocutionis mutuae (zwischen Matthäus und Johannes), so soll dieß nach der dem Kommentator nachgesprochenen Voraussetzung heißen: memini esse in scriptis, weil die Unterredung vierzig oder funfzig Jahre früher geschah (immer nur, wenn man bey der fingirten Person Matthäus an den Bischof von Krakau denket). Schätzbar ist (§. 3) die Nachricht von den Handschriften des Kadlubekischen Werkes, die Lelewel zu Poritzk (jetzt Pulaw) gefunden und eingesehen. Die Ausgaben, die Drobromiler vom Jahr 1612, und die Leipziger vom Jahr 1712, stimmen im Ganzen mit den erwähnten Handschriften überein. Außer diesem Texte findet sich noch ein anderer vor, der zur Reihe jener spätern Annalisten gehört, die den Kadlubek abgeschrieben und fortgesetzt haben. Dieß ist die Chronik des Dzierzwa, die Lengnich 1749 zu Danzig aus einer Handschrift der Heilsberger Bibliothek, die im Jahre 1471 dem Kastellan und Starosten Peter Schamotulski gehörte, herausgab. §. 12 werden einige Stellen, worin der Text durch Abschreiber verderbt worden, angezeigt. Für Conradus Pomesaniensis ist nach sieben Handschriften C. Pomoraniensis zu lesen. Und so fällt der Fehler, den Braun dem Kadlubek so hoch anrechnete, von selbst weg. Wenn Matthäus sagt: quod tamen per veridicam majorum narrationem condidici, non silebo, so soll (§. 15) dieß heißen, ich will Mährchen wiederholen, und das ganze erste Buch, dessen kurzer Inhalt §. 14 gegeben ward, soll von Matthäus betrachtet worden seyn, für »eine Sammlung ungeschlachter Sagen, die theils auf ganz andere Geschichte irrig angewandt, theils äußerst lächerlich und albern wiederholt, und durch die vielen Hände, durch die sie gegangen, höchst verfälscht worden.« Die Kriege mit den Dänen (§ 16) erklärt Lelewel für eine Pommersche Sage. Die Polen unterwarfen sich nicht nur alle Nationen diesseits des Meeres, sondern auch die danomalchischen Inseln

schen Schwestern) verglichen, abermal des Karacius der Karanten gedacht und geschlossen: so haben also alle kroatischen Völker einen Krak gehabt. In der Note wird aus Scultets Chronographia unter dem Jahr 306: Cracus Alemanniae alias Eracus (lies Crocus) angeführt und gefragt, woher nun dieser Krak? Ref. antwortet, dieß ist der Vandalische Crocus, woraus Kosmas den böhmischen Krok geformt hat Der polnische Krak ist wahrscheinlich aus Krakow, so wie Lech aus Lechita entstanden. Wanda §. 24. Es ist wohl nur Scherz, wenn Lelewel schreibt: die Krakauer zeigen uns bis jetzt ihren Grabhügel ohnweit von dem ihres Vaters; süße Erinnerungen des Ursprunges der Nation! Ab hac Vandalum flumen dicitur nomen sortitum, was kann klärer seyn, als daß sich hac auf die Wanda beziehe, und doch will es Lelewel wieder besser wissen als sein Matthäus, und supplirt ab hac Vandalorum natione. Denn von Wandalen, meint er, müßte in der Stelle die Rede seyn, von woher man das in den Matthäus eingeschoben hat. Was nicht recht passen will, hält Lelewel auch sonst gar zu leicht für eingeschoben. §. 25 vergleicht er Regino's Beschreibung der Scythen, die er aus Justin entlehnte, mit Justins Texte. Und warum dieß? weil er irrig annimmt, Regino hätte hier von Slawen sprechen wollen. »Unser Matthäus (Kadl.) faßte besonders, fährt Lelewel fort, die Slawen als Scythen ins Auge. Was er also über die Scythen bey Justin und außerdem in der Geschichte der Kriege und in der Korrespondenz Alexanders und so weiter vorfand, das war ihm vollgültiges Zeugniß; es darf uns also nicht befremden, was wir hier sogleich vom Alexander lesen werden. Eben diesen Ursachen verdanken auch bey den Böhmen die von Alexander dem Großen den Slawen vermeintlich ertheilten Privilegien, gewiß schon im Zeitalter des Matthäus (?), ihren Ursprung; denn aus den veralteten böhmischen Chroniken wurden sie von unsern Schriftstellern geschöpft; und so hat auch bey unserm Bischofe Alexander, obgleich auf eine andere Art, Einfluß auf die Slawen. Matthäus hatte etwas vom Leschek gehört und kombinirte es mit seinen gelehrten Kenntnissen; so fand er den Feind der Slawen im Alexander; dieß war die Verfahrungsart der Gelehrten; schmähen wir ihn also nicht; vergessen wir nie, wie viel dem Zeitalter verziehen werden muß.« Ueber die erdichteten Briefe Alexanders und das von ihm den Slawen ertheilte Privilegium ist die 26ste Note oben bey Ossol. nachzulesen. Allerdings ist Hagek der erste, der es in seiner Chronik vom Jahr 1541 böhmisch übersetzte. Vermuthlich fand er es im Latein bey den auf der Neu-

stadt Prag in Emaus von Karl IV. im Jahr 1348 gestifteten slawischen Benediktinern. Ref. kann nur eine Handschrift aus dem 15ten Jahrhundert nachweisen, in der es vorkommt. Es scheint ein Produkt des vierzehnten Jahrhunderts zu seyn. Die slawischen Benediktiner mögen es aus Kroatien oder Dalmatien schon mitgebracht haben. Aber in Böhmen ward auch dessen Echtheit im 17ten Jahrhundert von Martin Stredonius (Balb. Miscell. l. II.) bestritten. Daß es schon dem polnischen Matthäus bekannt gewesen wäre, ist gar nicht wahrscheinlich. Auch hätte er den Alexander nicht als Feind der Slawen darin finden können, indem er als großmüthiger Belohner den illyrischen Slawen für ihre ihm treu geleisteten Dienste, die nordischen Länder schenkt. Dem Matthäus (Kadl.) aber gab blos die Stelle im Justin: Alexandri magni ducem Sopyriona pari ratione, cum copiis universis deleverunt, Anlaß zu den grundlosen Erdichtungen von der barbarischen Behandlung der Gesandten Alexanders (die man schindet, ihre Haut ausstopft und dem Alexander mit einem Briefe: Regi Regum Alexandro, rerum Imperatrix Polonia, zuschickt), von seinem Zuge nach Polen, von der Niederlage seines Heeres, von seiner schändlichen Flucht. Daß sich Kadlubeks Patriotismus in diesen abenteuerlichen Erzählungen gefallen habe, ist überall sichtbar genug. §. 28. Dieß, meint Lelewel, habe sich nicht in Polen, sondern in der Gegend Polens zugetragen, und vermuthet, daß hier der Tribun Alexander, den der römische Feldherr Priscus gegen die Slawen (J. 593) abschickte, zu dieser Legende Anlaß gegeben habe. Auch 595 hieb der Präfekt Alexander bey Marcianopel 600 mit Beute beladene Slawen in Stücken. Doch, da es bey Matthäus nach der Niederlage Alexanders heißt: cessavit exactor quievitque tributum, so will er das Erzählte nicht auf den Tribun, noch auf den Präfekt Alexander beziehen, sondern gibt dem Mährchen eine ganz andere Deutung. §. 29 werden nun die Bedrückungen der Slawen in Pannonien und andern Ländern, die sie von den Avaren im sechsten Jahrhundert erlitten, aus Fredegar und Nestor beschrieben. Auf diese Art war also, sagt Lelewel, der Obrin (d. i. Abar, Avar) exactor, und erpreßte den Tribut. Daß sich die Herrschaft der Avaren im Westen bis an die Gränzen der Franken, im Norden bis an das Nordmeer erstreckt habe, dürfte wohl noch bezweifelt werden können. Nach der Aussage der slawischen Männer mit Harfen unter Mauricius im Jahr 591 schlugen ja die entfernten Slawen dem Chagan der Avaren die verlangte Hülfe ab. §. 30. Bereits im siebenten Jahrhunderte fingen die Slawen (Win-

den) an, das avarische Joch abzuschütteln. Ihr Anführer war Samo. In diesem findet nun Lelewel den polnischen Leschek. Wozu sollen gezwungene Deutungen führen? Wird etwa Kadlubeks Wahrhaftigkeit dadurch gerettet? §. 31. Unnütz ist alles unser Bemühen, so hebt Lelewel diesen §. an (Ref. ist ganz der Meinung). Alexander selbst schreibt dem Aristoteles, wie Johannes bezeugt, noveris nos apud Lechitas peramplissime prosperari. Aristoteles aber antwortet: fama est de Caranthis Lechitarum te cum tuis triumphasse, sed haec etc. — ex quo Lechiticos expertus es Argiraspidas, tui rutilantia solis apud multos deferbuit, imo tui visum est imperii mutasse diadema. Für mutasse führt Lelewel aus Schamot. Handschrift micasse an. Allein beyde Fehler sind gewiß aus nutasse entstanden. »Woher nun, frägt er, jene Citaten? woher diese Briefe des Alexander und Aristoteles? nicht aus dem Justinus! Kadlubeks Ausleger führt das Werk des Valerius de vita Caesaris an; dieß ist verloren gegangen, mithin unbekannt. So hatte Matthäus vermuthlich auch geschriebene Mährchen vom Alexander zur Hand.« Aus der Historia Alexandri, Argentinae 1486 werden nun einige Stellen mit der polnischen Chronik des Matthäus (Kadl.) verglichen und zuletzt geschlossen: so viel ist gewiß, daß alle diese Grillen aus einer alten Schrift geschöpft sind, die dann unser Matthäus, gelehrter Weise auf die von ihm erzählten Sagen angewendet und so sein Hirngespinst zur Welt gebracht hat. §. 33. Lelewel ließ sich durch den Ausdruck de Caranthis Lechitarum, womit Kadlubek Krakau bezeichnet, verleiten, an die Karantaner und Samo zu denken, und meint, der so ungeschickt eingeflickte Name der Lechen könne alle viermal sehr leicht ausgeschaltet werden. Daher wiederholt er es noch einmal, dieser ganze Krieg wurde nicht mit dem Alexander, sondern mit den Obrinen geführt. §. 34. Der Retter des Vaterlandes, ein Goldschmied, wird zum Könige erhoben und Leszko, d. i. listig, genannt. Estque dictus Leszko (bey Schamot. Lestko, Lesthko) id est astutus, eo quod astu plures hostium confecerit, quam viribus. Hr. Linde bemerkt in der Note (a), daß lis im Polnischen der Fuchs heißt. Ref. will hier auf die Wurzel lest, die im altslawischen und allen Dialekten noch vorhanden ist, aufmerksam machen. Lest heißt astus, List, wovon ganz ungezwungen der Name Lestko abgeleitet wird. Sonderbar genug, daß Lest im Polnischen nicht mehr zu finden ist. Lelewel, seiner Hypothese gemäß, macht den Lestko zu einem gebornen Karanten, weil er dabey an den Samo in Kärnten denkt. Er geht nun zu den Lechitisch-Polnischen Sagen über. §. 35. Die von

der Donau wandernden Slawen, die sich an der Weichsel niederließen, hießen nach Nestor Lachen, andere von diesen Lachen wurden Polen (Polane) genannt; noch andere Lachen, Lutitzer, andere Masovier, andere Pommern. Unrichtig leitet Lelewel die Lutitzer von luka, Wiese, ab, und verwechselt sie daher mit den Lutschanen. Ueber die Ableitung der Polaken von Pol-Lachen, Feldlachen, im Gegensatze der Morlachen, Meer-Lachen, spottet er mit Recht. Bey Morlachen muß man an schwarze Wlachen, nicht an Meer-Lachen denken. Daß man die Böhmen (Tschechen) bald zum syrbischen, bald zum kroatischen Stamme zähle, wird S. 536 erwähnt. Diesem Vorgeben widerspricht die genauere Erforschung und Vergleichung der beyden Dialekte. Aus gleichem Grunde kann das Polnische nicht zum kroatischen Sprachstamme gehören. Und eben deßhalb ist auch Nestors Vorstellung von der Verbreitung aller Slawen von der Donau (aus Illyrien, Noricum) nicht wahrscheinlich. — Den böhmischen Lech, der im Kriege mit den Franken umkam, hielt Potoßki für einen der polnischen Leschken und glaubt an einen Lech. Wenn Leschek ein Diminutiv ist, so muß man auch das Primitiv Lech gelten lassen. Lelewel aber erklärt den Lech für ein Hirngespinst und sagt: »Treffend ist die Bemerkung Schlözers, daß der wahre Ursprung dieses, weder vom Martinus noch vom Matthäus, noch auch von Boguchwal, noch von dem Nachbeter des Matthäus, Johannes, erwähnten Lech, in dem Verse des im vierzehnten Jahrhunderte lebenden Böhmen Dalemil zu suchen sey: w te zemi biesse Lech, jemuž gmie diegiechu Czech, d. i. in dem Lande war ein Lech, dem gaben sie den Namen Tschech. Dalemil erzählt blos, es war ein Lech, d. h. ein Jüngling, dessen Name war Tschech; unter den sechs Brüdern des Tschech nennt er keinen Lech.« Woher will es Schlözer oder Herr Lelewel wissen, daß Lech einen Jüngling bedeute? Dalemil kannte den Namen der Serben und Lechen, zu jenem zählt er die Charwaten, und hier zählt er den Tschech zu den Lechen. Ref. glaubt auch nicht, daß die Polen ihren Lech aus Dalemils Chronik geschöpft haben. Dazu gab ja schon ihr Boguchwal einen deutlichen Wink. Der Bischof Prazmowski (oben S. 310) nennt sogar den Boguchwal, der des Lech zuerst gedacht habe. Er äußert S. 324 seine Gedanken über die Person des Lech: unsre ältesten Schriftsteller waren Geistliche, folglich mit der Bibel vertraut; nach den Beyspielen im ersten Buche Mosis schien es ihnen nun unumgänglich, daß jede Nation den Namen ihres Patriarchen trage, daher war ihnen auch die Nation unter dem Namen der Lechen ein unum-

stößlicher Beweis für das Daseyn ihres ersten Ahnherrn Lach oder Lech. Was sagt aber Boguchwal wirklich? Folgendes: Lechitae, qui nullum regem seu principem inter se, tanquam fratres et ab uno patre (Lecho) ortum habentes, habere consueverunt etc. Die Einschaltung Lecho mag wohl nicht von Boguchwal, sondern vom Bischof Prazmowski herrühren, sie ist aber doch sehr wahrscheinlich. Wer anders als Lech konnte im Sinne Boguchwals der Stammvater der Lechiten seyn?

§. 37. Ein anderer Leschek besteht das Pferderennen. Er streuet Fußangeln aus, läßt für sich einen freyen Pfad. Ein anderer beschlägt die Hufe ganz mit Eisen, kommt eher ans Ziel, wird aber als Betrüger umgebracht. Endlich gelangt auch der kluge Schmied auf einem Umwege zum Ziele, und diesem wird das Königreich zu Theil. Fuit et alius post hunc (dem ersten Leschek) ejusdem nominis princeps, sed alio pacto Leszko nuncupatus etc. Man hat, sagt Lelewel, in diesem Leschek den Lech des Eginhard (Annal. sub An. 805) finden wollen, obgleich dieser ihn ausdrücklich einen Anführer der Tschechen nennt; als ob die Tschechen nicht ihren eigenthümlichen Lech hätten haben können, und schließt endlich: diese Faseleyen des Matthäus vom Leschek und seinem Pferderennen — gehören sowohl in Ansehung des Orts als der Zeitumstände zu den Kindermährchen.

§. 39. Des vorigen Sohn (der dritte Lestko nach Schamot.) überwindet den Julius Cäsar in drey Schlachten; schlägt den Crassus bey den Parthern, gießt ihm glühendes Gold in den Mund. Er herrschte über die Geten und Parther und Länder über Parthien hinaus. Julius Cäsar gibt ihm seine Schwester Julia zur Frau; ihr schenkt der Bruder als Mitgift Baiern, der Mann aber die Sarbische Provinz. Sie stiftet zwey Städte, Julius und Julin. Der römische Senat wird wegen der Schenkung aufgebracht. Der Bruder will ihr die Mitgift nehmen. Sie wird deßhalb verabschiedet, läßt aber den kleinen Sohn Pompilius zurück. Ihre Nebenbuhlerin wird Königin, mit der Leschek zwanzig Söhne zeugt, die er mit Fürstenthümern betheilt, den Pompilius aber, als erstgebornen, machte er zu ihrem Könige, der nicht nur über Slawiens Monarchie, sondern auch über die angränzenden Reiche herrschte. Sein Sohn Pompilius wird zum Nachfolger eingesetzt. Unter dem lateinischen Text Herburts setzte nun Lelewel die Varianten aus der Lengnichischen Ausgabe bey; Hr. Linde aber ließ beyde Texte neben einander zur leichtern Vergleichung abdrucken.

Ueber diese Kriege mit dem Julius Cäsar verweiset der Ausleger an des Valerius Buch de vita Caesaris, das verloren gegangen. (So albernes Zeug kann Matthäus im Valerius

nicht gelesen haben). Die Niederlage des Crassus steht im Justin. Allein dort führt den Krieg Orodas, kein polnischer Monarch. Die Worte: nam et Getis et Parthis et Transpartanis regionibus imperavit, hält Lelewel für ein späters Einschiebsel. Und warum? weil sie Schamotulski und Dzierzwa auslassen. Allein die Schamotulische Chronik und Dzierzwa sind nicht verschieden, und enthalten nicht den echten Text des Kadlubek, sondern verkürzen ihn oft nach Belieben. Der schlimmen Sache ist auch mit dieser Auslassung nicht geholfen. Mit der provincia Sarbiensis (auch Surbiensis) nach Handschriften weiß Lelewel nichts anzufangen. »Sollte hier, meint er, die Rede von Serbien seyn, so wäre das nicht weniger sonderbar als Sambien (Herburt hat Sambiensis); kurz es ist dieß wohl für eine Erfindung des vierzehnten Jahrhunderts zu halten.« Nicht doch, sondern die Sarbische Provinz ist das Land der Sorben in der Lausitz und Meißen. In diesem Leschek findet nun Lelewel die Spur von dem Andenken an die weitläufige Herrschaft des Hermanrich im vierten Jahrhunderte, dem auch die Slavaken (Slawen, Wenden) unterthänig waren. Wird durch diese Deutung die sinnlose Beschreibung des Matthäus, wie sie Lelewel selbst nennt, erträglicher oder wahrscheinlicher? §. 41. Was über die von der Julia angelegten Städte gesagt wird, will Lelewel dadurch entschuldigen, daß auch bey den Deutschen solche Erzählungen von Städten, die Julius Cäsar angelegt, vorkommen. Noch wird erinnert, daß von diesem zweyten Pompilius (Popiel) schon Martinus Gallus gefabelt. Wir wenden uns zu seinen Episoden §. 42. 43.

Religion der Slawen. Lelewel will es mit Gewißheit wissen, daß die Slawen keine andern Götter kannten, als den einzigen Gott. Aus Prokops Berichte möchte dieß doch nicht gefolgert werden können. Perun, der slawische Jupiter, mag wohl ihr höchster Gott, aber gewiß nicht der einzige gewesen seyn. Und was soll man aus Swatovit, wobey schon Helmold an den heiligen Veit (Vitus) dachte, machen? Nach der Schreibart Swiatowid, die Lelewel annimmt, ist er der Weltseher (poln. swiat Welt, und wid, Gesicht, Seher). Nicht Swentowit, sagt er, wie deutsche Gelehrte sonderbar annehmen. Allein Swatowit schrieben diesen Namen von jeher auch slawische Gelehrte, und nur in ganz neuern Zeiten fingen einige Russen und Polen, da sie die Sylbe Wit nicht zu erklären wußten, Wid zu schreiben an. Es ist nun swaty oder swiaty oder swenty heilig, und demnach Swatowit, der heilige Wit, d. i. der heilige Sieger. Man vergleiche Wit mit dem davon abgeleiteten Worte Witiez; Witez. Will man aber die Sylbe Wit als Wurzel von witati

(wohnen, einkehren) ansehen, so hat Swatowit noch immer einen passendern Sinn, als wenn man wid für wit ganz willkürlich annimmt. Was S. 562 aus Photius angeführt wird, geht nicht die Slawen, sondern die Russen (Waräger) an. »Bey den Oder-Slawen, sagt Lelewel, finden wir von den deutschen Schriftstellern viele Namen der Gottheiten erwähnt, ja selbst Götzenbilder. (Und hätten die argen Deutschen auch hier Unrecht?) Es kann seyn, daß diese durch die Vermischung mit den vor ihnen dort wohnenden Deutschen ihre reine Erkenntniß Gottes schon mehr verloren hatten; allein die, fremden Nationen weniger zugänglichen Lechen konnten um so sicherer ihre Verehrung des einzigen Gottes rein erhalten.« Dlugosch, der die Polen mit Recht als Polytheisten darstellt, wird getadelt, weil er die aufgezählten slawischen Gottheiten mit den römischen verglich, Jessa, Jesch mit Jupiter, Lida oder Lado mit Mars, Dziedzilica oder Sesitia mit Venus, Nija (Nya, Nia) mit Pluto, Dziewanna oder Siewonia mit Diana, Marsanna mit Ceres; außer diesen nennt er noch Pogoda, Shiwie (Lebensgott). Kromer vermehrte die Reihe noch mit Pochwist, mit Lel und Polel, die dem Castor und Pollux entsprechen. Miechowita gab dem Lel und Polel die Leda (bey den Russen Lada) zur Mutter. Bey Bielski ist Marsanna der Mars. »Unsre Fasler, fährt Lelewel fort, haben gar nicht gewußt, was sie mit dem Pflänzchen Marzana, Krapp, machen sollten; einer macht es zur Ceres, ein andrer zur Venus und endlich noch ein andrer zum Mars.« Marzana, Marzena in Mähren, ist gewiß nichts anders als die indische Marana, Tod. Daher singt man beym Tod austragen in Mähren nach: nesem, nesem Marzenu u. s. w., da man in Böhmen schon die alte Marzena in smrt verwandelte, singend: smrt nesem ze wsi, nowe leto do wsi u. s. w. Leichter war es freylich über die nicht unwichtige Stelle im Dlugosch zu spotten, als sie belehrend zu erklären und nachzuweisen, von welchem Volke dieser oder jener Name, da sie nicht alle slawisch sind, aufgenommen worden.

§. 43. Einführung des Christenthums in Polen. »Vor der Taufe des Mietschislaw (Mesko) finden wir in Posen den Jordan seit dem Jahr 958 als polnischen Posner Bischof, zum Magdeburger Erzbisthum gehörig; schon zur Zeit, da Cyrill und Methodius Mähren bekehrten, wurden nach Polen, Chrobatien und Schlesien Apostel gesendet; es sind Spuren da, daß es schon unter Ziemowit bey den Lachen Christen gegeben; nach der Zertrümmerung Groß-Mährens durch die Ungern flüchteten sich viele mährische Christen zu den benachbarten Chrobaten, und gewiß aus keiner andern Ursache

schlug Kaiser Otto diese noch heidnischen Chrobaten zur Prager Diöcese.« So weit Hr. Lelewel. Gegen den ersten Satz hat Ref. nichts zu erinnern, desto mehr gegen den zweyten, da die ausgeschickten Apostel nach Sarmatien (Polen) und Rußland (von Chrobatien geschieht keine Erwähnung), wie sie aus Stredowsky angeführt werden, eine bloße Erfindung des Cistercienser Hirßmenzel sind. Der dritte Satz wird nur durch den böhmischen Hagek unterstützt, der den Ziemowit einen sehr gesitteten und zu christlichen Handlungen geneigten Heiden nennt. Der vierte gründet sich auf einen Mißverstand. Unter den Chrowaten, zu denen sich die zerstreuten Mähren flüchteten, versteht ja Konstantin Porph. die wahren Chrowaten in Dalmatien und Pannonien, nicht die Belochrowaten im Norden, also nicht die Krakauer, die Lelewel zu Chrobaten macht. Allerdings kam Krakau zur Prager Diöcese, doch nicht eher, als nach Mietschislaws und der Krakauer Taufe. Lelewel bemerkt ferner, daß die heidnischen, den einigen Gott verehrenden Slawen keinesweges Verfolger anderer Religionen gewesen. Diese Toleranz, sagt er, die späterhin unter den Jagellonischen Fürsten eine geraume Zeit hindurch der Nation so viel Ehre gemacht hat, scheint ihren Ursprung noch im Heidenthume zu haben. Ref. möchte sie lieber dem aufgeklärten Christenthume jenes Zeitalters zuschreiben. Blinde, unverständige Eiferer gab es im Heidenthume, wie im Christenthum. Wenn die Slawen an der Ostsee Christen ihren Götzen opfern, ist dieß ein Beweis heidnischer Duldung? Und der aufgeklärte Christ sollte in seiner Religion keine Gründe für die gottgefällige Duldung finden? — Mietschislaw's Taufe fällt ins Jahr 966, seine Vermählung mit der böhmischen Dombrowka (Dubrawka) ins Jahr 965. Vor der Taufe schaffte er seine sieben Frauen ab. Ein Beweis der Vielweiberey bey den Slawen. (Dieß bestätigt auch das Beyspiel des russischen Wladimirs, und bey den Pommern der Biograph des pommerschen Apostels Otto). Die allgemeine Landestaufe erfolgte erst im Jahr 982, zwey Jahre vor dem Ableben Jordans im Jahr 984.

§. 44. Popiel. Polens Anfang. Im letzten Briefe des ersten Buches beschreibt Matthäus umständlich die Vergiftung der Onkel Popiels, und wie diesen Onkelmörder die Mäuse gefressen. »Somit, schließt Lelewel, hat die Sammlung der Sagen ein Ende, die vom Matthäus als Mährchen erzählt wurden. — Von jetzt beginnt Matthäus die Thaten der Piasten, die wahre Geschichte der Polen. In diesem Geschichtschreiber, in dem etwas früher lebenden Martinus, in dem beynahe hundert Jahre nach ihm schreibenden Boguchwal und in den übrigen dama-

ligen Chronikenschreibern, so wie auch in den alten Annalisten, ist der ganze Schatz unsrer Nachrichten vom Entstehen des polnischen Reichs enthalten.« Es wird bemerket, daß die Nachkommenschaft des Leschek im Stamme der Lachen vereinzelt geherrscht. Martinus nennt den Fürsten Popiel zu Gnesen, Bognslaw den Wislaw zu Wislica, von Popiels Geschlechte. Doch scheint schon Popiel mitten unter den Nachkommen des Leschek eine bedeutende Herrschaft gehabt zu haben, denn ihm gehörten Gnesen und Kruschwitza. »Dieser träge Monarch schlägt zweyen Fremden den Zutritt am Haarbeschneidungsfeste seiner Söhne ab. Diese begaben sich in die Wohnung des Piast und der Rzepca oder Rzepicha, die ebenfalls ihrem Sohne das Haar beschneiden wollen. Sie thun Wunder, lassen auch den polnischen Gnesner König zum Gastmale einladen. — In des Königs Gegenwart beschneiden sie dem Knaben die Haare und geben ihm den Namen *Semowit*, vocabulum ex praesagio futurorum.« (Hier erklärt nun Lelewel den Namen Ziemowit wieder Landesseher, als wenn nicht Wit, sondern Wid stünde. Wit kommt auch in dem Namen des böhmischen Herzogs Hostiwit vor, und kann füglich mit witati verglichen werden). Dieser Ziemowit (Semowit) wuchs an Kraft und Jahren, daß ihn der Fürst Popiel zum Heerführer macht. Hierauf vertilgte Semowit Popiels Geschlecht, erlangt das Fürstenthum, macht sich Nationen unterthänig, die bisher von Niemandes Waffen berührt worden. Nach ihm herrschet sein Sohn Leschek, nach diesem Ziemomysl, Lescheks Sohn, dann Ziemomysls Sohn Mietschislaw (Mesko), dessen Tod nach Ditmar den 22. May 992 erfolgte. Nach seinem Ableben übernahm sein Sohn Boleslaw der Große oder Tapfere die Regierung. Unter ihm nun scheint es, wie Lelewel vermuthet, daß Preußen, Schlesien und Chrobatien (das Krakauische) unmittelbar den polnischen Staat begränzten, und daß die Masuren und Lentschitzer und andere von den Polanen unterschiedne lachitische Völkerschaften, die Pommern ausgenommen, bereits von den polnischen Königen oder Fürsten bezwungen waren. Was nun von Boleslaws Siegen noch weiter vorkommt, übergehen wir. Doch einer Stelle aus Kadlubeks zweytem Buche müssen wir noch erwähnen: Hunnos seu Ungaros, Croatios et Mardos gentem validam suo mancipavit imperio. Was dachte sich wohl der prahlende Schriftsteller unter Kroaten und Marden? Hr. Lelewel versteht wieder unter dieser Kroaten die Krakauer. Dieß können sie bey Kadlubek unmöglich seyn. Die Marden aber blieben unerklärt. »Was nun ferner, heißt es S. 482, bey Matthäus die Marden, und noch dazu eine so

tapfere Nation, bedenten, bleibt uns bis jetzt unbekannt; wir bemerken nur hier, daß sich diese drey Worte »Mardos gentem validam« bey Justin XLI. 5. befinden« §. 48. Sonderbarkeiten der deutschen Geschichtschreiber. Unter dieser Rubrik steht ein Sündenverzeichniß deutscher Autoren, und dann die Frage mit Schlözers Worten: empören ihre Erzählungen nicht den Menschenverstand? Schmerzhaft ist es für uns, versichert endlich Hr. v. Lelewel, daß wir bey Vertheidigung unsrer verläumdeten Landsleute die Schuld ihrer Irrthümer auf die ehrenvolle Nation schieben müssen, zu der Schlözer, dieser so angeseheneSchriftsteller, gehört, der sich nicht entblödet hat, sein böses Gift über unsre Geschichtschreiber, ja über unsre ganze Nation, wo er nur konnte, auszuschütten. — Schlözers Landsleute sind wohl zu klug und zu bescheiden, als daß sie glauben sollten, sie wären bey Lelewels Nothwehr absichtlich angetastet worden. In der gelehrten Republik gibt es keine Slawen und keine Deutschen. Letztere halten sich nicht für fehlerfrey. Ihre Landsleute mögen oft gefehlt haben und noch fehlen. Aber Referent, der zwar deutschen Unterricht genoß, aber der Abkunft nach selbst ein Slawe ist, muß der Wahrheit zur Steuer frey gestehen, daß ihm unter den ältern slawischen Geschichtschreibern keiner bekannt ist, der sich so grob gegen die historische Wahrheit versündigt hätte, als der polnische Kadlubek. In diesem fünften Anhange, der mit einer schönen Landkarte zur Erläuterung des Matthäus versehen ist, sind auch noch einige Versehen zu verbessern. S. 422 soll anstatt 1629 stehen 1612. S. 424 (d) lies Warzewitzki für Morzewitzki, und nach p. setze hinzu 293. S. 436 (b) lies tribulos anstatt tubulos. S. 462, so wie S. 476 und 501, soll Jordanes für Jordan stehn. S. 471 für Plauten ist wohl Plaucen zu lesen. Auch Kosmas nennt die Polowzer Plauci (sprich Plawzi), S. 472 anstatt salzburg. Geschichte lies salzburg. Kirche. S. 491 (12) für τουλα lies τουγα. Im Texte Biela für Brela; Thetka für Therba. S. 492 für co Cravia lies Cracovia. S. 506 für strepitus lies stirpitus evell. S. 514 Loritas lies Lauritas. S. 530 für nec multarum post lies nec multo post, wie die Handschrift bey Pražm. S. 536 für Wladislaus lies Wlastislaus. S. 546 für Johannes lies Dalemil. Denn bey diesem ist Tschech ein Lech. S. 518 (a) bifulcus ist kein avarisches, sondern ein verdorben lateinisches Wort.

Der sechste Anhang besteht aus handschriftlichen Mittheilungen Lelewels über einige Anmerkungen des Ossolinskischen Werkes. Was über Martini Galli drey Bücher von diesem viel belesenen Forscher, dessen ausharrendem Fleiß in Aufsuchung und Untersuchung und Vergleichung der alten Handschrif-

ligen Chronikenschreibern, so wie auch in den alten Annalisten, ist der ganze Schatz unsrer Nachrichten vom Entstehen des polnischen Reichs enthalten.« Es wird bemerket, daß die Nachkommenschaft des Leschek im Stamme der Lachen vereinzelt geherrscht. Martinus nennt den Fürsten Popiel zu Gnesen, Bogusław den Wislaw zu Wislica, von Popiels Geschlechte. Doch scheint schon Popiel mitten unter den Nachkommen des Leschek eine bedeutende Herrschaft gehabt zu haben, denn ihm gehörten Gnesen und Kruschwitza. »Dieser träge Monarch schlägt zweyen Fremden den Zutritt am Haarbeschneidungsfeste seiner Söhne ab. Diese begaben sich in die Wohnung des Piast und der Rzepca oder Rzepicha, die ebenfalls ihrem Sohne das Haar beschneiden wollen. Sie thun Wunder, lassen auch den polnischen Gnesner König zum Gastmale einladen. — In des Königs Gegenwart beschneiden sie dem Knaben die Haare und geben ihm den Namen *Semowit*, vocabulum ex praesagio futurorum.« (Hier erklärt nun Lelewel den Namen Ziemowit wieder Landesseher, als wenn nicht Wit, sondern Wid stünde. Wit kommt auch in dem Namen des böhmischen Herzogs Hostiwit vor, und kann füglich mit witati verglichen werden). Dieser Ziemowit (Semowit) wuchs an Kraft und Jahren, daß ihn der Fürst Popiel zum Heerführer macht. Hierauf vertilgte Semowit Popiels Geschlecht, erlangt das Fürstenthum, macht sich Nationen unterthänig, die bisher von Niemandes Waffen berührt worden. Nach ihm herrschet sein Sohn Leschek, nach diesem Ziemomysl, Lescheks Sohn, dann Ziemomysls Sohn Mietschislaw (Mesko), dessen Tod nach Ditmar den 22. May 992 erfolgte. Nach seinem Ableben übernahm sein Sohn Boleslaw der Große oder Tapfere die Regierung. Unter ihm nun scheint es, wie Lelewel vermuthet, daß Preußen, Schlesien und Chrobatien (das Krakauische) unmittelbar den polnischen Staat begränzten, und daß die Masuren und Lentschitzer und andere von den Polanen unterschiedne lachitische Völkerschaften, die Pommern ausgenommen, bereits von den polnischen Königen oder Fürsten bezwungen waren. Was nun von Boleslaws Siegen noch weiter vorkommt, übergehen wir. Doch einer Stelle aus Kadlubeks zweytem Buche müssen wir noch erwähnen: Hunnos seu Ungaros, Croatios et Mardos gentem validam suo mancipavit imperio. Was dachte sich wohl der prahlende Schriftsteller unter Kroaten und Marden? Hr. Lelewel versteht wieder unter dieser Kroaten die Krakauer. Dieß können sie bey Kadlubek unmöglich seyn. Die Marden aber blieben unerklärt. »Was nun ferner, heißt es S. 482, bey Matthäus die Marden, und noch dazu eine so-

tapfere Nation, bedeuten, bleibt uns bis jetzt unbekannt; wir bemerken nur hier, daß sich diese drey Worte »Mardos gentem validam« bey Justin XLI. 5. befinden« §. 48. Sonderbarkeiten der deutschen Geschichtschreiber. Unter dieser Rubrik steht ein Sündenverzeichniß deutscher Autoren, und dann die Frage mit Schlözers Worten: empören ihre Erzählungen nicht den Menschenverstand? Schmerzhaft ist es für uns, versichert endlich Hr. v. Lelewel, daß wir bey Vertheidigung unsrer verläumdeten Landsleute die Schuld ihrer Irrthümer auf die ehrenvolle Nation schieben müssen, zu der Schlözer, dieser so angesehene Schriftsteller, gehört, der sich nicht entblödet hat, sein böses Gift über unsre Geschichtschreiber, ja über unsre ganze Nation, wo er nur konnte, auszuschütten. — Schlözers Landsleute sind wohl zu klug und zu bescheiden, als daß sie glauben sollten, sie wären bey Lelewels Nothwehr absichtlich angetastet worden. In der gelehrten Republik gibt es keine Slawen und keine Deutschen. Letztere halten sich nicht für fehlerfrey. Ihre Landsleute mögen oft gefehlt haben und noch fehlen. Aber Referent, der zwar deutschen Unterricht genoß, aber der Abkunft nach selbst ein Slawe ist, muß der Wahrheit zur Steuer frey gestehen, daß ihm unter den ältern slawischen Geschichtschreibern keiner bekannt ist, der sich so grob gegen die historische Wahrheit versündigt hätte, als der polnische Kadlubek. In diesem fünften Anhange, der mit einer schönen Landkarte zur Erläuterung des Matthäus versehen ist, sind auch noch einige Versehen zu verbessern. S. 422 soll anstatt 1629 stehen 1612. S. 424 (d) lies Warzewitzki für Morzewitzki, und nach p. setze hinzu 293. S. 436 (b) lies tribulos anstatt tubulos. S. 462, so wie S. 476 und 501, soll Jordanes für Jordan stehn. S. 471 für Plauten ist wohl Plaucen zu lesen. Auch Kosmas nennt die Polowzer Plauci (sprich Plawzi), S. 472 anstatt salzburg. Geschichte lies salzburg. Kirche. S. 491 (12) für τουλα lies τουγα. Im Texte Biela für Brela; Thetka für Therba. S. 492 für co Cravia lies Cracovia. S. 506 für strepitus lies stirpitus evell. S. 514 Loritas lies Lauritas. S. 530 für nec multarum post lies nec multo post, wie die Handschrift bey Pražm. S. 536 für Wladislaus lies Wlastislaus. S. 546 für Johannes lies Dalemil. Denn bey diesem ist Tschech ein Lech. S. 518 (a) bifulcus ist kein avarisches, sondern ein verdorben lateinisches Wort.

Der sechste Anhang besteht aus handschriftlichen Mittheilungen Lelewels über einige Anmerkungen des Ossolinskischen Werkes. Was über Martini Galli drey Bücher von diesem viel belesenen Forscher, dessen ausharrendem Fleiß in Aufsuchung und Untersuchung und Vergleichung der alten Handschrif-

ten polnischer Geschichtsbücher man nicht verkennen darf, gesagt wird, ist freylich hinreichender, als was bey Ossolinski und Kownatzki zu lesen war. Martinus Gallus, ein Ausländer, schrieb sein erstes Buch in Rom 1109 oder 1110 (um diese Zeit endigte auch Nestor seine russische Chronik und Kosmas seine ersten zwey Bücher). Sein erstes Buch war nur Einleitung zum eigentlichen Werke, dem Lobe und den Thaten des Boleslaw Schiefmund; es enthält in der Kürze die Begebnisse von Ziemowit und Popiel bis zur Geburt Boleslaws. Das zweyte Buch umfaßt die Thaten dieses Boleslaws bey Lebzeiten seines Vaters und nach dessen Tode bis zum deutschen Kriege. In der Zueignung an den Bischof Paulus nennt er sein Werk opusculum ad laudem principum et patriae vestrae (nach der Pulawer Handschrift, nicht nostrae, wie die Danziger Ausgabe liest) pueriliter exaratum. Wenn es Seite 602 heißt: er eignet seine Schrift (das zweyte Buch) blos dem Kujavischen Bischofe in Kruschwitze zu, den er seinen Cooperator nennt, so ist wohl nach Kruschwitze einzuschalten: »und dem Kanzler Michael,« denn diesen, nicht den Bischof Paulus, nennt er seinen Mitarbeiter. Das dritte Buch enthält die Geschichten bis 1120, ist aber erst nach 1130 abgefaßt worden. Aus den Ausdrücken exul apud vos, ne frustra panem Poloniae manducarem, schließt nun Lelewel richtig, daß er ein Fremder, ein Ausländer war. — Der beste Weg, die verschiedenen Berichte über den Besitz Krakaus und dessen Einnahme durch die Böhmen auszugleichen, scheint Hrn. Lelewel zu seyn, wenn man annehme, Mesko (Mietschislaw) habe Krakau gar nicht besessen. Daß Mesko den Böhmen Krakau entrissen, sagt ja Kosmas mit deutlichen Worten. Daß das Krakauische als Chrobatien, wie es Lelewel immer nennt, einen besondern, von dem Lechischen ganz verschiedenen Staat im zehnten Jahrhunderte ausgemacht habe, ist eine ganz neue Hypothese, der zwar auch Ossolinski beytrat, die aber nur auf mißverstandenen Stellen des Konstantin Porphyr. beruht. Hr. Lelewel glaubt aber in ihm den Beweis für seine Behauptung zu finden. Lasset uns hören. »Konstantinus Porphyrogenitus sagt uns, daß zu seiner Zeit, gerade zur Zeit des Mietschislaw, Chrobatien nebst Krakau den Ottonen Tribut gezahlt, daß es ein besonderes Land ausgemacht, und seinen Herrn (oder Woiwoden) gehabt habe.« Lelewel läßt hier den Kaiser Konstantin Dinge sagen, wie er es zu Gunsten seiner Annahme für gut fand. Allein Konstantin sagt erstens, die Weiß-Chrowaten gehorchten dem Kaiser Otto. Wer sind aber seine Weiß-Chrowaten? Ganz wahrscheinlich die Bewohner des Landes

Boiki, d. i. Böhmen. Denn an der Weichsel wohnten seine Weiß-Serben, worunter er nicht blos Klein-Polen, sondern wohl auch einen Theil von Groß-Polen und Roth-Reussen verstehen mag. Er schließt wenigstens Lechien nicht aus. Er sagt zweytens nichts davon, daß das Krakauische ein besonderes Land, das seinen eignen Fürsten hatte, ausgemacht. Von Krakau selbst steht ja kein Wort bey ihm. Es ist also bloßer Mißverstand, wenn man das Land der Weiß-Chrowaten, das damals freylich seinen eignen Herrscher (ἀρχων), nämlich den böhmischen Boleslaw hatte, und den sächsischen Otto als seinen Oberherrn erkannte, auf das Krakauer Gebiet bezieht, und selbes als einen eignen Staat unter dem Namen Chrowatien darstellt, das im zehnten Jahrhunderte noch nicht zu Polen, zum Lechischen Staate gehört hätte. Durch das Verzeichniß der Schriftsteller, die man bey dem Ausleger des Kadlubeks findet, erfüllte Lelewel Ossolinski's Wunsch. Hätte es ihm doch gefallen, wenigstens bey den Artikeln Annales Poloniae, Chronicon Poloniae, eine kleine Note beyzufügen, und näher zu bestimmen, was man für Chroniken darunter zu verstehen habe. Auffallend ist es, erinnert noch zuletzt Lelewel, daß er (der Ausleger) viele Stellen Wort für Wort aus dem Boguchwal wiederholt, ohne auch nur einmal den Boguchwal zu nennen. — Daß Dzierzwa um das Jahr 1289 — 1296 geschrieben und folglich älter sey als der Kommentator Doktor Dombrowka (zwischen 1434 — 1440), wird mit guten Gründen dargethan. Dann wird die Genealogie der Stammväter vom Japhet an, wie sie Dzierzwa und Nennius haben, verglichen. Lelewel glaubt, daß sie Dzierzwa aus dem Nennius Anglo-Britannus, der ums Jahr 620 lebte, genommen. Nach der Vergleichung selbst zu urtheilen, ist es kaum glaublich, daß sie aus ihm unmittelbar entlehnt worden. Solch albernes Zeug findet man ja auch in andern, spätern Schriften. Die Worte nach Jawan: quem Poloni vocant Ywan, und nach Wandalus: a quo Wandalitae, qui Poloni nunc dicuntur, sind wohl Zusätze von Dzierzwa. — Nebst dem Hauptinhalt beschließt eine Zeittafel zur Erläuterung des ersten Buches des Matthäus das ganze schön gedruckte Werk, das noch mit zwey Porträten geziert ist, deren erstes nach dem Leben gezeichnet, den würdigen Grafen Ossolinski, das zweyte den Vincent Kadlubek, aus der Bilder-Gallerie des Kön. Stanislaus August zu Belvedere entnommen, vorstellt. — Wie gut die deutsche Uebersetzung gerathen, läßt sich aus den hier gegebenen Proben hinlänglich beurtheilen. Sie ist Sr. Erlaucht dem Grafen Nikolaus Romanzow, kais. russ. Reichskanzler von dem

Uebersetzer, Hrn. Rektor Linde, zugeeignet. »Des seligen Schlözers Verdienste um die slawische Geschichte, sagt Herr Linde, namentlich um die kritische Herausgabe des Nestor, sind unläugbar; allein seine wegwerfende Verachtung der polnischen Geschichtschreiber verdiente Prüfung, Berichtigung, Zurechtweisung, und die polnischen Werke, in denen dieß geschehen, hatten eine Uebersetzung nöthig, um im Auslande bekannter zu werden. Euer Erlaucht, allgemein verehrt als Beschützer und Beförderer des Wahren und Guten, werden in diesem Streite der parteylose Richter seyn.« Von des Uebersetzers Berichtigungen und Ergänzungen haben wir gleich im Eingange gesprochen. Sehr zu billigen ist es, daß er die aus Autoren angeführten Stellen nicht nach der polnischen Uebersetzung, sondern meistens nach dem Original, das er nachsah, ins Deutsche übertragen. Warum er einiges ausließ, wie S. 334 die Beschreibung von Litauen aus Aeneas Sylvius, davon gibt er Rechenschaft. Anstatt Slavaken S. 515 und Slovaken S. 185 und an andern Stellen, möchten wir lieber Slawen lesen, weil Slowak im Deutschen nicht so, wie im Polnischen, einen Slawen überhaupt, sondern einen ungrischen Slowaken, zwischen der Donau und den Karpaten bedeutet. Manche Leser dürften sich auch an den Bawaren (für Baiern) S. 472, und an Oberen (anstatt Avaren) stoßen. Gegen die Tschechen (für Böhmen) wird man wohl nichts einzuwenden haben. Durch einen guten Index, den wir ungern vermissen, wäre das Werk viel brauchbarer geworden.

J. D.

Anzeige=Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XXVII.

Denkwürdige Tage in Nordamerika, aus dem Tagebuche des Pachters Faux, 1823.

(Quarterly Review Nro. 59.)

»Gleich der Minerva der Alten ist das nordamerikanische Volk auf »ein Mal in voller und frischer Manneskraft hervorgetreten, ohne die »Schwäche der Kindheit oder den beschwerlichen Zustand allmählicher Ent»wicklung erfahren zu haben. Der Amerikaner schreitet dahin in majestä»tischer Freyheit; ist er unschuldig, so zittert er weder vor dem Anblicke »einer hochfahrenden, aber hohlen Macht, noch beugt er sich unter das Joch »seines Nebenmenschen; er ist sich seiner Rechte und der Sicherheit be»wußt, welche ihm die liberalen Institutionen seines Landes gewähren; »Freyheit strahlt auf seinem Antlitze, und Menschlichkeit glüht »in seinem Herzen. Hat er Unrecht gethan, so kennt er die Grän»zen der Strafe und die Gesinnung seiner Richter. Ist er unschuldig, »dann lebt er im Gefühle, daß ihn keine Gewalt auf Erden verletzen kann. »Welch ein Zustand im Vergleich mit der Lage, worin sich fast alle europäischen »Völker befinden!«

»Die nordamerikanische Verfassung ist in ihrer glücklichen Vollen»dung ein Denkmal des Genies und ein Gebäude der Kraft und Maje»stät; das erste und vollkommene Beyspiel repräsentativer Demokratie, »worauf jetzt alle Aufmerksamkeit des menschlichen Geschlechtes mit der »höchsten Begeisterung gerichtet ist. Dieses Land wird, so lang es bleibt wie »es ist, das Vaterland der Freyheit, die Zuflucht des Unglücks, und die »heilige Stätte der verfolgten Menschheit seyn.«

Diese Stelle kam dem Referenten, als er das Buch aufs Gerathewohl öffnete, zuerst unter die Hände, und voraussetzend, er habe ein bloßes Seitenstück zu der in einem vorigen Hefte (Nro. 53) vorkommenden armseligen Rhapsodie vor sich, war er schon gesonnen, es in seine Makulatur-Sammlung zu verweisen, als ihm der Name »Waterstone, Bibliothekar des Kongresses zu Washington,« auffiel, — dessen Feder Mr. Faux (der eine gar hohe Meinung von des Verfassers Geist zu hegen scheint) vorstehende Stelle zu verdanken gesteht. Dieß änderte die Sache, und erregte in uns die Neugierde, in wie weit wohl dieses bescheidene Konterfey der Minerva der Neuern durch des Pachters eigene Erfahrung gerechtfertigt worden wäre.

Es ist für seine Leser vielleicht kein »Gegenstand so geringer Bedeutung« als Mr. Faux wohl meint, zu wissen »wer und was er sey;« auch scheint er, wenn wir von der etwas prunkhaften Zueignung seines Buches: »Seiner Gnaden dem Herzoge von Bedford und Herrn Thomas William Coke, Esq., von ihrem Bewunderer und Freunde« und dem ehrgeizigen Bestreben, seine Verbindungen während der Reise mit den ersten und achtungswürdigsten Einwohnern durchblicken zu lassen, ein Urtheil fällen sollen, selbst nicht ganz so zu denken.

»Meine Reisen,« sagt er, »Durchflüge und Besuche auf diesem Fest»lande nach allen Richtungen des Kompasses, und zu Personen jedes Ranges, Eingebornen sowohl als Einwandrern, belaufen sich auf nicht viel weniger als 8000 (engl.) Meilen.«

Er rühmt sich zu den Bekanntschaften seines dortigen Aufenthaltes »Grandezzen, Excellenzen, Lords, Baronets, Generale, Majore, Kapitains, richterliche Personen und andere Edelleute« rechnen zu können. Die Gründe, welche ihn bewegen konnten, »einen ehrwürdigen Vater, eine geliebte Gattin und ein theures einziges Kind« zu verlassen, entsprangen, wie er sagt, »aus manchen günstigen Vorurtheilen für Amerika, und einer dringenden Begierde, die nackte Wahrheit aller jener Umstände auszumitteln, welche auf das Auswanderungswesen nach jenem gepriesenen Lande der Freyheit Bezug haben.« »Als ich — setzt er hinzu — »Tausende meiner Landsleute sich dahin drängend erblickte, als ob sie um Rettung des Lebens einer untergehenden Stadt entflöhen, entstand in mir die ängstliche Begierde, die eigentliche Beschaffenheit ihrer Aussichten näher kennen zu lernen.«

»Ueberdieß ist es mir vielleicht erlaubt zu sagen, daß ich sowohl durch Erfahrung als die Gewohnheiten meines Lebens zur Beurtheilung der in den Kreis meiner vorgehabten Untersuchungen fallenden Gegenstände einigen Beruf mitgebracht hatte.« Er versichert auch, daß er während des ganzen Laufes seiner Unternehmung, von dem Gefühle der Pflicht gegen das Vaterland in einem hohen Grade geleitet worden sey, und versteht sich (und wir mit ihm), daß »die Wahrheit, so lange entstellt und verheimlicht, endlich kräftig zur Zerstörung aller Täuschungen überseeischer Spekulation, und zur Verbreitung einer sich bewußten Zufriedenheit mit dem Vaterlande unter seinen Landsleuten, beytragen werde.«

Von einem solchen Manne, und solchen würdigen Vorwurf im Auge, ist eine praktische Zeile mehr werth, denn alles radikale Geträtsch der Hall's, Wright's*) und Tell Harris, da es uns in Stand setzt, die Aussichten der Auswanderer »in jenes gepriesene Land der Freyheit« gehörig zu würdigen; denn er hat, um seine eigenen Ausdrücke wiederzugeben, sich bestrebt, »den Leser gleichsam mit auf die Reise zu nehmen, damit er die Dinge wie sie sind sehe, fühle und erfahre, das Rauhe wie das Sanfte, das Bittere wie das Süße, das Gute wie das Böse; damit er, gleichen Schritt mit demselben haltend, Alles gleichsam selbst höre, selbst sehe, und aus eigenen Betrachtungen und Schlüssen auf Thatsachen hin, selbst sein Urtheil fälle.«

Wir können unserem Pachter zu seinem schriftstellerischen Talente nicht Glück wünschen; noch scheint er, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, solches selbst erwartet zu haben. Es war sein Bestreben, sagt er, »Alles zu vermeiden, was nur irgend nach systematischer Anordnung schmecke,« und er hat dieses zur Bewunderung gut erreicht.

Nichts kann flatterhafter als seine Streifzüge, nichts ungleichartiger seyn als oft der Inhalt einer und derselben Seite — die Radikalen

*) Verfasserin der im 27sten Bande dieser Zeitschrift, pag. 71, gewürdigten »Ansichten der Gesellschaft und der Sitten in Amerika.« Wir schmeichelten uns damals, eine so niedrige und entartete Hervorbringung werde keiner Engländerin angehören. Allein seitdem ist die traurige Wahrheit ans Licht gekommen, indem eine Miß Wright, Wahltochter (wie sie angibt) des Jeremias Bentham, sich dazu bekannt hat. Lieutenant Hall entschlüpfte uns damals, und es ist nun zu spät zu diesem leichtsinnigen Gemische der Gottlosigkeit, des Uebelwollens und der Thorheit zurückzukehren.

und Rye-Kaffee; Sklaverey und grüne Erbsen, Ungeziefer und Statistik! Weder wird der Mangel an Methode durch die Schreibart ersetzt, welche rauh und derb ist, obschon selten einer gewissen Kraft ermangelnd. Und da wir es einmal mit den Mängeln zu thun haben, so ist es nicht am unrechten Orte, der Sorglosigkeit (auf das gelindeste zu sprechen) zu erwähnen, mit welcher er nicht allein die freymüthigen und zutraulichen Gespräche, sondern auch die geheimeren Verhältnisse vieler Familien, unter denen auch er gastfreundliche Aufnahme gefunden, dem Publikum zum Besten gibt. Uebrigens wollen wir gerne glauben, daß er eben so wenig an die Unannehmlichkeiten gedacht hat, in welche dieses Benehmen ihn selbst verwickeln kann, als an die Nachtheile, die er dadurch andern künftigen Reisenden zufüget.

Trotz allem dem hoffen wir jedoch, daß er (um in seiner Sprache zu bleiben) »eine starke Menge von Lesern bekommen wird,« und wir würden uns in diesem Falle sehr wundern, wenn dieses Buch in dem Einhalt, welchen es rascher und unüberlegter Auswanderungslust und somit auch jenen Auftritten herzzerreissenden Elends zu thun bestimmt ist, das als die Folge anlockender aber falscher Darstellungen gewissenloser englischer Landschacherer so viele achtungswürdige, aber schwache und in ihrer Gutmüthigkeit hintergangene Familien zu Grunde gerichtet hat, auf das Publikum nicht die glücklichste Wirkung machen sollte.

Daß Herr Faux ein ehrlicher Mann ist, und die Wahrheit, nach bestem Wissen und Gewissen frey ausspricht, können wir nicht einen Augenblick bezweifeln; wirklich kommt kaum irgend eine Aeußerung oder Thatsache in diesem Werke vor, zu deren Unterstützung er nicht seine Gewähr (Authority) anführte. Auch haben wir nichts dagegen einzuwenden, daß er ein bischen den Brummbart spielt, und »eine Art modischer Vorliebe« (wie Launcelot sagt) für den Whiggismus unserer Tage hegt; Trotz »der Ehre,« die ihm bey seiner Ankunft auf der Insel Wight zu Theil wurde, »seinem allergnädigsten Herrn und Souverain eine kostbare Reliquie — einen Stock aus Zedernholz von dem Grabe des Generals Washington überreichen zu dürfen.« Unser Pachter schiffte sich auf dem Schiffe Ruthy, geführt vom Kapitain Wise, ein, »einem jungen Manne von sehr kraftvollem Benehmen, mit einem Auge und einer Stimme begabt, welche schaffen oder vernichten, und Seyn oder Nichtseyn gebieten.« — Dieser hochkräftige Jüngling wird aber, ehe man drey Seiten weiter gekommen ist, »zu einem gottlosen Schächer, einem rohen und wilden Häuptling, einem Diebe und Schwindler« (Swindler)*). Was er erschuf, kommt nicht zum Vorschein, aber wohl vernichtete er die Hoffnungen und das Wohlseyn unseres Schriftstellers, der aber, auf dem Punkte Hungers zu sterben, von ihm erlöst und an Bord »des guten Schiffes Hamilton« aufgenommen und dort die übrige Reise hindurch gütig, ja sogar großherzig behandelt wurde.

Am Bord des Ruthy unterrichtete er sich, daß »die Schiffer des Missisipi oft zehn bis zwanzig Schafe den Uferbewohnern stehlen, ohne dieß als ein Verbrechen anzusehen, da es bequemer wäre zu stehlen als zu kaufen.« Ohne Zweifel! Und es scheint wirklich eine sehr harte Maßregel zu seyn, Menschen (wie es manchmal in diesem

*) Wir haben uns erlaubt, die vulgäre Bedeutung dieses Wortes als eines Menschen, der mit fremden Gelde auf eine unsolide Weise Geschäfte macht, in die Schriftsprache aufzunehmen. Anm. d. Ueb.

Lande geschieht) bloß deßwegen aufzuhängen, weil sie ihren Bequemlichkeitssinn zu Rathe gezogen haben.

Allein Kapitain Wise zeigte bey einer solchen Gelegenheit einen Grad von Rechtlichkeit, welcher seine Schiffsmannschaft ganz erstaunlich erbaut haben muß. Er befahl ihnen, wie der Verfasser erzählt, zwar den Hammel mit andern zu braten und auf den Tisch zu bringen, allein ihn nicht wissen zu lassen, welches der gestohlene sey, pag. 9. »Arme Ehrlichkeit,« ruft der Pachter, »wie schlecht steht es mit dir!«

Mr. Faux betritt zuerst den »freyen Boden Amerikas« zu Boston, wo er sich ergötzte, so vielen fröhlichen, munteren, freyen, behaglichen und wohlaussehenden Gesichtern (ausgenommen die weiblichen, welche alle alt und häßlich waren) zu begegnen, »alle voll Neugierde und Bestreben zu errathen wer die Fremden seyen, woher sie kämen, wohin sie gingen, und was sie wollten.«

Der Anblick der Stadt, »obschon voll von schmelzendem Schnee,« erwärmte unseres Pachters Herz durch die Erinnerung, »wie sie die Freyheit, dem englischen durch Zölle und die Milch der mütterlichen Monarchie versüßten Thee, vorgezogen habe.«

Mr. Faux ist, wie man bemerken kann, auch manchmal der Bildersprache und spaßhaftem Wesen zugethan. Er wohnte auch einem Caucus bey, und entdeckte zu seinem großen Leidwesen, daß die Föderalisten und Demokraten einander eben so herzlich, ja vielleicht noch etwas mehr als die Whigs und Torys Englands, hassen. Er entdeckte auch, daß »das Volk für nichts dankbar wäre,« oder er wollte vielleicht sagen, daß es für Nichts dankbar zu seyn habe, und daß trotz »ihren lustigen und fröhlichen Gesichtern« Niemand zufrieden sey; während ihm selbst alles »vortrefflich und gut« erscheint. Jedoch nimmt er den obersten Gerichtshof aus, der ein unwürdiges Ansehen hatte, und wo es wie bey einer Kirchspielversammlung zuging. Die Rechtsanwälde unter einander schwätzend ohne Kostüme und Perücke, »die Richter nichts weniger als ehrwürdig.« Nach einem wöchentlichen Aufenthalte verließ Herr Faux »die gute Yankee Stadt Boston, ihr so wie Amerika alle Segnungen anwünschend,« und schiffte sich an Bord des Packetboots nach Charleston ein. Seine Reisegefährten waren »ein Oberster und sechs Personen aus den achtungswürdigsten Reihen des Mittelstandes,« aber »alle komische Figuren von unreinen Sitten und Gewohnheiten, und gar unzart im Gespräche.« Sie wurden von einem Sturme überfallen, der, wie sich unser Pachter etwas in der Weise des alten Stannyhurst ausdrückt, von »gewaltig tönendem, krachendem, rasselndem und prasselndem Donner« und von blau gezackten Blitzen, die man fast greifen konnte, und welche der Kapitain »doppelt geflochtenes Tauwerk« nannte, begleitet wurde.« Das Schiff erreichte jedoch Charleston unbeschädigt, wo er seinen Seemannsschmutz in einem »warmen Bade« abwusch und sich schnell auf einen Spaziergang machte. Gleich fand er sich »von dem ansehnlichen, gesunden und zufriedenen Aussehen der Sklaven« mächtig angeregt, welche die Stadt in Haufen zu füllen schienen.« »Ich habe jetzt,« sagt er mit großem Wohlbehagen, »sechs Sklaven und eben so viele Sklavinnen zu meiner Bedienung.« Allein Unfälle kamen bald dicht über ihn. Die erste Nacht wurde er von den Mosquitos grausam gepeinigt; die zweyte Nacht ward ein Herr im Theater von einem Spanier erstochen, und fast täglich beunruhigten die Stadt »Räubereyen, Einbrüche und Mordversuche.« Eines Morgens »fand man einen armen Menschen« unter einer glühenden Sonnenhitze von 110 Graden,« beyde Beine gebro-

chen, und fürchterlich zerschmettert, nachdem man ihn ganz ausgeraubt hatte, auf der Straße liegen. Er war während der ganzen Nacht so dort gelegen, gleich unbeachtet »von der Nachtwache und der hellen Tages Menschlichkeit der Einwohner, und würde endlich eine Beute der Fliegen oder von der Sonne geröstet worden seyn, hätte nicht ein alter preußischer Oberst einen Thaler geboten, um die Straße von einem solchen Anblicke zu reinigen« (pag. 46):

Dieß waren keineswegs angenehme Begegnisse, allein »das Schlimmere kam noch nach.« In dem Gasthause, wo er wohnte, befand sich auch ein tollköpfiger Oberst, welcher in der Absicht, sich mit einem See-Kapitain zu schlagen, unsern Pachter vermochte, seinen Sekundanten zu machen (woran derselbe ganz und gar keinen Geschmack zu finden schien). Das Stelldichein wurde für den nächsten Morgen verabredet. — Allein dessen Hauptperson hatte sich abgekühlt und ging davon. »Dieser junge Mann (ein Händelsucher von Handwerk), von natürlichem Witze und sehr vielen Talenten, hat drey Weiber geheirathet und wieder verlassen, und ist doch erst zwey und zwanzig Jahre alt!« Der junge Herr muß von einer erbaulichen Hitze seyn. In demselben Gasthofe waren auch zwey Deutsche, einer ein Jude, der andere ein Quaksalber. Sie bekamen Streit wegen eines Pferdes, und da in Charleston kein Streit ohne ein Paar Pistolen oder Flinten geschlichtet werden kann, so wandten sie sich an unsern Pachter, mit der Bitte, den Zweykampf zwischen ihnen einzuleiten. Er lehnte es aber, wie er sich ausdrückt, ab, »ein Fabrikant von Zweykämpfen zu werden,« und in der That hatte ihn einer seiner Freunde durch die Nachricht in Schrecken gesetzt, daß nicht lange bevor von vierzehn Gästen, die in einem öffentlichen Hause zusammen waren, eilf jeder seinen Mann getödtet hatten. Wir wollen nicht alle die Mordgeschichten wiederholen, die man Herrn Faux erzählte, und aus welchen er etwas sonderbar die Folgerung zieht, daß der Ehrenpunkt in America »in hoher Reinheit« aufrecht erhalten werde. »Ein Schelm,« sagt er, »welcher seine Gläubiger betrogen hat, fordert, wenn man ihm Vorwürfe darüber macht, seinen Mann zum Kampfe, und erschlägt ihn wenn er kann.« Die hohe Vollkommenheit »des Ehrenkampfes« besteht, wie wir aus des Pachters Aeußerungen vernehmen, darin, mit Büchsen auszugehn, nicht um dem Ehrgefühl zu genügen, sondern um die Rachsucht zu befriedigen.

Mr. Faux besuchte die Hochschule, an deren Spitze Dr. Maxwell steht, und sagt darüber (pag. 54) Folgendes: »Es gibt hier etwa 125 Studenten, welche sich sehr unordentlich betragen, namentlich an Sonntagen oft die kirchlichen Versammlungen stören, weil der Doktor zu träge ist, seine Kanzelvorträge zu halten, wodurch sie wenigstens von andern Dingen abgehalten würden. Ich sah mehrere dieser wissenschaftlichen jungen Herren sich auf Tische ausstrecken, andere ließen ihre gelehrten Beine aus den fast durchgängig zerbrochenen Fenstern herabhängen. Mangel an Zucht ist hier überall zu finden, aber nicht so Mangel an Whiskey« (irischer Branntwein). Aus diesem Mangel an Zucht entspringt jenes anmaßende Benehmen, jene ungebundene Zügellosigkeit, jene »majestätische Freyheit,« wie sie vom »konstitutionellen Bibliothekar« benamt wird, welche uns als Zeichen hochherziger Unabhängigkeit angerechnet werden. »Knaben,« sagt Mr. Faux, »schauen ernst drein, sprechen, handeln und kleiden sich wie Männer. — Sie fürchten sich vor nichts, scheren sich um nichts, und erröthen nie.« Der weiland berühmte Joseph Lancaster hoffte durch den Unterricht der Jugend in dieser freyen und unabhängigen Republik, wo man ihn mit Fragen über Religionsgegen-

stände verschonen würde, sein Glück zu machen. Mr. Faux traf ihn zu Baltimore, wo er in Armuth und Verachtung versunken war und »einige wenige Kinder unterrichtete.«

Unser Pachter besuchte dann den obersten Gerichtshof, wo ihn die Reden der Rechtsanwälde »Geschwätz und nicht viel mehr als Unsinn« erschienen. Zwey Männer wurden zum Tode verurtheilt, einer wegen Mordes an einem Weißen und der andere wegen Neger-Diebstahl. »Hier kann,« sagt Mr. Faux, »jemand fast ungeahndet einen Neger umbringen; muß aber hängen, wenn er einen stiehlt.« Vor ohngefähr drey Wochen ließ ein Pflanzer einen seiner Schwarzen, einen kräftigen Menschen, wegen Diebstahls zu Tode peitschen. Der Herr, so wie die Henker, waren allesammt betrunken, »was hier als eine hinlängliche Entschuldigung für Todtschlag angenommen wird.« Ob schon manche Pflanzer ihre Sklaven gut behandeln, und ihnen so viel Freyheit gönnen, als es ihr Stand erlaubt; so hängt doch, da die Neger in der amerikanischen Gesetzgebung als eine menschliche Abart betrachtet, und ihnen der Genuß gleichförmiger Gesetze versagt wird, ihr Zustand gänzlich von dem persönlichen Charakter ihrer Eigenthümer ab. Wie menschlich aber ihre Behandlung auch seyn mag, so können wir doch nicht in die Folgerung des Herrn Faux einstimmen, die wir nach Erzählung schrecklicher und mehr als viehischer an ihnen verübten Grausamkeiten eher von Mr. Tell Harris oder Miß Wright erwartet hätten, daß nämlich ihre Lage in irgend einer, um so viel weniger in vielen Rücksichten besser als die der Armen dieses Landes seyn solle*).

In Charleston werden nicht allein die Schwarzen, sondern auch alle jene, die nur den leisesten Anflug von Farbe haben, als Wesen einer tiefen Verwerfung betrachtet. Frauen mögen nicht einmal einen Mann von brauner Gesichtsfarbe ansehen, aus Furcht, es sey ein Tropfen schwarzen Bluts in ihm. Kein Schwarzer, wenn selbst frey und wohlhabend, darf hier auf seinen eigenen Pferden reiten und in seinem Wagen fahren. Er besitzt solche nur um sie andern zu vermiethen. Weder ist es ihm erlaubt nach 10 Uhr Nachts aus zu seyn, wo die Wachen die Straßen durchziehn, um sie von Männern, Weibern und Kindern schwarzen Blutes zu säubern. Doch diese Anordnung, die vielleicht nothwendig seyn mag, ist eine Kleinigkeit gegen das was folgt

»Die Einwohner von Karolina unterhalten und richten große Hunde zu dem Einfang entflohener oder verborgener Neger ab, die dann von ihnen ausgewittert und selbst in den Wäldern aufgefunden werden. Die Abrichtungsweise ist diese: Ein junger Neger muß den noch nicht ausgewachsenen Hund täglich schlagen, und sich vor dem gereizten Thiere dann zurückziehn, das ihn verfolgt. In meiner Gegenwart befahl Kapitain H. Rugely, mein Vetter, einem Negerburschen, eine junge Dogge zu schlagen, welche ihn sogleich anpackte und zu meiner Unterhaltung und Belehrung ein wenig zerfetzte. Daher auch diese Hunde, obschon gewöhnlich gegen wohlgekleidete Weiße sanft und gelehrig, jeden fremden, sich der Pflanzung nähernden Schwarzen ungefähr so angreifen, wie ein englischer Windhund einen Hasen.« — P. 115—116.

*) Man dürfte nur dem Schicksal des katholischen Irlands eine aufrichtige und heilende Fürsorge schenken, um Mr. Faux sogar die Möglichkeit einer solchen allerdings unpassenden Vergleichung zu verschließen. Uebrigens ist er nicht der einzige, der sie gemacht hat! und die westindischen Pflanzer und ihre Anwälde haben sie öfters den Abolitionisten oder der Partey der Frommen im Parlamente unbeantwortet entgegen gehalten.
Anm. d. Ueb.

Uebrigens ist dieß noch nicht alles. — Doch unser Herz blutet bey den empörenden Einzelnheiten, und wir mögen nicht fortfahren.

Ziemlich ergötzlich war uns die folgende Erzählung, obgleich wir diese Mittheilung des Herrn Faux nicht als sehr zartsinnig anrühmen können. »Sonntag den 22sten geschlafen beym Kapitain,« dem oben erwähnten Vetter; denn Herr Faux findet Verwandte überall in Amerika, dem adoptirten Vaterlande, wie er es nennt, seiner theuersten Freunde, »ein gutes Bett gehabt, ohne Vorhänge, neben welchem der Kapitain selbst sammt Weib und Kindern alle in demselben Zimmer schliefen, ein hübsches Negermädchen auf der platten Erde zu meinen Füßen. So patriarchalisch gebettet, kleideten ich und meine Vetterschaft uns an und aus, schwatzten und schliefen. Welche liebenswürdige Einfachheit!« pag. 64. Ey Pachter Faux! — Am Ende seyd ihr ein arger Schalk! Was übrigens die Patriarchen betrifft! Unser Wort darauf: sie betteten sich nicht so. Allein wir vergeben euch, und würden es euch vergeben, hättet ihr zehn hübsche Negermädchen auf ein Mal zu den Füßen eurer Lagerstätte gehabt, um des edlen Widerstandes willen, welchen ihr bey folgender Gelegenheit der Heucheley und Roheit entgegensetztet.

Mr. Faux hatte das Unglück, bey der Ausgrabung eines Sklaven gegenwärtig zu seyn, welchen sein Herr, nachdem er muthwilliger Weise zu Tode gepeitscht worden war, heimlich vergraben hatte. Entrüstet ob einer solchen Schandthat, und entschlossen dieselbe anzuzeigen, verschaffte er sich die Kunde aller Nebenumstände des entsetzlichen Vorfalles, und ließ alles vermittelst eines von ihm unterfertigten Schreibens in den Charleston=Kurier einrücken. Selben Tages erhielt er eine Botschaft von dem Gouverneur, durch welche er ersucht wurde, sich vor den Staats=Fiskal (Attorney general) zu stellen, und bey demselben eine ämtliche Aussage (an affidavit) der erwähnten Umstände zu machen. Er wartete demnach dem Staats=Fiskal auf, welcher, nachdem er ihm ein kurzes Kapitel über den unklugen Schritt »den guten Ruf Süd=Karolinas zu beflecken, gehalten hatte, ihn befragte, ob er persönliches Zeugniß (personal evidence) des Todschlags ablegen könnte. Da er dieses verneinte, so endete die Unterredung mit dem Versprechen des Staats=Fiskals, Kelly (den Urheber des Mordes) belangen zu lassen; aber der gelehrte Herr hat annoch sein Versprechen nicht erfüllt.

Dieses Schreiben brachte, wie man sich leicht denken kann, die ganze Stadt gegen ihn in Aufruhr. Unter andern wurde er auf der Straße von einem gewissen Herrn Bee, der ihm die heftigsten Vorwürfe machte, angefallen und bald niedergestochen. »Dieser heftige Republikaner und Verfechter der Sklaverey schien,« wie er sagt, »geneigt, sich mit mir schlagen zu wollen; allein ich lehnte seine Einladung ab,« worauf Herr Bee ausrief: »gehen Sie, und lassen Sie dem beleidigten Karolina Gerechtigkeit widerfahren!« Richter King (dessen gut schottischer Name Kinggo seiner afrikanischen Endsylbe wegen abgekürzt werden mußte) und seine andern Freunde alle bedauerten seine Unvorsichtigkeit, und gaben ihm die Warnung, Abends nicht auszugehen. »Nehmen Sie sich in Acht,« sagten einige, »denn Erstechen ist hier an der Tagesordnung.« Diese Erbitterung in einem fremden Lande über die bloße Darlegung einer Thatsache, dieses »Erstechen und Duelliren und häufige Begräbnisse fingen an unserm Pachter gar nicht zu behagen, und er nahm daher die erste Gelegenheit wahr, »der Stadt Charleston sammt ihren Käfern, Mosquitos, Negern, Alligatoren und einer Gattung Men=

schen, von denen viele nicht besser als jene Sklaven sind, ein letztes und freudiges Lebewohl zu sagen.«

Unser Reisender berichtet nicht viel von Philadelphia, wo er eben ankam, als der Donner der Kanonen, das Läuten der Glocken und tausendfältiger Freudenruf zur Feyer »des unsterblichen Festes Bruder Jonathans[1]),« des Jahrstages seiner Unabhängigkeits-Erklärung, ertönte, welcher dieses Jahr (1819) überdieß an einem Sonntage fiel.

Er gefiel sich indessen bey einem Rostbeef in Judd's Hotel, welchen er sogar einem altenglischen gleichsetzt. Auch mit dem Aeußern der Neger war er zufrieden. Man konnte, sagte er, aus ihrer Miene und festen Haltung, die gar nichts Negerhaftes hatte, ihnen Freyheit und Glück ansehen. Er fand jedoch, daß unter dem Volke Philadelphias äußerst viel Argwohn und Mißtrauen herrsche. Und seine Vorliebe für den Platz wurde vermuthlich nicht durch die Erzählung vermehrt, daß der Ober-Sheriff des Staates Delaware gezwungen worden war, die Pflicht des Henkers zu erfüllen, und seinen eigenen Neffen, der seine eigene Mutter, des Sheriffs Schwester, ermordet hatte, aufzuknüpfen. — pag. 423.

Zu Baltimore angelangt, findet sich Herr Faux abermals in einem Negerlande, umgeben von den Segnungen der Sklaverey. Alles wird wieder Huldigung, und der Schwarze wartet überall auf. Hier gesteht er von der Wahrheit einer Bemerkung vollkommen überzeugt worden zu seyn, welche ihm ein ehrlicher Quäker gemacht hatte, daß ein Blinder seinen Eintritt in ein Sklavenland erkennen müßte. —

»Ich kann sie riechen,« sagt Mr. Faux; »die Atmosphäre ist moralische Fäulniß. In Philadelphia war ich ein Mensch, doch hier ein angebeteter Gott des Negersklaven.« Da er an solcher Eigenschaft keinen sonderlichen Geschmack fand, so machte er sich so schnell als möglich davon, und begab sich nach Washingtons Stadt, oder die es erst werden soll.

»Schlechtes Land während der ganzen langen Reise, — alles scheint erschöpft, kahl, dürre, und gleichsam bestimmt in der brennenden Sonnenhitze zu dörren oder zu braten.«

Zu Washington ist Alles griechisch oder römisch, »die Straßen eine oder zwey (englische) Meilen lang, die Häuser eine Viertelmeile von einander entfernt.« Da ihm Philadelphia nicht gefallen hatte, so gefiel ihm die Hauptstadt noch viel weniger. Er fand, wie er sagt, Alles, sowohl in physischer als moralischer Beziehung, schlecht. »Alle Sümpfe und Moräste der Stadt und der Nachbarschaft sind voll Melodie, von dem dicken quackenden Frosche an bis herab zum kleinen zirpenden Mosquito, und verfaulte Aeser würzen den glühenden Südwind.« Ein gewöhnlich heißer Tag wird folgender Maßen beschrieben.

»Der Wind aus Süden wie die Gluth eines Backofens. Der Thermometer[2]) zwischen 90° und 100°. Der Horizont blau und ganz wolkenlos. Die Sonne ein blendendes Licht versendend. Der Boden und alles was darauf ist, mit Ausnahme der Bäume, verdorrt, staubig, marklos und so heiß, daß darauf fallendes Wasser beynahe zischt. Der Luftkreis schwanger von schädlichen Insekten, Fliegen, Käfern, Mosquitos und Grashüpfern, und dabey so austrocknend, daß alles thierische und Pflanzenleben einem fortwährenden Prozesse der Erschöpfung unter-

1) Spitzname des nordamerikanischen Volkes, wie John Bull des englischen. — Anm. d. Ueb.

2) Farenheits, welcher in Amerika noch stark gebraucht wird. — A. d. Ue.

liegt. Zieht irgend ein Lüftchen, so wird es von in den Straßen aufgehäuften Unreinigkeiten aller Art verpestet, von verfaulten Leichnamen und den Ausdünstungen schädlicher Lacken, die für Aug und Ohr mit Kröten, Eidechsen und quackenden Fröschen belebt sind. Wenig Menschen, ausgenommen Neger, rühren sich von der Stelle. Alle Gesichter sind, bis auf die schwarzen, bleich, matt, gedehnt vor Erschöpfung, alles, nur nicht Wohlbehagen und Freudigkeit ausdrückend. Hin und wieder fällt ein Einwanderer bey einer kalten Quelle oder einem Springbrunnen leblos nieder. Andere liegen auf der Erde, platt auf dem Rücken. Alle, gleichviel, ob müßig oder thätig, befinden sich in einem unaufhörlichen Dampfbade, und schmachten dahin, sich selbst und andern zur Last. Bey Tische schmeckt einem nichts, weil sowohl Pflanzen- als Fleischkost im Allgemeinen kraftlos, zähe und verdorben ist. Das Getränk selbst, der Thee und Kaffee, enthält Fliegen. In den Betten und Schlafzimmern herrscht des Nachts fortwährend eine drückende Hitze, indem die Mauern, von den Strahlen der Sonne durchglüht, wie ein stets geheitzter Backofen nach innen Wärme ausströmen. Hart ist das Loos derjenigen, die die Hitze und Last des Tages zu erdulden haben, und bedauernswürdig das Geschick armer Einwanderer, welche vergeblich nach gewohnten Bequemlichkeiten sich umsehen, nach einem kühlen Lüftchen, nach gesundem Trank und Speise, nach den alten Freunden des Vaterlandes schmachten. Um Mitternacht werden die Glühkäfer und Frösche leuchtend und tonreich. Die Fliegen erscheinen als ägyptische Plage und gerathen jeden Augenblick in die fette Butter, wo sie wie in Vogelleim gefangen werden.« P. 438—439.

Man erzählte unserem Reisenden, daß Erstechen hier eben so gewöhnlich als zu Charleston, und »Augenausreißen« noch immer im Schwunge sey. Von der dortigen Gewissenlosigkeit machte er selbst eine kleine Erfahrung, indem ein gewisser Jones, dem er 150 Dollars vorgestreckt hatte, ihren Empfang abläugnete, und, darüber belangt, sich damit auswies, daß die Schuld nicht in seinem (des erwähnten Jones) Hauptbuche vorkomme*). Zu seinem Troste berichtete man ihm, »daß die Neigung zu betrügen und anzuführen durch alle Ordnungen der Gesellschaft, von dem niedrigsten Handwerker abwärts, hinauf fast bis zu dem ersten Gliede der Regierung ihren Weg gemacht haben;« daß »den Süden der Fluch der Sklaverey, den Norden der der Schelmerey bedrücke.« Auch ist es hier an der großen Quelle der freyen und menschlichen Regierung, wo »weiße Leute, ihre eigenen farbigen Kinder wie eine Waare verkaufen,« und die freyen Schwarzen natürlich ihrem Beyspiele folgen. Habsucht scheint das eigentliche Lebensprinzip Washingtons zu seyn, »auch sind alle Familien, welche Equipagen halten, gewohnt, dieselben an Schwarze (?) und Weiße als Lohnwagen zu vermiethen.«

Unser Pachter beobachtete dann den Gegensatz »zweyer natürlicher Charaktere,« wie er es nennt, in einem alten Schotten und einer zierlichen wunderschönen amerikanischen Dame. Der erstere hatte einiges Tuch gekauft, welches, zu Hause nachgemessen, einige Ellen mehr enthielt als er bezahlt und gewollt hatte. Er brachte sie dem Handelsmann zurück. »Was,« rief die Dame aus, »zurück bringen weil man mehr be-

*) Drollige Justiz! In den Gesetzgebungen anderer Staaten macht unter den gehörigen Formen die Erscheinung einer Schuld in dem Buche des Gläubigers einen halben Beweis aus. In den nordamerikanischen Freystaaten gilt die Nichterscheinung im Buche des Schuldners für einen ganzen!?! — Anm. d. Ueb.

kommen hat, ich glaube, das hätte ich nicht so gemacht!« Ein Zeuge solcher Dinge, vermag unser Pächter kaum seinen Ohren oder Augen zu trauen, und findet widerstrebend sich gezwungen, gewisse Vorstellungen, die er früherhin von den »edlen und hochherzigen Bewohnern der Hauptstadt Nordamerikas« gehegt, aufzugeben; denn die Nachrichten, welche ihm über ihren Charakter wurden, verdankte er keineswegs bloß getäuschten Einwanderern. Doktor Thornton von dem Postamte bemerkte ihm, »diese Stadt, gleich der alten Roma, sey von Dieben und Meuchelmördern bevölkert, und er habe während seines dortigen Aufenthaltes mehr nichtswürdiges Gesindel als in irgend einem Theile der Welt gefunden.« Washington hat für Emigranten gar nichts Einladendes. »Ich besuchte,« sagt der Pachter, »hier meine Stadtgenossen Jack Bellare und seine Frau; beyde waren in ihren Erwartungen getäuscht. Jack verließ sein bequemes Haus sammt einer Meierey, und arbeitet nun baarhäuptig auf öffentlicher Straße, das heiße Klima verfluchend.« Pag. 112. Freund John Steed von Wisbeach fand sich »eben so schwer getäuscht. An Muth und Beutel banquerout, findet er die Erbarmung kalt, und die Freunde geschmolzen oder ferne.« Verschiedene Steinmetze, willig und fähig zu arbeiten, sind in der Unmöglichkeit mit ihrer Beschäftigung einen halben Dollar des Tages zu verdienen. Englische Arbeiter und Handwerker von vorzüglicher Geschicklichkeit, sind froh um den Tagelohn eines halben Dollars bey den Bauten verwendet zu werden.« Sehr wenig englische Pachter gedeihen hier; die am besten daran sind, erwarten kaum mehr als die Sicherheit einer Lebensart, die sich hauptsächlich auf den Genuß des Specks, indianischen Korns und elenden Whiskey's beschränkt, ferne von den kleinen Bequemlichkeiten, an welche sie in England gewohnt waren. »Die Staaten Newyork und Pensylvania sind die geeignetesten für Landleute jeder Art. Aber,« fügt Herr Faux dazu, »wenn sie nur halbwegs durchkommen können, so sollen sie zu Hause bleiben.« Mr. Elliot, ein höchst achtungswürdiger Mann, ein Astronom und wissenschaftlich gebildeter Denker, war derselben Meinung. »Unser Boden hier,« drückte er sich aus, »ist untauglich für Bearbeitung und besonders für die englische Weise derselben. Man verwildert hier völlig. Der arme Taglöhner ist hier weit zurück, und viel elender als die Landleute Altenglands.«

Ein Doktor Dawes, welcher sein Diplom mit dem Pfluge vertauschte, und eine Praxis von jährlichen 400 bis 500 Pfund zu Wisbeach aufgegeben hat, betrachtet hier jedermann als einen Schelm, der es auf das bischen Geld, das ihm noch übrig geblieben ist, anlegt. Der Doktor und seine Gattin seufzen bey der Erinnerung an die Heimath, wollen aber aus falscher Scham nicht zurückkehren. »Sie scheinen,« sagt der Pachter, »bloß hier zu bleiben, um ihrer Kritik an allem, was sie umgibt, freyen Lauf zu lassen.« Sein Wirth theilte ihm folgende, von der Darstellung des Bibliothekars in Washington etwas abstechende Skizze mit.

»Narren müssen nicht hieher kommen, denn der Amerikaner ist argwöhnisch, kalt, mißtrauisch und betrüglich, besitzt wenig oder gar kein Gefühl für Ehre *), und glaubt jedermann so lange einen Schur-

*) Denn mehr der Raufsinn der Ungebundenheit, die sich auf alle Weise selbst Recht verschaffen will, als der Zartsinn eines verletzten Gefühles, der seiner geistigen Natur nach dem materiellen Vorgange des Tribunals

ken, bis er nicht vom Gegentheile überzeugt wird [1]); hält jede Prellerey, jede Erpressung für ein erlaubtes Geschäft, und betrachtet Jedermann, der sich hintergehen läßt, als eine gute Prise. Ein gehöriges zuvorkommendes Benehmen ist an sie verloren. Man bedarf vielmehr einer gewissen kühnen, derben und unabhängigen Weise, um mit ihnen zu verkehren. Sie lieben bloß sich selbst, und scheinen der Achtung für die Moralität ihres Nebenmenschen ganz und gar nicht fähig Nichts gehört ihnen eigentlich an. Alles Gute oder Neue verdanken sie Fremden oder Engländern, und doch prahlen sie unaufhörlich.« Pag. 102.

Kurz, alle Einwanderer, Engländer, Schotten, Irländer, rechtschaffene Männer so wie Taugenichtse, stimmen darin überein, daß Amerika kein Land für sie wäre, und sie sich nach der Zeit sehnten, wo ihnen die Rückkehr vielleicht möglich seyn werde. Eine Ausnahme fand sich jedoch in der Person des hochwohlgebornen (denn unser Verfasser geht sehr auf die Titulatur seiner Bekanntschaften) T. Law, Bruder des verstorbenen Lord Ellenborough. Dieser Herr häufte in Ostindien (auf welche Weise wird nicht gesagt) ein unermeßliches Vermögen auf, wo er auch nach seiner eigenen Angabe eine sehr wichtige Personage war. »Ja, mein Herr, ich und Lord Cornwallis beherschten einst Indien.« — Ego et Rex meus! — »Bey meiner Rückkehr war ich Zeuge, wie meine Bekannten sich zu den verschiedenartigsten Geschäften drängten, und als Brauer, Fabrikanten und Kaufleute um das Ihrige kamen [2]).« Um eine solche Katastrophe zu vermeiden, flüchtete er sich über das atlantische Meer. Die Ursache, welche er aber unserem Pächter angab, bestand darin, daß »er sich nie entschließen konnte, zu irgend jemand Mylord! zu sagen.« An welch dünnem Faden hängt oft das Geschick eines Menschen! —

Indessen wollen wir unsern Pächter ein wenig in die Karten blicken lassen. — Dieser indische Nabob konnte es nicht dahin bringen, daß die Leute »Mylord« zu ihm sagten. Gleichfalls ergriff ihn die Furcht, seine Freunde und Familie möchten durch die Fonds zu Grunde gerichtet und Bettler werden. Eine Lage, »der ich mich,« sagt er, »sobald als möglich entzog.« So menschenfreundlich als vorsichtig! Aber nun müssen wir auch sehen, wie derselbe Herr seine Lage und sein Vermögen in Amerika verbessert hat. »Zuerst hat er,« erzählt Herr Faux, »zwey Drittel der fünf Millionen, die er hinüber nach Amerika geführt, durch Spekulationen in wilden Landstrichen eingebüßt. Bald nach seiner Ankunft heirathete er eine Nichte des Generals Washington, und verhypothezirte ihr, nach dem dringenden Verlangen ihres Oheims für den möglichen Fall einer Trennung, eine jährliche Rente von 15000 Dollars. Was von Seiten der Dame und ihrer Verwandten als möglich vorausgesetzt worden war, geschah, und sie entwich während der Abwesenheit des Herrn Gemahls mit einem jungen Offiziere. Das waren doch für den Anfang Unternehmungen von üblen Vorbedeutungen, nicht minder kränkend, scheint uns, als in England »Mylord« sagen zu müssen. Al-

---

nicht unterliegen mag, scheint der Hebel der früher angeführten Duelle zu seyn, die auch fast alle ein streitiges Mein und Dein zum Grunde hatten. — Anm. d. Ueb.

1) Die Rechtsregel: quilibet probus habeatur, donec probetur contrarium, findet also bey den liberalen Gegenfüßlern keine Anwendung. — A. d. Ueb.

2) Soll vermüthlich auf die Verlegenheit der Kapitalisten hindeuten, ihre Fonds anderswo als in öffentlichen Staatspapieren unterzubringen. Anm. d. Ueb.

lein Herr Law (gleich einem andern tiefen Denker, mit dem wir es weiter unten zu thun bekommen werden) ist ein Philosoph! trägt sein Geschick, in Amerika betrogen zu werden, mit heldenmüthiger Standhaftigkeit, und spricht mit der größten Gemüthsruhe davon, »wie er, der 100,000 goldene Guinee'n aus England weggeführt habe, auf keine Weise in Amerika ein Tausend auftreiben könne.«

Es liegt etwas kostbar Lächerliches in der pomphaften diktatorischen Weise, in welcher sich die große Personage ausspricht. Er scheint aber damit doch unsern einfachen Pachter geblendet zu haben, welcher ihm mit einer so komischen Mischung von Gläubigkeit und Schrecken zuhorcht, daß wir, wenn sich etwa der geneigte Leser den Auftritt zwischen Sancho und dem Erzbehelmten Barcellonas nicht zu vergegenwärtigen vermag (in welcher Vergleichung aber Erzbehelmter noch zu kurz kommt), verzweifeln, dem Bilde gehörige Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können.

»Was kann, Herr Law! der drückenden Lage Englands abhelfen?«

»Mein Herr! England ist übervölkert. Die Schuld liegt nicht allein an der Regierung. Aber eine Hungersnoth allein wird helfen.«

»Könnte man nicht den Ueberschuß der Bevölkerung nach den Kolonien verpflanzen?«

»Nein, mein Herr! eine Hungersnoth ist das einzige Rettungsmittel.«

»Aber wird nicht eine Hungersnoth das Land furchtbaren politischen Erschütterungen, ja einer gänzlichen Staatsumwälzung hingeben?«

»So ist's, mein Herr! aber der Regierung kann man dabey nichts vorwerfen.«

»Aber glauben Sie wirklich, daß es für England außer einer Hungersnoth kein Rettungsmittel mehr gibt?«

»Nein, mein Herr! kein Anderes. Aber diese Katastrophe wird von solcher Verwirrung, solchen Gräueln und solchem Elende begleitet seyn, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat.«

»Wird sie darin die französische Revolution übertreffen? Wird das englische Volk noch blutiger und erbarmungsloser in diesem Kampfe seyn, als das französische?«

»Die Verzweiflung seiner Lage wird es dahin bringen. Stellen Sie sich die Wuth, die Angst, die Bedrängniß so vieler Millionen verhungernder Menschen vor, zusammengepreßt auf einem nicht viel größeren Flächenraume als unser Virginia!« Pag. 447.

Man sollte denken, daß unser Reisender den Kelch der Schrecknisse nun gänzlich geleeret habe; allein sein Wirth verfolgt ihn bis ins Schlafzimmer, wo er ihn noch zwey Stunden von dem entsetzlichen Zustande Englands unterhält, und ihn zum zwanzigsten Male versichert, daß es in wenig Jahren zusammenfallen muß! »Mit einer so ungeheuren Schuldenlast, mit so viel Drohnen, mit der ganzen Welt wegen der Einfuhr seiner Fabrikate in ewigem Zwiste, kann es unmöglich lang ausdauern. Eine Hungersnoth muß ganz sicherlich die überflüssigen Myriaden Menschen wegraffen.« Pag. 455. Gewiß hat der arme Herr Faux dieselbe Nacht nicht einen Augenblick geschlafen.

Um seinem zitternden Opfer einige Erholung zu gönnen, läßt sich Herr Law zu geringeren Gegenständen der Unterhaltung herab, und es freut uns sehr zu bemerken, daß er in seiner praktischen Philosophie vollkommen mit dem »schnellkräftigen Kapitain des Schiffes Ruby«

übereinstimmt, »daß es bequemer sey zu stehlen als zu kaufen.« »Ich kannte Paly wohl, mein Herr! Er war ein guter Mann, aber seine Philosophie ist falsch. Der eigne Nutzen (utility) macht ihre Grundlage aus. Aber nicht so! sondern Neigung und Gefühl sind die besten Führer in der Moral.« »Aber, mein theurer Herr Law, stimmt denn seine Philosophie nicht mit dem Christenthum überein?«

»Vielleicht!«

Unser armer Freund, ganz niedergedonnert und verwirrt ob solchen syllogistischen Beweises von der Falschheit des Christenthums, kann sich nicht entschließen, das Argument ganz aufzugeben, und stellt im Verfolge des Gespräches die etwas leichtsinnige Frage, ob Sir William Jones auch kein Christ gewesen sey? »Ah! Lord Teignmouth hat sich Mühe gegeben, ihn als solchen erscheinen zu lassen; allein er war ein Freygeist und außerordentlich eitel.« Ueber den letzten Punkt wollen wir nichts sagen, aber sein ganzes Leben und seine schriftstellerische Laufbahn strafen die Behauptung Lügen, daß er ein Freygeist, oder mit andern Worten ein Gottesläugner gewesen seyn soll. Diese Behauptung des Herrn Law, der, selbst ein unumwundener Freygeist, sich dahin ausspricht: »Alle Kirchen seyen Uebel und jede Religion bloß Sache der Meinung,« wird durch nichts begründet und durch nichts hervorgerufen.« — Pag. 459.

In einem spätern Tête à Tête, wo Herr Law die Entdeckung machte, daß unser Pachter darum nach Amerika gekommen wäre, um, wie ein Neger sagte, »herumzugehen und ein Buch zu schreiben,« ließ er sich herab, ein Paar Paragraphe für denselben selbst niederzuschreiben und ihm auch die Belehrung zu ertheilen, wie England »in wenigen Jahren fallen müsse,« und wie die Hungersnoth, »welche die überflüssigen Millionen wegraffen soll,« zu Stande kommen werde.

»Sie wird erstlich durch einen Mißwachs, zweytens durch den Mangel an baarem Gelde, um fremdes Getreide einzukaufen, hervorgebracht werden; denn baares Geld allein wird dazu nöthig seyn, wenn die Welt die Hervorbringungen des Gewerbfleißes verschmähen wird. Alsdann wird sich das brittische Volk, anstatt sich niederzulegen und wie die Hindoos lammfromm zu sterben, ein Schauspiel, dessen Zeuge ich war« (wir wünschten er hätte gesagt, und dessen Abhelfer), »mit einer unwiderstehlichen Wuth erheben und alle obrigkeitlichen Gewalten vor sich niederwerfen. Die Erschütterung wird nicht lange dauern, aber sie wird desto schrecklicher seyn.«

»Wird man sich nach solchen Stürmen ganz von dem monarchischen Systeme abwenden rc.?«

»Nein! ich glaube nicht. Königthum, Pairschaft und das Haus der Gemeinen sind dem Volke nicht zuwider, wie es scheint. Bloß die Kirche und das Schuldensystem werden vernichtet werden. Meine Freunde und viele andere Fonds-Besitzer sehen diesen Schlag herannahen. Deßhalb fühlen sie sich jetzt schon unglücklich. Ich sehe sie von Angst verzehrt und bin glücklicher als sie alle miteinander.« Pag. 455.

Und wer ist die Gottheit, welche die Brust dieses guten alten Pythiers auf seinem verrückten Dreyfuße so mächtig erschüttert? Der unfehlbare Cobbet. Es ist kein Wort in all diesem verwirrten Geschwätze, das nicht aus seinem »American Register,« dessen Studien Mr. Law sich mit einem gläubigen Eifer, der seinem Herzen so viel Ehre macht, als seinem Kopfe, hingegeben zu haben scheint, entnommen wäre.

Der Leser, welcher die dünkelhafte Meinung dieses orakelhaften

Mannes von sich selbst zur Genüge beobachtet haben kann, wird nun vielleicht begierig seyn, einige Pröbchen seiner praktischen, aus der Führung seines Haushaltes ersichtlichen Weisheit, kennen zu lernen. Er war, wie wir schon gesagt haben, mit einer halben Million Pfund Sterling in der Tasche nach Amerika gezogen, die er nach seiner Angabe in Ostindien, wo er täglich die Hindoos in Schaaren vor Hunger vergehen sah (gleich den künftigen armen Opfern seiner Prophezeyung in England), aufgehäuft hatte. Nun zu den Früchten seiner Reise. Er besitzt eine Wirthschaft, sagt Herr Faux, von ohngefähr 250 Acres, alles so steinig und unfruchtbar, daß die Bearbeitung bedeutende Ausgaben erfordert, nebst einem eben so armseligen Küchen- und Obstgarten. Der Viehstand macht solcher Wirthschaft keine Schande. Der Verwalter (dessen Tochter »ein kleines, halbnacktes, schmutzbeiniges, barfüßiges Mädchen« die Hausmagd macht) zeigte ihm eine Kuh und einen Stier aus England. »Sie mögen dies Klima nicht,« sagte er; »die Kuh gibt nur wenig Milch, und verlangt nach der frischen grünen Weide, ihren heimischen Triften.« Die Wohnung hat so etwas von einem amerikanischen Pachterhause und einem Edelsitze an sich. »Der Weg dahin ist mit abgestorbenem Gesträuche bepflanzt, rauh, steinig und beschwerlich, und das Einfahrtsthor nicht viel besser als die Öffnung eines Saugeheges.« Dieß ist nun, was Herr Faux benennet, »der Landsitz und die Pflanzung des hochwohlgebornen Thomas Law.« Pag. 433.

Hudibras trug sein böses Geschick in den Fußangeln nicht mit größerer Salbung als dieser Herr. Allein in ihren verschiedenen Trostgründen offenbart sich einige Verschiedenheit. Der Ritter

»Erheitert sich mit hübschen Versen
Und Sprüchen edler Philosophen,«

der wohlgeborne Herr vertröstet sich mit Träumen eigener Unfehlbarkeit. Angeführt und betrogen in allem, worin er verkehrte, bildet er sich noch immer ein, »daß er einzig dasteht und Weisheit mit ihm zu Grabe getragen werden wird.« »Es ist wahr,« sagt er, »ich bin in meinen Unternehmungen unglücklich gewesen, aber dafür habe ich auch wenig Bedürfnisse *). Man rieth mir mein Geld in Ländereyen des Orts (Washington) und der Umgegend zu stecken, eine Unternehmung, die damals jedermann ersprießlich schien — und sie wäre auch, ohne die Beschränktheit und grobe Unwissenheit dieser Regierung, so ausgefallen.«

»Ich vermuthe, Sie selbst haben nie zu der hiesigen Obrigkeit gehört.«

»Nein doch! Ich wollte daß sie früher alle zum Henker gingen.«

»Pfui! mein Herr Law!«

»Nun, Sie sehen da mein Gut und den Garten. Sie sind ziemlich armselig; aber ich will die Sandhügel dadurch verbessern, daß ich aus den Thälern Erde herauf karren lasse. Als ich den Landbau anfing, wußte ich nicht Weitzen von Roggen zu unterscheiden, — aber jetzt kenne ich schon den Vortheil der Landwirthschaft. Mein Garten wird mir 2000 Sellery-Pflanzen zum Verkauf des Marktes, und also nebst

*) Dieß ist ein Ausdruck, welchen Herr Law gern und oft wiederholt. »Ich lebe einfach und habe wenig Bedürfnisse.« Wir würden vielleicht seine Weisheit ein wenig aus dem Gleichgewichte bringen, wenn wir ihn befragten, warum er es mit diesen winzigen Bedürfnissen für nöthig erachtete, erstens 50 Lack-Rupien aufzuhäufen, zweytens auf ihre Vermehrung durch Spekulation zu sinnen.

dem Gehalte meines Gärtners 100 Dollars jährlich in die Tasche liefern, — jetzt deckt zwar mein Gut nicht seine Kosten, aber es wird sie decken.« — Pag. 452.

»Voltaire erzählt von einem französischen Marquis, der durch eben eine solche Kindlichkeit im Spekuliren sein ganzes ererbtes Vermögen los geworden war. In zerlumpter Kleidung begegnete ihm ein ehemaliger Bekannter in Paris, wie er, zwey Eimer auf den Achseln, Wasser zum Verkaufe ausbietet. Der Freund bezeigte ihm sein Bedauern über sein armseliges Aussehen, und das Geschick, das ihn so zu Grunde gerichtet habe. »Was zu Grunde gerichtet?« ruft der Marquis aus. »Habe ich nicht noch 30,000 Livres Rente vom Wasser der Seine? Nur habe ich leider niemanden als mich selbst, es herumzutragen.«

Und hier haben wir eben so den scharfsinnigen Mr. Law, den Kritiker der neuen Welt, wie er, nach der Zersplitterung von vielen Tausenden und abermals Tausenden im Güterhandel, sich durch die Bedeckung eines Felsens mit Erde aus den Thälern, und durch den Anbau der Sellery-Pflanze zu bereichern gesonnen ist.

Herr Law betreibt jedoch nicht allein die Herstellung seines eigenen Vermögens, sondern er hat auch einen Plan, Amerika von allen seinen Beschwerden zu erlösen und es hinzustellen auf den höchsten Gipfel der Wohlfahrt. »Wenn diese Regierung,« sagte er zu Herrn Faux, »mein Finanz-System ergreifen wollte« (und er glaubt daß sie es wirklich will), »so würde die Nation noch einmal aufblühn und jeder wilde Fleck Landes ein Garten werden*).« — Pag. 480.

»Mr. Crawford, der Kanzler der Schatzkammer ist, obwohl er eine entgegengesetzte Maßregel anempfohlen hat, ganz meiner Meinung. Unsere Ansichten über diesen Gegenstand sind sich so ähnlich wie Zwillinge.«

Dieß sagt mehr als Folianten! Wir sehen, wie man diesem armen Opfer der Selbsttäuschung seine indischen Schätze abgelockt hat, und wir bemerken auch, daß er noch nicht so weit herabgekommen ist, um Schmeicheleyen und Berückungen überflüssig zu machen.

Dieser Geschmack ist auch auf den Sohn, den »wohlgebornen John Law« übergegangen. Dieser aber, klüger als der Erzeuger, spekulirt mit anderer Leute (und ganz gewiß englischem) Gelde. Er erzählte unserem Reisenden, er erwarte von Sir William T. 80,000 Pfund, um im Westen Land anzukaufen, dessen Werth in den nächsten zwanzig Jahren unglaublich steigen werde« Und zum selben Behufe wünsche er 150,000 Pfund von englischen Kapitalisten, welche nicht auswandern, sondern bloß ihre Fonds in westlichen Ländereyen (western Land) anlegen wollen.« Nichts in der Welt kann klüger seyn! und dieser weise Sohn eines weisen Vaters, dessen Genügsamkeit seinen übrigen Eigenschaften nichts nachgibt, ist, wie Herr Faux berichtet, zufrieden für seine Mühewaltung bloß ein Viertel dieser Summe, d. h. ohngefähr 37000 bis 40000 Pfund zu erhalten. Pag. 391.

Wir fangen an, dieser Familie von Querköpfen verzweifelt müde zu werden. Und doch müssen wir noch ein Wort hinzufügen. Bey irgend einer Gelegenheit äußert der Vater ein leises Gelüste, England ein Mal einen Besuch zu machen. Wir ersuchen ihn, ja nicht weiter daran zu denken. Es würde uns schwer ans Herze gehn, zu vernehmen, daß

*) Auch ein Sellery-Garten? — Anm. d. Ueb.

er in dem ersten besten Hafen seiner Landung verzehrt worden wäre. Der ehrenwerthe Herr ist wohl nicht sehr genußbar, indem er nach unsers Pachters Beschreibung schmächtig, ausgemergelt und (doch) bäuerisch aussieht. Aber in »der furchtbaren Hungersnoth,« welche, wie er selbst weiß, dieses unglückliche Land »zu verheeren« droht, ist Leckerhaftigkeit das Letzte woran man denkt.

Mr. Faux, in ernster Erziehung aufgewachsen, versäumte selten, wo er sich auch befand, die dem Gottesdienste geweihten Orte zu besuchen. Er scheint jedoch eine sehr demüthigende Meinung sowohl von der Kanzel als Liturgie all jener zahlreichen Sekten dieses Landes »freysinniger Einrichtungen« zu hegen. Die Einen erscheinen ihm kalt, die Andern fanatisch, und die vorzüglicheren zeitliche Absichten befördernd (Time-serving). »Einer dieser Männer,« erzählt er, »Rock, Weste und Halstuch von sich werfend, den Hemdekragen aufgeschürzt und mit den Armen wild umher fechtend, machte zwey Stunden lang die tollsten Geberden, die man je von einem Menschen außer dem Narrenthurme gesehen hat.« Dieser Pachter hörte den Doktor Rice vor dem Senate predigen, und beklagt sich, derselbe sey so sehr mit Komplimentirung seiner Zuhörer beschäftigt gewesen, daß er es für unnöthig erachtet habe, von Sünde und menschlicher Verdorbenheit eine Erwähnung zu machen.« Er vernahm auch den »gelehrten« und »beredten« Mr. Everett in seiner Predigt vor dem Präsidenten. »Sein Vortrag war voll Lobeserhebungen auf dieß Land (Amerika), welches,« wie er sich ausdrückte, »als der einzige Zufluchtsort der Freyheit anzusehen sey, die, wenn auch von hier vertrieben, in ihrem reinen weißen Talare gegen Himmel aufsteigen müsse.« Er eiferte dann sehr heftig gegen Könige, Junkerthum und Priesterschaft (warum gegen die Priesterschaft?), und die, wie er es nannte, Duldung des Menschen und seiner Rechte. »In England,« rief er aus, »duldet man die Freyheit, und was ist Freyheit dort? Ein Schatten! Aber hier? Eine Wirklichkeit! Dort besteht sie bloß dem Namen nach, und wird selbst in ihrem Namen verhöhnt.« Die Mitglieder beyder Häuser schienen so weidlich ergötzt, daß sie ihm alle herzlich die Hand drückten. In der That, was möchte wohl den Zuhörern angenehmer und für Prediger paßlicher seyn, als die ausschließliche Gegenwart »der reinen weißgewandigen« Freyheit in dem eigentlichsten Brennpunkte schwarzer Sklaverey, in dem Sitze so schmutziger als ärmlicher Ausgelassenheit anzupreisen! — In derselben von Einwohnern, wie sie in folgender Stelle vorkommen, und die vermuthlich einen Theil des Auditoriums ausgemacht haben werden, überfüllten Stadt?!

»Oberst Taylor hat einen schwarzen Oheim, einen Sklaven zum Leiblakey, und die meisten Eigenthümer sind mit ihrem schwarzen Viehhausstand verwandt. Ein Herr aus Washington, zu weichherzig, um seine Haus-Neger selbst zu peitschen, überläßt dies Geschäft seiner Ehehälfte, einer schönen und recht modernen Frau, die in Gesellschaften kommt und welche bey sich empfängt, aber doch standhaft genug erfunden worden ist, mit dem Ochsenziemer ihre Neger zu bearbeiten deren Geächze unter dem Riemen — Mr. Little und Familie erschrecken würden. Hier ist ein Ochsenziemer kein ungewöhnliches Accessorium einer Dame. Pag. 387.

Welch ein prächtiges Seitenstück zu Mr. Everett's Predigt ist diese reine, weißgewandige, Thee's besuchende, ochsenziemernde Dame! Von jenem aber gestehen wir, etwas Besseres erwartet zu haben. Allein seine Landsleute, wie uns der Pachter oft in Erinnerung bringt,

»sind sprichwörtlich als Liebhaber ungetheilten Lobes bekannt,« und die Entdeckung gibt keinen üblen Begriff von der Scharfsicht des jungen Redners, daß sie, mit Mißhandlungen und Schmähungen Englands gewürzt, mit größerer Lust verschlungen werden.

Unser Reisender erzählt weiter, »daß ein gewisser Joseph Paulding zu Washington eine Art von Sine Cure besitze. Dem Inhaber dieser Stelle ist eingesagt, eine Vertheidigung des amerikanischen Charakters sowohl als der Regierung und eine herabwürdigende Darstellung der brittischen zu schreiben.« — Pag. 397.

Wir lassen das auf die Glaubwürdigkeit des Herrn Faux dahingestellt seyn. Verhält es sich aber wirklich also, so kann Herr Paulding die Ausübung seines Amtes nur getrost fremden Händen überlassen, da uns nur wenige amerikanische Blätter zukommen, welche sich nicht Eingriffe in seine Sphäre erlaubten. Ja selbst während wir dieses niederschreiben, können wir aus dem heurigen uns eben zukommenden New-York Guide noch folgenden Beweis dafür entnehmen. — »Während des letzten Krieges war der Schrecken der unüberwindlichen Seemacht Englands, bey der bloßen Nachricht von dem Baue dieser Werke (einer Batterie zur Vertheidigung der Mündung des Hoodsons) so groß, daß sie selbst mit ihren ersten Linienschiffen sich nicht in den Bereich der äußersten von ihnen wagte.« — Pag. 212.

Wir lächeln über die komisch pomphafte Sprache unsers Margate und anderer örtlichen »Wegweiser.« Wir würden uns aber mit Scham und Unwillen von ihnen abwenden, wenn wir inmitten einer aufgeblasenen Beschreibung von Häfen ꝛc. einen so muthwilligen und verleumderischen Angriff auf den Muth oder das Benehmen der amerikanischen Seemacht auffänden.

Wir kehren nun mit unserem Reisenden nach New-York zurück, wo sich nach ihm »der Abschaum der ganzen Welt ansammelt.« Es ist dieß in der That der Hafen, nach welchem sich die meisten Auswanderer einschiffen, und man darf sich folglich über den starken Ausdruck nicht verwundern, noch daß es »dort über 11000 Menschen in einem Zustande unbeschäftigter Armuth gibt, oder daß sich in einem einzigen Gefängnisse 600 Diebe und Mordbrenner als natürliche Folgen einer wachsenden Armuth, befinden.« Die Anreitzungsmittel zur Einwanderung und die Gelegenheiten zum Lebensunterhalt sind weder so groß noch so mannigfaltig, als Herr Faux sie in diesem bedeutenden Seehafen und in der angränzenden Landschaft zu finden wohl gewünscht hat. »Diejenigen, welche hier 18 oder 20 Jahre auf ihrem eigenen Grunde gelebt haben, sind bloß knapp ausgekommen, und haben, ohne etwas zu erübrigen, noch ihre eigenen Diener machen müssen.« Unter andern nennt er einen gewissen Mr. Wheeler, welcher, obschon er drey Diener hält, seine Schuhe doch selbst reinigen muß, weil sie sich dadurch erniedrigt glauben würden.

Nachdem der Pachter die vorzüglichsten Städte und die besten Landstriche der Staaten dießseits der Alleghany-Gebirge durchzogen hat, kommt er zu folgendem Schlusse: »Eine Reise nach Amerika ist für einen Engländer das beste Mittel, die Liebe zum Vaterlande zu erhöhen, er mag nun dort (in England) verbleiben können oder nicht. Im letztern Falle kommt er freylich hierher, die Ursachen seiner Auswanderung verfluchend, den gemachten Tausch verabscheuend, und die Hoffnung stets in seinem Innern, an einem schönern Tage der Zukunft unter dem Schutze eines günstigeren Schicksals heimzukehren.«

Ganz verschieden von der Wirklichkeit waren die Begriffe, mit welchen er gleich so vielen unglücklichen Menschen die Heimath verließ. Er hielt die amerikanische Konstitution wirklich, wofür sie der Bibliothekar des Kongresses ausgab: »Eine Wundererscheinung in der Politik, ein unvergleichliches und vollkommenes Muster repräsentativer Demokratie.« Er glaubte in seiner Gutmüthigkeit ganz sicherlich, daß jeder Mensch »einen integrirenden Theil (a segment) der Regierung ausmache. Ja! ohngefähr wie ein Erdknollen den Himalaya!

Er entdeckte bald, daß diese reinen und hochherzigen praktischen Musterbilder der repräsentativen Demokratie »sich manchmal nichts daraus machen, in derselben Wahl drey bis sechs Stimmen statt einer einzigen gesetzlich bestimmten abzugeben.« Pag 181. Sein Erstaunen wurde durch die ihm gemachte Bemerkung noch erhöht, daß in dieser »Heimath der Freyen« sich schon »eine gewisse erbärmliche, winzige aristokratische Gesinnung« verspüren lasse, pag. 469, und Aristokraten in Amerika recht gut zu gedeihen anfangen« — »Niemand in der Welt,« sagte Mr. Elliot zu ihm, »kann aristokratischer seyn, als die Häuptlinge der Büreau's; sie sehen auf den gemeinen Mann herab, und sprechen nie mit ihm, als um dadurch recht wohlfeil die Volksgunst zu erkaufen.« Dieß alles wurde ihm durch seinen »hochwohlgebornen Freund« bestätigt.

»Gibt es, Herr Law! keine aristokratische Gesinnung im Lande?

»Ja wohl, unter der schwarzen Bevölkerung.«

»Das heißt, unter den Eigenthümern der Schwarzen.«

»Ja, mein Herr.«

Diese »Eigenthümer der Schwarzen« bilden, beyläufig gesagt, sehr bedeutende Glieder des politischen Körpers; da nach der amerikanischen Verfassung der Besitz der Neger »ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale« legt, und auch ihre Anzahl bey Sendung von Verordneten zum Kongresse für jede Provinz in Betracht gezogen wird. Es ist wohl wahr, daß sie, nach den Forschungen des Philosophen Jefferson, Besitzers ganzer Sklaven-Heerden, einiger Maßen zum Affengeschlecht gehörend, kein Stimmrecht besitzen können, und bloß ihre Herren dieses Recht ausüben, was so übel nicht ist, da das Eigenthum doch seine Repräsentation fordert; allein Schwein-Heerden machen ebenfalls ein Eigenthum aus, und wir sehen nicht ab, warum diese vierfüßigen Thiere, nach ihrem verhältnißmäßigen Werthe wenigstens, nicht eben so gut in der »politischen Wagschale« in Betracht kommen sollten, als die zweybeinigen »schwarzen Hausthiere *)!«

Wir müssen nun Herrn Faux, der nicht wenig ergötzt scheint, in der Postkutsche mit Oberrichtern, einem feinen Obersten und anderen ansehnlichen Personen, alle sehr geselliger Natur, zu fahren, in jenes Paradies aller Savannen, das Illinois-Land, begleiten. Sie durchfuhren die Alleghani-Gebirge ohne ernstlichen Unfall, obwohl unser Pachter, der gerade aus den Flächen und Sümpfen herauf kommt, die

*) In der Verfassung der vereinigten Staaten heißt es: »Die Wahl der Verordneten und die Hebung direkter Taxen soll unter die verschiedenen Staaten nach ihrer verschiedenen Bevölkerung ausgemessen werden. Diese aber wird bestimmt durch die Zahl freyer Männer, mehr drey Fünftheile der Bevölkerung genannter Staaten an anderen Individuen (d. h. ein Staat, welcher 5000 freye Männer und 40000 Sklaven enthält, sendet einen Abgeordneten zum Kongreß). Es erforderte wirklich einiges Talent in dieser freyen Verfassung, jede Erwähnung der Sklaverey solcher Gestalt umgangen zu haben!

Umgebungen alle »wild, voll schauderhafter Abgründe und dunkelschattig, bald hoch wie der Himmel, bald tief wie den Höllenschlund« findet. Beynahe wäre ein Kampf daraus entstanden, daß die Herren in der Kutsche sich weigerten, einen Herrn Morgan mit seinen sechs Sklaven aufzunehmen. — »Was, mit Negern zusammen im Wagen fahren!« Endlich kam man überein, daß diejenigen, welche diese Verunreinigung ablehnten, ein eigenes Fuhrwerk erhalten sollten. In Wheeling fand er einen Herrn Edney, von der Insel Wight, der nach Newport seufzte. »Die ganze Nachbarschaft weiß,« sagt Herr Faux, »daß mein unerfahrner und freygebiger Freund englisches Geld hat, und macht ihre Plänchen darauf.« »Er hat all' seine Pferde, Kühe, Hunde, und in England aufgenommene Diener und Mägde verloren. Die Thiere verirrten sich in den Wäldern, oder wurden gestohlen, und seine Dienstboten empfingen ihren Lohn, schöpften freye Luft ein und gingen davon.«

In Zainsville, einer Stadt, die seit achtzehn Jahren besteht, und ohngefähr 3000 Einwohner hat, sah der Richter Wilson unsern Pachter für einen Irländer an, und wunderte sich, ihn so gutes Englisch sprechen zu hören.

»In meinen Gängen kam ich auch in den obersten Gerichtshof der Stadt, wo Oberrichter Wilson auf der Bank in der Mitte drey bäuerischer, schmutzig aussehender Assessoren Posto gefaßt hatte, sämmtlich ohne richterliche Amtskleidung, in schlechtem Zeuge, in selbstgemachten Hauskleidern, dunkelfärbigen seidenen Halstüchern und überhaupt ihrem Ansehn nach nicht viel besser als unsere Moorbewohner in England. Also saßen sie da und präsidirten mit Gemächlichkeit und nicht ohne Geschick einer Anzahl flachen und geschwätzigen Advokaten, alle ohne Amtskleidung und sehr abgeschmackt in ihren Reden, Wesen und ganzen Betragen, gekleidet in gewöhnliche Jacken, Füße und Knie höher als die Nasen, und nach der Richterbank seitswärts hinüberblickend. So hielten sie ihre Reden, fragten die Zeugen aus und hielten die Aussagen gegen einander (cross-examining evidence); alles an einem gewöhnlichen großen Tische, braune irdene Krüge kalten Wassers vor sich, um bey Gelegenheit ihre Kehlen zu erfrischen, oder ihre von Tabak beschmutzten Lippen zu benetzen. Alle mit einander, Richter, Geschworne, Rechtsanwalte, Zeugen und die Angeklagten, schienen frey, vergnügt und glücklich. Der Oberrichter unterscheidet sich von den übrigen bloß durch einen schäbigen, blauen, abgetragenen Rock, schmutzige Pumphosen und ungeputzte Schuhe. So saßen Ihre Herrlichkeiten da, froh und fleißig Tabak kauend, und schienen dabey so unbefangen als möglich. Der Oberrichter Wilson ist indessen ein jovialer verständiger Mann, ziemlich spaßhaft, und wie ich glaube recht gutmüthiger Natur.« — P. 174, 175.

An dem nächsten Halte stieß Mr. Faux auf einen gewissen Herrn Chichester, »einen artigen, frohsinnigen und recht interessanten Amerikaner,« der in seinem eigenen Wagen von Kentucky oder Virginia herkam. »Dieser Herr« erzählte ihm, »daß man in den wenig bevölkerten Theilen Kentucky's das Leben eines Menschen um zehn Thaler haben könne.«

»Ich kenne eine Bande von Weißen,« sagt Herr Chichester, »welche vor einem Jahre einen ihrer Gesellen am Feuer zu Tode braten ließen, weil er sich geweigert hatte, ihnen zuzutrinken. Drey oder vier von ihnen hielten nämlich den Mann so lange an einem großen Feuer, bis sie es selbst nicht mehr aushalten konnten; er aber starb zwanzig Stunden darauf. Keine gerichtliche Untersuchung fand Statt, denn dazu kommt

es eigentlich hie bey den Rowdies, so werden nämlich die in den Wäldern herumstreifenden Männer genannt.« — Pag. 179.

Diese Rowdies sind für uns eine ganz neue Klasse von Standespersonen (denn wir finden z. B. viele Offiziere als solche erwähnt). Sie scheinen aber in einer genauen Wahlverwandtschaft mit dem Geschlechte der Squatters zu stehen, deren Rechtsansprüche auch in ihren Büchsen bestehen, welche sie, wie es scheint, in der Weise des alten Soldaten beym Gil-Blas, schutzlosen ihnen begegnenden Reisenden als ein Argumentum ad hominem vorlegen.

Zwey dieser Herren, Oberst M'Greary und Major Hooker, kamen, betrunken und mit Büchsen bewaffnet, geradezu aus dem Lager, griffen, nach Whiskey schreyend, Herrn Canson's Haus an, drohten, das Thor einzusprengen, Mrs. Canson mit sich fortzuschleppen und ihren Ehegatten niederzuschießen. Der Letztere wandte sich an Mr. Russel, einer obrigkeitlichen Person, welche sich ihre Schuhe selbst macht, um einen Verhaftsbefehl gegen jene zu erhalten; aber es fand sich niemand, um selben in Ausführung zu bringen. Wohl mag der Bibliothekar des Kongresses ausrufen: »Welch ein Zustand ist dieß, im Vergleich mit jenem fast aller europäischen Völker!« Ein anderes Geschäft dieser Rowdies soll darin bestehen, daß sie unter dem Vorwande, entlaufende Neger zu verfolgen, umherstreifen und freye Neger entführen. Diese armen geraubten Burschen werden dann nach New-Orleans gebracht, und dort verkauft. Pag. 278.

Mr. Faux hat uns auch mit einer andern, eben so neuen Ordnung von Staatsbürgern, die den Namen Regulators führen, bekannt gemacht.

»Diese Regulators sind eigenmächtige Diener der Gerechtigkeit, um diejenigen zu bestrafen, welche das Gesetz nicht zu erreichen vermag, z. B. stark beargwohnte Individuen, durch falsches Zeugniß, oder ab instantia (lack of good evidence) losgesprochene Personen, welche aber von der öffentlichen Meinung für schuldig gehalten werden. Solchen Leuten kommt ihre gerichtliche Lossprechung selten zu Gute. Peitschenschläge, der Tod oder die Verbannung sind die Strafen dieser Gesetzgeber. Das Gesetz, an sich selbst unzureichend, erlaubt solche Dinge oder sieht ihnen zu. — P. 318.

»Lynch's Gesetz« ist etwas dem ähnliches. »Ein junger Yankee, Namens Williams, ward der Gegenstand einer boshaften Verfolgung, auf den Verdacht hin, ein Magazin bestohlen zu haben; da aber bloß unzureichende Nebenbeweise geführt wurden, so wurde er frey gesprochen. Seine Ankläger ließen ihm indessen sagen, daß, wenn er nicht sogleich den Staat verließe, so würde er Lynch's Gesetz bekommen, — d. h. eine Tracht Peitschenschläge in den Wäldern.«

»Nächsten Tages reiste er mit Frau und Kind zu Fuße ab; aber vier Meilen von Princeton, in den Wäldern, wurden sie von zwey mit Büchsen bewaffneten, Hunde und Peitschen mit sich führenden Männern überfallen, die ihm erklärten, sie kämen ihn zu peitschen, außer er würde gestehen und ihnen den Ort anzeigen, wo er das gestohlene Geld verborgen habe. Vergebens suchte er sie von dieser Vorstellung abzubringen, und nur in Betracht der Bitten und Klagen seines Weibes verminderten sie die Strafe auf dreyzehn Hiebe. Einer dieser Männer band ihn dann an einen Baum und peitschte ihn mit einem Ochsenziemer, während ihn der andere hielt und den Mund zuknebelte; das Weib aber, ganz außer sich, schrie die ganze Zeit über Mord! Mord! Nachdem die Amtshand-

lung vorbey war, wurde er losgebunden und ihm eingeschärft, den Staat sogleich zu verlassen, im entgegengesetzten Falle würde er den folgenden Morgen eine zweyte Geißelung, zum Schreck und warnenden Beyspiel aller hieher kommenden Yankee's, erhalten.« — Pag. 304, 305.

So weit Herr Faux; diese Gewohnheit wird übrigens durch eine Begebenheit bestätigt, welche wir in einem New-Yorker Blatte von ganz neuem Datum erwähnt finden.

Ein gewisser Botsford stand im Verdachte, die Bank bestohlen zu haben, deren Kassier der Oberst Kelly war; allein man konnte keine überzeugende Beweise gegen ihn aufbringen. Kelly unternahm daher das Geschäft eines Regulators, lockte den Mann in die Wälder, band ihn an, und geißelte ihn ganz unmenschlich, um ein Bekenntniß zu erpressen, was ihm aber nicht gelang. Dagegen verklagt Botsford Kelly auf Schadenersatz, worin auch er nichts ausrichtet. Sein Bruder aber ließ sich vernehmen, daß er (Botsford) von nun an immer ein Messer bey sich trüge, um bey sich ergebender Gelegenheit seine Genugthuung zu nehmen. Darauf begegnet der Oberst mit geladenen Pistolen und einem Ochsenziemer unserm Botsford, und fing an ihn zu peitschen, als dieser sein Messer zog, und es ihm in das Herz stieß!

Wer will es wohl nach allem diesen wagen, die Behauptung des Bibliothekars Lügen zu strafen, »daß der Amerikaner fühle, keine Gewalt auf Erden könne ihn bedrücken?« Oder »daß er die Gränzen seiner Bestrafung und die Sinnesweise seiner Richter vollkommen kenne.« Was sollen, möchten wir fragen, Richter oder Geschworne in einem Lande, wo Lynch's Gesetz vorherrscht und Regulators über die Themis wachen?

Zur Ausgleichung dieser wohlgemeinten Bemühungen, das Amt des Richters zu einer arbeitslosen Sine Cure zu machen, werden ihm gelegentlich andere Verpflichtungen aufgebürdet, welche eher dazu gemacht sind, die Last als das Ansehen seiner Stelle zu erhöhen. »Squire Simpson, ein alter englischer Ausgewanderter, hatte als zeitweiliger Richter zwey Parteyen vor sich, von welchen keine mit seiner Entscheidung zufrieden war. Der Heftigste der beyden Gegner wandte sich folgender Maßen an ihn: »Wohlan! ich sehe, daß ich und mein Gegner uns schon verstehen müssen. — Aber ich muß Euch zu Leibe gehn. — Ich will mich mit euch schlagen Squire!« Der Squire nahm ihn beym Wort, und nach einem schönen Faustkampfe deckte der Richter den Kläger tüchtig zu.

Unser Reisender erzählt uns, was kaum nöthig war, das westwärts gelegene Land sey vorzüglicher als irgend eine Gegend der östlichen Staaten, die Einwohner verstünden sich aber nicht auf seine Bearbeitung. Die Breterhäuser der Landbauern sind »elende Löcher, die bloß ein einziges Zimmer haben, in welchem man kocht, ißt, schläft, auf die Welt kommt und stirbt, Männer und Weiber alles durcheinander!« »General M' Carty's Landsitz,« sagt der Pachter, »ist um weniges größer und besser als eine Küche in Sommersham. Der General sieht schmutzig und ohngefähr wie ein Schlächter aus, sieht einem Militär sehr wenig, aber mehr einem Halbwilden ähnlich, und ist wie die herumstreifenden Waldbewohner gekleidet.« Pag. 184.

Wir finden nun Herrn Faux zu Lexington, der Hauptstadt von »Alt-Kentuck,« (so schreibt er, denn er adoptirt überall den fehlerhaften Volksausdruck), welche er folgender Maßen beschreibt:

»Alle Gebäude, mit Ausnahme des wirklich schönen Kollegiums, haben ein unreinliches vernachläßigtes Aussehen, und fallen fast in Trüm-

mer; namentlich das Gerichtshaus, welches zwar auf dem schönsten Platze gelegen, aber mit den zerbrochenen Fenstern, verfaulten Fensterrahmen und zertrümmerten Pforten wie ein altes verlassenes Badehaus aussieht, und mit dem schlichtesten Werkhause in England keine Vergleichung aushält. Man behauptet hier, daß es mit dieser Stadt zurückgegangen sey! aber es sind doch viele gut eingerichtete Wohnungen darin, und man trifft hier die beste Gesellschafft Kentucky's.« — Pag. 191.

Hier trifft er einen Squire Lidiard, einen reichen englischen Ausgewanderten, welcher durch »Birbecks Briefe« verleitet, seine Schreibstube zu London, die Börse, ein Haus in Blackheath, und alle seine Verbindungen verlassen hat, und wofür wohl? »das wüßte er nicht zu sagen,« — gestand er selbst, es wäre denn um amerikanische Betrügerey näher kennen zu lernen, und unter einem Volke zu leben, »welches weder auf Redlichkeit noch Pünktlichkeit hält, und mit welchem ich jedes Geschäft ablehne, da es unter ihrem gegenwärtigen finanziellen Systeme unmöglich ist, irgend eine Sache von bedeutendem Werthe zu kaufen oder zu verkaufen.« Unser Pachter erfuhr bald selbst die Wahrheit dieser Bemerkung, als man seine Pensylvanische Banknote von 20 Pfund bloß für 5 Pfund nehmen wollte. Allein hören wir Herrn Lidiard.

»Die Freyheit und Unabhängigkeit, von welchen wir uns, ich so wie Sie, jenseits des atlantischen Meeres eine so glänzende Vorstellung gemacht haben, verlieren bey einer nähern Betrachtung sehr von ihrem Werthe. Diese vielgerühmte Freyheit wird hier von Niemanden gehörig geachtet, aber von allen mißbraucht. Freyheit wird hier übersetzt: Thue was dir beliebt, scheue nichts und niemanden, und berücke jedermann; wenn ich ein Gut kaufe, und das Geld vor Ertragung des Titels auszahle, so ist eins gegen zehn zu wetten, daß ich um die Summe geprellt bin. Mein Garten kostet mich für den heurigen Sommer an 50 Dollars, und sein ganzes Erträgniß wurde mir von Knaben und jungen Leuten entwendet, die dazu die Freyheit zu haben glaubten. Beklagt man sich bey ihren Vorgesetzten, so erhält man die Antwort: »O! das sind lose Knabenstreiche, von denen man keine Notiz nehmen muß.« Pag. 194.

Er gab auch dem Pachter folgende Erläuterungen jener Rechte und »Sicherheit,« welche, wie uns gesagt wird, jeder Amerikaner »durch die freysinnigen Einrichtungen seines Landes« genießt. »Ich sah jüngsthin eine Urtheilsvollstreckung durch jenen vielgepriesenen Geist der Freyheit oder Unabhängigkeit verhindern. Das unter Gant liegende Eigenthum einer Familie sollte eben feilgeboten werden, als auf einmal der älteste Sohn mit einer herkulischen ungeheuren Keule erschien, und sich folcher Maßen aussprach: »Meine Herren! Sie mögen auf diese Steine und diese Sachen, die meinem Vater gehörten, bieten und sie kaufen wie Sie wollen, aber beym Himmel, kein lebendiges Wesen wage sich hieher, sie in Besitz zu nehmen; denn der Grund gehört mein, und wenn der Käufer irgend etwas hinwegnimmt, so hat er es mit mir zu thun!« — Pag. 192.

Solche Erläuterungen des Begriffes Freyheit häufen sich so sehr über unsern armen Freund, daß er ganz bestürzt und niedergeschlagen wird, und in einer Reihe frommer Betrachtungen, fürwahr nicht des neuesten Schlages, sich also vernehmen läßt. »Wir bedürfen des göttlichen Segens zu allen Dingen, selbst zu seinen Segnungen. Ich bin etwas geneigt zu glauben, daß die Segnungen der amerikanischen Freyheit ungesegnet sind.« — Pag. 425.

Mr. Faux brachte in Erfahrung, daß der Preis der Grundstücke in diesen äußersten Niederlassungen (back settlements) seit den An-

käufen Birkbecks um 50% gefallen sey, und diesen vermocht habe, seine Darangabe auf einen Landstrich von 30,000 Acres verfallen zu lassen. Mr. Lidiard beschreibt »die englische Provinz,« in welcher jener und die Familie Flower sich niedergelassen haben, höchst unvortheilhaft. — »Sie sind im Sumpfe und können nicht heraus.« »Ich,« sagt Mr. Lidiard, »lasse meine Gelder in den Fonds,« in jenen Fonds welche nach Herrn Law aus seinen Freunden und Verwandten noch Bettler machen werden. Geld ist nach Herrn Lidiards Angabe und nach jeder andern, von welcher wir vernommen haben, hier nicht zu bekommen. »Mit Nichts würde man Geld auftreiben können, als mit Negern, ihrem Schweiß und Blute.« — Die Seifenblase scheint denn endlich doch, wie jene Poyais Savannen*), zerplatzt zu seyn; denn unser Pachter sah eine anständige englische Familie von Leicestershire durch Lexington wandern, und sich so Birkbecks, als seiner Niederlassung, vollkommen überdrüßig, ohne einen Pfenning Geld, in die Heimath begeben.

Wir haben oben eine obrigkeitliche Person mit einer vor Gericht stehenden Partey boxen gesehen. Hier ist eine andere Skizze eines erzürnten Richters.

»Richter Waggoner, ein allgemein bekannter Schweinedieb, wurde jüngst, als er zu Gerichte saß, vom Major Hooker, der sich auch mit Jagen, Augenausreißen, Peitschen und Nasenabbeißen abgibt, dieses seines Hanges bezichtigt, und öffentlich, trotz seiner Richterwürde, als der größte Schelm in den vereinigten Staaten bezeichnet. Darin bestand des Majors Antwort, auf die Frage: Schuldig oder nicht Schuldig? bey einer gegen ihn gerichteten Anklage. Der Gerichtshof lachte, der Richter wüthete und forderte den Major auf, hinauszugehn auf einen Faustkampf. Der Major nahm dieß aber nur unter folgender Bedingung an: Richter! Ihr müßt aber sechs Meilen tief in die Wälder mitgehn, und der Ueberlebende mag zurückkommen und den Vorgang erzählen. Das wollte der Richter nicht. Seinerseits gerieth nun der Major in Wuth, da ihn der Richter von Amtswegen für einige frühere Uebertretungen zu einer Pön (fine) von 10 Dollars verurtheilte, indem man die dießmalige Klage hatte fallen lassen.« Pag. 318, 319.

Zu Louisville scheint unsern Pachter etwas, das er nicht näher angibt, vielleicht der Mangel an Achtung für seinen neuen Anzug, verletzt zu haben. »Ein Reisender,« sagt er, »sollte in diesem Lande in sehr einfacher Kleidung, wie ein Handwerker etwa, auftreten; da das Aussehen eines Gentleman's hier ein Gefühl der Unfreundlichkeit oder der Neugierde erregt;« und ohne weitere Einleitung bricht er in folgende Worte aus: »der Amerikaner als Thier betrachtet, ist schmutzig und verliert sich bis in die Gränzen der Bestialität. Als Mensch erscheint er ein Wesen von hohen Geistesgaben. All seine Laster und Gebrechen tragen die Farben einer gewissen Natürlichkeit, sie sind die eines Halbbarbaren, und er besitzt kein Gefühl der Scham dafür. Ich aber freue mich, all' dem Spießen, Augenausreißen, Zweykampf, Morden, Fluchen und unanständigen Fixiren der Bewohner Alt-Kentucky's den Rücken zuzuwenden.« Pag. 203.

Zu Portland setzte er über den Ohio und frühstückte zu New-Albion, einem neuen Dorfe, wo er zum ersten Male in Amerika,

*) Anspielung auf die Donquichottische Anleihe Mac Gregors, Souverains und Kaziken von Poyais!!! Anm. d. Ueb.

wie er sich ausdrückt, »frisches hausbackenes Brot fand.« Ueber den Ohio zu setzen, um zu finden, was ihm der armseligste Weiler seines Vaterlandes *) im Ueberflusse bieten kann, heißt Geld und Zeit nicht auf das Beste anwenden; aber unser Pachter geht so guten Humors wie Harry Bolingbroke darüber hinaus, ißt zu Mittag wo er kann und mag, schläft in Waldhütten, obschon etwas weniger prächtig als »beym Vetter Rugeley,« indem er (pag. 208) einen fremden Yankee neben sich im Bette, zwey Irländer und einen armen kranken Amerikaner zu den Füßen hat.«

Der Pachter ist auf Vincennes, seinen nächsten Anhaltspunkt, nicht gut zu sprechen. Seine Erziehung scheint ihm eine Achtung für die Sonntagsfeyer eingeflößt zu haben, welche hier auf die muthwilligste und schändlichste Weise entheiligt wird! Er verläßt es daher schon am nächsten Morgen, um nach Princeton zu gehen. »Der Weg führte,« sagt er, »über eine ausgedehnte, sandige, dunkle und glühende Savanne, die Sonne sah in dem dichten Luftkreise wie der Mond und blutig aus,« — kurz es scheint ihm nichts gefallen zu haben.

»Außer wohleingerichteten Pflanzungen, mit netten hölzernen Hütten und blühenden Obstgärten kürzlich angelegt, und doch heransprossend und wachsend wie in England die Weiden, sah ich zwischen Vincennes und Princeton, auf einen Ritt von vierzig (engl.) Meilen, nichts als elende Waldhütten, ein armseliges Dorf von zehn bis eilf Häuschen, klägliche, ganz vernachläßigte Meiereyen, und unthätige, schmutzige, kränkliche und wild aussehende Einwohner. Seife ist in keinem Wirthshause, weder gegen Osten noch Westen hin, zu bekommen; daher man überall unreine Hände, Köpfe und Gesichter zu sehen bekommt. Nichts ist hier rein, als die wilden Thiere und die Vögel in der Luft. Nirgend eine Spur von Betriebsamkeit, als in der Ferkelzucht, und diese ist eine nothgedrungene. Man arbeitet nur um nicht zu verhungern. Niemand ist glücklicher als die Eichhörnchen, deren Leben ein ewiges Spiel scheint. Niemand sorgt für den Lebensunterhalt als — die Schweine. Ich erreichte Princeton bey Sonnenuntergang.« — Pag. 221.

Hier traf er einen Herrn Phillips aus Somersetshire, der sich ängstlich nach einem Kunden umsah, dem er seine ökonomischen Verbesserungen (zusammt dem Grunde) verkaufen könnte, um dann nach England zurückzukehren.

»Mr. Phillips und seine Frau sahen beyde recht schäbig, wild und schmutzig aus. Er entschuldigte sich gegen mich wegen seines Anzuges, und sagte: »Hätte ein Fremder, wie Sie, mich in England in einem solchen Aufzuge überrascht, und ich hätte Sie zu meiner Thüre kommen sehen, ich würde mich wahrlich versteckt haben. Hier aber fühlt man keine Scham, sondern bloß Vergnügen beym Besuche eines seiner Landsleute, den ich noch ein Mal zu treffen mich glücklich schätzen würde.« Er hält bloß eine Hausmagd, indem seine Frau fast die ganze Wirthschaft selbst versieht, obwohl sie in England nicht gewohnt war, ihre Hände zu beflecken, oder die Füße von dem Teppiche des Salons wegzuheben. — Pag. 223.

Herr Phillips haßte die Savannen (und nicht ohne Grund) und unser Pachter auch, ob der Unzahl von Plagen, auf die er überall stieß, unter andern den »indianischen Sommer,« der ihn beynahe zu Tode dampfte, und welchen er folgender Maßen beschreibt. »Die Jahreszeit,

*) Wir ersehen daraus, daß Herr Faux nicht aus dem katholischen Irlande ist. Anm. d. Ueb.

welche man den indianischen Sommer nennt, und die hier im Oktober mit einer dunkelblauen nebligen Atmosphäre beginnt, entsteht daraus, daß im Umfange von mehr als tausend (engl.) Meilen Millionen Acres, in einer sich weit hinstreckenden flammenden, glänzenden und gegen Himmel dampfenden Feuersbrunst liegen, welche in Waldungen und Savannen anfängt, und sich durch Hügel und Thäler bis zu den Spitzen niederer Sträuche und hoher Bäume aufschlängelt. Die Bäume werden durch das starke, dickhalmige und hohe Steppengras und trockenen Blätterabfall entzündet, und so verbreitet sich der Brand nach allen Weltgegenden weit über die Spuren irgend einer Gesittung hin, und bedeckt nach und nach den ganzen nördlichen und einen Theil des südlichen, zwischen dem atlantischen und stillen Oceane gelegenen Festlandes. In den anstoßenden oder nachbarlichen Gegenden der alles verzehrenden Gluth füllt sich der ganze Gesichtskreis mit gelbem fühl- und greifbarem Rauche, Asche und Dampf, welche die Sehwerkzeuge der Menschen und Thiere angreifen, an vielen Tagen selbst die Sonne, Nachts Mond und Sterne verfinstern, bis endlich die Winterregen herabstürzen, die Brunst löschen und die dicke zähe Luft reinigen, welche man sehen, antasten, berühren und fühlen konnte.«

»So weit vom indianischen Sommer, der etwas von der gewöhnlichen Vorstellung der Hölle an sich trägt. Weßhalb man ihn den indianischen nennt? Weil diese Feuersbrünste durch die eingebornen Stämme angelegt worden zu seyn schienen. Jetzt sind die weißen Jäger ihre Urheber, die solcher Gestalt ein Mittel haben, das Wild aufzustören, zu treiben und einzufangen, zugleich aber die Wohnungen der Menschen zerstören, und alles dieses ganz ungeahndet.« — Pag. 232, 233.

Der 6. November ist in dem Tagebuche unsers Reisenden mit einem weißeren Steinchen bezeichnet. Er verließ Princeton in der Frühe, und erreichte Abends, nachdem er den ganzen Tag durch dicken Rauch und brennende Savannen, wo das Feuer manchmal in Halbbogen sich über die Straße zog, und ihn nebst dem Wegweiser zu warten oder einen Umweg zu nehmen zwang, geritten hatte, die willkommene Wohnung von Mr. und Mrs. Ingle, der mit seinen sechs Kindern herausstürzte, den alten Freund, Schulgenossen und Nachbar zu umarmen, und groß war die Freude des Wiedersehens.

Unser Verfasser gibt eine umständliche Beschreibung von dem Breterhause seines Freundes, und da es eines der besten war, die er gesehn, so werden wir sie dem Leser vorlegen.

»Es enthält,« sagt er, »funfzehn Fuß ins Gevierte, ein großes Zimmer und eine Kammer darüber, zu welcher man auf einer Leiter hinaufsteigt. Es hat jetzt zwar keine Fenster, aber wenn die Thüren zu sind, so lassen die Spalten zwischen den Balken von oben und unten Licht und Luft genug herein. Zwey Betten in dem untern Zimmer und eines oben nahmen uns folgender Maßen auf. Ich selbst und Mr. Ingle sind in der einen Lagerstätte, in der andern, uns zur Seite, schlafen sechs schöne aber schmutzige Kinder, und in der Kammer Mrs. Ingle und eine tüchtige englische Magd.« Sämmtlich, was zu bemerken, mit einem Ausschlage bedeckt, »der zehn Mal ärger ist als die Krätze.« — So schliefen meinetwegen Mann und Weib getrennt. Uebrigens ist es hier nicht ungewöhnlich, daß beyde Geschlechter in demselben Zimmer auf Betten ohne Vorhänge schlafen, und so mit einander Conversation halten. In einem, an das Haus stoßenden Gehege, befinden sich drey halbverhungerte Säue mit ihren Ferkeln, und verschiedene Kühe, Kälber und

Pferde, von ziemlich schlechtem Aussehen, ohne Gras, ohne Weide, mit Glocken an den Hälsen, die in einem fort klingeln. Scham, oder besser was man falsche Scham und Zartsinnigkeit nennt, herrscht mit nichten hier. Männer kleiden sich an und aus vor den Frauen, und man denkt nichts Arges dabey. Hier gibt es keine Dienerschaft. Die Magd ist dem Herrn gleich. Kein Bursche oder Bedienter. Kein Wasser als auf eine halbe Meile (engl.) Entfernung. Herr Ingle that alle geringere Arbeit und mehr als die Hälfte alles Holzfällens, Spaltens und Pflügens. Er ist ganz und gar Landbauer und die schmutzhändige Betriebsamkeit selber. Nie wird Holz in Vorrath für die Feuerung des künftigen Tages gefällt. Er und seine Axt schaffen es, erst wenn es Noth thut, her, wie auch das Futter für das arme hungrige Vieh, für die Ferkel und Pferde. Seine Zeit ist fortwährend in Anspruch genommen, und selbst die Knäbchen werden mit ihren ersten Hosen auch schon zu allerley häuslichen Geschäften benützt.« Pag. 235, 236.

Mrs. Ingle, eine sehr zart und fein erzogene Frau, war genöthigt ins Freye zu gehen, und halbe Nächte in den Wäldern und Sümpfen zu wachen, damit das um sich greifende Feuer nicht ihr Korn und Breterhaus verzehre. Sie that das Geständniß, daß Heimweh, ehemalige Freunde und Bequemlichkeiten, welchen sie sich entrissen hätten, oftmals die Quelle peinlicher Erinnerungen würden.

Das Folgende verdient wohl die ernste Beachtung des englischen Pachters, welchem in einer bösen Stunde die Idee zur Flucht nach diesem »Paradiese der Narren« in den Kopf gekommen ist.

»Zurückgehn und verwildern ist ein leichtes Ding — und dieß ist leider alles, was der arme Herr Ingle und seine Frau gethan haben.— Ferne von den Gesetzen und dem Uebereinkommen der Gesellschaft, und ohne Dienerschaft, das für uns zu thun, was sonst täglich gethan wurde, werden wir selbst mit der Zeit zu nachläßig, etwas außer dem zu verrichten, was Natur und die Nothwendigkeit gebieterisch heischen. Stolz und alle ähnlichen Antriebe verlassen uns; denn wir sind doch in unserer Lebensart mit den uns umgebenden Nachbarn ganz im Einklange. Daher wird Bart und Gesicht selten gereinigt, und die Wäsche bloß dann gewechselt, wenn sie gewaschen werden soll. Die Fußbekleidung wird fast nie geputzt, denn wenn man auch einen englischen Dienstboten hält, so genießt er mit uns der glücklichen Gleichheit, oder steht vielmehr zuletzt auf, und legt sich der erste zu Bette, und ißt als ein Freyer mit uns an demselben Tische. Niemand duldet einen Herrn allhier, als der Neger.«

»Die Seereise in einem übelriechenden Schiffsraume, und der Landweg über die Berge im Leiterwagen, wo man manchmal die Nacht unter freyem Himmel zubringen, oder auf der schmutzigen Flur eines Breterhauses, wie es Mr. Ingle sammt Frau, sechs Kindern und einer Magd erging, unter schmutzigen Kerlen zubringen, und über die Flüsse in kleinen Kähnen voll Ungeziefers und Schmutzes setzen muß, ist für das Gemüth eine recht gute Vorschule der Verwilderung und des Aufenthaltes in einer winzigen Balkenhütte, wie jene, wo ich gestern zu Mittag aß, und die Herrn Ferrel gehört, welcher mit seiner schon aus einigen Erwachsenen bestehenden Familie, zehn Personen an Männern und Weibern stark, in einem 15 Fuß langen und 10 Fuß breiten, bloß halbgedielten Zimmer, in drey Betten schläft. Der Tisch, oder was man so nennt, besteht aus zwey Klötzen und zwey darüber gelegten breiten Bretern, welche ein Tuch bedeckt. Sitze, oder eigentlich Bänke, erstrecken sich auf beyde Seiten desselben hin. Das Ganze geht den Sitzenden bis an die Knie. Eigentliche Stühle

und Tische haben sie gar nicht. Regnet es, so legt man Breter über den Schorstein (den ich mit der Hand erreichen kann), um das Auslöschen des Feuers zu verhindern. Dieser gute Mann hat acht Mal seine Niederlassung verändert, und ist so eine Stufe der Verwilderung nach der andern herabgestiegen. Die Speisen werden in einem Waschbecken aufgetragen, und so dient auch dasselbe Zimmer zum Salon, Vorsaal, Schlafgemach, Speicher und zur Küche.« Pag. 241, 242.

»Aber,« wie Herr Hornbrook, ein anderer enttäuschter Ansiedler aus Devonshire, bemerkte, »wir sind froh, nach einer langen Land- und Seereise nur unter Dach zu kommen, obwohl wir in England solche Wohnungen zu schlecht für Ställe gehalten haben würden.« Ein anderer armer Pachter aus Devonshire trat auf, der ein Obdach für seine unglückliche Familie suchte. »Ich fragte ihn,« sagt der Pachter, »ob es ihn reue, England verlassen zu haben.« Ja wohl bereue ich es, mein armes Weib nicht minder,« und damit brach er in Thränen aus. Pag. 206.

Endlich erreicht unser Pachter das Ende seiner Bestimmung und seiner Hoffnungen — die englische Savanne. — Seine Hoffnungen waren schon im Verlaufe seiner Reise, sowohl durch das, was er selbst gesehen, als überall gehört hatte, ziemlich niedergeschlagen worden. Der erste Anblick war auch hier entmuthigend genug; er bestand »in einer weiten, kahlen und düstern Aussicht« — er sah »keine Kornfelder, nichts bearbeitet.« Nachdem er seinen Einzug in Albion gehalten hatte, nachtmahlte und schlief er in einer Kammer, oder vielmehr »einem Schweinstall,« welche vier unreinen Lagerstätten und eilf Kerlen Unterkunft geben mußte. Keine Spur von Bequemlichkeiten des Lebens, und doch war das ein englisches Gasthaus. »Nicht einmal Whiskey, schlechten Thee und keine Milch in diesem Wiesenlande.« — Pag. 268.

»Albion,« von dem wir seit Kurzem so viel gehört haben, »enthält ein Haus und zehn bis zwölf Breterhütten, mit unsaubern Pfützen vor der Thüre, überfüllt von ausgelassenen englischen Handwerkern, die zu müßig, um zu arbeiten, und über alles hinaus sind, was nicht auf Essen und Trinken, Raufen und Klopffechten Bezug hat.« Unser Pachter besuchte natürlich Flower und Birkbeck, und wurde von beyden höflich empfangen. Diese theuren Freunde wohnten jedoch an den entgegengesetzten Ecken der Savanne, und waren so gespannt, daß sie nicht mit einander redeten. In der That bemerkte auch einer der Flowers, daß er es vermeide, Birkbeck zu sehen, »weil, wenn ich ihm nahe käme, ich Hand an ihn legen und ihn niederschlagen müßte.« Wie gewöhnlich schien eine junge Frau teterrima belli causa zu seyn. Birkbeck hatte sie für sich selbst bestimmt, aber Flower gewann ihm den Rang ab, und Birkbecks Einrede (plea of quarrel) ist die Unsittlichkeit Flowers, der ein zweytes Weib hier heirathet, während ihm ein anderes in England lebt, so daß dieser Hasser »des Pfaffenthums und der Königsliste« ein Unitarier in der Religion, in der Sittlichkeit ein Bigamist und in jeder Hinsicht als ein Freygeist erscheint. Da wir von den Predigten Sr. Ehrwürden des Herrn Moris Birkbeck nichts mehr vernehmen, so vermuthen wir, daß er seine kanonische Würde bey Seite gelegt hat.

Nach den obigen Nachrichten hatten die Flowers doch etwas gethan, und sind im Besitze von 500 Merino-Schafen; wie ihnen das dickhalmige Savannen-Gras angeschlagen hat, wird man vermuthlich zur Stunde, wo wir dieß schreiben, längst schon erfahren haben. Der ältere

Flower indessen fand sich in seinen Erwartungen sehr getäuscht, und sein Rath war: »sagen Sie Ihren Landsleuten, sie sollen, wenn sie ihren Lebensunterhalt gut zu decken vermögend sind, auf alle Weise zu Hause bleiben.« Birkbeck hingegen hat in seinem Antheile durchaus nichts gethan, und zieht es vor, seine Lebensmittel durch Ankauf von Harmony aus zu beziehen. Er kam nicht hieher, sagte er, um Landwirthschaft zu treiben, die habe er in England dreyßig Jahre lange genug betrieben. Er ist thatsächlich, wie wir es schon längst behauptet haben, nichts anders als ein Güter-Schacherer (land-jobber). Aber er hat sich selbst sowohl als andere betrogen, und einen gar argen Schacher (job) daran gemacht. Wirklich scheint Freund Moris weniger Weltklugheit zu besitzen, als wir ihm zugetraut haben. Er wußte seinen Kunden außer der Großsprecherey seiner »Briefe« keine andere Versuchung zum Ankaufe anzubieten. In der That strömten, von diesem verleitet, eine Menge Einwanderer zu seiner Savanne hin, aber dort angelangt, fanden sie weder Obdach noch Lagerstätte, und »da er nicht genug Nahrungsmittel für sich hatte, so fand sich natürlich für die Ankömmlinge wenig oder nichts vor. Uebrigens war auch niemand da, in die Besitzungen einzuführen, noch wußte er selbst, wo sie lagen.« Pag. 251.

Die Folge war, daß alle mißvergnügt wurden. Einige kehrten mit herzlichen Flüchen auf Moris Birkbeck und seine Savanne zurück; andere, aus Verzweiflung verwegener, setzten ihren Zug westwärts bis zum fernen Missouri fort, welcher (als der entfernteste von aller Aufsicht) der Lieblingsaufenthalt der Rowdies und Regulators geworden ist.

Einige wenige Grundstücke in der Nähe der Illinois-Savanne waren theilweise angebaut. Unter andern, von unserm Pachter besuchten Landwirthen, war »Redner Hunts,« Sohn, und seine taubstumme Mutter, welche zusammen ungefähr sechs Acres unter dem Pfluge hatten. Sie lebten in einer elenden Breterhütte, die bloß ein Zimmer hatte, ohne Bedienung, halb nackt und in Lumpen, ihre Kleider alle auf dem Leibe tragend. In ihrer Höhle waren weder Sessel und Stühle noch Tische. Sie hatten kein Geld, ihr Land war unbebaut, unbesäet und bestimmt zur Bezahlung der Taxen verkauft zu werden. Pag. 274.

Halt! nicht weiter! Ueberleset mir diesen Artikel noch ein Mal! wie der alte Trunion sagt: Taxen sagtet ihr? Taxen in diesem »letzten Zufluchtsort« der leidenden Menschheit? und das Land bestimmt, zu ihrer Bezahlung verkauft zu werden? Welch ein Schlag für »den großen Verfechter der Reform,« wie ihn der Pachter zärtlicher Weise benennt, wenn er findet, er habe seinen einzigen Sohn nach Amerika gesendet, um Hungers zu sterben, und sein kleines Besitzthum durch jenes anstößige Thier (obnoxious animal), den Taxen-Einsammler zu verlieren, gegen welchen er doch auf seinen väterlichen Rath eine Zuflucht dort suchte, »wo keine Gewalt auf Erden den Bürger zu unterdrücken vermag!«

Herr Faux machte auch zwey Brüdern, Namens Cowling, kleinere Pächter aus Lincolnshire, denen Birkbeck ein Stück Landes verkauft hatte, einen Besuch. Sie lebten, wie Pachter Faux wörtlich sagt, »gänzlich wie die Wilden, ohne weibliche Gesellschaft, in einer elenden Breterhütte, die bloß aus einem Zimmer bestand, ohne alle Hausgeräthe, mit Ausnahme eines elenden, schmutzigen und zerissenen Bettes für beyde.« Sie selbst sahen unreinlicher, abgerissener, zer-

lumpter und abschreckender als der elendste englische Bettler, Landstreicher aus. Die Kleider fielen ihnen vom Leibe, das Leinenzeug war schmutzig und das Gesicht mondenlang ungewaschen und bärtig. Pag. 288.

»Hier lernt der Mensch,« bemerkte Mr. Cowling, »Philosophie und ihren Nutzen!« Es ist sehr zu bedauern, daß Mr. Cowling von dieser Philosophie nicht etwas gelernt hat, ehe er durch die falschen Darstellungen Birkbecks verleitet wurde, England zu verlassen; oder daß er sich nicht wenigstens bestrebt hat, dort die Verhältnisse solcher Ansiedlungen besser kennen zu lernen. Aber wie unser Pachter richtig bemerkt, viele englische Familien »ohne Brot, Butter, Milch, Thee und Kaffee mondenlang in diesen Wildnissen lebend, würden, wenn sie in England nur einen Tag eines dieser Dinge beraubt gewesen wären, es als das elendeste Land unter der Sonne, sammt allem was sich darin befindet, verflucht haben.« »Ja,« setzt er hinzu, »einige unter ihnen werden sich sogar mit einer gewissen Zufriedenheit rühmen, daß sie gelernt haben, ohne Zucker auszukommen, weil er in diesem abgabenfreyen, von Milch und Honig überfließenden Lande so theuer ist!« Pag. 311.

Wir dürfen indessen keinen Augenblick zweifeln, weder daß viele unserer Landsleute, die nach diesen entfernten Niederlassungen auswandern, es in der festen Ueberzeugung thun, daß sie dort, ihren Lebensunterhalt ohne im »Schweiße ihres Angesichtes« zu arbeiten, finden werden, noch daß dieselben im Allgemeinen zu dem werthlosesten Theile unserer Bevölkerung gehören. Sonst wäre es ja unmöglich, daß Herr Faux und auch alle andern wahrheitsliebenden Schriftsteller sie in einem solchen Zustande von Verwahrlosung und Entartung gefunden haben sollten. Es gibt fürwahr unter den gemäßigten Zonen kein Land, so schlecht es auch immer seyn mag, wo nicht der freye Boden durch ein gehöriges Maß von Bearbeitung Nahrung irgend einer Art zum Unterhalte des Menschen hervorbringen wird. Das Klima mag so ungesund seyn, das Ungeziefer so zerstörend, und der Boden so unfruchtbar als »die kalten, feuchten, sumpfigen Savannen, über welche dichte, giftige Nebel das Eindringen dunstiger Hitze doch nicht verhindern, »auf deren Oberfläche« vier Fuß hohes Gras das stinkende, stehende, aufdünstende Wasser bedeckt, so wird man dessen ohngeachtet, auch an solchen unvortheilhaften Plätzen, wenn man nur die Jahreszeit gehörig in Acht nimmt, aufs wenigste Indianisches Korn oder Hülsenfrüchte hervorbringen können, nicht bloß um die Menschen zu nähren sondern auch um Schweine zu mästen. Und was anders als eine eingewurzelte Trägheit, und eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen Reinlichkeit kann die Ansiedler abhalten, aus dem Fette dieser Thiere und Holzasche so viel Seife zu verfertigen, als nöthig wäre, sich selbst, ihre Kleidung und Wäsche in einer gewissen Anständigkeit zu erhalten, von welcher sie jetzt so weit entfernt sind?

Zu allem diesem gehört, wir geben es zu, Arbeit und Mühe, welcher aber die Mehrzahl jener / sowohl Europäer als Amerikaner, die dahin auswandern, wie wir schon bemerkt haben, enthoben zu seyn glauben. In ihren Aussichten getäuscht, kehren sie, wenn sie dazu die Mittel haben, wieder um, oder dringen tiefer in die Wälder vor. Die Uebrigen aber, die bleiben müssen, sitzen unzufrieden da, in einer ungereuteten, unausgetrockneten Wüste, spitzen einige Balken zu einer Hütte, welche anstatt gegen den Wechsel der Witterung zu schützen, Regen und Wind durch jede Spalte einläßt; werden des Landes, der Bewohner, ihrer selbst überdrüßig, verschlossen und mürrisch; vernachläßigen Geist

und Leib, »verwildern,« wie unser Pachter sagt, und werden am Ende »Philosophen,« wie Mr. Cowling.

Einige Personen indessen lernte Herr Faux auch in dieser Wildniß kennen, die nicht ganz dasselbe Gepräge trugen, und unter andern einen Herrn Bentley und Gattin aus London, welche ihr kleines Vermögen zu dem Ankauf von Land verwendeten, und ganz ohne frühere Kenntniß Landwirthe wurden, beyde entschlossen, tüchtig auf dem Felde zu arbeiten, von welchem sie täglich, wie Herr Faux erzählt, »vergnügt, glücklich und gesund in ihre Breterhütte zurückkehren.« — »In London,« fügt er hinzu, »hatte er die Gicht, und sie war schwermüthig; aber hier melkt sie die Kühe, trägt Wasser und versieht die ganze Wirthschaft in und außer dem Hause. Das hat sie geheilt, und die Bearbeitung des Feldes ihn.« — Pag. 289.

Ein anderes Gespann aus London, zwey ehemalige Stutzer, Namens Millor, wohnten fünf Meilen (engl.) von jeder Nachbarschaft entfernt. Sie waren unter dem Namen »der Buben im Walde« bekannt, und »hatten,« wie unser Reisender berichtet wurde, »obschon sie nie einen Pflug geführt, einen recht guten und ersprießlichen Anfang gemacht.« Diese und einige andere, deren erwähnt wird, und welche die Bequemlichkeiten der Heimath nicht vergessen konnten, hatten sich durch gewohnte Thätigkeit und Reinlichkeit dieselben sogar bis zu einem gewissen Umfange gesichert, blieben indessen doch einer Plage unterworfen, gegen welche sie keine Macht haben, nämlich der Anmaßlichkeit, Roheit und den Verkürzungen der Squatters, Rowdies, Schläger, Augenausreißer und Büchsenmänner, »Leute,« sagt unser Pächter, »wild wie Bären und Stiere, systematisch ohne Grundsätze, und in welchen das Gefühl der Sittlichkeit gar nicht zu bestehen scheint« (pag. 331).

Jedoch die ältesten Ansiedler auf der Westseite der Alleghani's, nämlich die Kentucky's und der Ufer des Ohio, welche die größten und ausgesuchtesten Landstriche besitzen, müssen mit aller Betriebsamkeit das, was sie hervorbringen, selbst wieder verzehren.

Da nämlich jeder hier selbst Hervorbringer ist, so gibt es für ihren Ueberschuß keinen Markt, außer zu New-Orleans, der meistens bloß die Fracht deckt. Die Schiffleute des Stroms werden übrigens als solche Diebe angegeben, daß man sehr oft weder von ihnen noch der Ladung etwas zu sehen bekommt, und auch Insekten aller Art sind vortreffliche Abnehmer in einem kaufmännischen Abenteuer nach New-Orleans.

Die Krankheiten, welche in diesem unangebauten, »dünstevollen« Lande herrschen, und der gänzliche Mangel an allem ärztlichen (um so viel mehr religiösen) Rathe und Hülfe, sind allein schon ernsthafte Kehrseiten der dem Auswanderer bevorstehenden Zukunft. Allein ein solcher muß sich schon gefaßt machen, eine große Anzahl Entbehrungen und Plagen erdulden zu müssen. Unter den letztern ist die Menge giftigen Gewürmes und Ungeziefers nicht zu übersehen. Die Mosquitos hätten, sagt Herr Faux, beynahe die englischen Ansiedler aus Illinois vertrieben; verschiedene Personen sind durch dieselben wirklich erblindet, »und so heftig ist das Gift dieser Blutsauger, daß ein nackter, an einen Pfahl gebundener Mensch, ohne Uebertreibung, zu Tode oder zur Raserey gestochen werden würde.« Die Heuschrecken vertilgen sehr oft die ganze Ernte und alles Grüne was am Boden wächst.

»Im vergangenen July bedeckten, im Michigan-Gebiete an den Ufern der Seen, Fliegen, so dicht beysammen wie Bienenschwärme

auf dem Gezweige, die Oberfläche der Erde, verfinsterten durch sechs Mal 24 Stunden Sonne, Mond und Sterne, und hinterließen einen verpesteten und vergifteten Luftkreis. Die Seiten und Ecken derjenigen Häuser, welche von der Sonne nicht beschienen wurden, waren ganz schwarz von ihnen, und jede Minute starben sie millionenenweise dahin.« — Pag. 154.

Dieser Zustand der Dinge wird unbezweifelt nach und nach besser werden; allein viele Menschenalter müssen vergehen, ehe die jetzt über das ungeheure Mississipi-Thal so spärlich verstreute Bevölkerung dicht genug wird, um irgend einen Theil desselben, zu einem wünschenswerthen Aufenthalte gesitteter Wesen zu machen; ehe auf Märkten verkehrt wird, Gebäude zur Verehrung Gottes und Schulen für die Jugend errichtet werden, die Sklaverey abgeschafft, Recht und Gerechtigkeit gehörig gehandhabt wird, ehe die Wälder und Schilfgebüsche gelichtet, die schädlichen Cypressen-Sümpfe ausgetrocknet, die faulen Gründe und die üppigen Savannen von dem stillstehenden, und in Fäulniß übergegangenen Wasser gereinigt werden: dann, und nicht eher als dann, mag das gegenwärtige Geschlecht der Auswanderer mit, wenn auch etwas sanguinischen, Hoffnungen dem künftigen glücklichen Zustande ihrer Nachkommen entgegen sehen. In seinen Tagen, oder auch in seiner Enkel Zeit, ist wenig Verbesserung, irgend einer Art, voraus zu sehen.

Folgende Stelle wird von unserem Pachter als »ein Bild der Lage des amerikanischen Volkes, der Ackerbautreibenden so wie auch anderer Theile desselben,« angegeben. »Wenig Wohlstand, aber auch wenig Dürftigkeit, und diese leicht zu vermeiden, doch gar keine Befürchtungen künftigen Mangels. Wenig oder gar keine Betriebsamkeit. Wenig oder gar kein Geldumlauf und gar keine Bemühnug ihn zu bewirken. Kein Elend und kein Luxus, und vielleicht auch nichts, das man Zufriedenheit und Glück nennen könnte. Keine Erhöhung der Lebensfreuden; sie leben entweder wie die Eber im Walde, oder die Mastschweine im Stalle*).

*) Diese freylich zu derben, und in der Allgemeinheit, in welcher sie hier ausgesprochen und auch auf die Küstenbewohner ausgedehnt werden, vielleicht nicht ganz bewährten Ausdrücke, zeigen doch unwiderleglich von dem Total-Eindrucke, welchen das amerikanische Leben auf den unbefangenen und verständigen Landwirth gemacht hat, und bringen uns folgende, mit einer größeren Autorität bekleidete Stelle des Verfassers, du génie du Christianisme in den Sinn: »Sur la foi des livres et des intéressés, au seul nom des Américains, nous nous enthousiasmons de ce côté-ci de l'atlantique. *Nos gazettes ne nous parlent que des Romains de Boston et des Tyrans de Londres.* Moi-même épris de la même ardeur, lorsque j'arrivais à *Philadelphie*, plein de mon Raynal, je demandai en grâce, qu'on me montrât un de ces fameux Quakers, descendans de *Guillaume Penn.* Quelle fut ma surprise, quand on me dit, que si je voulais me faire duper, je n'avais qu'à entrer dans la boutique d'un frère, et que si j'étais curieux d'apprendre jusqu'où peut aller *l'esprit d'intérêt et d'immoralité mercantile*, on me donnerait le spectacle de deux Quakers, désirant acheter quelque chose l'un de l'autre et cherchant à se leurrer mutuellement. — — Chaque jour voyait ainsi, l'une après l'autre se dissiper mes chimères et cela me faisait mal. Lorsque par la suite je connus d'avantage les américains, j'ai parfois dit à quelques-uns d'entre eux, devant qui je pouvois ouvrir mon âme: *J'aime* votre pays et votre gouvernement, mais *je ne vous aime point*, et ils m'ont entendu.« Essai sur les Révolutions ch. XXVI. Wenn übrigens Herr von Chateaubriand mit der letzten Aeußerung seinen Amerikanern kein Kompliment machen wollte, so zweifeln wir nicht, daß der Pair von Frankreich sie auf alle Weise bloß als die flüchtige Verirrung eines jugendlichen Geistes bestehen ließ. Sein Zeugniß kann dadurch in keinem Falle etwas von seinem Gewichte verlieren. Anm. d. Ueb.

All ihr Wissen beschränkt sich auf den Kreis der Zeitungen, die sie alle gern lesen, und bestehet in der Kenntniß ihrer natürlichen und politischen Rechte, welche sie in sich selbst ehren, aber gegen andere oftmals verletzen, indem sie kalt, selbstsüchtig, düster, träge und mit wenig oder gar keinem Gefühle begabt sind. — Pag. 125, 126.

Dieser ungünstige Bericht über die Bevölkerung Amerikas (von welchem wir nur den kleinsten Theil ausgehoben haben) rührt, im Vorbeygehen gesagt, nicht von uns her, sondern von einem Manne, der Amerika »die Heimath seines Washingtons, das Land seiner theuersten Vorliebe und Meinungen« nennt, und welcher sichtbarlich mit entschiedenen Wünschen die Reise antrat, es so zu finden, wie er es sich selbst ausgemalt hatte, ganz das Gegenstück dessen, was er gehört, gesehen und bekannt gemacht hat.

Wir sind sehr geneigt, das verwerfliche und herzlose Betragen der Amerikaner, von welchem jede Seite des Fauxischen Buches überströmt, der gänzlichen Gleichgültigkeit (disregard) der Regierung gegen die Religion zuzuschreiben. Dieser unselige Mißgriff bey Entwerfung ihrer Verfassung hat die allerverderblichsten Folgen auf die Sittlichkeit des Volkes hervorgebracht. Denn man kennt schlecht das menschliche Herz, wenn man erwartet, daß wir Tugend und Sittlichkeit unter Vernachlässigung der Religion verehren werden. Der Mangel einer eingeführten Staatsreligion hat die Masse des Volkes entweder zu Ungläubigen oder Schwärmern gemacht. »Manche,« drückt sich ein amerikanischer Schriftsteller aus, »behaupten die Zulänglichkeit der natürlichen Religion, und verwerfen die Offenbarung als unnöthig und fabelhaft, und viele haben, wir glauben es nicht ohne Grund, ihre Religion noch zu wählen.« In den äußersten Niederlassungen predigt hie und da ein verzückter Sektirer in einer Hütte oder unter einem Baume; und in den alten Staaten ist keine milde Verbrüderung mit den düstern und herzlosen Religionsübungen verbunden. Die Kirche des Dorfes mit spitzem Thurme, ihren Glocken, ihrer Uhr, dem wohlumzäunten Kirchhofe voll alter schwerer Eibenbäume, und zahlreicher, dem Gedächtniß der Verstorbenen geweihten Denkmäler, ist hier gänzlich unbekannt. Selbst das Grabmal Washingtons ist so vollkommen vernachläßigt, daß man es, »wie Herr Faux sagt, »für einen Hundebau nehmen könnte, das Thor verfault und zu schlecht für einen englischen Schweinstall.« Ein amerikanischer Beschöniger (Apologist) dieser Vernachläßigung gibt an, »daß bey seinen Landsleuten der Leichnam nicht sobald in die Gruft gesenkt worden ist, als er vergessen zu seyn scheint;« und daß die Thränen der Betrübniß und die Hand der Liebe, den Rasen, unter welchem der Freund, die Aeltern oder der Verwandte ruhen, weder benetzen noch schmücken (pag. 477).

»Umsonst sieht man sich auf den Begräbnißplätzen dieses Landes nach der schwermüthigen Weide oder der sinnigen Cypresse, nach der Jungfrau um, die über dem Aschenkruge des verblichenen Geliebten weint, oder der Mutter hingesenkt über das Grab ihres zarten Kindes. Keine Blume blüht von den Thränen der Zuneigung bethauet. Alles ist wüste und traurig, wie die versunkenen Gräber, über welche man hinschreitet, und einige wenige Steine mit der Aufschrift des Namens und Alters des Verschiedenen sind alles, was da ist, um die Zuneigung derer, die da leben, für jene, die nicht mehr sind, darzuthun.« — Pag. 477.

Die wenigen Auswanderer, welche in der Begegnung mit unserem Pachter ihre Kränkung und Täuschung nicht gestehen wollten, handelten offenbar aus einem Gefühle der Scham ob ihrer Berückung. — Die

Frauen seufzten ohne Unterschied nach ihrem theuren Geburtslande; kein Wunder, da sie merkten, daß jeder Genuß der Verfeinerung unwiderbringlich aufgeopfert war, und daß sie dafür nichts anders als Herabwürdigung auf der Stufenleiter der menschlichen Wesen — und hoffnungsloses Elend eingetauscht hatten. Wir bitten daher diejenigen aufs Ernstlichste, welche bey Lesung dieser Seiten vielleicht noch in einem Zustande von Unentschlossenheit sind, ob sie all ihr Besitzthum und sich selbst nach den äußersten Niederlassungen Amerikas einschiffen, und Unterthanen jener Regierung werden sollen, welche man ihnen als »ein Denkmal des Genies, und ein Gebäude der Kraft und Majestät« anpreiset, wir ersuchen sie, ehe sie sich nach jenem »Zufluchtsort der leidenden Menschheit,« wo »der Amerikaner in majestätischer Freyheit einherschreitet,« begeben, einzuhalten, und das Tagebuch des Pachters Faux, welcher nicht allein seine eigene, sondern auch die Meinungen vieler durch langjährige Erfahrung zu einem richtigen Urtheile befugter Männer ausspricht, sorgfältigst durchzugehn.

L***r.

Ueber die alten Gemälde auf dem Schlosse Karlstein bey Prag.

Die gehaltvollen Andeutungen Fridrichs von Schlegel, in seinem Aufsatze über den Karlstein und dessen Gemälde, die er im Jahre 1808 besah, haben wohl in jedem Freunde der Kunst den lebhaften Wunsch erregt, daß diese, für die früheste deutsche und wälsche Kunst-Epoche so bedeutenden Schätze genauer untersucht und beschrieben werden möchten. Schlegels Vorschlag zu einem, dem Werke über den Campo santo ähnlichen Bilderwerke hat noch keinen Erfolg gehabt; doch bedarf es vielleicht nur noch mehrfacher Anregung und bildlicher Proben der Gemälde, um die allgemeine Aufmerksamkeit, wie billig, darauf zu lenken, und den Eifer der kunstliebenden Böhmen zu entflammen. Hiezu einen kleinen Beytrag zu geben, war die nächste Absicht einer Reise, die ich im Sommer des Jahres 1823 durch Mähren nach Prag und Karlstein unternahm: mein Wunsch, diese und andere alte Kunstwerke Böhmens zu sehen, und unter Begünstigung besonderer Umstände, von einigen auch treue Abbildungen zu erlangen, wurde erreicht. — Vielleicht ist es mir möglich, die auf dieser Reise gesammelten Bemerkungen, besonders über die Kunstschätze Prags und Karlsteins, mit einigen Abbildungen billigen Freunden der Kunstgeschichte zur Beurtheilung öffentlich zu übergeben: aber vorläufig sey es mir erlaubt, nur einen Abschnitt daraus, dessen Inhalt der vorgesetzte Titel angibt, vorzulegen.

* * *

Ueber unerfreuliche Flächen führt der Weg von Prag südwestlich in Gebirg und Wald auf einen felsigen Pfad: auf einmal öffnet sich das dichte Baumgeflecht, und das riesige Schloß stellt sich dem Auge überraschend dar. Von dieser Seite ist man auf gleicher Höhe mit dem Schlosse, aber von der andern zieht sich ein hoher Abhang bis tief ins Thal herab, von wo aus die schönste Ansicht der Burg sich darbeut. Waldige Berge und Hügel umgeben den Schloßberg von allen Seiten, wie Trabanten ihren königlichen Herrn. Unten rauscht ein Bach vorbey und oben, dem gewal-

Die Gemälde in der Kreuzkapelle.

Die Gemälde in dieser Kapelle sind von zweyerley Art, Wandgemälde al fresco, und Staffeleygemälde auf Holz- und Gypsgrund, über deren Behandlung später ein Wort gesagt werden soll. — Die Wandgemälde befinden sich nur am obern Theile der Kapelle in den sehr breiten Fenstervertiefungen, welche zu großen und bedeutenden Kompositionen in Lebensgröße Raum darbieten. — Die Kapelle erhält von drey Fenstern Licht, deren zwey an der südlichen, eines an der nördlichen Wand stehet.

Das Wandgemälde oben an der ersten Fensterwand zeigt Martha und Maria, die Christus bewirthen, wobey besonders die Figur der heil. Maria Magdalena ausgezeichnet ist. Alle tragen weiße Gewänder und sind lebensgroße Figuren.

Daran reiht sich, ohne bemerkbare Abtheilung, die ähnliche Vorstellung, Christus beym aussätzigen Simon zu Gaste; Magdalena ist hier, in kindlicher Unbeholfenheit des Künstlers, unter den Tisch verwiesen, um dort dem Heiland die Füße zu salben.

Gegenüber eine andere, wieder der heil. Magdalena, wie es scheint, zu Ehren gewählte Darstellung des Noli me tangere, einfach, edel und höchst ungezwungen. Der auferstandene Christus, durch das Grabscheit, das er in der linken Hand hält, als der Gärtner bezeichnet — tritt ein wenig zurück; mit der rechten aber, die er vor die Brust hält, scheint er Maria, die vor ihm in dem Affekte der höchsten Sehnsucht und Liebe kniet, mild und freundlich abzuwehren.

Die sehr dicke Mauer bildet bis zu den Fenstern überall einen kleinen Gang von zehn Fuß Länge und etwa fünf Fuß Breite. In der Wölbung des zweyten Fensters ist links der englische Gruß und die Heimsuchung Mariä, rechts die Anbetung der heil. drey Könige al fresco gemalt. Der englische Gruß ist sehr schön, im Ausdrucke sowohl als in den Stellungen. Des Engels Antlitz freundlich und hoch, jenes der Jungfrau innig und andachtsvoll; sie neigt sich tief. — Dieselbe herzliche Innigkeit spricht auch aus den Gestalten der heil. Maria und Elisabeth in der zweyten Darstellung.

Die Anbetung der heil. drey Könige ist weniger erhalten: was besonders überrascht, ist die ungewöhnlich richtige Zeichnung des Kindes, besonders der Füße, die so korrekt und rund sind, als ob sie aus Raphaels Zeit wären. Auch die Köpfe der Figuren scheinen schön zu seyn: aber ein Balken, der das zusammenfallende Gewölbe stützt, entzieht sie zum Theil dem Auge.

Die Wölbung des gegenüberstehenden Fensters ist ganz mit Darstellungen aus der Apokalypse angefüllt, überhaupt eine Fundgrube für den mystisch-religiösen Sinn nicht nur des Kaisers, sondern seiner Zeit, die uns davon in nicht wenigen schriftlichen und bildlichen Denkmalen Spuren zurückgelassen hat.

Man sieht hier auf der rechten Seite den ewigen Vater, sitzend auf einem Throne, welchen jene vier Thiere umgeben, die in der Apokalypse beschrieben werden, und schon in den ältesten Zeiten zu Zeichen der vier Evangelisten erhoben sind. Der geflügelte Mensch des Matthäus, der Löwe des Markus, der Stier des Lukas und der Adler des Johannes. Ein weißes Gewand bekleidet Gott den Vater; in seiner Linken hält er das geheimnißvolle Buch mit den sieben Siegeln, in der Rechten aber einen Stern. Zu beyden Seiten des Thrones, noch höher, sieht man Köpfe, welche Blut aus dem Munde zu speyen scheinen. In

der azurnen Luft, die den majestätischen Thron Gottes umwallt, erscheinen uns hier die sieben Sterne, dort aber die sieben Leuchter. Bey der Betrachtung dieses Werkes, der streng schriftgemäßen Anschauung eines der ältesten Väter deutscher Kunst, läßt sich der Gedanke an Raphaels hochberühmten Traum Ezechiels nicht leicht abweisen. Mit welchem Feuer der Begeisterung und Fülle der Poesie läßt Raphael die vier mystischen Thiere den ewigen Vater durch die Lüfte tragen, wogegen unser alter Meister überall Ebenmaß und feyerliche Ruhe herrschen läßt. Zwischen beyden in der Mitte steht wohl der deutsche Dürer, der nicht leicht einen Zug der geheimen Offenbarung außer Acht läßt, selbst von denen, die der Kunst am wenigsten zusagen — aber überall die lebendigste Bewegung und die reichste Phantasie entwickelt.

Gegenüber ist in der anderen Hälfte dieser Wölbung dargestellt, wie Könige mit Zithern und Harfen vor dem auf einem Berge stehenden Lamme knien, und es anbeten; sie tragen außer ihrem Musikspiel auch noch goldene Flaschen; hinter den Königen aber, deren sechs gezählt werden, nach den vor ihnen liegenden Kronen, sieht man Scharen von Großen und Mächtigen der Erde. — Dieses Bild, eines der am besten erhaltenen, verdient die größte Aufmerksamkeit, weil es die größte und reichste Komposition und eine Menge von Köpfen in den verschiedensten Stellungen und Ausdrücken aufweiset. — An Perspektive fehlt es diesem Bilde ganz, da die vordern wie die letzten Köpfe gleiche Größe haben.

Eyk stellte, wie viele seiner Zeitgenossen und Nachfolger, denselben Gegenstand vor, in einer seiner herrlichsten Schöpfungen, jenem berühmten Altarblatte zu Gent: doch findet sich bey Eyk beysammen, was in Karlstein getrennt wurde: nämlich, die Darstellung des angebeteten Lammes und jene des göttlichen Vaters. Eine ganze Welt läßt Eyk vor das geheimnißvolle Lamm treten: Fürsten, Krieger, Geistliche und Laien, Einsiedler und Pilger, jeden in seiner Tracht; aber noch höher als das Lamm sitzt Gott der Vater, die hohe päpstliche dreyfache Krone auf dem Haupte. Neben ihm Maria und Johannes der Täufer.

Der Maler dieser Freskos hatte in beyden Darstellungen jene Stelle der Apokalypse im Auge, wo es heißt (I. 12 — 16): »Umkehrend sah ich sieben goldene Leuchter, und in der Mitte der sieben Leuchter jemand, einem Menschensohne ähnlich, bekleidet mit einem Talar, die Brust umgeben mit goldenem Gürtel; sein Haupthaar war weiß wie weiße Wolle, wie Schnee, und seine Augen waren wie Feuerflamme; seine Füße wie im Ofen glühendes Erz und seine Stimme wie das Rauschen vieler Wasser. In seiner Rechten hielt er sieben Sterne, aus seinem Munde ging ein scharfes zweyschneidiges Schwert, und sein Angesicht strahlte wie die Sonne in ihrer ganzen Kraft!«

Es ist lehrreich, die Beschreibung Zug für Zug dem Bilde gegenüber zu stellen. Der sinnvolle und denkende Künstler wandte sichtbar den größten Fleiß auf das in der That würdige und großartige Haupt des Unendlichen, mit langem, schneeweißem, wallenden Barte, herrlichem kraftvollen Gesichte, glühenden Augen. — Allein der Evangelist fährt an anderer Stelle fort, ein Bild jener Erscheinung zu geben (IV. 6.): »und mitten im Umkreise des Thrones standen vier Lebendige, vor- und rückwärts voller Augen. Das erste Lebendige glich dem Löwen, das zweyte Lebendige dem Stier, das dritte hatte ein menschenähnliches Gesicht, das vierte Lebendige glich dem Adler im Fluge; und jedes dieser vier Lebendigen hatte sechs Flügel, von innen und von außen voller Augen, rastlos rufen sie Tag und Nacht: Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr, der Allherrscher, der war und ist, und der kommt. — Auch sah ich (heißt es weiter

V. 1.) in der Rechten dessen, der auf dem Throne saß, ein Buch in- und auswendig geschrieben und versiegelt mit sieben Siegeln.«

Durch die, Blut oder rothes Feuer ausspeyenden, Gestalten rechts und links wollte der Maler wahrscheinlich der Stelle IV. 5 Genüge leisten: »Von dem Throne fuhren Blitze aus und Donnerstimmen.«

Die sieben Siegel dieses Buches zu eröffnen, ward niemand würdig befunden als das Lamm. »Und sobald es das Buch genommen, fielen die vier Lebendigen und die vier und zwanzig Aeltesten vor dem Lamme nieder; sie hatten ein Jeder Harfen und goldene Schalen voll Rauchwerks, welches die Gebete der Heiligen sind, und sangen dies neue Lied: »Würdig bist du zu nehmen dies Buch und zu öffnen seine Siegel; denn du wurdest geschlachtet und hast Gott uns erkauft durch dein Blut, aus allen Stämmen, Sprachen, Völkern und Nationen, und hast sie unserm Gott zu Königen und Priestern gemacht, und sie werden herrschen über die Erde.« — Auch die frühere Stelle (IV. 10.): »Sie legten ihre Kronen vor dem Throne nieder,« nahm der Maler für dieses Bild in Anspruch.

Die Meinung, daß unter den vordersten Figuren der Aeltesten, vor welchen die sechs Kronen liegen, die Kurfürsten und mächtigsten Fürsten des Reiches gemeint seyen, hat einige schwache Wahrscheinlichkeit für sich.

Der Staffeleygemälde zählt man in dieser Kapelle an hundert und dreyßig. Die ganz eigenthümliche Anordnung derselben machte eine so ungewöhnlich große Zahl möglich. Sie erinnert nämlich, wie Fr. v. Schlegel nicht mit Unrecht bemerkt, an die Einrichtung der griechischen Kirchen, in so fern in diesen der innere, den Laien verschlossene Theil, in welchem die Messe gelesen wird, von dem äußeren Theile der Kirche, in welchem das Volk sich versammelt und dem Gottesdienste beywohnt, durch eine Scheidewand getrennt ist; diese wird, um ihre Leere vor den darauf gerichteten Augen des Volkes durch irgend etwas zur Andacht stimmendes auszufüllen, gewöhnlich mit einer Menge von Bildern besetzt, was man heute noch in griechischen Kirchen bemerkt.

Diese Scheidewand nun findet freylich in der Kreuzkapelle nicht Statt, vielmehr ist dafür ein großes Gitter angebracht, welches die Laien (den Kaiser ausgenommen) von dem Priester trennt: aber die vorderste Wand, an welcher der Altar steht, ist, ganz gegen die sonst in ältern und neuern katholischen Kirchen auch zu Karls Zeit gewöhnliche Weise von oben bis unten mit Brustbildern der Heiligen, deren jedes besonders eingerahmt ist, ausgeschmückt. Indessen fehlte es doch nicht an einem größeren eigentlichen Altarblatte, der Kreuzigung Christi, in der Mitte, welches aber jetzt in Wien ist, so wie das einst darunter befindliche vortreffliche Werk Murina's, die heil. Mutter zwischen Wenzel und Palmatius vorstellend.

Die vielen Bildnisse der Heiligen sind, der einfachsten Erklärung gemäß, deßhalb hier, weil eben so viele Reliquien in den Wänden der Kreuzkapelle, zum Theil in größeren verborgenen Behältnissen, zum Theil in den Rahmen der Bilder selbst aufbewahrt wurden, wie man noch aus den Einschnitten in denselben, die oft deutlich die Form des Knochens, der darin war, zeigen — ersehen kann.

Befremden muß es allerdings, daß man nirgends die Spur einer Aufschrift unter oder über den Bildern bemerkt, die uns den Heiligen nennte, dessen Gestalt und theure Reste uns hier aufbewahrt seyen. — Aber es ist mir wahrscheinlich, daß nach damaliger Gewohnheit diese Namen in den Heiligenscheinen in erhobener Zeichnung auf dem vergoldeten

Gypsgrunde geschrieben gewesen. Schwerlich dürfte aber jetzt noch einer davon lesbar seyn, da das Gold und die Gypsplättchen sich häufig abgelöst haben, und mehr und mehr noch jetzt abzuspringen drohen. Deßhalb ist bey den meisten Bildern eine Erklärung nicht mehr möglich, wenn nicht ein bestimmtes Kennzeichen den Heiligen verräth.

Betrachten wir nun die Bilder Theodorichs (so hieß der Maler), der uns gleichsam den ganzen, mit Heiligen und Seligen bevölkerten Himmel, in mehrere Chöre eingetheilt, vorüberführt.

Betritt man die Mitte der bilderreichen, glänzenden Kapelle, und wendet das Auge rückwärts nach der Wand, die den Eingang enthält, so erscheinen, gehörig vertheilt, zwanzig Bilder (wovon aber jetzt drey fehlen). Wir möchten diese die Wand der Väter und Kirchenlehrer nennen, denn in der Mitte erkennt man den heiligen Hieronymus mit dem rothen Hute, und einen schönen Greis mit weißem Bart und einem Buche in der Hand, in der Tracht eines Einsiedlers: dann mehrere Bischöfe mit Buch und Kreuzesstab, endlich unten sechs heilige Fürsten, mit Zeptern und goldenen Aepfeln, aber mit nicht gekrönten Häuptern, drey jugendliche zur rechten, drey bärtige zur linken. Die Schilder, die sie in Händen halten, scheinen anzudeuten, daß sie hier als Schutzheilige jener Länder, deren Fürsten sie einst gewesen, verehrt werden sollten: aber in das Einzelne deutend einzugehen, vermögen wir nicht. Ob z. B. die drey Löwen oder Panther das Wappen Kärntens sind, und auf den heiligen Domitian deuten, die weißen Lilien im blauen Feld auf den heil. Ludwig, ob ferner auf der nächsten Wand, wo die untere Reihe fortgesetzt, noch sieben schildhaltende Fürsten zeigt, das Patriarchenkreuz, ähnlich dem ungrischen, den heil. Stephan oder Ladislaus bezeichnen soll, ob der mittlere unter diesen sieben, der mit der Krone und dem Doppeladler, wirklich mit Recht für den heil. Wenzel gelte, sey mir als zweifelhaft hinzustellen erlaubt.

Diese letzten sieben bärtigen Gestalten, aus dem Chore der heiligen Landesfürsten, haben alle königliche oder herzogliche Mäntel mit Hermelin gefuttert, und halten in den Händen Zepter und Kugeln.

Möglich, und durch andere Beyspiele, z. B. des Znaymer Kapellchens, belegt, wäre auch, daß hier die früheren christlichen Fürsten und Herzoge Böhmens gemeint sind, welche die Krone und die Heiligthümer des Landes zu bewachen, und dem hohen Gottesdienste, bey welchem sich der König mit seinen Baronen in größter Feyerlichkeit versammelte, beyzuwohnen schienen.

Ueber jenen sieben Fürsten sieht man fünf Bischöfe mit ihren Infuln, Büchern und Kreuzen, ernst und großartig; der mittlere sieht gerade heraus, die andern sind gegen ihn gewandt. Dasselbe ist auch bey den übrigen Reihen der Fall. Ueber den Bischöfen sind drey heilige Aebte, und noch höher, wo die Wand sich an das spitze Gewölbe anschließt, das Lamm mit der Kreuzesfahne zwischen zwey Engeln.

Gegenüber scheint der Kaiser die heiligen Streiter der Kirche haben versammeln zu wollen. Man sieht hier fast lauter Krieger, in goldenen Rüstungen und mit purpurnen und andern Rittermänteln, theils auch mit Schild und Speer, theils mit Schwert und Hellebarde bewaffnet. Einer dieser Helden zeichnet sich durch seine schöne und edle Bildung und vorzüglich richtige Zeichnung vor den andern aus. Sein Angesicht ist etwas nach der Seite gewandt, ein brauner reichlicher Bart erhöht seine edle Würde, er ist bekleidet mit einem Panzerhemde, über

welchem er einen rothen Mantel trägt, und umgürtet mit einem Schwerte; in seinen Händen hält er Fahne und Schild.

Bischöfe und Aebte schliessen sich auch hier wieder an, und auf einer Tafel zusammen fünf Mönche, wovon aber nur die Köpfe von zweyen ganz sichtbar sind. Das schönste Blatt dieser Abtheilung ist eine jugendliche Heilige, mit dem Ausdrucke und Feuerblicke einer gottbegeisterten Jungfrau, deren schwellende Lippen Worte der Weisheit verkünden zu wollen scheinen, während sie ihre Rechte gleichsam lehrend emporhebt. In der andern Hand hält sie ein Buch, und ihr Haupt ist mit einem weißen Nonnenschleyer bedeckt.

Wir gelangen nun in den vordern Theil der Kapelle, innerhalb des Gitters. Rechts schauend gewahrt man zu jeder Seite des Fensters fünf Bilder, unter welchen einige Apostel kennbar sind, ferner der heilige Veit, der heil. Palmatius, wie es scheint, und der heil. Mauritius. St. Veit ist ein schöner jugendlicher Kopf, aber besser in Färbung als in der Zeichnung, indem die zu schiefe Richtung der Nase — der häufigste Fehler unsers Meisters — den Ausdruck immer stört. Ein mit Hermelin ausgeschlagener Mantel schmückt ihn, und in der rechten hält er eine Palme. — Unter diesem steht vielleicht der Schutzheilige Palmatius, dem Karl auch ein Kirchlein unten am Fuße des Berges erbaute; eine herrlich strahlende Rittergestalt. Ueber der Panzerrüstung trägt er einen rothen, mit erhobenen goldenen Stickereyen geschmückten Wappenrock. Seine Hände bedecken goldene Handschuhe mit abgetheilten Schienen und Nieten, alles schön und der Natur getreu gemalt. Die Rechte hält die Fahne, die Linke aber greift unter dem länglich runden, nach unten zugespitzten Schilde hervor, und umfaßt den goldenen Griff des Schwertes; womit der Held umgürtet ist. Aus dem Angesichte dieses heiligen Streiters leuchtet ruhiger, leidenschaftsloser Ernst, in sanften Wellen rollt sein braunes Haar über die Schulter herab, und der gleiche Bart ist sorgfältig getheilt; wodurch das unbedeckte Haupt einem Christuskopfe ähnlich wird. Der Gegensatz der Milde im Antlitz, wie sie einem Streiter Christi ziemt, zu der kriegerischen Pracht seiner Kleider, macht eine seltsame und ergreifende Wirkung.

Neben diesem Krieger sieht man einen andern, schwarz von Gesichtsfarbe, dadurch als heil. Maurizius bezeichnet; ein rother Wappenrock ziert auch ihn, desgleichen goldene Handschuhe und goldener Gürtel. Der blaue Mantel ist mit Gold gestickt, in der Linken hält er, wie jener, seinen Schild mit blauen Kreuzen, in der Rechten eine Fahne. — Sowohl der Grund als die Gewänder sind mit zahlreichen Rosen und Juwelen von aufgelegtem, stark vergoldeten Gypsplättchen geschmückt, in beyden Bildern aber diese Zieraten ohne die mindeste Rücksicht auf Falten und deren Lage und Richtung, in gleicher Ordnung aufgeklebt. Die Köpfe umgeben breite Heiligenscheine mit runden Kugeln und anderem Zierwerk ausgelegt. — Diese beyden stehen im Zusammenhange mit jener Reihe von Kriegern, die wir die Streiter Christi genannt haben.

In der Fenstervertiefung, neben dieser Wand, zeigen sich zwölf heilige Frauen, von welchen aber nur wenige sich zuverläßig erkennen lassen: die heil. Katharina mit dem Palmzweige und Rade, die heil. Ursula mit dem Pfeile und Palmzweige, die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, in klösterlicher Kleidung, wie sie einem armen Manne Speise reicht: Milde und Freundlichkeit in ihrem Angesicht, besonders in den Augen; die heil. Klara, die heil. Agnes mit Lamm und Palme, in grauem, mit Edelsteinen besetztem Gewande.

Aus allen aber leuchtet die heil. Ludmilla hervor. Sie hat ihr schönes, ernstmildes Angesicht gerade vorwärts gerichtet, die edelgeformten Hände sind zum Gebet erhoben, ein weißer Nonnenschleyer umhüllt ihr Haupt, auch der Körper ist in weiße Gewänder gehüllt; sie scheinen von dickerem, reicherem Stoffe als der Schleyer, und sind sehr schön und einfach gezeichnet. Der Hintergrund ist ultramarinblau, ein goldener, mit gepreßten Verzierungen geschmückter Strahlenschein umgibt das Angesicht.

In der Nähe der heil. Ludmilla endlich sieht man eine schöne blonde Jungfrau, die in den Händen eine Kapelle hält, und zwey Nonnen, wovon eine in brauner Karmeliter-Kleidung, einen Zepter in der Hand hält, die andere aber ein himmelblaues Gewand mit weißem Schleyer trägt, in den Händen ein offenes Buch.

Die Wand gegenüber zeigt wieder lauter männliche Heilige, Bischöfe mit Büchern und Hirtenstäben, den heil. Laurentius, den jugendlichen Blutzeugen, im blauen Gewande, durch Rost und Palmzweig bezeichnet, und den Erzmartyrer Stephanus, in Goldstoff gekleidet, den Stein, das Werkzeug seiner Marter, nebst Buch und Palme tragend; den heil. Dionysius, den Martyrer, der nach der Legende sein vom Rumpfe getrenntes Haupt in den Händen hält; er ist in einem weißen, mit Edelsteinen geschmückten Gewande vorgestellt.

So wie man dem Heiligthume, dem Altare, näher kommt, treten die unmittelbaren Gefährten Christi und seine Zeitgenossen vor die Augen: der hohe Vorläufer Christi, Johannes der Täufer mit dem Lamme; die heiligen Evangelisten, unter welchen die jugendlich schöne und blühende Gestalt des Johannes sich auszeichnet; die heilige Mutter Anna, mit ihrer Tochter Maria und dem Jesuskindlein, alle auf einem Bilde nach gewöhnlicher Weise zusammengestellt. An den äußersten Ecken sieht man wunderschöne Engelchen, mit reizenden runden Gesichtchen, besonders einen Schutzengel, der die ihm anvertraute Seele, deren Gestalt an K. Karl IV. selbst erinnert — schützend bewahrt und zum Ziele des Lebens hinweiset.

Von den drey, das mittlere Blatt ausmachenden, übereinander stehenden Bildern ist nur eins noch übrig; zwey sind, wie oben schon bemerkt, in Wien. — Dieses eine ist ein Ecce homo, zwischen zwey Engeln und drey heiligen Frauen, wie es scheint, von derselben Hand, welche die übrigen Bilder hervorgebracht, nämlich von Theodorich van Prag.

Das einzige unter allen noch in der Kreuzkapelle befindlichen Bildern, welches den Namen des Thomas von Mutina aufweiset, ist ein Flügel eines Sakramenthäuschens, oder Altärchens, ein Ecce homo, der nach den traurigen Resten zu urtheilen — denn der Kopf ist abgefallen — auch im Ausdrucke schön gewesen seyn mag. — Unten steht geschrieben: THOMAS d' MUTINA FECIT. Eine zierliche, aus Holz geschnitzte Einrahmung mit spitzem Giebel umgibt dieses Bild, und in der Rahme selbst sind wieder ein Paar kleine, aber sehr schön gemalte Heilige in ganzer Figur. — Dieses zuverläßige Werk Mutina's ist aber nun in zwey weit von einander entfernte Hälften zerrissen, denn der andere Flügel desselben, Madonna, in ähnlicher Einrahmung, ist jetzt in der k. k. Universitäts-Bibliothek zu Prag. Ist auch der Ecce homo schon halb zerstört, so wäre doch seine Verbindung mit der andern Hälfte wünschenswerth, weil er den Namen enthält, und dadurch auch das andere Bild erklärt.

Von einigen andern, ehemals in dieser Kapelle befindlichen Bildern wird am Schlusse, in der Nachricht über die Meister Thomas von Mutina, Dietrich von Prag und Niklas Wurmser, die Rede seyn.

Für die Geschichte der Malerey in Böhmen hatte das Schloß Karlstein, nebst den Bildern der Kreuzkapelle, noch andere nicht unerhebliche Belege, von denen aber jetzt nur schwache und unscheinbare Reste übrig sind. Doch verdienen sie hier eine Erwähnung.

Die Geschichte des heiligen Wenzels und der heiligen Ludmilla findet man auf den Wänden der steinernen Treppe, welche in die Gemächer des großen Thurmes führt. Diese Fresko's sind in jedem Falle bedeutend für die Beurtheilung der Stufe, auf welcher die historische Komposition zu Karls IV. Zeit, der sie unstreitig angehören, stand, — und obgleich zum Theil verwischt, doch nicht übermalt, verdienen sie wohl mehr Aufmerksamkeit des Kunstforschers, als die, schon mindestens zu Rudolphs II. Zeit ganz übermalte Legende St. Wenzels in der Wenzelskapelle des Domes.

Mehrere patriotische Kunstfreunde Böhmens haben sich in dem Wunsche und Rathe vereinigt, diese Reste, bevor sie noch ihrem gänzlichen Untergange entgegen gehen — durch fleißige und treue Hände aus der Mitte der Prager Künstler-Akademie nachzeichnen zu lassen, und dadurch der Vaterlandskunde zu retten. Eile thut aber Noth, denn jedes Jahr bringt neue Gefahr und Zerstörung. — Der Styl der Zeichnung gleicht ganz demjenigen, den wir in den größeren Pergamentgemälden aus Karls und Wenzels Zeit antreffen: langgestreckte Beine mit spitzen Schuhen; steife Gewänder und übertriebene Stellungen. Die Farben sind zum Theil noch ziemlich lebhaft. Engel mit allerley Musik-Instrumenten empfangen und begleiten den die Treppe Besteigenden, bis er in die kostbare Kreuzkapelle gelangt. — Bey so geringen Spuren wäre wohl jeder Versuch, den Meister der Wandgemälde zu errathen, Anmaßung.

Eben so gering sind die Reste der Malerey, die uns in der Kollegiat-Kirche noch aufbewahrt sind, was um so mehr zu bedauern ist, da außer einigen Bildnissen, das Meiste aus großen historischen Kompositionen von einem Meister Karls IV. bestanden zu haben scheint. Da aber nicht nur in einer spätern Zeit die Decke erniedrigt, die Abtheilung durch ein Gitter (wie es in der Kreuzkapelle noch ist) aufgehoben, und die Bilder durch neuere, aus Rudolphs II. Zeit, vielleicht auch vor ihm schon, verdrängt und übermalt wurden, sind nun alle Zeiten, Gegenstände und Kunstweisen auf die störendste Weise durch einander gemischt.

Folgendes ist von den alten Gemälden und deren Sinn und Vertheilung etwa noch zu errathen, das Neuere aber durchaus von geringer Bedeutung.

Bildnisse Karls IV. und seiner Söhne, und andere Fresko's, in der Kollegiat-Kirche.

Karl ist hier drey Mal in Lebensgröße und ganzer Figur an der, neben dem Hochaltar befindlichen Wand sichtbar, ein Mal seinem ältesten Sohne Wenzel ein Kreuz, dann seinem jüngeren Sohne Sigismund einen Ring überreichend, endlich das dritte Mal, wie er selbst in gebückter Stellung, in vollem Kaiser-Ornate, mit Krone und Mantel, vor einem Altare steht, und einen großen Kreuzpartikel verehrend und betrachtend in Händen hält. Dieses Kreuz ist sicher dasselbe, welches

noch heute in der Dom-Schatzkammer als Karls Kleinod verwahrt wird, geschmückt mit neun kostbaren und merkwürdigen Kameen. Der gewöhnlichen Annahme zu Folge ist dieses Gemälde von Niklas Wurmser aus Straßburg.

Die Bedeutung der andern Gemälde dieser Kirche würde uns ganz verborgen seyn, da sie fast spurlos verschwunden, hätte nicht die sorgsame alte Zeit durch darunter geschriebene Schrifttexte für Erklärung und Deutung gesorgt. Sie sind, wie man aus dem Vorhandenen vermuthen darf, alle, sammt und sonders, aus der Apokalypse genommen, wie so Vieles, ja das Meiste in der kirchlichen Ausschmückung des Karlsteins gewiß aus ähnlichen Ideen geflossen ist; denn nach so vielen Bildern zu urtheilen, ist wohl kein Zweifel, daß Karl auch die Idee zur prächtigen Ausschmückung mit Edelsteinen in dem himmlischen Jerusalem des heil. Johannes fand.

Die untergeschriebenen Texte lassen erkennen, daß der Maler an der rechten Seite der Kirchenwand darstellte, wie der große rothe Drache [1]) (die alte Schlange, der Satan) mit sieben Köpfen, zehen Hörnern und auf dem Haupte sieben Diademe, am Himmel erscheint; sein Schwanz zieht den dritten Theil der Sterne des Himmels nach sich, und wirft sie auf die Erde. Dieser Drache stellt sich hin vor das Weib, um ihr Kind zu verschlingen, sobald sie geboren hätte.

Leider ist fast nichts mehr von der Darstellung übrig, um zu beurtheilen, wie der Maler oder Erfinder diese Stelle aufgefaßt haben mag. Spuren eines scheußlichen Ungeheuers finden sich noch; aber nun folgt ein schönes, noch gut erhaltenes Bild, welches demselben Kapitel der geheimen Offenbarung angehört, unmittelbar vor und nach der angeführten Stelle: nämlich, »das Weib mit der Sonne Prachtgewand, unter ihren Füßen der Mond, und auf dem Haupte eine Krone von zwölf Sternen.« Sie hatte nun wirklich geboren, und hält das göttliche Kind in den Armen, von dem die Offenbarung spricht: »er werde die Völker alle mit eisernem Zepter regieren, und er sey dann entrückt worden zu Gott und seinem Throne hin [2]).«

Dieses Bild, die hehre jungfräuliche Mutter im Strahlenglanze aufrecht stehend, gehört zu den bedeutendsten Darstellungen in Karlstein: mit den übrigen Werken Dietrichs und Thomas von Mutina zeigt es keine Aehnlichkeit; man dürfte also wohl auf Wurmser rathen, welchem überhaupt Einige die Gemälde dieser Kirche zuschreiben.

Nun folgen wieder ein Paar neuere, unglücklich eingeschaltete Bilder, auch schon halb verlöscht: das Opfer Abrahams und die Opferung Christi im Tempel; in den Fensterbogen aber sieht man, auch aus Rudolphs II. Zeit, das Pfingstfest, Mariä Himmelfahrt und das jüngste Gericht, nebst andern Darstellungen.

Auf der Langseite links wieder Scenen aus der Apokalypse [3]). Die noch lesbaren Theile der Unterschrift, welche den Schrifttext enthalten, gehen auf die im eilften Kapitel geschilderten Plagen der Welt. Denn nachdem das erste Wehe, die geheimnißvollen Heuschrecken, die den Engel des Abgrundes, den Apollyon, über sich zum Könige haben, vorübergegangen, so erscheint das zweyte Wehe, das Kriegsheer zu Roß, welches die Welt mit tödtendem Feuer, Rauch und Schwefel heim-

1) Apok. XII. 3.

2) Apok. XII. 1, 5.

3) XI. 14.

suchet. Die Stelle, welche hierauf folgt*), war der Gegenstand jener Darstellung, wie vor Ankunft des dritten »Wehe,« die vier und zwanzig Aeltesten, die vor Gott auf ihren Thronen saßen, sich auf ihr Angesicht niederwerfen, Gott anbeten und ein Dank- und Loblied anstimmen; wie dann eröffnet wird der Tempel Gottes im Himmel, und sichtbar wird die Bundeslade des Herrn in seinem Tempel, und wie Blitze erfolgeten und Donnerschläge, Erdbeben und großer Hagel.

Diese Andeutung von Bildern, die beynahe spurlos untergegangen, mochten wir uns deßhalb nicht versagen, weil sie vielleicht einen Blick mehr in die Denkweise, in das Schriftstudium, in das mystische Streben jener Zeit, namentlich in den religiösen Sinn Karls IV. gewähren können.

Die untere Reihe der Figuren ist von neuerer Hand gewissenlos mit einem Einzuge Christi überzogen, was aber in der Wand rechts vom Alten noch sichtbar, scheint eine reine und kindliche Fantasie und sorgfältige Ausführung ahnen zu lassen.

Die Katharinen-Kapelle.

Bedeutende Reste alter Malerey, nicht minder als die noch ganz erhaltene ursprüngliche Ausschmückung, machen diese Kapelle wichtig für den Kunstfreund.

Der Eingang in dieselbe ist von der eben beschriebenen Marienkirche rechts vom Hochaltare, wo die Aushöhlung der Mauerdicke Raum gewährt, nicht nur für eine Eingangshalle, sondern auch, rechtwinkelig an dieser, für die Kapelle selbst, welche nur eine Länge von höchstens zwey Klaftern, und eine Breite von kaum einer Klafter bietet, und folglich wohl die kleinste, aber auch eine der reichsten von allen Kapellen seyn mag. Denn sie strahlt ganz in Gold und Edelgestein. Ihre Decke ist ein aus zwey Spannungen bestehendes Kreuzgewölbe, dessen zierliche Gurten theils vergoldet, theils lasurblau und mit goldenen Rosen und Sternen belegt sind, und in zwey zirkelrunde Schlußsteine in der Mitte zusammenlaufen, in welchen eine große Anzahl größerer und kleinerer Edelsteine eingesetzt ist, deren zwey mittelste ein schöner Topas und ein großer Chalcedon sind, von welchen letzterer einen erhoben geschnittenen Engelskopf zeigt. Die Kappen der Gewölbe zwischen den Gurten sind ganz vergoldet, aber auf dem ganzen Raume mit einer Saat von blauen Kreuzen und Sternen, und mit erhoben ausgepreßten Goldplättchen in dichter Zusammenstellung bedeckt.

Nur zwey schmale und verhältnißmäßig nicht hohe Fensterchen mit spitzen Bogen und sehr schadhaften Gemälden der Kreuzigung und des Leidens Christi erleuchten dieses stille, gottgeweihte Gemach; dessen Wände bis an die gewölbte Decke, von oben bis unten mit glattpolirten edlen Steinen, nach Art der Kreuzkapelle, ausgemauert sind. Ungleich in Größe und Gestalt, selten in regelmäßiger, geometrischer Form, stehen diese Karneole und Amethystagathe ohne Symmetrie, meist der Laune des Zufalls überlassen, neben-einander: vergoldeter und gepreßter Gyps verbindet sie. Unter den kleineren Steinen, dergleichen am Altare und seiner Blende angebracht sind, bemerkt man auch Onyxe, Amethyste, Chrysolithe, Jaspisse, Topase. Aus den vielen hunderten fehlen verhältnißmäßig nur wenige, als Opfer schnöder Habsucht. Das Fußgesimse

*) XI. 14. 15. 16. 17. 19.

ist von vergoldetem Gypse, und seine Verzierung besteht in kreuzweise übereinander gelegten Leisten. — Um diese prächtigen Wände vor Beschädigung durch das Anlehnen, Anstreifen und dergl. recht zu sichern, wurden schon zu Karls Zeit mehrere, etwas hervorstehende, vergoldete Eisenstangen, der Länge nach, eingesetzt.

Die Altarwand schließt sich spitz gegen das Gewölbe. In ihr befindet sich eine mehr als einen Fuß tiefe, nischenförmige, rundbogige Vertiefung, die in alter Zeit von einem uns unbekannten Meister (einige nennen Wurmsern als solchen) folgende Darstellung in Wasserfarben erhielt, die sich, wie überhaupt die Bilder dieser Kapelle, durch fromme Einfachheit und Bedeutung auszeichnet.

Die Mutter Gottes sitzt auf einem Thronsessel, an dessen Seiten zierliche gothische Thürmchen und Bogenstellungen, an den Lehnwänden fensterähnliche Oeffnungen erscheinen. Sterne und Blumen hat der Künstler auf den Tritt und an die Seitenwände des Sessels gemalt. Maria, einen großen goldenen Schein um das Haupt, ist ganz blau gekleidet, sowohl Mantel als Unterkleid von dieser Farbe, das Futter des Mantels ist weiß, und die Brustspange von Gold. Das Jesuskind, eine weiße Schürze um den Leib, sitzt auf dem Schooße der Mutter, die es mit der linken Hand umfaßt, die rechte Hand aber streckt sie aus gegen die rechts an ihrem Throne kniende, grün gekleidete, gekrönte Kaiserin (Anna von der Pfalz), deren betend aufgehobene Hände liebreich berührend; auf der andern Seite des Thrones kniet der Kaiser, gekrönt und die Hände faltend: wie Maria sich liebevoll und erhörend gegen die Kaiserin neigt, so das Kind gegen Karln; die kleine Rechte segnet ihn, die Linke berührt seine Hände. Kann man das Gebet und die andächtige Hingebung eines Ehepaars kindlicher und sinnvoller schildern? Die blaue Luft ist mit goldenen Sternen besäet. — An den Seitenwänden der Nische sind die schon halb verlöschten Figuren der Apostelfürsten Petrus und Paulus.

Leider ist wenig Hoffnung da, daß dieses Bild noch lange dauern werde; bey der leisesten Berührung weicht und entfällt die Farbe: die Köpfe Mariens und des Kindes sind schön, aber schon sehr beschädigt; besser erhalten ist noch der Kopf der Kaiserin.

Vor dieser Nische steht der gemauerte Altartisch, schlicht und einfach. Der Rand der Tischplatte ist mit schönen kleinen Achaten zwischen dem Gypsgrunde besetzt, darunter geht eine kleine Hohlkehle. Die Stelle eines kleinen Antipendiums vertritt aber ein Gemälde des Gekreuzigten, zwischen Johannes und Maria, welche vor Schmerz und Ohnmacht einigen, neben ihr stehenden Frauen in die Arme sinkt. Der Grund ist gepreßter und vergoldeter Gyps. Das Gemälde selbst aber scheint vielleicht weil es schadhaft war, von späterer Hand mit Oelfarbe überarbeitet. — An den Seitenwänden sind St. Katharina und eine andere Figur.

Von der jetzigen Altareinrichtung scheinet nichts mehr Karls Zeit anzugehören, als eine Glocke mit unförmlichen Zacken, in einem Gestelle ruhend, welches auf vier eisernen Füßen steht: des kleinen Bechers aber, der hier ist, soll sich K. Karl bedient haben, wenn er in dieser Kapelle Tage lang der Betrachtung oblag. Denn während dieser Zeit war es keinem Menschen erlaubt, unter irgend einem Vorwande die Kapelle zu betreten. Die nöthige sparsame Speise wurde durch ein Loch unten am Boden hereingeschoben: eben so auch dringende Papiere, deren Erledigung keinen Aufschub litt. Noch steht in dieser

Kapelle der einfache und bäurische Betschämel und Sitz, den sich der Kaiser selbst gezimmert haben soll.

Das am besten erhaltene Bild dieser Kapelle — über der stark mit Eisen beschlagenen, oben geraden Thür, woran abwechselnd Adler und Löwen, des Reichs und Böhmens Zeichen, erscheinen — sind die beyden lebensgroßen Brustbilder des Kaisers und der Kaiserin, welche gemeinschaftlich ein Kreuz in Händen tragen.

Karls und Annens Bildnisse, besonders das erstere, sind vortrefflich gemalt: ohne Vergleich auch die zuverläßigsten, die man von ihnen noch besitzt. Schönheit war Karln nicht beschieden; von Gestalt klein und mißgewachsen, wie ihn die Geschichte schildert, gaben ihm seine Züge, besonders die nach der Mitte des Gesichts niedergedrückten Augenbraunen, die schlauen Augen, die nicht edel geformte Nase, nichts Einnehmendes. Desto schöner, und voll milder Hoheit erscheint das Angesicht Annens. Karln sowohl als die Kaiserin schmücken goldene, mit Edelsteinen geschmückte Kronen, die aber, in beyden Bildern dieser Kapelle, durch die im Innern befindlichen Spitzen zum Theil das Ansehen von Infuln gewähren, über welche unten ein Diadem läuft und oben ein Halbkreis gespannt ist. Lange Bänder hängen rückwärts von den Kronen herab. Der Kaiser hat einen reichen Bart, und lange Haare, die über die Schulter herabwallen. Auch Anna erscheint in langem fließendem Haupthaar. Des Kaisers goldener, faltenloser Mantel und Kaiser=Ornat ist hie und da mit Adlern gestickt, die Kaiserin aber trägt einen mit Gold verbrämten, scharlachrothen, an der Brust zusammengehefteten Mantel. Mit beyden Händen halten die kaiserlichen Gatten ein großes goldenes, einstens reich mit wirklichen Edelsteinen besetztes Kreuz, das an den Enden und in der Mitte vierblätterige Rosen bildet.

Der Grund dieser Fläche, welche sich oben in einen spitzen Bogen endet, ist Gold, auf welchem ein gitterförmiges, mit kleinen Rosen durchaus besetztes Muster die Gestalt eines goldbrokatnen Teppichs nachahmt.

Die festere und dauerhaftere Art, so wie die vorzügliche Behandlung der Farben, mit welchen diese Malerey auf den Gypsgrund gemalt ward, bewahrte sie vor dem Schicksal, welches das Nischenbild getroffen.

Von dem Meister des kreuztragenden Ehepaares scheinen auch die sieben Köpfe böhmischer Landespatrone an der linken Wand der Kapelle zu seyn, wiewohl sie schon sehr beschädigt, und ursprünglich schon mißhandelt sind: denn, nach der mit gepreßtem, vergoldetem Gyps gemachten Einmauerung, muß man schließen, daß die Stangen einer hölzernen Wagenleiter, auf welchem, der Sage zu Folge, der Leib des heil. Wenzel nach Prag geführt wurde, schon zu Karls Zeit an dieser Stelle befestigt, und dadurch die untern Theile der Köpfe verdeckt und verunziert wurden. Ferner wird hier noch ein Eisen gezeigt, als ein Theil jener Ketten, welche im Jahre 939 den unschuldig als Verbrecher verurtheilten Gefangenen in Prag abfielen, als St. Wenzels Leichnam vor dem Kerker vorbeygeführt ward.

Dieß ist die Gestalt jener Kapelle, die sich Karl zu einsamer Betrachtung und zur häuslichen Andacht erbauen ließ, so wie die große Kreuzkirche dem feyerlichen Gottesdienste und der Aufbewahrung der Heiligthümer und Kleinode Böhmens bestimmt war. Aber auch das kleine Kapellchen Karls durfte der Heiligthümer nicht ganz entbehren. Die Eingangshalle, durch welche man in sie gelangt, zeigt an der Außenwand in der Marienkirche einen Stein, der laut der Inschrift die Stelle angibt, wo die heil. Reliquien eingesetzt waren, und welche das Grab

des Herrn (Sepulcrum Domini) genannt wird. — Das Innere der Halle war einst durchaus mit Halbedelsteinen, wie die Kapelle selbst, ausgemauert, die aber nun alle verschwunden sind; nur Spuren von der Gypsverkleidung blieben übrig.

Ueber die Maler der Karlsteiner Bilder.

I. Thomas von Mutina.

Als wahrscheinlicher Gründer einer eigenen Kunstschule in Böhmen, als der vorzüglichste der Meister, die an der Ausschmückung des Karlsteins Theil hatten, verdient er auch hier die erste Stelle. Leider ist von seinem Leben ganz und gar nichts bekannt, wir kennen seinen Namen nur aus Bildern, und aus dem seltsamen Streite, wozu sein Beyname von Mutina Anlaß gab. Auf dem jetzt in Wien befindlichen dreyfachen Bilde, welches der verdienstvolle J. Quirin Jahn in Karlstein entdeckte, fand man nämlich die Verse:

Quis opus hoc finxit? *Thomas de Mutina* pinxit,
Quale vides Lector, Rabisini filius Autor.

Einige dachten des Malers böhmische Herkunft dadurch zu retten, daß sie Mutina für Muttersdorf, Rabisini aber für den adeligen Geschlechtsnamen eines Besitzers des Schlosses Rabi bey Muttersdorf auslegten. Andern leuchtete aber doch Mutina für Modena als die ungezwungenste Deutung ein; endlich fand Tiraboschi wirklich einen italienischen Maler mit den Worten angeführt: Anno autem 1352 fuit depictum praesens Capitulum per *Thomam de Mutina*, wo von dem Kapitel der Dominikaner zu Treviso die Rede ist. Des Thomas Vater soll Borasino oder Bizzarino geheißen und den Beynamen von der Stadt Modena, wo er gebürtig, geführt haben; er ward 1315 Notar zu Treviso. Auch der Sohn Thomas scheint zu Treviso gelebt zu haben, denn er malte dort in dem Kapitel der Dominikaner eine Reihe von vierzig Fresko-Bildnissen der berühmtesten Männer jenes Ordens. P. Federici gibt in seinen Memorie trevigiane nicht nur Beschreibung, sondern auch sämmtliche Bilder dieses Kapitels, woraus auch d'Agincourt (pl. CXXXIII. 2.) deren drey mittheilt, Hugo von Biliom, Bernard von Transversa und Robert von England, jeden an seinem Schreibepult mit Büchern. Die Aufschrift dabey lautet: Anno domini MCCCLII Prior Tarvisinus ordinis praedicatorum depingi fecit istud capitulum, et *Thomas* pictor de *Mutina* pinxit istud. — Ob übrigens Thomas je in Böhmen gewesen? Diejenigen, welche annehmen, Karl habe des Malers Bilder mit sich aus Italien gebracht, scheinen Mutina's Anwesenheit in Böhmen nicht zuzulassen. Doch, warum soll er nicht, wie so viele andere Künstler, von Karl nach Böhmen seyn berufen worden, zumal da seine Bilder meist eine besondere Beziehung auf Böhmen und dessen Patrone haben, folglich nicht auf einer Durchreise gekauft, sondern auf besondere Bestellung, sicher nach Angabe gelehrter Böhmen, gemalt erscheinen?

Die wenigen, mir bisher bekannt gewordenen Bilder sind:

1. Die eben angeführte Reihe von vierzig Bildnissen im Kapitel der Dominikaner zu Treviso, vom Jahre 1352.

2. Das schönste und bedeutendste, welches man kennt, bleibt wohl das dreyfache Bild der heil. Mutter mit dem Kinde, zwischen den heil.

Schutzpatronen Böhmens, Wenzel und Palmatius. Es zierte einst die Mittelwand der Kreuzkapelle in Karlstein, und ist jetzt in der k. k Bildergallerie im Belvedere. Die Figuren sind kaum halb lebensgroß, und bis zum halben Leibe dargestellt. Die Mutter, in einen blauen, reich mit Gold gestickten Mantel gehüllt, hält in beyden Armen das göttliche Kind, das mit einem Hündchen spielt. Ernst, aber auch Theilnahme an dem frohen Spiele des Kindes, spricht aus dem hohen und schönen Angesichte. Am untern Rande des Mittelbildes ist die kurz zuvor erwähnte Aufschrift: Quis opus etc. Der heil. Wenzel, links dem Beschauer, im Panzerhemde, Wappenrock, rothen Mantel und mit einer, dem Dogenhute ähnlichen Kopfbedeckung, hält Fahne und Schild in den Händen. Palmatius, gegenüber, erscheint mit unbedecktem Haupte, bekleidet mit weißem rothbekreuztem Wappenrocke, goldenen Handschuhen und blauem Mantel: auch er trägt eine Fahne. Der Grund sowohl als die Kleider und Waffen sind reich mit Gold besetzt, welches auf dem Gypsgrunde eingepreßt ist.

3. Nicht viel geringer, und fast eben so vortrefflich erhalten ist der herrliche Christuskopf in der Prager Domkirche, den wir mit Grund unserem Mutina zuschreiben dürfen. Das Bild hängt an einem Pfeiler, links, unweit dem Eingange in die Sakristey. Dieses Bildniß des Heilandes erinnert ganz an den griechischen und alt-italischen Typus: dasselbe Oval, die bräunlichen Augen, das warme und bräunliche Kolorit, die längliche Nase, starke Unterlippe und der röthliche Bart. Der Grund ist ganz mit Gold belegt. Sehr merkwürdig ist die gemalte Einfassung, ungezweifelt von derselben Hand: es sind die sieben Landespatrone in sehr kleinen, aber höchst zierlich gemalten Figürchen, nämlich: die hh. Veit, Adalbert, Ludmilla, Wenzel, Prokop, Sigmund. Unten und oben sind wunderschöne Engel mit Schriftbändern: Sanctus, Sanctus, Sanctus dominus deus Sabaot (Scs Scs. Scs. dns. deus Sabo) und: Dignus est Agnus qui occisus est XC. — Daß dieses Bild wirklich von Mutina sey, scheint mir außer der Schönheit und dem Alter desselben auch die Vergleichung mit dem folgenden zu beweisen.

4. Bereits oben, bey Beschreibung der Kreuzkapelle, erwähnte ich das Ecce homo-Bild mit ganz ähnlichen kleinen Heiligen-Figuren, die die Einfassung bilden, und mit der deutlichen Schrift: *Thomas de Mutina* fecit.

5. Hiezu gehört die eben dort gedachte Madonna der Prager Universitäts-Bibliothek.

Von andern Bildern des Thomas von Mutina, deren es in Italien noch mehrere zu geben scheint, spricht Cicognara (Storia I. 334—335), aber nur gelegenheitlich der Untersuchung über das Alter der Oelmalerey. So spricht er von einem Bilde des Thomas von Modena, von 1351, im Besitze des Abbate Boni in Venedig, und gleich darauf von mehreren derselben Sammlung; den Gegenstand aber führt er nicht an.

Eben so wenig ist mir bekannt, was etwa sonst Italien, Deutschland oder Böhmen noch von Thomas Bildern bewahrt.

II. Theodorich von Prag.

Was von Theodorichs oder Dietrichs Lebensumständen bekannt ist, beschränkt sich auf die urkundliche Nachricht, daß Kaiser Karl IV. ihn als seinen Hofmaler 1367 mit Steuerfreyheit für seinen Hof in

Morzin, doch gegen jährliche Abgabe von dreyßig Pfund Wachs für die oben erwähnte Kreuzkirche zu Karlstein, begnadigt habe. Gerade eine ähnliche Angabe ist uns auch von Wurmser bewahrt, der in gleicher Eigenschaft, als Hofmaler, Karln IV. diente. In einer Bestallung, die Wurmser 1359 vom Kaiser erhielt, heißt es unter andern: Dominus Imperator fecit graciam magistro Nicolao dicto *Wurmser de Argentina*, pictori suo, propter hoc, ut diligentiori studio pingat loca et castra, ad quae deputatus fuerit, quod ipse possit disponere, legare etc., und in einer andern vom folgenden Jahre datirten Urkunde befreyt der Kaiser ein Grundstück des Künstlers zu Morzin (in der Karlsteiner Herrschaft) für seine Lebenszeit von allen Abgaben (ab omni censu collecte s. Berne). Dieser Hof in dem Dorfe Groß-Morzina, wo die beyden Meister, fern von dem Geräusche der Königsstadt, nahe dem einsamen Karlstein, den sie mit ihrer Kunst ausschmücken halfen, in brüderlichem Vereine lebten, liegt rechts an der Straße, die von Prag nach Karlstein führt, etwa eine halbe Stunde von diesem, in einer freundlichen Gegend. Man zeiget noch die Gebäude, welche jetzt einen Hof ausmachen, in dessen Umkreise der Aufenthaltsort beyder Maler gewesen seyn soll.

So schwer es auch, nach dem Urtheile der Meisten, ist, die Werke beyder Maler von einander zu unterscheiden, so scheint es mir doch, daß man, ohne Gefahr, viel zu irren, annehmen könne, alle Staffeley-gemälde des Karlsteins (jene des Mutina ausgenommen) seyen Werke des Theodorich, dagegen aber die Wand- und Fresko-Gemälde, die durchaus einen ganz andern Charakter haben, Arbeit des Niklas Wurmser.

Die Brustbilder der Kreuzkapelle sind, wie mir wahrscheinlich ist, alle von einer Hand, und zwar der fortwährenden Ueberlieferung gemäß, von Theodorich von Prag. Da ihre Beschreibung schon oben gegeben ist, sey es uns nur erlaubt, einige allgemeine Bemerkungen über sie hier anzuschließen. Die Zeichnung der Gesichter ist im Ganzen, für jene Zeit, ziemlich gut, man erkennt in ihnen überhaupt das Streben nach dem Idealen, oder nach einer mehr typischen und herkömmlichen Form, wie dieß in der byzantinischen und alt-italischen Kunstweise der Fall ist, wogegen die deutschen Meister jener Zeit schon mehr die Natur in ihrer ganzen Schärfe, aber unbehülflich, nachzuahmen suchten, wodurch sie meist in Karrikatur verfielen. Indeß bleibt es wahr, daß Theodorichs Köpfe den entgegengesetzten Fehler haben, und unbestimmt, geschwollen und muskellos erscheinen. Augen und Mund sind meist schön und edel, der Blick fast immer seelenvoll, tief und durchdringend, und gibt den Bildern den größten Werth, über dem man viele andere Unvollkommenheiten vergißt. Die Nase dagegen pflegt Theodorich fast immer ins Profil zu stellen, was bey den Köpfen en face natürlich am unangenehmsten auffällt. Die Hände sind manchmal recht schön gezeichnet. — Das Kolorit der männlichen Köpfe ist meist wärmer und besser, als jenes der weiblichen, bey welchen die grauen, kalkigen Töne, zumal in den Schatten, vorherrschen. Die Lichter sind nirgends stark aufgetragen, sondern alles ist glatt und verbunden. Die Haare scheinen mir nicht so unverständig gemalt, als Fiorillo meint; auch die Hände haben oft eine sehr wahre Farbe. Was die Gewandung betrifft, so läßt sich nicht von allen gleich urtheilen; einige, z. B. das weiße Gewand der heil. Ludmilla, zeigen Spuren eines gut gedachten und nach der Natur verständig gemalten Faltenwurfes; andere, vorzüglich männliche Kleider, hat die seltsame

Beklebung mit vergoldeten Gypsplättchen, die ohne alle Rücksicht auf den Gang der Falten aufgeheftet sind, so verdeckt, daß man sie wenig oder gar nicht erkennen kann. Die Hintergründe sind meistentheils nicht Gold, sondern verschiedentlich gefärbt, die Scheine um die Köpfe aber durchaus mit gepreßten Goldplättchen ausgefüllt.

Außer den 133 Bildern der Kreuzkapelle, wozu auch die zwey Apostel in der Prager Universitäts=Bibliothek, dann die zwey Kirchenlehrer der Wiener Gallerie zu rechnen sind, gehört unserem Theodorich vielleicht auch das ehemalige Hauptbild der Kapelle, Christus am Kreuze, zwischen Maria und Johannes, über sechs Fuß hoch, welches zwar Mechel, jedoch ganz ohne Grund, dem Niklas Wurmser zugeschrieben hat. Ob in Böhmen oder sonst irgendwo noch zuverläßige Gemälde Theodorichs seyen, weiß ich nicht.

III. Niklas Wurmser aus Straßburg.

Karls IV. Hofmaler, wie Theodorich, und von ihm von Abgaben befreyt, wie dieser, mag er vorzugsweise zum Freskomalen, wie Theodorich zu den Bildern, die auf Holztafeln zu bringen waren, seyn verwendet worden, worauf vielleicht auch die oben angeführten Worte: ut ... pingat *loca* et *castra* hindeuten mögen. Nach dieser Voraussetzung glauben wir ihm die alten Fresko's zuschreiben zu dürfen, womit auch die bisherigen Angaben sehr gut übereinstimmen. In den Werken, die von ihm bekannt sind, zeigt sich ein fetterer Pinsel, eine keckere Manier, als jene Mutina's und Theodorichs; und mir scheint, daß auch hier die Unterscheidung, welche zwischen der byzantinischen und der deutschen Schule jener Zeit gemacht worden ist, ihre Anwendung finde: Wurmser hob das Individuelle in seinen Gebilden treffend heraus, z. B. in dem Bildnisse Karls IV. in der Katharinen=Kapelle. Wir lassen nun auch hier das Verzeichniß der uns bekannt gewordenen Werke folgen, die von seiner Hand zu seyn scheinen.

1. Die Gruppe in der Karlsteiner Kollegiat=Kirche, wo Karl IV. drey Mal, mit seinen beyden Söhnen und allein vorkommt, in lebensgroßen Figuren. Sie ist oben beschrieben.

2. Das schöne Bild der apokalyptischen Frau, die auf dem Monde steht, und das neugeborne Kind in den Armen trägt. Außer diesem Bilde mögen wohl die meisten alten Wandgemälde derselben Kirche von ihm herrühren. Siehe oben.

3. Die schönen Brustbilder K. Karls IV. und seiner Gemahlin Anna von der Pfalz, welche das Kreuz tragen. Sie sind al fresco über dem Eingange im Innern der Katharina=Kapelle gemalt. S. oben.

4. Die Heiligenköpfe ebendaselbst und

5. Die Altar=Nische, worin das schon sehr schadhafte Gemälde der heil. Mutter mit dem Kinde, zwischen dem Kaiser und der Kaiserin thront; in derselben Kapelle.

Ob die Gemälde an den Wänden der Treppe in dem Thurme, welche die Geschichte des heil. Wenzels und der heil. Ludmilla vorstellen, Wurmsers Arbeit seyn, bleibe unentschieden. Eben so wenig ist eine Gewißheit da, ob er auch die Deckengemälde in der Kreuzkapelle verfertiget habe, deren oben gedacht ist, welche einen besondern Styl zeigen. — Dagegen müssen hier noch erwähnt werden:

6. Die älteren Wandgemälde in der Wenzelskapelle des Prager Domes, die mit den bessern Karlsteiner Fresko's entschie-

dene Aehnlichkeit haben. Indessen gehört nur der kleinste Theil jener Wandgemälde der Zeit Karls an, wie eine sorgfältige Betrachtung lehrt. Er beschränkt sich wohl nur auf die untere Bilderreihe, welche aus dem Leben des Heilandes entlehnt ist. Von der linken Seite angefangen, sieht man nämlich den Heiland vor Pilatus (die folgenden Bilder sind leider durch den Altar und andere Dinge verborgen), dann folgt die Kreuzigung, Grablegung, Auferstehung und Himmelfahrt. Das Angesicht des auferstehenden Heilandes ist — so sehr es auch verdunkelt ist — eines großen Meisters würdig. Darauf kommt das Pfingstfest, nach herkömmlicher Weise dargestellt: Maria, in der Mitte unter den Aposteln, eine herrliche, würdige Gestalt, senkt das Haupt und faltet die Hände, über ihr ist die Taube. — Die letzte der alten Darstellungen sind die Apostelfürsten Petrus und Paulus, dem Altare gerade gegenüber. Diese, den Karlsteiner Wandbildern so ähnlichen Fresko's, haben mit diesem gleiche Einfassung, die in herrlichen Achaten, Karneolen, Amethystquarzen von erstaunlicher Größe und mit vergoldetem Gypse verbunden, besteht. Auch Chrysoprasse sind da, besonders ein großes Kreuz aus einem solchen, in der Hand des auferstehenden Heilandes. — Eine weit neuere Hand verrathen die oberen Wandgemälde, welche das Leben des heil. Wenzels vorstellen, sey es nun, daß sie im sechzehnten Jahrhunderte ganz neu, etwa an die Stelle älterer gemalt sind, oder daß das schadhafte Alte damals so restaurirt worden, daß wenige Spuren davon übrig geblieben sind. Kostüme in Harnisch und Kleidung, Köpfe, Stellungen, alles ist von der Weise des vierzehnten Jahrhunderts, namentlich der Karlsteiner Bilder, ganz entfernt. Noch neuer sind die Deckengemälde und einige andere eingeschobene Darstellungen, z. B. die Himmelfahrt Mariä zwischen den Aposteln Petrus und Paulus, die von alter Hand sind.

Ueber die Technik der Karlsteiner Gemälde.

Die erste, so viel Aufsehen erregende, Angabe ist bekannt, wonach Mutina's berühmtes, aus Karlstein stammendes, Bild der Wiener Gallerie ein Oelgemälde genannt wurde, mit dem ganz willkürlichen Zusatze, es sey im Jahre 1297 verfertigt (Mechel S. 230). Auch jetzt noch fehlt es nicht an Stimmen, und darunter bedeutenden, z. B. Cicognara's, welche dieser Meinung, daß Mutina in Oel gemalt, vollkommen beytreten. Bey der Analyse jenes Bildes, die in Wien von Chemikern vorgenommen wurde, fand man, daß es a tempera, mit feinem Gummi und Eygelb als Verbindungsmittel der Farbe, gemalt sey. Aehnliche Resultate gaben die chemischen Analysen des Dr. Jos. Beanchi, die er mit Bildern (von 1230 bis 1360 gemalt) vornahm. Entgegengesetzte Erfahrungen behauptet Cicognara gemacht zu haben, indem ein Bild des Thomas von Mutina, welches Abbate Boni in Venedig besitze, nicht nur mit Oel lasirt, sondern ganz in Oel gemalt sey. So viel scheint also gewiß, daß chemische Analysen nach dem Verlaufe mehrerer Jahrhunderte, wo die Stoffe vertrocknet, verflogen, oxydirt, die öligen Theile in den Gypsgrund eingedrungen seyn können, schwerlich eine ganz zuverläßige Probe abgeben können. Indessen bleibt es wahrscheinlich, daß, bey der unläugbaren Bekanntschaft der Alten mit dem Gebrauche des Oels, dieses schon vor Eyk manchmal zum Lasiren und Ueberziehen der Bilder angewandt sey, was auch bey den Werken Mutina's der

Fall seyn könnte [1]). — Das glänzende Aussehen des Wiener Bildes, so wie die feine und sorgfältige Bereitung der Farben und Zartheit des Pinsels in diesem Gemälde (worin auch das schöne Bild in der Domkirche zu Prag ausgezeichnet ist), alles dieses muß wohl jene erste Meinung begünstigt haben [2]).

Theodorichs Technik ist weit von jener des Thomas verschieden, so wie er auch diesem in Zeichnung und Malerey weit nachsteht. Theodorichs Bilder sind zwar auch auf Holzplatten mit Kreidegrund bedeckt, gemalt, aber weit mehr den Fresko-Gemälden, als den Oelgemälden ähnlich; die Farben sind matt, kalkig, unrein, überhaupt unscheinbar, und nirgend erscheint in den Köpfen Theodorichs das saftige Braun Mutina's. Des ersteren Wangen sind violett röthlich, und seine Stoffe, das Blaue etwa ausgenommen, nie von frischer Farbe. Endlich ist auch das Gold schlecht auf die Bilder und Wände aufgetragen, und selbst die nachläßige Arbeit der Einrahmung hat das Abfallen des Goldes, Gypses und der Farben nur zu sehr erleichtert.

Aloys Primisser.

---

1) Vergl. Dr. Gustav Fridr. Wagen über Hubert und Johann van Eyk. Breslau 1822. 8. S. 118 ff.

2) Der Verfasser der Artikel über diese drey Maler, in dem Füßlischen Künstler-Lexikon (II. Theil), scheint jener Annahme, daß Mutina's Bilder in Oel gemalt seyen, nicht entgegen zu seyn. — Dort findet man auch recht gute Nachrichten über unsern Künstler, die wir bey diesem Aufsatze benutzt haben, mit Angabe der Quellen, zusammengestellt.

Intelligenz-Nachrichten
der Verlagshandlung.

(In Wien sind sämmtliche nachstehende Bücher in der Carl Gerold'schen Buchhandlung am Stephansplatze zu haben.)

In der Hahn'schen Verlags-Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen:

Tabula Peutingeriana itineraria, primum aeri incisa et edita a *Franc. Chr. de Scheyb*, 1753. Denuo cum codice Vindobon. collata, emendata et nova *Conradi Mannerti*, introductione instructa, Studio et opera Academ. literar. reg. Monacensis. Folio. 1824. Pränumerations-Preis 9 fl. K. M.

Die Wichtigkeit der Peutingerschen Tafel für alte Geographie ist so allgemein anerkannt, daß das Verdienst der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften in München, welches sie sich durch die obige Unternehmung erworben hat, um so größer ist, da die gänzlich vergriffene ältere Scheybsche Ausgabe höchst selten und kostbar geworden war, und nunmehr auch anderweitige, ohnedem theuerere Nachstiche überflüssig werden. — Diese neue Original-Ausgabe hat durch die sorgfältigste Verbesserung der Scheyb'schen zwölf Kupferplatten nach dem Original (in der k. k. Hof-Bibliothek zu Wien befindlich) und durch eine ganz neue Abhandlung des in diesem Fache so verdienten und dazu von Seiten der königlichen Akademie aufgeforderten Herrn Hofrath Mannert, statt des veralteten Scheyb'schen Kommentars, so sehr gewonnen, wie es nach dem jetzigen Stande der Wissenschaften nur irgend zu erwarten war. Der Text ist auf starkem weißem Schreibpapier, und die zwölf Platten sind auf gelbbraunem Grunde abgedruckt, um die Farbe des Pergaments zu erreichen. Der obige höchst billige Preis konnte nur durch die Vereinigung mehrerer günstiger Umstände erreicht werden. In Auktionen kostete sonst das Werk oft über 50 Rthlr.

Anzeige für Staats-Aerzte und Kriminalisten.

Platneri, *Ernesti*, (quondam Professoris *Lipsiensis*) Opuscula academica sive collectio quaestionum medicinae forensis, psychicae, publicae, aliarumque, quas auctor per quinquaginta annos academico more tractavit,

sind in unserem Verlage, von Herrn Regierungs-Rath Dr. Neumann, Arzte am hiesigen Charité-Krankenhause, gesammelt, erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben.

Diese Sammlung enthält nicht nur alle akademische Schriften des berühmten Verfassers, mit Ausnahme der physiologischen (welche er selbst umgearbeitet herausgegeben), sondern sogar zwey von andern Verfassern, weil man die eine: de letalitate vulnerum absoluta, gewöhnlich

Platner'n zuschreibt, und weil die andere: de morbis membranae tympani, offenbar nicht von Platner, unter dessen Vorsitz sie blos vertheidiget worden, interessanten Inhalts und zu Plattner's akademischen Schriften gerechnet ist. Im Kataloge dieser Platner'schen akademischen Schriften stehen zwar noch zwey Abhandlungen, die eine: de medicamentis quibusdam inertiae accusatis, und die zweyte: de educatione futuri medici, überschrieben, allein sie sind beyde nicht von Platner und von minder wichtigem Inhalt.

Der Choulant'schen Sammlung, die bey Herrn L. Voß in Leipzig zugleich mit dieser erschienen ist, fehlen dreyzehn Abhandlungen, welche die unsrige enthält; allein sie hat außer Platner's Bildniß nichts, was die unsrige nicht auch hat, und in typographischer Schönheit und Zweckmäßigkeit des Druckes hoffen wir ihr nicht nachzustehen. Zugleich sind in unserer Sammlung die Abhandlungen nach ihrem Inhalte geordnet. Gerade die vortrefflichsten Arbeiten Platners, die Reden: adversus sepulturam in aedibus sacris, de vi corporis in memoria, de lithotomia mulierum, vermißt man in der Choulant'schen Sammlung, sie sind eine Zierde der unsrigen.

Den Preis haben wir aufs billigste gestellt, 42 Bogen in groß 8., auf schönes weißes Papier, sauber und kompreß gedruckt, überlassen wir, ungeachtet unsere Sammlung dreyzehn Abhandlungen mehr als die Choulant'sche enthält, doch um 1 fl. K. M. billiger und verkaufen es für 3 fl. K. M.

Berlin, im September 1824.

Die Flittnersche Verlags-Buchhandlung.

In Perthes und Besser's Verlag zu Hamburg sind im Jahre 1823 folgende Schriften erschienen:

Aeschylos, vier Tragödien des, übersetzt von Friedr. Leop. Grafen zu Stolberg. gr. 8. 1 fl. 54 kr. K. M.

Cramer, Dr. A. G. in D. Jun. *Juvenalis* Satyras commentarii vetusti post P. Pithoei cur. auxit viror. doct. suisque notis instruxit. gr. 8. 5 fl. 38 kr. K. M.

Fenelon's Werke religiösen Inhalts, übersetzt von Matth. Claudius. 3 Theile. 2te wohlfeile Ausgabe. gr. 8. 4 fl. K. M.

Floresta de Rimas antiquas *Castellanas* ordenada por Don *Juan Nicolas Böhl de Faber.* Vol. 2. gr. 8. 4 fl. 15 kr. K. M.

Homers Ilias verdeutscht durch Friedr. Leop. Gr. zu Stolberg. 2 Theile. gr. 8. 5 fl. K. M.

Pfaff, Dr. C. H., der Elektro-Magnetismus, eine historisch-kritische Darstellung der bisherigen Entdeckungen auf dem Gebiete desselben, nebst eigenthümlichen Versuchen. Mit 8 Abbildungen. gr. 8. 2 fl. 45 kr. K. M.

Rumohr, C. F. von, Sammlung für Kunst und Historie. 2tes Heft. gr. 8. 1 fl. 30 kr. K. M.

Sophokles, übersetzt von Christian Grafen zu Stolberg. 2 Thle. gr. 8. 5 fl. K. M.

Stolberg, der Brüder Christian und Friedrich Leopold, Grafen zu, gesammelte Werke. 10. bis 15. Theil. gr. 8. 15 fl. K. M. Schreibp., 20 fl. 15 kr. C. M. Velinp., 11 fl. 15 kr. K. M. Druckpap.

— — Friedrich Leop. Gr. zu, Reisen in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien. Mit Abbild. und Karte. 4 Thle. gr. 8. 15 fl. 30 kr. K. M.

Verhandlungen, Jahres-, der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst. 2ter Band mit Abbild. gr. 4. 5 fl. 38 kr. K. M.

Unter dem Titel:

System urweltlicher Conchylien, durch Diagnose, Analyse und Abbildungen der Geschlechter erläutert von Dr. Heinrich Bronn. Fol. Mit sieben Steindruck-Tafeln. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 30 kr.

ist im Verlag des Unterzeichneten so eben ein Werk erschienen, dessen Zweck ist, als Leitfaden oder Grundlage bey Vorlesungen über einen wichtigen Theil der Petrefakten-Kunde zu dienen, oder auch ein Hülfsmittel beym Selbststudium dieser Wissenschaft abzugeben, die jetzt in ihrer lebhaftesten Entwicklung begriffen ist, und für die Naturgeschichte der Pflanzen und Thiere, so wie für Geologie und Geognosie von höchster Wichtigkeit zu werden beginnt.

Nur der Mangel einer geeigneten Anleitung hat das allgemeine Studium derselben bis jetzt unmöglich gemacht, und diese soll hier einstweilen für den, in letzterer Beziehung interessanten Theil derselben, geliefert werden.

Diesem Hefte wird binnen einem Jahre ein zweytes folgen, worin die Geschlechter urweltlicher Pflanzenthiere (Strahlenthiere, Korallen u. s. w.) eben so behandelt sind. Vielleicht folgen dann noch andere über andere Ordnungen urweltlicher Lebenswesen.

Dieses System ist endlich ein Vorläufer eines vollständigen Handbuches der Petrefakten-Kunde, das bald möglichst erscheinen wird, ohne jedoch diese Schrift überflüssig zu machen.

Heidelberg, im September 1824.

J. C. B. Mohr, akademische Buchhandlung.

Bey Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen:

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1825. Mit königlich sächsischem allergnädigsten Privilegio. Grün Maroquin geb. 5 fl. 38 kr. K. M. Sauberer ord. Einband 3 fl. K. M.

Inhalt. Erzählungen: 1. der neue Pygmalion, von K. Immermann. 2. Die Deportirte, von Leop. Schefer. 3. Apollo

von Belvedere, von v. Gaudy. Außerdem eine Auswahl von Gedichten der beliebtesten deutschen Dichter. Die beygefügten 12 Kupfer, unter denen sich vorzüglich das von J. C. Müller nach Rafaels Madonna (la belle Jardinière) vor vielen auszeichnen wird, sind nach vorzüglichen Zeichnungen von Ramberg, und die zu Walter Scottschen Romanen gehörigen vier Blätter nach meisterhaften Originalen von Westall und Leslie u. a. m.

Die früheren Jahrgänge 1791 — 1824 zusammen, kosten ganz neu und sauber gebunden mit goldenem Schnitt in sehr herabgesetztem Preise: 33 fl. K. M.

Die neuesten vier Jahrgänge 1821 — 1824 kosten aber von jetzt an anstatt 11 fl. nur 4 fl. K. M. und zwar um deßhalb, weil mehrere der darin enthaltenen Erzählungen und Novellen aufs neue, und zwar einzeln, ohne alle billige Berücksichtigung des ersten Verlegers, aufgelegt worden sind und zu hohen Preisen verkauft werden sollen.

Lexicon, novum, manuale graeco-latinum et latino-graecum. Primum a *Benjamine Hederico* institutum, post *Samuelis Patricii, Johannis, A. Ernestii, Car. Chr. Wendleri, T. Morellii, Petri, H. Larcheri, Fr. Jac. Bastii, C. J. Blomfieldii* curas, denuo castigavit, emendavit, auxit *Gustavus Pinzger*, recognoscente *Francisco Passovio*. Editio quinta. gr. 8. 2 Bde. Subs. Preis Druckp. 10 fl. K. M.

Die durch alle Buchhandlungen und bey dem Verleger zu erlangende Ankündigung und Probe, 24 Seiten in gr. 8., gibt die genaueste Auskunft über diese fünfte Ausgabe des Hederich'schen Lexikons.

Nachdem nunmehr der Druck dieser neuen, beynahe um die Hälfte vermehrten Auflage begonnen hat, läßt sich der Preis, welcher früher nur ungefähr angegeben worden ist, näher bestimmen.

Der Ladenpreis wird bald nach Beendigung des ganzen Werkes, welche bald nach der Ostermesse 1825 erfolgen wird, circa 120 Bogen Petit gr. 8., auf 12 fl. 30 kr. und 15 fl. C. M. fein Papier zu bestimmen seyn, wer aber von jetzt an oder bey Empfang der ersten Abtheilung, bey dem Verleger oder jeder beliebigen Buchhandlung 10 fl. K. M. erlegt, erlangt diesen unbezweifelt billigen Preis, welcher später nicht mehr gewährt wird.

Für Baumeister, Bauschulen, Bauherren und Zimmermeister

ist in unserem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch für Baumeister, von L. Fr. Wolfram, königl. baierisch. Landbaumeister des Unter-Mainkreises. Dritter Theil. Zimmerwerkskunst 1ste Abtheil.

Auch unter dem besondern Titel:

Die Zimmerwerkskunst 1ste Abtheilung, mit 25 sauber gestochenen Kupferplatten, 453 Figuren enthaltend. gr. 8. Preis 6 fl. K. M.

Dieses eben so gründliche als ausführliche Werk bedarf keines An-

rühmens mehr. Der schnelle Absatz hat das öffentliche Urtheil dafür begründet.

Die zweyte Auflage des ersten Theils, die Materiallehre, die unter diesem besondern Titel zu haben ist, und die vollständige Lehre vom Bauholze, als Grundlage zu diesem dritten Theile, mit enthält, übertrifft die erste Ausgabe die nur die Mauerstofflehre enthielt, bey weitem sehr.

Die erste Abtheilung der Zimmerwerkskunst kann ebenfalls als ein abgesondertes Ganze anzusehen seyn. An der zweyten Abtheilung dieses dritten Bandes wird ununterbrochen gearbeitet, so daß dieselbe bis zur Ostermesse 1825 wird erscheinen können.

Der erste bis dritte Band erster Abtheilung kostet zusammen 10 Rthlr. oder 15 fl. K. M.

Rudolstadt, im August 1824.

Fürstl. priv. Hof-Buchhandlung.

Bey J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lyra-Klänge und Prisma-Farben, in lebenswarmen Bildern, vom Verfasser des Antonio und Felippo. Dasselbe auch unter dem Titel: Adelheid und Guido oder das Asyl am Niagara-Katarakt. Aus den Papieren eines transatlantischen Reisenden. — Auszüge aus Pfarrer Trautliebs Tagebuche. Zwey Erzählungen. kl. 8. Preis 1 fl. 45 kr. K. M.

Des Verfassers früher erschienene Roman: Antonio und Felippo, hat eine allgemein günstige Aufnahme gefunden; diese neuen genialen Schöpfungen desselben werden von dem gebildeten Publikum mit gesteigertem Interesse aufgenommen werden.

Thilo, Dr. L., (Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium in Frankfurt a. M.), Materialien für den Unterricht in der Elementar-Geometrie. Erster Theil. Sammlung geometrischer Aufgaben und Lehrsätze, mit synthetischen Auflösungen und Beweisen. Erster Band. Mit 8 Kupfertafeln. gr. 8. — Auch unter dem Titel: Sammlung geometrischer Aufgaben und Lehrsätze, mit synthetischen Auflösungen und Beweisen, als Material des Unterrichts in der Elementar-Geometrie. Erster Band: enthaltend, als Einleitung, eine Abhandlung über die geometrischen Aufgaben und Lehrsätze überhaupt, und aus der Planimetrie die Aufgaben und Lehrsätze, welche die Congruenz und Gleichheit der Figuren betreffen. Mit 8 Kupfertafeln. gr. 8. Preis 3 fl. 15 kr. K. M.

Der Titel sagt hinlänglich, was man in dem Werke selbst zu suchen habe. Es ist vorzüglich für den Gebrauch des Lehrers der Geometrie bestimmt, welcher darin eine große Masse von Lehrstoff auf eine solche Weise zusammengestellt findet, daß ihm eine eigenthümliche und fruchtbare

Anwendung desselben bey seinem Unterrichte leicht, und zugleich der Besitz vieler andern, oft seltenen Hülfsmittel, entbehrlich wird.

Wilbrand, Dr. G. B., (Professor zu Gießen), Darstellung des thierischen Magnetismus, als einer in den Gesetzen der Natur vollkommen gegründeten Erscheinung. Preis 1 fl. 15 kr. K. M.

Sendschreiben an einen Diener des göttlichen Wortes über Kirchenverfassung und Liturgie. gr. 8. Geheftet. Preis 15 kr. K. M.

Bey J. E. Schaub in Düsseldorf und Elberfeld ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch der Geometrie und ebenen Trigonometrie. Nebst einer Sammlung geometrischer Aufgaben und minder bekannter Lehrsätze in systematischer Ordnung, als Anhang. Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Von Johann Paul Brewer, Professor der Mathematik zu Düsseldorf. Mit 22 Kupfertafeln. Preis 3 fl. 45 kr. K. M.

Dieses Werk zeichnet sich durch Vollständigkeit, so wie durch die seltene Verbindung von großer Gründlichkeit mit der größten Deutlichkeit und Klarheit vor den meisten ähnlichen Lehrbüchern vortheilhaft aus. Der Verfasser hat dem Vortrag der Anfänger eine große Menge von Aufgaben und Lehrsätzen, die man in den meisten Handbüchern vergebens sucht, und aus mehreren größern Werken mühsam sammeln muß, als Anhang beygefügt, so, daß diese Schrift nicht allein allen höhern Lehranstalten, so wie auch jedem Anfänger, der die Hülfe eines Lehrers vermißt, zum Selbstunterricht als sehr brauchbar und nützlich zu empfehlen ist, sondern daß auch diejenigen, welche mit den Grundsätzen der Geometrie schon hinlänglich vertraut sind, sich derselben als eines der besten Hülfsmittel zur Erweiterung und Vervollkommnung ihrer Kenntnisse bedienen werden.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Theoretische Medizin für Wundärzte, als Leitfaden zu Vorlesungen, entworfen von Franz Wilibald Nushard, Doktor der Medizin und Chirurgie, k. k. öffentl. ord. Professor der theoretischen Medizin für Wundärzte an der Universität zu Prag, und Inhaber der goldenen Civil-Ehren- und Verdienst-Medaille. Zweyter Theil. — Auch unter dem Titel: Grundzüge der allgemeinen Therapie, Arzneymittellehre, Kranken-Diätetik und Receptir-Kunde für Wundärzte. gr. 8. Prag, 1824; stark 26½ Bog. Preis 2 fl. 24 kr. K. M.

Die doppelte, lobenswerthe Tendenz dieses gewiß sehr nützlichen Werkes macht es mit vollem Rechte sehr empfehlungswerth, indem der als praktischer Arzt und Operateur rühmlichst bekannte Herr Verfasser sich einerseits bemühte, die Grundzüge der allgemeinen Therapie, Arzneymittellehre, Kranken-Diätetik und Receptir-Kunde kurz, gründlich, auf eine, den Fähigkeiten der Schüler angemessene, und dem Lehrzwecke der theoretischen Medizin für Wundärzte auf vaterländigen Lehranstalten entsprechende Weise abzuhandeln, und dadurch einem längst gefühlten Bedürfnisse für Lehrer und Schüler abzuhelfen — so wie dieses Werk anderseits durch seinen innern Gehalt und aufgestellten Grundsätze sich vorzüglich auch für praktische Aerzte und Wundärzte auf dem Lande deßhalb eignet, weil die meisten der bereits erschienenen Werke dieser Gegenstände, troß ihrer innern Vorzüge, viel zu weitläufig und kostspielig, oder in lateinischer Sprache abgefaßt sind, andere wieder unsere vaterländische Pharmakopöe zu wenig berücksichtigen, oder in Bezug der ausgesprochenen Ansichten und noch unerprobten Neuerungen, wodurch Wundärzte in ihrem ärztlichen Wirken so leicht von dem Wege der Einfachheit und Erfahrung abgelenkt werden, minder empfehlungswerth und nutzenbringend seyn dürften.

Der erste Theil, welcher die Physiologie, Pathologie und Hygiene enthalten wird, erscheint noch im Laufe dieses Jahres. Druck und Papier, so wie der sehr billige Preis wird dieses Buch gewiß auch empfehlen.

Anzeige, die Fortsetzung der bisher vom Prof. Dr. L. W. Gilbert herausgegebenen Annalen der Physik und der physikalischen Chemie betreffend.

Die Annalen der Physik und der physikalischen Chemie, welche durch den Tod des Prof. Gilbert ihres mehr als 25jährigen Herausgebers beraubt wurden, haben durch dessen thätige und umsichtsvolle Redaktion eine so bedeutende Stellung für die Wissenschaft erlangt, daß über den Werth einer Fortsetzung derselben gewiß nur eine Stimme vorhanden seyn kann. Schon das Andenken, welches man einem hochverdienten Manne schuldig ist, verpflichtet zur Aufrechthaltung des in gewisser Hinsicht von ihm gestifteten Werkes, und noch mehr sind, im gleichen Maße Publikum und Wissenschaft beeinträchtigt, wenn die Zahl der bestehenden Zeitschriften ohne innern Anlaß vermehrt wird.

Beweggründe dieser Art haben mich bestimmt, das längst gefühlte und bey dem Tode des Prof. Gilbert stärker hervortretende Bedürfniß einer von hier ausgehenden Zeitschrift, zu deren Herausgabe ich durch das Vertrauen der ausgezeichnetsten Physiker und Chemiker aufgefordert war, mit dem zu verknüpfen, welches jener unerwartete Verlust für einen großen Theil des physikalischen Deutschlands nothwendig erzeugen mußte.

Demnach bringe ich es hierdurch zur Kenntniß des größeren Publikums, daß ich die Redaktion der bisherigen Gilbertschen Annalen übernommen habe, und in kurzem die Herausgabe beginnen wird.

Ich verbinde damit die Anzeige, daß an der bestehenden Einrichtung der Annalen für die nächste Zukunft nichts Wesentliches geändert wird, daß Physik und Chemie in ihrem ganzen wissenschaftlichen Umfange nach wie vor die Hauptgegenstände des Inhaltes ausmachen,

und dabey die erstere ihres Rechts zur mathematischen Behandlung nicht beraubt werden soll; daß ferner die physikalischen Erscheinungen im Großen, oder die Inbegriffe der Atmosphärologie und physikalischen Geographie, wie bisher die verdiente Aufmerksamkeit finden werden, und daß endlich Gegenstände anderer Wissenschaften, gleich denen der Künste und Gewerbe, in soweit ihre frühern Stellen behalten, als sie in näherer Verknüpfung mit dem physikalischen Studium stehen.

Die kräftige Unterstützung, welche das beginnende Unternehmen bereits hier und in Schweden gefunden hat, und von der Mehrzahl der bisherigen Mitarbeiter Gilberts nicht in Zweifel zu ziehen ist, gibt mir die Aussicht, dem Publikum Original-Abhandlungen des bleibendsten Werthes vorzulegen, und eben so bedarf es wohl kaum der Erwähnung, daß Berlin mehr wie ein anderer Ort die Hülfsmittel darbietet, die ausländischen Erzeugnisse mit größter Vollständigkeit zu geben.

Ich glaube mich demnach in den Stand gesetzt, die Anforderungen der Wissenschaft befriedigen zu können, und sehe deßhalb einer, der früheren gleichen ermunternden Aufnahme mit Hoffnung entgegen.

Nachträglich bemerke ich, daß meine Wirksamkeit mit dem 77sten Bande zunächst beginnt, und die am 76sten noch fehlenden Hefte später nachgeliefert werden; auch bin ich dem Publikum noch die Nachricht schuldig, daß nach einer Uebereinkunft mit dem Herrn Verleger, bey etwaiger zu großer Anhäufung der Materialien, der Verspätung oder gar Vernachläßigung derselben, durch von Zeit zu Zeit erscheinende

Supplement-Bände

vorgebeugt werden soll, worüber zu seiner Zeit ein Näheres.

Berlin, 1824.

J. C. Poggendorff.

* * *

Die äußere Form, die typographische Ausstattung und die Ausführung der Kupfer bleibt fürs erste unverändert, in der Ueberzeugung, dem Publikum der Annalen damit Genüge geleistet zu haben.

Den resp. Abonnenten liefere ich, wie billig, die Monatshefte dieses Jahrganges bis zum Dezember gratis nach, da bey der Versendung des ersten Heftes der Preis von 12 fl. C. M für den ganzen Jahrgang berechnet wurde; für die, wie schon erwähnte, mit dem 77sten Bande beginnende neue Folge der Annalen, unter dem Titel:

Annalen der Physik und der physikalischen Chemie, nach L. W. Gilberts Tode fortgesetzt und herausgegeben von J. C. Poggendorff,

steht neuer Eintritt frey, und ist der Preis des 1sten und 2ten Bandes (oder des 5ten bis 12ten Heftes dieses Jahrgangs) auf 8 fl. C. M. festgesetzt.

Das durch vorläufige Anzeige als erscheinend schon öffentlich bekannt gemachte

General-Register zu den sämmtlichen 76 Bänden der Gilbertschen Annalen,

hoffe ich gegen Schluß dieses Jahres versenden zu können.

Leipzig, 1824.

Joh. Ambr. Barth.

Jahrbücher der Literatur.

Acht und zwanzigster Band.

1824.

Oktober. November. Dezember.

Wien,
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des acht und zwanzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XXVIII.

Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, Dezember 1824.

Art. I. Die althochdeutschen Präpositionen. Ein Beytrag zur deutschen Sprachkunde und Vorläufer eines althochdeutschen Sprachschatzes, nach den Quellen des achten bis eilften Jahrhunderts, von E. G. Graff. Für Lehrer der deutschen Sprache und Herausgeber altdeutscher Werke. Königsberg, im Verlage der Gebrüder Bornträger, 1824. XX und 300 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser vortrefflichen Monographie hat die althochdeutschen Sprachdenkmäler zum Hauptgegenstande seiner viel versprechenden Studien gemacht. Auf einem beschränkten, doch immer ansehnlichen, und, wo das Einzelne so zerstreut liegt, schwer zu überschauenden Felde bewährt er sich, mit Fleiß und Scharfsinn, wie sie selten vereinigt angetroffen werden, ausgerüstet, gleich beym ersten Erscheinen als gründlichen Kenner. Die Verkündigung eines vollständigen althochdeutschen Wörterbuches aus diesen Händen muß daher die Theilnahme aller Sprachfreunde erregen, und wird dem Bearbeiter ohne Zweifel von Seiten seiner Regierung die zur Herbeyschaffung sonst unzugänglicher Materialien dringend nöthige Muße und Unterstützung zu Wege bringen. Endlich einmal Aussicht, daß wir das höchst mittelmäßige Glossar von Schilter sammt den planlosen, unsicheren Glossensammlungen von Eccard, Pez u. a. bey Seite legen dürfen; wer sich täglich darin herumzutreiben hat, weiß den Verdruß und Zeitverlust dabey anzuschlagen. Welcher Vollständigkeit und Reinlichkeit der Citate können wir in Herrn Graffs Werke entgegensehen, und welcher Gewinn läßt sich aus solcher Fülle ziehen! Denn nicht bloß liegt daran, über die Bedeutung und Bedeutungen eines jeden Ausdrucks aufs Reine zu kommen; es verschlägt dem Sprachforscher auch gar viel, zu erfahren, welcher und bey welchem Schriftsteller gerade selten oder häufig gebraucht worden ist. Und diesen nicht zufällig herbeygeschafften, sondern überlegt gesammelten Reichthum von Belegstellen wird das gesammte Wörterbuch enthalten, wie ihn der vorausgesandte Prodromus enthält, nur freylich dort die Gedrängtheit des Ganzen und die alphabetische Ordnung wörtliche Aushebung verbieten, welche hier die Lehre von den Präpositionen so anschaulich gemacht hat. — Indem ich mich nunmehr ganz zu der vorliegenden Abhandlung wende, bekenne ich, daß es bis jetzt im Fache deutscher Sprachkunde schwerlich eine Schrift gibt, bey der man

mit größerer Befriedigung verweilen, und der man einen dauerhafteren Werth beylegen könnte. Ihr Verfasser hat sich durch nichts gestört, und der abseits lockenden Vergleichung der übrigen deutschen Mundarten oder verwandter Sprachen ausweichend, gerade dadurch die sauberste Abgrenzung und Erschöpfung seines Gegenstandes möglich gemacht. Nur auf das Gothische mußte in wenigen Fällen Rücksicht genommen werden. Untersuchungen über den Ursprung der präpositionellen Formen ließen sich auf bloß althochdeutschem Grund und Boden gar nicht anstellen. Bey der Beurtheilung einer Schrift, die sich in ihrem Gebiete abschließt, und der sich wenig Bedeutendes zufügen läßt, werde ich aber jenen Weg verlassen, und um Gelegenheit zu einigen weiteren Bemerkungen zu finden, mich über die althochdeutsche Mundart hinaus verbreiten dürfen.

Präpositionen sind Partikeln, welche die Abhängigkeit eines Nomens von einem Verbum näher (als es durch den bloßen Casus geschehen kann) bestimmen; oder um kürzer, wiewohl etwas ungenauer [1]) zu definiren: welche einen Casus obliquus regieren. Das Verbum mag in vielen Fällen ausgelassen seyn: gott im himmel; der könig von Dänemark [2]); treu bis in den tod, heißt eigentlich: qui es in coelo, qui coelitus imperas; qui oritur e Dania; donec ibo in mortem. Das abhängige Nomen (welches nie im Nominativ noch Vocativ stehen darf) kann aber nie fehlen; wo es abgeht, ist keine Präposition anzunehmen, sondern Adverbium oder Conjunction. In: ich laufe durch den wald, das wasser fliefst über das land, sind durch, über Präpositionen; hingegen in: das wasser dringt durch, lauft über, Adverbia. Daher sich der Benennung untrennbarer [3]) Präpositionen ganz enthalten werden sollte; solche Partikeln, die nur in der Composition gelten, sind lediglich Adverbia, z. B. vernichten, be-weisen, ver-nichtung, be-weis, so gut wie durch-laufen, über-fliefsen, durch-lauf, über-fluſs. Es können folglich dieselben Partikeln, welche eine Sprache präpositionell gebraucht, in der nämlichen oder einer nahe verwandten Form zugleich Adverbia seyn. Weiter, Partikeln, die früher bloße Adverbia waren, können in einer folgenden Sprachperiode zu

---

1) Deßhalb, weil auch von Adverbien, Conjunctionen, ja Interjectionen zuweilen Casus abhängen.

2) Im vorigen und im siebzehnten Jahrhunderte sagte man auch: der König in Dänemark.

3) Praepositiones loquelares, und gegenüber casuales. Schneider's lat. Elementarlehre, S. 519.

Präpositionen erhoben werden, wovon *auf* und *aus*, zwey unsrer gangbarsten heutigen Präpositionen, das einleuchtendste Beyspiel liefern. Beyde waren im Gothischen nur Adverbia: *iup* (sursum), *ut* (foras, foris), und sind es im engl. *up*, *out*, im dän *op*, *ud*, bis auf den heutigen Tag. Weil aber diese Adverbia mit den eigentlichen Präpositionen an, in, fon, zi verbunden zu werden pflegten, ahd. [1]) *uf-an* (altſ. upp-an, agſ. up-on, engl. up-on, altn upp-â, ſchwed. p-å, dän. p-aa), *uf-in* (altn. upp-î), *uf-fon* (altſ. upp-fan, agſ. up-of), *uf-zi* (agſ. up-tô, engl. up-to), *ûz-fon* (agſ. ût-of, engl. out-of, altn. ut-af, dän. ud-af); ſo haben ſich in der ahd. Mundart ſchon ſeit T. und O. *ûf* und *ûz* zu wahren Präpoſitionen, die auch ohne an, in, fon, zi Caſus regieren, conſtituirt (vgl. S. 62, 170, 171). Das nhd. *auf* iſt ein Gegenſatz zu dem neunord. på, worin die Präpoſ. à (hochd. an) erhalten, der Vocal des damit verbundenen Adv. up weggeworfen wurde. Umgekehrt ſterben manche Partikeln, die früher wahre Präpoſitionen geweſen ſind, mit der Zeit aus, entweder gänzlich (wie im Hochdeutſchen das goth. *uf*, *und*), oder als ſolche, indem ſie noch in der Compoſition untrennbar gewordne Partikeln bilden (z. B. die goth. Präpoſ. *and*, *us*, ſind die nhd. *ent-*, *er-*). Im Ganzen ſcheint die Partikeleigenſchaft ſolcher Wörter älter als ihre Präpoſitionseigenſchaft, wie hervorgehet theils daraus, daß die Sprache (indem ſich die Caſusflexionen abſchleifen, und zum genauen Ausdruck der Verhältniſſe untaugend werden) immer weniger mit den bloßen Caſus ausrichtet, und mehr Präpoſitionen bedarf (vgl. S. 300), theils daraus, daß wenigſtens alle ahd. Präpoſitionen nach Herrn Graffs Wahrnehmung (S. 8) zugleich auch bloße Adverbien ſind [2]). Er will hiervon eine einzige Ausnahme rückſichtlich der Präpoſ. *fona* zugeben, die ich faſt bezweifle, da in der gl hrab. 950ᵇ. fona ist (abest) die adverbiale Eigenſchaft nicht verkannt werden darf. Freylich iſt ſie ſelten, und ſelbſt die Verbindung dara-vona S. 285—287 noch nicht anzutreffen; erſt im Mhd. entſpringt dar-von. Spätere Präpoſitionen ſind ſichtbar aus Partikeln hergenommen, und mit ihnen zuſammengeſetzt; ob aber alle Präpoſitionen als ſolche unurſprünglich, d. h. aus ſchon früher in der Sprache vorhandnen

[1]) Erklärung der Abkürzungen: ahd. althochdeutſch; altſ. altſächſiſch; agſ. angelſächſiſch; altn. altnordiſch; mhd. mittelhochdeutſch; nhd. neuhochdeutſch; anderes mehr wie in der deutſchen Grammatik.

[2]) Zuweilen mit leiſer Abänderung; ſo lautet die Präp. *mit* im Adv. noch *miti*.

Partikeln zu diesem besonderen Gebrauch auserwählt worden seyen? ist eine Frage, die sich nicht zu voreilig bejahen läßt.

In der Regel stehet zwar die Präposition unmittelbar vor dem Nomen, das sie regiert; allein die meisten Sprachstämme leiden auch, daß sie ihm für gewisse Fälle unmittelbar nachfolge, in denen dann freylich der Name Präposition unpassend wird. So im lat. maria circum, und an das Pronomen wachsend in me-cum, nobis-cum, häufiger im Griechischen, z. B. *θεῶν ἄπο*, mit verändertem Accent statt *ἀπὸ θεῶν*, was die Anschließung ans Subst. bezeichnet. Die litthauische Sprache besitzt zwey sogenannte Präpositionen, welche sie nie anders, als dem regierten Casus hinten angehängt gebraucht: *pi* (apud), und *na* (versus), wobey noch zum festeren Verband mit den Flexionen Vocalelisionen und Consonantepenthesen vorfallen, z. B. diewo-pi oder diewu-mpi (apud Deum), so daß man hieran die nähere Verwandtschaft der eigentlichen Casusflexion mit diesen Partikeln vorzüglich bestätiget sieht. Seltener scheinen slavische Anastrophen; *radi* und *djela* (beyde propter bedeutend) pflegen ihren Genitiven nachzustehen (*Dobrowsky* instit. p. 652, 653), z. B. boga radi (um Gottes Willen), verläugnen aber ihre Herkunft aus Substantiven so wenig, wie die lat. *causa*, *gratia*, griech. *ἕνεκα*, *χάριν*, die in gleichem Falle den Gen. vor sich haben. Nicht anders verhält sich unser nhd. *wegen* und *halben*: der leute wegen, des geldes halben; und gleicher Gebrauch des *halp* findet sich schon im Ahd., z. B. menniscen halb, sînero lîdo halb (S. 189); Beyspiele anderer Nachsetzungen kommen nicht vor, namentlich noch keine von *nâh* (secundum), im Sinne des nhd. dem leibe nach, der natur der sache nach. Aber im Altn. sind sie ganz zu Hause, und alle Lieder der Edda voll von Beyspielen: 7^b *) nâ-ströndom â; 11^b kemr heimisgarda til; 12^a annars briôstom î; annars briôstom or; brauto at etc.; hauptsächlich scheinen î, â, at, til, frâ, or, for, fyrir, yfir so zu stehen, seltner oder gar nicht einige andere. Herr Graff zählt, von S. 277 an, die zu adverbialen und conjunctionellen Ausdrücken dienenden Verbindungen der Präp. mit dem Acc., Gen. und Instrum. des demonstrativen und interrogativen Pronomens auf, fügt ihnen aber S. 285—288 die mit *dara* und *huara* hinzu, und bemerkt ganz richtig, daß diesen die Präposition nachgesetzt werde. Da inzwischen dara und huara keine Casusformen sind, so wird folgerichtig das, was sich mit ihnen verbindet, keine Präposition, sondern bloßes Adverbium

*) Ich citire Rask's Stockholm. Ausg. 1818.

seyn. Das erkennt man auch an thar-miti, O. II. 4, 7; thara ubiri, T. 116; oder an dem engl. there-out, here-out, und dem dän. der-ud, her-ud, her-op; denn weder sind miti, ubiri ahd., noch out, ud, op englische und dänische Präpositionen. Daß auch Adverbia, die sonst Präp. sind, ihre gewöhnliche Stelle verrücken (Tmesis erfahren) können, z. B. ni lâz iz nû untar (O. I. 13, 19); wârun thar sumê az, T. 102, gehört nicht hierher.

Präpositionen, hieß es vorhin, haben die Abhängigkeitsverhältnisse des Nomens näher zu bestimmen; die Sprache nimmt ihre Zuflucht zu ihnen, um dasjenige auszudrücken, zu dessen Bezeichnung sie die Flexionen des Nomens unzureichend befindet. Sprachen, denen eine größere Menge Casus zu Gebote steht, wie die finnische z. B., bedürfen weit weniger, beynahe gar keine Präpositionen. Da aber die Mannigfaltigkeit und Abstufung der Begriffe größer ist, als die höchste Casuszahl, pflegen jene Sprachen, die sich im Besitze reicher Formen fühlen, viel zu wagen, bald ähnlich scheinende Verhältnisse, die in der That verschieden sind, durch denselben Casus, bald wirklich gleiche schwankend durch mehr als einen Casus auszudrücken, beydes der Klarheit zum Schaden. Präpositionen hingegen fördern die Deutlichkeit und Ungezwungenheit der Rede, wenn schon auf Kosten der Schönheit und Kürze; jede fortschreitende Sprachbildung sinnt darauf, sie zu vermehren (vgl. S. 300 der vorliegenden Schrift) und gleichmäßig unter einander abzugrenzen. Nur tragen meistens die neuerworbenen Präpositionen, verglichen mit den alten einfacheren und dunkleren, etwas Schwerfälliges und Unbehülfliches in der Gestalt an sich; außerdem wirken sie, indem sie sich ausbreiten, auf die Verdrängung und Veränderung der Bedeutung alter Präpositionen ein. Glücklich gediehene Sprachen halten zwischen jener Ueberladung von Casusformen und der Umschreibung beynahe aller Flexionen durch Präpositionen und Pronomina, wie sie z. B. im Französischen *) Statt findet, die Mitte. In solcher Mitte treffen wir schon nicht unser heutiges

*) Die romanischen Dialecte insgesammt bezeichnen, den Acc. abgerechnet, alle übrigen obliquen Casus mit Präpositionen. Nur beym Pronomen kann zuweilen der Dativ noch ohne Präp. ausgedrückt werden. Für den Gen. verwenden sie die Präp. *de*, für den Dat. *a* (aus *ad* verkürzt, *Raynouard* 1, 24), wie die Engländer *of* und *to*, die Niederländer *van* und *aan*. Das häufige a (= ad) scheint zur Verdrängung des lat. a = ab beygetragen, und wenigstens dessen Bedeutung in die von mit zu ändern genöthigt zu haben (s. unten).

Hochdeutsch, mehr die früheren Mundarten, noch mehr vielleicht die slavischen.

Es verdiente eigens erwogen zu werden, welche ursprünglich reinen Verhältnisse der obliquen Casus in jeder Sprache geblieben, welche dem verwickelteren Ausdruck durch Präpositionen nach und nach gewichen sind. Die Vergleichung der Mundarten und Stämme führt uns hier recht auf die Vielseitigkeit und Unergründlichkeit des menschlichen Geistes. Ich will von jedem Casus aber nur einige Beyspiele erläutern.

Die lateinischen Verba habitare und colere haben den bloßen Accus. der Sache bey sich. Eben so findet sich vunjan im Agſ., und bûa im Altn. construirt. Beov. 96: se the väter-egesan vunjan scolde, cëalde streámas (quem oportuit habitare aquarum horrores, frigidos amnes); Edda Sæm. 72b: thegar muno Jötnar Åsgard bûa (tum gigantes Asgardum habitabunt); 172a: hverr byggir hêr borgir thessar? (quis habitat has arces?). Hier muß der Schwede schon den Dativ mit der Präp. i setzen: i Åsgård bygga, hvem bor i denna borgen, eben so der Däne boe mit i gebrauchen. Bey Ulfilas fehlen gerade die Stellen, aus denen man sehen könnte, wie er gabauan construirt; gavas stehet Luc. 8, 27 im Sinne von blieb (mansit), und hat die Präp. in garda ni gavas, wie das Griech. ἐν οἰκίᾳ οὐκ ἔμενε. Auch im Ahd. hat pûan, artôn, wonên mehrentheils diesen Begriff von manere (bleiben, ruhen). K. 17b: in rîhhes hûse pûan (in regni tabernaculo habitare); T. 131: ir wonêt in mînemo worte; J. 3, 6: in thir ardôn; T. 11, 4: artôta in thero burgi; T. 13, 7: artôta in uns; O. II. 2, 64. V. 8, 56: bûit in uns; V. 5, 62: bûit in thir; I. 3, 14. 11, 8: bûen in worolti; II. 19, 4: ûfan himile, und es wäre hier oft der Acc. unzuläßig. Wo aber voller Besitz und Einwirkung auf die Sache ausgedrückt werden soll, steht der Acc. O. II. 6, 52: nû bûen anderaz lant; III. 26, 113: nû bûwen baldo kuningrîchi sînaz; und im Mhd. Wig. 216: ich sol biuwen disen tan (silvam habitabo), als mîn vater hât getân; Wig. 286: swër dise wërlt gebiuwet; Trist. 132a: fremdiu lant biuwen; noch lange später hat sich in der Redensart: das elend bauen (in der Fremde wohnen) die alte Construction fortgepflanzt, bis sie zuletzt in der nhd. Sprache ausgestorben ist. Denn wenn wir bauen mit dem bloßen Acc. setzen, bedeutet es aedificare, colere, nicht habitare, und das einfache wohnen leidet gar keinen Acc. der Sache. Allein die Composita bebauen, bewohnen, weil be- das nahe räumliche Verhältniß hervor-

hebt, fordern noch immer den Acc., und vertragen keine Anwendung von Präpositionen. Dasselbe *be*- hat in manchen ähnlichen Fällen die alte, für das Simplex längst verlorene Accusativrection erhalten, z. B. mhd. sagte man noch; eine behuoren (vitiare mulierem), Cod. pal. 361, 73[b]. MS. 2, 128[a]; gerade wie O. II. 19, 9: ër huorôt sia (adulterat eam), während die heutige Sprache die Präp. mit und den Dat. setzt. Vgl. pi-huorôt wërdent (violabuntur), mons. 333. Ulf. hôrinôth du thizai (μοιχᾶται ἐπ' αὐτήν), Marc. 10, 11. (Matth. 5, 28, der bloße Dat. statt des griech. bloßen Acc.)

Wie der bloße Dativ von einer Präpositionen-Construction verdrängt wird, lehren Verba, die Sagen und Sprechen ausdrücken. Nämlich wohl alle Zungen unterscheiden hier zwey Begriffe: ein allgemeineres, abstracteres sagen (dicere, λέγειν, εἰπεῖν), und ein concreteres, mehr auf die Person, an die sich gerichtet wird, bezogenes sprechen (loqui, fari, ἐρεῖν, λαλεῖν). Beyde nhd. Ausdrücke kennt der Gothe nicht, er hat für ersteres qvithan, für letzteres rôdjan [1]); ahd. quëdan, sagên (dicere) [2]) und sprëhhan, redôn, rartôn (loqui). Nun leuchtet ein, daß unter diesen Begriffen dem dicere eher der bloße Dativ, dem loqui eher eine Präp. zukommt: er sagte ihm (ἔλεγεν αὐτῷ, dicebat ei, qvath ïmma), und er sprach zu ihm (ἐλάλει πρὸς αὐτόν, loquebatur ad eum, rôdida du ïmma); denn es kann noch heut zu Tage nicht umgekehrt heißen: er sagte zu ihm. er sprach ihm, außer in gewissen Fällen. Allein es ist nicht zu läugnen, daß bereits Ulfilas zu rôdjan oft den bloßen Dativ fügt (rodida ïzvis, λελάληκα ὑμῖν, Joh. 16, 33), und noch öfter mit qvithan die Präp. *du* verbindet (qvath du skalkam, εἶπε πρὸς τοὺς δούλους, Luc. 15, 22), ohne daß, wie in den angeführten Beyspielen, ihn der griech. Text überall dazu veranlaßt haben mag [3]). Das ahd. quad regiert in der Regel den bloßen Dativ, doch stehet T. 2, 5, 8: zi imo, zi themo engile nach dem ait ad illum, dixit ad angelum des Textes, und so anderwärts mehr (vgl. Graff, S. 252). O's ungezwungnere Sprache setzt unhäufig zi bey quad (III. 8, 69), und noch weniger bey sagêta. Für N. scheint das seltner gewordne chêden nicht mehr die leichte, einfache Bedeutung zu behaupten,

---

1) Altslav. рѣщи (dicere), глаголати (loqui); serb. рећи, казати (dicere), говорити (loqui).

2) ih gihu (assero) entspricht mehr dem lat. ajo.

3) Altsl. bey рѣче bald bloßes имъ (eis), bald к нимъ (ad eos); рече же къ рабомъ, Luc. 15, 22 (nach *Dobr*. instit. p. 690).

weßhalb es, wie sprëchen, mit zë construirt wird: chad zë dir, 26, 8; 37, 18; ih chido zë gote, 41, 10. Sprëhhan hat im Ahd. und für diesen Sinn überall *zi*. Mhd. lautet wiederum die Regel: sagen ohne *zë*, sprëchen mit *zë*; allein neben zë werden, um die Richtung zu der angeredeten Person noch stärker zu verdeutlichen, außerdem die Präpositionen *wider* und *gein* (gegen) angewendet. Und zwar von denselben Dichtern, die zë gebrauchen, findet sich: wider einen sprëchen, so daß keine dialectische Verschiedenheit dadurch begründet wird, vgl. Maria 12, 124. Wigal. 3342, 3436. Bit. 6941, 7871 (wo reden). Trist. 5385, 10741, 18291. troj. 2021, 3116, 3264, 15570. Seltner *gein* (aber mit dem Dat., nicht Acc.), vgl. Parc. 106c., 113c.. Wolfram verstärkt auch wohl zë durch *wider:* wider z'im, wider z'ir, Parc. 112c., 113b., 134a.; oder auch durch *hin:* hin z'im, Parc. 127b., 129a., 139a.. Antwort und Erwiederung liegt nicht in diesem Gebrauche der Präpos. wider und gein, wie schon daraus folgt, daß oft noch aber (rursus) hinzugefügt wird. Die ahd. Quellen zeigen keine der beyden Präpos. so mit sprëhhan verbunden (das von Herrn Graff S. 196 angeführte quëdan widar ist etwas anderes, und bedeutet adversum); aber die altſ. Sprache construirt *wid* mit sprëkan und mahljen, um völlig dasselbe auszudrücken, was das ahd. sprëhhan zi heißt. Das altn. mæla vid einn (Edda Sæm. 8a., 172a.) ist mehr: colloqui, sich unterreden, bemerkenswerth zumal das altn. qvëda *at* einum; Edda Sæm. 149b.: hrafn qvad at hrafni (ein Rabe sprach zu dem andern). Nhd. gemeine Sprecharten machen sich nichts daraus, außer zu und wider, auch vor und über gleichbedeutig mit sprechen, selbst mit sagen zu verbinden, und dem reinen Dativ beynahe zu entsagen.

Der Verlust des Instrumental-Casus (oder des lat. Ablativs) ist für die jüngeren deutschen Sprachen höchst empfindlich, und mehr als anderes ein Zeichen, daß sie stellenweise über jene glückliche Mitte hinausgewichen sind. Denn die Vergleichung aller edel gebildeten Sprachen lehrt es, daß sie die einfachen Verhältnisse des Mittels und der Abkunft, auf denen gewöhnlich gar kein Nachdruck liegt, durch den bloßen Casus ausdrücken, und wir sind gezwungen, uns dazu der schleppenden Präp. mit, durch, von, oder anderer zu bedienen. Der Slave kennt gar keine Präp., die unserm *mit*, wenn es das Mittel bezeichnet, entspräche, und sein cъ vergleicht sich der deutschen Präp. nur in dem Begriffe von Beyseyn, Gesellschaft (lat. cum, una cum), folglich da, wo unser *nebst*, sammt an dessen Stelle treten darf

(*Dobr.* Instit. p. 657). Wo es sich aber um das sächliche Mittel handelt, muß der slav. bloße Instrumental stehen, wie der lat. Abl. [1]). Dem Griechen sind, wie dem Deutschen, Dat. und Abl. zusammengelaufen (auch den lat. Abl. scheidet in vielen Fällen vom gleichlautigen Dat. erst die Grammatik); doch stellt er immer noch den bloßen Casus für jenes Verhältniß ohne Präp. dahin. So steht auch der goth. Dativ, Marc. 6, 13: salbôn alêva (ἀλείφειν λίπα); Luc. 20, 8. Marc. 12, 4: vairpan stainam; Marc. 12, 13: niutan vaurda (ἀγρεύειν λόγῳ); Marc. 7, 6: svêran vairilôm (τιμᾶν τοῖς χείλεσι); oder der altnordische, 78ᵃ: griôti bördu; 186: bardi hösdi ok spordi; 154ᵇ: sâr siûga svölum munni (vulnera sugere frigido ore); 167ᵇ: grâta grimmom târom (mit heißen Thränen weinen [2]); seltner schon der angelsächsische, Beov.: eágum starjan, vlitan (oculis intueri, videre). Ja, diese Construction hatte für gewisse Verba, namentlich die Begriffe werfen, schießen, etwas so geläufiges, daß sie den, wie es scheint, natürlicheren Acc. dabey vertreten konnte. Ulfilas übersetzt, Matth. 27, 5: ῥίψας τὰ ἀργύρια ἐν τῷ ναῷ, vairpands thaim silubram in alh; Marc. 4, 26: βάλῃ τὸν σπόρον ἐπὶ τῆς γῆς, vairpith fraiva ana airtha, als wollten wir heute sagen: er warf mit den Silberlingen in den Tempel, er wirft mit dem Samen auf die Erde, statt die Silberlinge, den Samen. Aber unser heutiges *mit* gibt dem Ausdruck ein Gewicht, das der goth. Dativ gar nicht hatte. Der Ort, wohin geworfen wird, braucht nicht immer dabey zu stehen, z. B. Marc. 4, 3: saian fraiva heißt das einfache σπεῖραι, freylich zu verstehen ana airtha. Dieselbe Construction herrscht im Altn., z. B. vërpa steini, kasta spiôti; 77ᵇ. ëc varp augorn à himinn heißt: ich warf die Augen (des erlegten Riesen) an den Himmel; 186, 188ᵃ. blâsa, fnasa eitri: Gift ausblasen. Dem hochdeutschen und sächs. Dialect scheinen zwar diese Dative für Acc. unbekannt, sehr bekannt aber die bloßen Dative statt der Präp. mit. Herr Graff hat hinlänglich dargethan (S. 111 ff.), daß die ursprüngliche Bedeutung von *mit* gewesen ist: sammt, in Gemeinschaft, und erst später auf das Mittel bezogen wurde. Für diesen Fall weisen uns die ältesten ahd. Denkmäler

---

1) Vgl. russ. обливаться слезами, sich mit Thränen begießen, Thränen vergießen.

2) Vgl. *Dobr.* Instit. p. 640, 641. Der einzige Krainer verwendet s für das Mittel: s' nosham résati (mit dem Messer schneiden); Germanismus? oder aus gleichem, innern Grunde, wie bey dem Deutschen vorrückender Gebrauch der Präposition?

noch zuweilen den bloßen Instr., z. B. das Hildebrandslied: spërû wërpan, suërtû hauwan; J. 395: heileghû gheistû quhad; jun. 252: allû wërchû (summopere); hrab. 973ª: huëlîhhû nemin (quo nomine); desgl. altſ. wordû gibôd (verbo praecepit); fërahû côpon (vitâ emere). Kaum steht die ahd. bloße Dativform auf diese Weise (außer da, wo keine instrumentale möglich war, wie in dem eben angeführten Subst. nemin). Dagegen beharrt der Instr. noch eine Zeit lang neben der allmählich eingedrungnen Präp. mit (Beyspiele hat Graff S. 110, 111, denen sich viele altsächs. zufügen lassen): bis zuletzt mit und die Dativform gebraucht wurde (Graff 120—123). Agſ. gilt der Dativ ohne Präp., z. B. clypode micilre stëfne (goth. ufhrôpida stibnai mikilai, Matth. 27, 46). — Die kühnere, mächtigere alte Sprache nutzte aber auch den Instr. oder Dat. für Fälle, in denen die spätere andere Präp. als mit gebrauchen muß. *Λιμῷ ἀπόλλυμαι*, fame pereo, ist goth., eben so: huhrau fraqvistna, ahd. aber mit Instr. hungirû irstirbu, O. II. 22, 40; mit Dat. ih forwirdu hungere, T. 97 *); und wenigstens in dem gedruckten agſ. N. T. Luc. 15, 17 lese ich; ic *on* hunger forwurdhe, wie wir nhd. sagen: sterben an Hunger, vor Hunger. Von dem daneben zuläßigen Gen. gleich nachher. Ein anderes Beyspiel gebe der Begriff von Geburt und Abkunft. Gleich dem lat. Abl. bey natus, satus, genitus, ortus steht der altnordische, 34ª: Nôtt var Nörvi borin (Nox est Naro edita); 135ᵇ: Hervör borin var Hlaudvê (Hervara orta est Chlodovaeo); 172ᵇ: Sigurdr ëc heiti borinn Sigmundi (Sigurdus vocor genitus Sigmundo); im Ahd. schon die Präp. fona (Graff S. 223—225); und eine Präposition scheint hier allerdings nothwendiger, als in den vorausgehenden Fällen, wie denn auch im Lat. füglich ex gesetzt werden darf.

Es ist übrig des Genitivs zu erwähnen, der in der früheren Sprache zuweilen ausdrücken kann, was die spätere durch Präpositionen umschreibt. Ohne hier auf die Frage einzugehen, ob vielleicht alle und jede Genitive von einem (gesetzten oder ausgelassenen) andern Nomen abhängen? bemerke ich, daß die Genitiv-Constructionen, von welchen hier die Rede ist, unter den deutschen Mundarten vorzugsweise der hochdeutschen eigen sind, und

*) Vuk übersetzt (versionis N. T. serbicae specimina, *Vindob.* 1824, p. 8) Luc. 15, 17: умирем од глади, hat auch im Wörterbuch 488: умрijети од ордоболье (an der Ruhr sterben): andere Dialecte setzen den Instr., z. B. der böhmische hladem vmřeti. Auch litth. badù mirti, neben *isz* bádo. Hingegen ruſſ. mit оъ (de): умереть оъ голоду.

daß sie sich häufiger, als andere Verwendungen der bloßen Casus bis auf unsere Zeit erhalten. Gerade deßhalb scheint ihnen nicht das höchste Alter einzuräumen. Wir sagen noch heute: hungers sterben, und freylich schon N. so (nach Fuglistaller, in Stalders Dialectol. 268): ih irstirbo hungeres. Aber im Grunde ersetzt dieser Gen. doch nur den älteren Instr., wie vorhin gezeigt worden ist. Mhd. des hungeres entwâlen (fame perierunt), vgl. lîbes wandeln (mori) MS. 2, 225^{a}, häufiger den lîp. Noch kühner das mhd. des loubes loubet manec walt, MS. 2, 50^{b}, wie in einem serbischen Liede: горица листом листала, wo листом Instr. Sing. von лист, also wieder ein ahd. loubû statt jenes Gen. zu muthmaßen ist. Nicht viel anders wird N's 105, 20: hewes lëbêt (foeno vivit), und das mhd. luftes lëbet, MS. 2, 44^{a}, wazzers gelëbet der herinc Geo. 40^{a} zu nehmen seyn *). Denn ich finde früher und sonst sogar Präpositionen. Goth. Matth. 4, 4. Luc. 4, 4: ni *bi* hlaib ainana libaith manna (οὐκ ἐπ' ἄρτῳ μόνῳ ζήσεται ἄνθρωπος); altn. 42^{b}: *vid* vîn eitt Ôthinn ae lifir (vino solo Odinus semper vivit); that fâir vito vid hvat einherjar alaz (id pauci norunt quo [cibo] Einherii alantur); 54^{b}: munom vid veidimat vër thrîr lifa (cibo ferino nos tres vivemus). Nhd. von Brot leben.

Doch alle solche Uebergänge des Gebrauches reiner Casus-Constructionen in präpositionelle bewähren eben den Zusammenhang der Präposition mit dem Wesen des Casus selbst. Wie die Auxiliaria zu den wahren Flexionen der Conjugation, so verhalten sich die Präpositionen zu denen der Declination. Pronomina treten noch beyden hinzu.

Wie groß und verschieden der Spielraum immer sey, in dem sich Kräfte und Bedeutungen der obliquen Casus bewegen, so ist die Art und Weise, wornach sich Präpositionen mit jedwedem Casus verbinden, begreiflich noch weit mannigfaltiger. Nimmt man hinzu ihren Wechsel unter einander, das Absterben einzelner und Wiederersetzen durch andere, den Uebertritt sinnlicher in abgezogene Bedeutungen, die Composition und Verdunklung ihrer Wurzeln, Formen, Bildungen; so wird sich in jeder Sprache ein Gewühl von Präpositionen und Präpositionsverhältnissen äußern, dessen sichere Entfaltung den verräth, der dieser Zunge Meister geworden ist.

Hr. Graff gehet (Vorr. XI) davon aus, daß die eigentli-

*) Der Gen. bey ëzzen (edere) ist unvergleichbar.

chen Präpositionen anfangs sich auf Raumverhältnisse bezogen haben, dann auf die der Zeit, und von beyden auf abstracte Begriffe, zumal der Causalität übertragen worden sind. Eine Ansicht, worin ihm jeder beyfallen wird, den Untersuchungen jedweder Art von Wörtern auf sinnliche Bedeutung als das Frühere haben führen müssen. Bey allen einzelnen Präpositionen stellt nun der Verf. diese leibliche Grundlage vorne hin, wodurch seine Entwickelungen festen Halt, zugleich Leichtigkeit erlangen. Nur zwey Präpositionen, nämlich *êr* (ante) und *sîd* (post), scheinen ihm den Raum gar nichts anzugehen, d. h. sie kommen als Präpositionen nicht räumlich vor. Ihrer Wurzel und Bedeutung nach könnten sie es, vielleicht fehlen bloß Beyspiele. Denn da der Superlat. von êr, êristo (primus) sonst auch durch frumisto ausgedrückt wird, dieses aber Ablaut von fram, einer Raumpräposition, ist, so hindert an sich nichts, daß êr auch den räumlichen Begriff von vor gehabt habe. Das altn. Adj. sîdr bedeutet laxus, remissus, weßhalb auch die Partikel sîd (sero, goth. seithu) gar wohl lang, weit, schleppend, also ein räumliches Zurück und Dahinten bezeichnen würde. Einer dritten Präp., nämlich âno (sine), spricht der Verf. Raum und Zeitbegriff ab, und will sie für eine Anomalie angesehen wissen, worin ich nicht seine Meinung theile. *Âno* (ohne) gehört ganz in die Reihe wahrer Präpositionen, und ist reiner Gegensatz von *mit*, dieses Gemeinschaft, jenes Geschiedenheit ausdrückend. Wie also *mit* Begleitung, Vermittlung, so wird *ohne* Trennung, Entäußerung bezeichnen; wie jenes sich mit an, bey, zu, dieses sich berühren mit von, ab, fern. In gewissem Betracht ist mit *intra*, ohne *extra*. Auch haben alle mir bekannten Sprachen wahre Präpositionen für diesen Begriff: slav. bez; litth. be; lett. bes; lat. sine, absque; griech. ἄνευ, ἄτερ, χωρίς, das mit χώρα (Raum) zusammenhängt, wie das goth. ïnuh (sine) mit ïn, das ahd. âno mit an, und in anderwärtigen Beziehungen Raum, bald den erfüllten, bald den leeren, bedeutet. Man vgl. ahd. muoza (otium) und muozan, goth. gamôtan (χωρεῖν). So auch πλήν (πλέον), das volle, übervolle, heraustretende, entäußerte, gesonderte. Der im Mhd. ziemlich üblichen, mit âne gleichbedeutigen Präp. sunder, nhd. sonder, erwähnt Hr. Graff gar nicht, weil sie in den ahd. Quellen noch nicht aufgefunden ist. Ihre früheste Spur gewahre ich in den niederdeutschen Psalmen, wo 58, 5: sundir unrëht; 72, 13: sunder saca (sine causa).

Tabelle der Präpositionen.

	Nhd	Ahd.	Goth.	Altn.	Agſ.	Lat.	Griech.	Slav.
I, a	in	in	in	î	—	in	ἐν, εἰς	въ
b	aus	ar (ir, ur), ûz	us	or	—	e, ex	ἐκ, ἐξ	из
II, a	an, zu	ana, zi, nâh	ana, du, nêh-va	â, til	on, tô, nëah	ad, prope	ἀνά, κατά	на, о, къ
b	von	vram, vona	fram, fairra	frâ	fram	ab, a	ἀπό, ὑπό, παρά	от
III, a	bei, auf	az, pî, ûf	at, bi	at; hiâ	ät, bë	ad, apud	ἐπί, πρός	по, до, оу
b	(ab)	aba	af	af	of	de	ἀπό	съ (со)
IV, a	über, ob	ubar, oba	ufar	of, yfir	ofer	super, trans, ultra	ὑπέρ, πέρα	над
b	unter (nid)	untar, nidar	uf, undàr	und, undir	under	sub, subter, inter	ὑπό	под
V, a	vor	vora, êr	faura, air	for, fyrir	for, ær	ante, prae	πρό	пред
b	nach, hinter, seit	aftar, hintar, sît	afar, hindar	eptir	äfter	post, secundum	μετά	за
VI, a	durch	duruh	and, thairh	(îgegnom)	gëond, thurh	per	διά	прѣз
b	um, neben	umpi	bi	um, of (î kríngom)	ymb	circa, juxta, secus	ἀμφί, περί	около
VII, a	für	vuri	faur, fram	fyri	for	pro	πρό, ὑπέρ	про, за
b	wider, gegen	widar, kakan	vithra, und	vid, gegn	vid	contra	ἀντί, κατά	противу
VIII, a	mit, nebst, sammt	mit, saman	mith	mëd	mid	cum	μετά, σύν	съ
b	ohne	âno	înuh	ân	(bûtan)	sine, praeter	ἄνευ, ἄτερ, χωρίς.	без

Die Anordnung der einzelnen Präpositionen erscheint vielleicht ziemlich gleichgültig; gewöhnlich sind sie in jeder Grammatik nicht nach ihrer Form oder Bedeutung abgetheilt, sondern nach der Casusrection. Zum Behufe der nachfolgenden Bemerkungen will ich auf der beygefügten Tabelle, mit Hineinziehung einiger anderen Sprachen und mit Rücksicht auf Satz und Gegensatz eine Classification der Hauptpräpositionen versuchen, die von der Graffschen etwas abweicht. Einige geringere Präpositionen, wie: zwischen, seits, bis, wegen etc., und mehrere zusammengesetzte können hierbey ganz übersehen werden.

Meine Aufstellung, dünkt mich, gewährt einige Vortheile. Einmal findet sich bey jeder der acht Klassen unter b das dem Begriffe a entgegenstehende gleich zur Seite, welches der Verf. S. 4 nur zwischen seiner Klasse A. I, II; VI, VII; VIII, IX; XV, XVI und B. I, II wahrnehmen läßt. Man könnte darnach alle Präpositionen in positive und negative eintheilen, es gibt aber überall einzelne, die auf beyderley Weise, freylich mit verschiedener Bedeutung und vielleicht Rection, vorkommen. So steht bi III, a und VI, b; fram II, b und VII, a; of IV, a und VI, b; nach II, a und V, b; nebst VIII, a und neben VI, b; das slavische ob VIII, a und III, b. Zweytens scheinen sich die drey ersten Klassen in manchem Betracht von den folgenden zu unterscheiden. *Für* (VII, a) handelt der Verf. nicht besonders ab, sondern unter vor (V, a), mit dem es auch in den meisten Sprachen wörtlich zusammenfällt oder nahe verwandt ist; aber man könnte dann auch *mit* (VIII, a) zu bei (III, a) schlagen. Ich habe, um den Gegensatz zu wider und ohne nicht einzubüßen, lieber jene beyde eigens aufgestellt.

Im Allgemeinen und ohne Weitläuftigkeit etwas über die Bedeutung und Rection der Präpositionen zu sagen, ist nicht leicht.

Der Begriff des Raums waltet vor in den sechs ersten Klassen, d. h. die meisten ihrer Präpositionen antworten, und zwar die der Reihe a auf die Fragen wo? und wohin?, die der Reihe b auf die Frage woher? Sobald aus dem reinen Raumverhältnisse in ein anderes übergegangen wird, paßt das wo, wohin, woher? nicht mehr, sondern es muß mit der Präp. selbst gefragt werden, z. B. die perle liegt im meer; der blitz fährt aus der luft; der wolf lauft an dem berg; der bote kommt von Rom (wo? woher?); hingegen: in der tugend besteht das glück; aus wolle wird tuch gewebt; an der frucht der baum erkannt; von der sache geredet (worin? woraus? woran? wovon?). Die Zeit hat nur eine Frage: wann? (von wann?). Bey für (VII, a) ist heute die Frage wo? wohin? er-

loschen, ahd. galt ein räumliches furi (S. 145), freylich mit der Bedeutung von V, a; bey mit hätte ahd. wo? gefragt werden können in den Fällen, in welchen es dem pi glich. Zwischen den drey ersten Klassen und den drey folgenden nehme ich die Verschiedenheit wahr, daß bey jener nur die a-Reihe wo? und wohin? fragt, bey IV. V. VI aber auch die b-Reihe; dagegen die Frage woher?, welche der b-Reihe der drey ersten Klassen zusteht, auf keine einzige Präposition der IV. V. VI anzuwenden ist. Soll auf sie geantwortet werden, so dienen andere, mit Präpositionen der Klasse I. II. III zusammengesetzte Partikeln, und zwar für a und b: von oben, von unten, von vornen, von hinten, aus der mitte, von nebenher, welches die ältere Sprache auch mit andern Formen auszudrücken weiß, die aber alle keine Präpositionen sind. Des vorgetragnen Unterschieds halben könnten die Präp. der drey ersten Klassen die nahräumlichen heißen, die der drey folgenden die fernräumlichen. Wirklich drücken jene innigere Einigung oder daher stammende Trennung aus, die letzteren weiteren Abstand, wobey es nie zur gänzlichen Verbindung kommt.* Durch bezeichnet zwar die Mitte, aber kein Verharren darin, sondern einen Vorübergang und bereits erfolgten Austritt. Die fernräumlichen sind sich einander entgegengesetzt, halten aber gleichen Abstand von der Sache. Die nahräumlichen geben an sich selbst schon Nähe oder Ferne zu erkennen.

Die Rection der Präpositionen verhält sich im Hochdeutschen und Sächsischen fast so einfach wie im Lateinischen, d. h. eine frühere, größere Mannigfaltigkeit ist schon untergegangen. Die Richtung Hin erfordert den Acc. zu der Präp., die Richtung Her und der Stand der Ruhe beyde den Dat. (lat. Abl.). Im Allgemeinen wird daher die Reihe a zwey Casus regieren, die Reihe b nur den Dativ, doch bey den fernräumlichen ebenfalls beyde Casus. Allein der Sprachgebrauch läßt für einzelne Präpos. einzelne Rectionen veralten, z. B. für unser *zu* und *mit* ist der Acc. längst in Abgang gerathen, aus vorliegender Schrift (S. 242) aber zu sehen, daß das ahd. *zi* bey K. noch mit diesem Casus verbunden wird; den gleichfalls aus K. (S. 128) angeführten Accusativen bey *mit* ist hinzuzufügen manakê mit-inan Wessobr.; mit sus sippan man Hild.; wie denn auch im Agſ. mid thëc (apud te, tecum) Cädm. 92 stehet. Das schon im Ahd. aussterbende *az* verräth noch in az êrist (ad primum) den Acc., zeigt aber sonst den Dativ (S. 94); deutlicher ergibt sich die Zuläßlichkeit des Acc. aus dem Altn. und Agſ., wo nicht aus dem Goth. Umgekehrt hat das buchstäblich identische lat. ad dem Dativ entsagt (muß ihn aber gerade im Romanischen, gleich dem

engl. to und niederländ. aan, umschreiben helfen). Ahd. Präpositionen, die ausschließlich den Acc. begehren, sind gerade die beyden mit i gebildeten *umpi* und *vuri*. In dem deutschen Dativ vereinigen sich drey verschiedene Casus: der eigentliche Dativ, Ablativ (Instrumental) und Local. Constructionen einer Präp. mit dem eigentlichen Dativ sind in allen Sprachen die seltensten und im Latein unerhört; da aber das slav. къ ausschließend diesen Casus verlangt, so scheint er mir auch dem deutschen *zi*, *zu* eigenthümlich. Die Ueberbleibsel der ahd. Instrumentalform haften zunächst an der Präp. mit, außerdem an adverbialischen und conjunctionellen Redensarten, welche andere Präpositionen verbunden mit *diû*, *huiû* bilden. Hr. Graff hat sie S. 281—285 gesammelt; von gleicher Art ist auch fona disû nû (a nunc), hrab. 952[b], welches nebst vonna io (ex tunc), mons. 334, Seite 221, 222 verdient hätte angeführt zu werden. Ich zweifle indessen, ob in allen diesen Redensarten, namentlich in ana diû, in diû, ur diû, der Instr. organisch stehet? Ulfilas zeigt zwar ein bi thê (pi diû), du thê (zi diû), aber kein ana thê, in thê, us thê. Die slavische Sprache lehrt uns hier eine wichtige Anwendung des vorhin ausgelegten Unterschieds zwischen nah- und fernräumlichen Präpositionen. Die nahräumlichen leiden nie den Instrumentalis, sondern regieren überhaupt drey Casus, nämlich die positiven (въ, о, на) den Loc. auf wo?, den Acc. auf wohin?; die negativen (из, от, съ) den Gen. auf woher? Die fernräumlichen regieren nie den Loc. und nur zwey Casus, aber in jeder Reihe (sowohl над, пред als под, за), nämlich den Instr. auf die Frage wo?, den Acc. auf die Frage wohin? Hiernach scheint zu vermuthen, daß sich auch der deutsche Instr. zwar zu vora, aftar, upar, untar schicke, nicht zu nahräumlichen Präpositionen. Wie aber der Dat. allmälich den Instr., so mag der Instr. früher den Loc. verschlungen haben *).

*) Was für ein Casus, und von welchen Subst. ist es, den O. in den adverbialischen Redensarten: in frôno (magnifice) ad Lud. 118. I. 5, 143. IV. 29, 46; in giriuno (clam) I. 19, 18. 27, 70; in scôno (pulchre) setzt? Der Verf. hat sie bey der Präp. *in* übergangen. Von giriuno lautet der Nom. giriuni (secretum), das ein Neutr. wäre, wenn man aus dem altſ. girûni, agſ. gerŷne schließen darf, folglich scheinen auch die andern keine Fem. Aber der Dat. Neutr. endigt ihm sonst auf -e, der Instr. auf -û, und der Gen. Pl. will nicht passen. Spuren alter Localcasus? Inzwischen stehet noch V. 3, 21: bifangan mit reino, und schwerlich für reinû, denn ein neutrales Subst. rein, vrôn, scôn, oder reini, vrôni, scôni mangelt. Wäre -o (-ô?) die bisher ganz unerfindliche Instrumentalform für Feminina?

Die Genitivrection hat insgemein etwas Sonderbares, und bedarf der meisten Untersuchungen. Vorhin, als von der Anastrophe geredet wurde, habe ich der wenigen späteren Präpositionen erwähnt, die ihrer substantivischen Natur wegen diesen Casus erfordern. Andere hochd. Präp. erfordern ihn eben nicht. Bey J. 394: in ghirin (welche Lesart für Palthens und Schilters sinnloses inghine bereits Rostgaard gewährt, per ambitionem), ist ein der goth. Genitivverbindung mit ïn (propter) ähnlicher Gen. unbehauptbar, da die Flexion auch der Dativ seyn darf, und es nach den übrigen von Graff S. 36 zusammengetragnen Stellen wirklich ist. Das goth. ïn mit dem Gen. construirt sich zwar gern zu Personen: ïn attins, Joh. 6, 57; ïn Jêsuis, Joh. 12, 9; ïn ïzvara, Joh. 11, 15; ïn meina, Joh. 12, 30. Luc. 9, 24; ïn Hairôdiadins, Marc. 6, 17 rc.; aber auch häufig zu Sachen: ïn agisis, Joh. 7, 13; ïn armahairteins, Röm. 15, 9; ïn thizê aithê, Marc. 6, 26; beyde Fälle gestatten es, den Gen. aus einem verschwiegnen Subst. zu erklären, das im Dat. gestanden, und so viel wie Sache (causâ) bedeutet hätte. Noch schicklicher folgen andere Genitive bey andern Präpositionen aus der Annahme des weggebliebenen Begriffes Haus. Was noch heute in Jedermanns Munde ist: ich gehe zu Wagners, ich komme von Wagners, wohne bey Wagners, hat wohl von jeher im Hochdeutsch gegolten, die alten Denkmäler haben nur keine Beyspiele aufbewahrt. Man dürfte also immer dem zu, von, bey Rection des Gen. beylegen. Ulfilas übersetzt Luc. 8, 49 ἔρχεταί τις παρὰ τοῦ ἀρχισυναγώγου: gaggith sums mannê *fram* this fauramathleis. Das ist nichts anderes. Im Altn. verbindet sich mit *at*, das sonst den Dat. und Acc. regiert, der Gen., so oft von dem Gehen oder der Anwesenheit in jemandes Wohnung geredet wird, Edda Sæm. 12b.: aulr ëc varth at ins frôda Fialars; 52a.: fundo at Oegis; 176a.: fliôd ër at Heimis (zu verstehen hûsi, was auch Rask annimmt p. 246); gerade so wird *til* gebraucht 53b.: til Oegis koma; vgl. das griech. *ἐν, εἰς* mit elliptischem Gen. (Buttmann §. 119, 9) *) Die Genitive bey dem goth. ïnuh, altn. ân, slav. бeз, griech. ἄτερ, ἄνευ deuten sich aus der Ellipse eines Subst., wie Daseyn, Gegenwart. Diese Erklärungen, gestehe ich, scheinen treffender, wenn die Präposition außer dem so gebrauchten Gen. zugleich noch einen oder mehrere Casus in

*) Auch das serb. y, wenn es bey heißt, regiert den Gen. Doch die andern Mundarten sondern lieber zwey Formen: altsl. russ. въ, во (in) mit Acc. und Loc.; altsl. oy, russ. y (bey) mit dem Gen. Beyde rinnen im serb. y zusammen.

verschiedner Bedeutung zu sich nimmt; untreffender da, wo sie alles mit dem Gen. ausrichtet. Alsdann wird man die Auslassung oft gezwungen oder gar im Widerspruch mit den lebendigen Phrasen befinden, namentlich wenn eben das vermuthete Subst. oder ein gleichbedeutendes selbst und auch in dem Gen. gesetzt steht. Das vorhin angeführte altn. til Oegis koma erklärte sich gut aus dem unterdrückten Acc. hûs oder Dat. hûsi; aber wie soll nun genommen werden koma til sala (Edd. Saem. 53[b].)? Da wäre der Zusatz Haus unschicklich oder ein übler Pleonasmus? Sollen bey jedem griech. ἀπό oder ἐξ, jedem slav. om, ms Ellipsen eingetreten seyn? Sicher nicht in allen nachherigen Verwendungen dieser Präpositionen; es gilt bloß, den Ursprung der genitivischen Rection zu verständigen. Nachdem also *til* eine Zeitlang häufig mit dem Gen. von Personen wie min, thin, sin und einer Menge Eigennamen verbunden worden war, griff diese Construction um sich, und verdrängte den Gebrauch der ihm eigentlich gebührenden Casus; der Ellipse wurde nicht weiter gedacht. Dasselbe hätte sich mit *at* oder dem goth. *ïn* zutragen können, unterblieb aber vermuthlich, weil die Acc. und Dative bey diesen Präpositionen ihr Uebergewicht behaupteten. Ungefühlte Pleonasmen liegen fast allen späteren Auxiliar-Flexionen zum Grunde. Man braucht sich auch nicht auf die Auslassung der Begriffe H a u s, S a c h e, G e g e n w a r t einzuschränken, sondern es können noch andere, z. B. der von Z e i t verschwiegen gedacht werden; im Litthauischen antwortet *ant* mit dem Gen. auf die Frage wann? ant Szwêdû, zu der Schweden (Zeit, czêso). Ich will jedoch mit den hier zu weiterer Prüfung vorgelegten Vermuthungen nicht behaupten, daß alle und jede Genitive bey Präpositionen auf gleiche Weise gefaßt werden dürfen. Es gibt für andere noch einen einfacheren Weg, den, daß man die Rection aus dem in der Präp. selbst steckenden Nomen deute. Bey gratiâ (ahd. anst: wortes anst, verbi gratiâ, jun. 260), causâ, χάριν oder dem altn. sökum, dem slav. радн, dem nhd. halben, wegen, willen, statt, bedarf es nichts elliptisches, um den von ihnen abhängigen Gen. zu begreifen. Verdunkelte Nomina liegen aber vielleicht in andern Präp. verborgen. Beyderley Entstehungen der Genitivrection können nahe zusammentreffen. Angenommen, das goth. ïn attins habe früher einmal geheißen ïn attins sakai, so drückt das nachherige ïn attins mit Auslassung von sakai in der That das nämliche aus, was das altnordische sökum (Dat. Pl.) mit Auslassung der Präp. i, aber Beybehaltung des persönlichen Genitivs ausdrückt.

Diesen Betrachtungen über die Rection der Präpositionen

im Allgemeinen mögen sich noch einige nähere in Bezug auf ihre Vollständigkeit und Verwechselung anschließen.

Einzelne Präpositionsbegriffe sind in dieser oder jener Sprache feiner entwickelt oder roher behandelt. Die Tabelle weist, daß die erste Klasse im Agſ. völlig ausfällt, diese Mundart vermag weder das In noch das Aus durch einfache Wörter zu verdeutlichen. Sie begnügt sich dafür auch das *on* aus der zweyten, das *of* aus der dritten Klasse mit zu verwenden, welches in den gewöhnlichen Fällen ohne Mißverständniß angeht. Die Graff'schen Untersuchungen lassen über die innige Berührung von in und ana [1]), ar und aba keinen Zweifel, ja die ahd. Mundart selbst war nahe daran, ihre Präp. I, 6 einzubüßen, wenn sie nicht noch zur rechten Zeit dem Adv. ûz die Würde einer Präp. verliehen hätte; ohne das hätten mehr ahd. vona oder aba die Stelle des goth. us zu vertreten. Sobald es aber nicht auf unursprüngliche, namentlich causale, sondern auf genaue, rein locale Verhältnisse ankam, war der Abstand der ersten Klasse von den beyden folgenden zu fühlbar, und der Angelsachse umschrieb alsdann die verlornen einfachen Präpositionen. Allgemein betrachtet weiß man z. B. nicht, ob das agſ. on thäm hûse das ahd. ana dëmo hûse oder in dëmo hûse bedeute, oft ist das wirklich einerley. Soll der letzte Begriff bestimmt angegeben werden, so wird on thäm hûse innan gesagt, vgl. Beov. 148: burgum on innan (wo fehlerhaft in gedruckt steht, aber on innan 168, 202). Von dem Altsächſ. gilt in diesem Stücke dasselbe: *an* that hûs *innan* gangan drückt das ahd. in daz hûs kankan aus [2]). Matth. 7, 5: *ἐκ τοῦ ὀφθαλμοῦ σοῦ*, agſ. *ût of* thinum eágan (goth. us theinamma augin); aber Marc. 12, 30: *ἐξ ὅλης τῆς καρδίας σοῦ*, darf mit bloßem of übertragen werden (of ëalre thinre hëortan), gerade wie ahd. *fon* allemo dinemo hërzin steht (Graff S. 226), obgleich Ulfilas hier noch *us* vorzieht. Die griechische Sprache luxurirt in der ersten Klasse, indem sie sogar für die Fragen wo? und wohin? eigne Präpositionen *ἐν* und *εἰς* gewährt; aber Pindar läßt *ἐν* auch den Acc. regieren [3]).

---

[1]) Nach S. 73 brauchen die ältesten ahd. Quellen J. K. (im Gegensatz zu dem Agſ.) *in* für *ana* mit; doch ist es schwer zu glauben, daß frey sich bewegende Sprachäußerungen nicht schon immer im Ahd. die Präp. ana von in unterschieden haben sollten.

[2]) Im Engl. taucht die Präp. *in*, verschieden von *on*, wieder auf, scheint aber mehr das zur Präp. gemachte Adv. in, als die hochd. alte Präposition.

[3]) Da sich im Slav. въ und на unterscheiden, wie im Goth. in und ana, so weiß ich nicht, warum Vuk Matth. 6, 10 ἐν οὐρανῷ καὶ ἐπὶ τῆς γῆς (in himina jah ana airthai) на земљи као на небу

Die Sonderung der positiven Reihen der drey ersten Klassen hat sich im Ahd. und selbst Nhd. besser erhalten, als die der negativen; das goth. *fram* und *af* verfließen sehr bald in von. Der Lateiner, welcher die negativen strenger scheidet, würde verlegen seyn, wenn er alle Feinheiten unseres *in*, *ána*, *az*, *zi*, *pí*, *ûf*, mit seinem *in* und *ad* wiedergeben sollte. Wer in dem Berge ist, muß hineingedrungen seyn; wer auf dem Berge ist, ihn bestiegen; wer an dem Berge ist, braucht ihn noch nicht betreten zu haben, muß aber an seinem Fuße stehen, und kann ihn auch betreten. Wer aus dem Berge geht, war darin; wer ab dem Berge (descendit de monte), war darauf; wer von dem Berge (procul a monte), war daran. Doch pflegen in vielen Fällen fast alle Sprachen und Mundarten, indem sie sich Nähe oder Ferne auf verschiedne Weise denken, eignen Gewohnheiten und Gelüsten nachzuhängen, und besondere Präp. zu wählen, sie auch wohl im Laufe der Zeit wieder zu vertauschen. Solcher Eigenheiten, gleichsam Sprichwörter aus dem Kreise der Präpositionen, hat uns der fleißige Verf. einen ganzen Schatz gesammelt, der nun historisch mit dem Mhd. und Nhd., so wie mit den verwandten Sprachen verglichen zu werden verdient. Aus der Edda läßt sich eine Fülle der schönsten, präpositionellen Anwendungen schöpfen. Die Unterscheidungen zwischen *frá* und *af* fühlen wir im Nhd. gar nicht deutlich, es sey denn, daß sie durch Composita erläutert werden können *). Frâ stehet trennend, wo

---

überträgt, statt y небу. Richtiger böhm. w nebi, na zemi; poln. w niebie, tak y na ziemi; krain. u nebi, na semli (doch 1784 na nebi, na semli). Freylich gibt auch die altslav. Bibel zwey Mal на (на небеси, на Земльи), wozu doch nicht das in coelo et in terra der lat. Vulgata verleitete, wornach ahd. N. in ërda, in himile, und die isländ. Bibel: â iördu, â himni. Luther hingegen: im himmel, auf erden, und so dän. i himmelen, paa jorden.

*) Die ahd. Scheidewand zwischen *aba* und *vona* scheint mir Graff etwas zu schnell einzureißen. Er sagt S. 213: beyde sind in ihrer räumlichen Beziehung nicht von einander verschieden, und fügt unwiderstehliche Belege aus N. hinzu. Ja aus dem Mhd. lassen sich Stellen wie folgende: *von* im gesniten und *ab* im gebouwen (troj. 112a) beybringen, welche dem ahd. ni nimu ih *ab* imu, sô ih *fona* dhëmu nam (J. 398) vollkommen ähnlich, das nhd. Aufgeben der Präp. *ab*, als eines überflüssigen Wortes, begründen. Aber jener Vermischung und diesem Fahrenlassen zum Trotze bricht die eigentliche Regel noch zuweilen durch. Sie ist: goth. fram, ahd. vram, vona = lat. a, ab; goth. af, ahd. aba = lat. de. Af, aba bezeichnet eine stärkere Sonderung als fram, vona, und letzteres wird leichter abstract gebraucht. Freylich entspricht auch das griech. ἀπό sowohl dem lat. a als de; doch wird

â vereinigend gesetzt wird, koma â gôlf, gânga â stôl, koma frâ gôlfi, gânga frâ stôl; 9b: gêngr frâ nadri; 141a, 144a: taka frâ bûi; 11b: koma frâ fiöllum; 152a: nëma frâ einum (auferre). Af drückt aus, daß etwas at gewesen ist, 9b: stiörnur hvërfa af himni (fallen ab); 29a: fiötr sprëttr af fötum (springt ab); 151b: af geirom geislar stôdo; 149a: vötn hnigo af himin fiöllum (strömten herab); 8b: sôl skinn af svërdi (Abglanz). Daher af (nicht leicht frâ) mit or (ex) wechselt. Man sagte drëcka *af* horni für aus dem Horn; 67b: drack af; 4b: drëcka af vedi valfödurs (aus Odins Pfande, d. h. aus dem Brunnen, worin er sein Auge zu Pfand gegeben hatte); doch stehet 41a: *or* kerom drecka. Umgekehrt hieß es stîga *or* hesti f. von dem Pferde steigen, wie descendere ex equo und sedere in equo, cadere ex equo, gleichsam aus dem Sattel fallen, vgl. 134b: stigo or södlum; wiewohl auch 42a: lâtaz af mars baki *). Ahd. dürfte gesagt werden: aufstehen, *ir* dëmo muose, weil auch *in* muose-galt (Graff S. 57, Not. 2); ahd. muß es heißen: von dem mahle, wie bei dem mahle (bei tisch, an tisch sitzen). *At* ist schwächer als *î*, aber stärker oder lieber fester als *â*. Der Fremde kommt 31a at höllu, gehet ein (inn gêcc) und heißt dann î höll kominn; eben so wird 24b, 30b wiederholt: hâva höllo *at*, hâva höllo *î* (bey der Halle, in der Halle hört ich sagen). Ein Unterschied ist 1b: gânga â stôl; und 24a: (sitja) stôli at, zum Stuhl gehen, und auf dem Stuhl sitzen. Es heißt 27b: hânga â meidi (am Baum

---

es im ersten Fall eher von ὑπό, im andern eher von ἐκ vertreten. Ulfilas gibt die gr. ἀπό durch fram und af wieder, in manchen Stellen vielleicht gleichgültig, gewiß nicht in allen, sondern fram steht ihm mehr für ἀπό, ὑπό; af mehr für ἀπό, ἐκ. Vgl. Matth. 11, 7: raus fram vinda vagidata (ὑπὸ ἀνέμου σαλευόμενον); Matth. 6, 2: fram mannam (ὑπὸ τῶν ανθρώπων); Marc. 8, 31: uskiusan fram thaim sinistam (reprobari a); Luc. 17, 7: gaggandin af haithjai (ἐκ τοῦ αγροῦ); Marc. 7, 31: galeihands af markôm (ἐκ τῶν ὁρίων); Marc. 7, 4: quimands af mathla (ἀπὸ ἀγορᾶς). So selten nun die ahd. Präp. *aba* in manchen Denkmälern erscheint (gar nicht bey K. T. O.); so halte ich sie doch im Hild. obana *ab* hëvane für ganz an ihrer Stelle, und richtiger als vram oder vona. Auch scheint mir, daß zwar *vona* oft für *aba*, selten und kaum aber aba für vona gesetzt werde, selbst noch im Mhd. vgl. glesten ab der wât, Parc. 188b; ab der kunkel spinnen, troj. 116a; ab der unde trëten, Gudr. 81b; ër rihte ab unser eime, MS. 2, 2b (judicet de); wie denn nach des Verf. richtiger Bemerkung (S. 215) aba fast nicht causal gebraucht wird.

*) Wie russ. слѣзть съ коня, böhm. slezti s koné (absteigen), und mhd. *ab* dem pfërde sî dô trat. Vrîb. 4562.

hängen); 6ᵇ, 70ᵇ: sitja â haugi (am Hügel sitzen); 54ᵃ: koma â gôlf; aber 10ᵇ: koma at dômi, zu Gericht kommen; 74ᵇ: kom endr at hamri (recuperavit malleum, kam wieder zu dem Hammer); *á* läßt erwarten, daß die Vereinigung keine Dauer haben werde, bey *at* soll sie dauern. Daher 46ᵃ: innkoma becci â, drëcco at (sich an den Tisch zum Trunk setzen), und bey at mit dem persönlichen Gen. das Verweilen in eines Hause. Daher ahd. sizan az (Graff S. 94). Bey fahren, schwimmen, schweben, schreiten, wo wir uns nhd. des *auf* bedienen (auch mhd. vliezen, swëben *ûf*. Nib. 6157. Gudr. 4668), hat die frühere ein untadelhaftes *ana*: gieng an dên wëllôn, verit an dên bërgon (Graff S. 77); und altn. 54ᵇ: â vâg rôa; 20ᵃ: â siô rôa; 20ᵇ: â isi scrida. Erwägt man, daß ûf, auf, keine alte Präp., sondern gerade aus Zusammensetzungen wie ûf-ana entsprungen ist, so mindert sich die scheinbare Verschiedenheit zwischen beyden Constructionen.

Die sich mischenden und scheidenden Bedeutungen der unter II, a. III, a verzeichneten Präpositionen verlangen eine feinere Zergliederung, als aus der Tabelle hervorgehen kann. Es ist aber hier kein Raum dazu; man studiere Herrn Graff's Buch. Einzelne berühren sich mit IV, a (auf, ob), ja positive mit negativen, z. B. bei mit neben (VI, b) und von (III, b), also der Urbegriff von Nähe auf den der Abkunft angewandt. Das letzte Beyspiel will ich etwas ausführen. *Pi*, *bi*, welches den nord. Sprachen durchaus mangelt, stehet bey O für das lat. de (S. 107). Die Redensart këban redjûn (reddere rationem) pi findet sich eben so im Ags. rëht âgifan bë thäm. Einer im Mhd. besonders häufigen Anwendung des bi gedenkt der Verf. nicht, sie ist auch im Ahd. selten, im Nhd. wieder veraltet. Es verbindet sich mit gebären, schwanger werden, Kind tragen, statt des lat. a oder ex (prolem suscipere ex aliquo), und des nhd. von, das einem goth. fram (nicht af) entsprechen würde. N. 82, 7: sin muoter gewan in *bë* iro fater; altsächs. wârun iro kind ôdan, barn *bë* is brôdor; mhd Parc. 110ᵇ: *bi* der Gahmurêt ein kint gebar (mit welcher G. ein Kind zeugte); Wigal. 40: diu vrouwe swanger wart *bi* im eines kindes; Gudr. 2ᵃ: si begunde *bi* dem kunige ein edel kint tragen; 65ᵃ: wô sint iuwer kint, diu ir *bi* Hartmuote habet getragen sint?; Wilh. 2, 140ᵃ: schœniu kint *bi* einem man; 2, 173ᵇ: ein moerinne Josuweizen bi im gebar; MS. 1, 75ᵃ: an dem hât haz *bi* nide ein kint, und ähnlicher Stellen mehr. Altn. in gleichem Sinne *vid*, 65ᵃ: *vid* systur thînni gaztu mög; 65ᵇ: hon âtti mög *vid* mër (vgl. die oben angeführte Construction des Verb. leben, wo sich goth. bi, altn. vid, und nhd. von

begegneten). In der E. H. lese ich: idis fan ërle kind gibirid, auch mhd. diu maget wart zë wibe *von* dem manne (troj. 9138), nach nhd. Sprachgebrauch.

Wie sich auf solche Weise *bi* und *von* begegnen, treffen *von* und *umpi* zusammen, welches letztere Ulfilas durch *bi* (mit dem Acc.) ausdrückt. Gewisse Verba dulden im Ahd. abwechselnd diese drey Präp. hinter sich. Man findet die Begriffe sprechen, fragen, denken mit bî (S. 107, 108), umbi (S. 183), von (S. 240), ja mit ubar (S. 168), und im Altn. scheinen of und um beynahe einerley zu bedeuten. Eine gewöhnliche mhd. Construction (ahd. Quellen haben sie mir noch nicht dargeboten) ist die des *umbe* mit koufen, dingen, erwërben, verdienen, anstatt des nhd. *bei*, Parc. 136ª: koufet umb in (den Krâmære) enruochet waz; 136ᵇ: lihte ir muget gedingen umbe mich swaz ich veiles hân; und Rudolf in der Weltchronik verschiedentlich: Jacob koufte ein vëlt umbe den künec; nû koufte bî den zîten umbe die Ismahelîten Josephen in Egiptenlant ein man, was Pûtifâr genant; Joseph der wolgeborne koufte dô mit korne umbe al die lantliute daz lant; Wilh. 3, 234ª: dîn dienest sol koufen umbe sie ir vil suezo minne; 32ᵇ: sîn dienest hât bekoufet umb iuch in strîten herten; 94ᵇ: ich getrûwe wol daz paradîs verdienen umbe den suezen got; 242ᵇ: umbe got erwërben daz paradîs; derselbe Ulrich im Trist. 1781: mîn minne ëz umb iuch verdienen sol; daneben findet sich: von einem koufen (ab aliquo), aber jenes umbe ist apud aliquem, ohne daß gerade die Verkäufer mit dem Gegenstande Handel treiben. Das ahd. irsiuftôn umbe got (Graff S. 187) wird gleichfalls besser durch *bei*, als durch *von* erklärt werden.

* * *

Hier könnte diese Beurtheilung schließen, mit dem Wunsche, daß die Präpositionen der übrigen deutschen Mundarten ganz nach Herrn Graff's Methode dargestellt werden möchten, und mit der Zuversicht, alsdann unsere Literatur im Besitz einer philologischen Untersuchung zu wissen, dergleichen sich selbst die Bearbeitung klassischer Sprachen nicht rühmen darf. Treffliche Muster haben die Natur, anzuregen. Den Angeregten sey der Fleiß und die Enthaltsamkeit ihres Vorgängers dringend empfohlen. Künftigen Recensenten aber, denen frey steht, was sich der Gegenwärtige vergönnt hat, will er noch mit einigen Bemerkungen vorangehen über einen Gegenstand, den es schwer ist anzurühren, ohne sich die Finger zu verbrennen; und auf die Gefahr hin. Gemeint ist der Ursprung, die Bedeutung, Bildung und Zusam-

mensetzung der verhandelten Partikeln. Dabey geht es aber nicht mehr an, das Feld der eigentlichen Präpositionen zu halten, sondern es muß auf die mit ihnen verwandten Adverbia und Conjunctionen Rücksicht genommen werden dürfen.

Zu der Meinung, alle Partikeln seyen ursprünglich in sich selbst bedeutungsvolle, lebendige Wörter, kann auch, wer nicht mit Tookes *) Scharfsinn begabt ist, gelangen. Ueberzeugung gebender Aufschluß solcher Bedeutungen ist aber noch wenig gewährt worden. Wenn die Vermuthung von jüngern Präpositionen, die der Sprachgeist verwendet oder zubildet, auf ältere, dunklere gilt, so muß jene Ansicht Grund haben. Einige Beyspiele sind schon in dem Vorausgehenden vorgekommen. Sichtbar stammt unser *-seits* von seite (latus); *-halben* von halp (latus); *-wegen* und *wegen* von weg (via und dann auch latus), welches letztere die mhd. Sprache noch nicht einmal kennt, und auch der isl. Gen. Pl. vëgna (für vëga, wie gumna für guma, Gramm. I, 661) scheint nicht sehr alt, vgl. hinns-vëgar (jenseits, jenes Weges), thefs-vëgna (deswegen); nicht anders steht das altn. *-megin* in thessû-megin (diesseits), ödhrû-megin (andrerseits) ꝛc. von megin (summa rei, pars). Dem lat. *gratiâ* und *causâ* entspricht das altn. *sökum;* dem slav. мѣсто das nhd. *statt* (loco), franz. au lieu; unser *längs* und *rings* sind aus lang und ring zu deuten, wie das slav. около aus окол (Kreis, Umkreis, was im Auge liegt, vgl. око, oculus, und коло, orbis, rota), das lat. *circum* aus circus (*κίρκος*), das altn. kríngum aus kríngr (gyrus). Sie alle, sammt andern mehr, sind der Gen. oder Abl., zuweilen auch der Acc. eines Nomens, und erfordern darum ein anderes zu ihnen gesetztes Nomen im Gen., Pronomina können possessivisch mit ihnen construirt werden, z. B. altn. mínna vëgna statt vëgna mín (östr. wegen meiner), und das nhd. meinetwegen, meinethalben ist nichts als Entstellung der possessiven Form. Andere, zum Theil ziemlich alte, Präpositionen haben sich gebildet aus der Zusammensetzung einfacher mit einem lebendigen Nomen. So gebrauchen wir für statt das gleichbedeutige *an-statt*, altn. í-stad (schwed. i stället före), ahd. in mînan stal (vicem), jun 232; das altn. *á-milli*, â-mëdal (schwed. emellan) gleicht der roman. per-miei, par-mi (per medium); das engl. a-mong, aus dem agſ. on-gemang, altſ. an-gimang (in das Gemenge, Gemisch), dem schwed. dän. i-bland (bland, mixtura); das nhd.

*) Ἔπεα πτερόεντα, or the diversions of purley, ein Buch, das durch scheinbare Gründlichkeit verführt, und dem grammatischen Studium, in England wenigstens, höchst geschadet hat.

neben ist n-eben, und noch mhd. zuweilen en-ëben, ahd. in-ëban, aber auch schon n-ëban (Graff S. 99, 100) bedeutete also ursprünglich: in gleicher Linie, hernach: zur Seite, das agſ. on-ëfan hebt jeden Zweifel; das altn. *á-móti* (contra), dän. i-mod ist componirt mit dem Subst. môt (concursus), wie das lat. ob-viam mit via; das dän. *om-kring* (ringsum), altn. î-krîng wie das franz. en-viron (in gyro), en-torn (in turno). Bey dem nhd. *zwischen* ist die einfache Präp. in oder untar weggefallen, jenes ursprünglich Dat. Pl. des Adj. zwisc (binus), ahd. untar-zuiskêm (inter binos), N. 85, 11. 105, 9; inzwischên, W. 1, 13; gerade wie *in-mitten* (in mediis) später gebraucht wird. Je höher aufsteigend, desto seltner wird man dergleichen Bildungen wahrhaft präpositionelle Kraft beygelegt finden; zuerst haben sie bloß adverbiale oder conjunctionelle *). Im Goth. zeigt sich noch gar keine solche Präposition, adverbialisch stehet z. B. *bisunjanê*, Marc. 1, 38: du thaim bisunjanê haimôm (*εἰς τὰς ἐχομένας κωμοπόλεις*); Marc. 3, 34: bisaihvands bisunjanê thans bi sik sitandans (*περιβλεψάμενος κύκλῳ τοὺς περὶ αὐτὸν καθημένους*); Marc. 6, 6: bitauh veihsa bisunjanê (*περιῆγε τὰς κώμας κύκλῳ*); Luc. 4, 37: and allans stadins this bisunjanê landis (*εἰς πάντα τόπον τῆς περιχώρου*); Luc. 9, 12: in thôs bisunjanê haimôs (*εἰς τὰς κύκλῳ κώμας*). Es kann nicht wohl etwas anders seyn, als der Gen. Pl. von bi-sunja, bi im Sinne von ahd. umpi, und sunja verwandt mit ahd. siuni (visio, spectaculum), agſ. sŷne, altn. siôn genommen, vgl. altn. um-siôn (providentia). Die Bedeutung ist: im Umkreis, in conspectu.

Die Möglichkeit, einzelne und meistens neuere Präpositionen auf diese Weise wirklich zu erläutern, führt eigentlich keinen Schritt näher zu dem Verständniß der älteren und einfacheren. Das Mittel, wodurch die Sprache abgehende Wörter oder Formen ersetzt, ergänzt, verfeinert, beweist gar nicht, daß ein gleiches bey der ursprünglichen Einrichtung und Bildung dieser Redetheile gewaltet habe. Man wird sich häufig getäuscht sehen, wenn es den Versuch gilt, in so kleinen, oft aus zwey, drey Buchstaben bestehenden Wörtern, wie diese Präpositionen sind, lebendige Wurzel oder gar Zusammensetzung aufzuspüren. Vor dem Schein von Verwandtschaften, wie ihn die Oberfläche darbietet, die Ergründung der Lautverhältnisse aber bald vernichtet, hat man auf der Hut zu seyn. Wie leicht ist manchen Sprachforschern die Be-

*) Die poetische Lebendigkeit der alten Sprache erfordert aber solche Umschreibungen. Für oben, unten heißt es lieber zën houbeten, zën vuezen (zu Haupten, zu Füßen), am Gipfel u. s. w.

ziehung von *durch* auf *thüre* geworden, und nichts wäre falscher (Graff S. 202). Tooke bringt *tó* (zû) zu dem goth. taui (opus)! Mit Grund aber darf man *nêhv*, *nâh* für dem Adj. nâh, altn. nær; wahrscheinlich altn. *hiá* (schwed dän. hos) für dem Subst. hî (mansio), hiôn (familia), goth. heiv, ahd. hiu verwandt ansehen. Vielleicht berührt sich *mit* und das Verbum mîdan (Pl. Prät. mitun).

Noch eins muß jeden, der etwa mit den deutschen Präpositionen bloß aus deutschen (lebenden) Wurzeln fertig zu werden gedächte, stutzig machen: die Identität vieler mit lateinischen, griechischen, slavischen Partikeln. Denn so deutlich auch die Berührungen dieser Sprachen aus allen Wortklassen hervorgehen, finden sich doch in dem kleinen Kreise der Präpositionen fast die zahlreichsten. Nun scheint es aber grammatische Wahrheit, daß in jeder Sprache das am ersten und sichersten zu erklären ist, was aus dem System ihrer Besonderheit hervorwächst, urgemeinschaftliche Züge verschwisterter Sprachen auf ältere und verborgenere Grundgesetze zurückbezogen werden müssen. Man halte die Form und Bedeutung, doch mehr jene als diese, in folgenden Präpos. zusammen: in, lat. in, griech. ἐν; an, ana, griech. ἀνά, slav. на (mit Aphäresis [1]); ab, aba, griech. ἀπό, lat. ab; goth. us, slav. из; goth. at, ahd. az, lat. ad; goth. mith, griech. μετά; griech. ἅμα, ahd. saman; lat. iterum, goth. vithra, ahd. widar; goth. faura, lat. pro, prae, slav. про, griech. πρό; slav. до, goth. du, ags. tô, ahd. zi, zuo; griech. ἀμφί, ahd. umpi; griech. ἀντί, goth. and; griech ἄνευ, ahd. âno, goth. înuh (andere Gleichheiten werden sich hernach bey Betrachtung der Fortbildung und Composition einfacher Präp. zeigen). In solchen Fällen befriedigen die nahliegendsten deutschen Wurzeln nicht. Auf *at*, *az* würde kaum eine andere Form bezogen werden können, als ïtan, ëzzan mit dem Ablaute at, az; doch der Sinn sträubt sich allzu sehr, und das lat. edo gewährt kein a, das zu ad stimmte (eher verwandt schiene aedes) [2]). Andere Stämme will ich auf andere Partikeln hier nicht versuchen.

Das Gesetz des deutschen Ablauts scheint freylich in manchen Partikeln rege. Aba, apa, ëpan, ïba, opa, upar; fram, frums, frumist; thairh, durah; fairra, fair, vër,

---

[1]) Die der Slave liebt, vgl. по mit ἀπό, ὑπό; рало mit орало; лабе mit albis; лабуд mit ahd. elpiz, altn. alpt. Analog die Aenderung des altn. uppâ in schwed. pâ. Beym sl. въ könnte umgekehrt и apocopirt seyn? Da sich in der Derivation vor Vocalen die Liquida erhalten hat, vgl. внутро (intus, intra) вн-утро, welches *Dobr.* p. 434 anders nimmt.

[2]) Wie das franz. chez aus casa stammt, span. ital. en casa.

var, faura, vor, vuriro, vuristo; ar, ir, ur; ana, âno, ïnuh, ïn, vgl. un-; zi, za, zu; and, und, ant, int, untar; ïup, ûf, upp, open, offan; solche mögen auch aus deutschen Wurzeln am leichtesten verständigt werden. Und da der Ablaut die Bedeutung des Worts in andern Fällen umzukehren vermag, befremdet es nicht, daß frum, from etwas positives aussagt, fram etwas negatives, daß ana nähert, ânu (und die bloße Partikel un-) sondert, daß auch oba, obar, obana ein bejahender Begriff, aba ein verneinender ist [1]). Unsere nhd. Präp. auf und zu geben beyde den der Näherung, als Adv. können sie sich entgegenstehen, da auf das Offne, zu das Verschloßne bedeutet. Darum kann auch das slav. по in der a-Reihe stehen, und das griech. *ἀπό*, *ὑπό* in der b-Reihe. Die Präpositionen-Tabelle zeigt, wie Wurzeln und Bedeutungen herüber, hinüber greifen. Das glänzendste Beyspiel bietet aber die vierte Klasse dar. Ein ableitendes bloßes -ar, -er, -*ερ* macht, daß sich der Begriff unter in über umwendet: uf, ufar; sub, super [2]); *ὑπό*, *ὑπέρ*; ein Bildungstrieb, der in andern äußerlich gleichen Fällen innerlich nichts ändert. Und drey Sprachen stimmen darin merkwürdig zusammen. Das slav. под gränzt aber nahe an по. Viel weniger verwundern darf also, wenn die positiven Begriffe der einzelnen Klassen täuschen. So bedeuten die identischen Formen lat ab, goth. af gerade verschiednes: lat. ab das goth. fram, lat. de das goth. af. Zwischen beyden schwebt das griech. *ἀπό*. Besonders merkwürdig ist der Uebergang des roman. *a*, *ab* [3]) in die Bedeutung *mit* (Raynouard I, 345, 346, der ganz unnöthig sagt: il serait difficile d'expliquer d'où vient cette préposition, und dann auf eine verwerfliche Ableitung von habere verfällt). Nicht anders heißt das slav. об (mit dem Gen.) ab, (mit dem Instr.) cum, und *Dobr.* (instit. p. 650, 657) will mir beyde zu sehr trennen.

Nach diesen vorausgeschickten Wahrnehmungen über die Erklärbarkeit einiger Präpositionen, die Dunkelheit der meisten und das Schwanken der Begriffe in beynahe allen, ist es Zeit auf ihre Ableitungen und Zusammensetzungen näher einzugehen.

Die Ableitungen sind vocalische oder consonantische. Erstere, wie bey allen andern Wörtern, auf -a, -i, -u. Mit u

---

1) Die Adv. κάτω (infra), ἄνω (supra) sind den Präpos. κατά, ἀνά genau verwandt.

2) Das lat. sub stehet für *sup*, wie ab, ob für *ap* (*ἀπό*), *op* (Schneider 1, 217). Dazu stimmt die Lautverschiebung goth. uf, af, ahd. ubar, aba.

3) Franz. avec für ab, wie avorter aus abortare und aveugle aus aboculus, aboculatus für exoculatus.

abgeleitet scheint bloß das ahd. ân-u, später ân-o, endlich ân-e; vielleicht war aber selbst von ân-u ein h apocopirt, so daß ân-uh dem goth. ïn-uh und andern goth. Partikeln, denen sich -uh anfügt, ähnlicher wird *). Dann fällt es auch zu den consonantischen Ableitungen, vgl. ἄν-ευ. Ableitendes -a findet sich in: an-a, faur-a (vor-a), nêhv-a, von-a, ab-a, ob-a, also nur im Goth. und Ahd., doch nicht in denselben Wörtern Vergleichbar sind die griech. ἀν-ά, κατ-ά, μετ-ά, παρ-ά, πέρ-α. Bey spätern Schriftstellern (N. W.) läßt die Präp. ana den Vocal fahren, während das Adv. ihn noch behält. Andere ahd. Adverbia dieser Ableitung: hër-a, hin-a, sam-a, wol-a (bene), vol-a (plene), it-a, sin-a, wan-a, die drey letzten nie allein stehend, nur in Zusammensetzungen. Auch findet sich dasselbe -a hinter andern Ableitungen, namentlich denen mit -an und -ar: ob-an-a, ûz-an-a, inn-an-a etc. vith-r-a (vgl. lat. contra, intra, infra, supra). Ableitendes -i in den ahd. fur-i, hint-i, ump-i, mit-i, so daß beyde erstere wahre Präp. sind, letzteres aber nur Adv. ist, und von der Präp. mit unterschieden. Dieser Unterschied zwischen miti und mit verhält sich eben so, wie das vorhin bemerkte ana (Adv.) und an (Präp.) späterer, ja es scheint daß früher auch die ahd. Präp. miti gelautet haben mag. Denn im Goth. mangelt hier überhaupt ableitendes -i, und dem ahd. fur-i entspricht faur, wie dem mit-i mith (Adv. und Präp.). Auch altn. mëd, um; agſ. mid, doch in ymb verräth der Umlaut älteres ymb-e, wogegen agſ. for, altn. aber fyr-i und das Adv. inn-i (intus). Andere ahd., nicht trennbare Partikeln sind al-i, el-i (goth. alja-, fremd-), miss-i, und sâm-i (lat. semi-, mit langem ē, wie sēmen, ahd. sâmo); auch tritt das i hinter die Ableitungen -ar in ub-ar-i (Graff S. 157), nid-ar-i (O. II. 11, 36), unt-ar-i und wid-ar-i (Graff S. 192), die sich als Adv. zu den Präp. ubar, widar verhalten, wie miti zu mit, also gleichfalls früher auch präpositionell gewesen seyn könnten. Von ingag-an und ingag-an-i (umlautend und assimilirt ingegini, Graff S. 200) gilt dasselbe. Vgl. die griech. ἐπ-ί, ἀντ-ί, ἀμφ-ί, περ-ί. — Alle diese Vocalableitungen gewähren auf dem jetzigen Standpunkt unserer Forschungen noch kein sichtbares Resultat für die Bedeutung der Partikeln, nicht einmal bezeichnen sie durchgängig adverbiale im Gegensatz zu präpositionellen. Bemerkenswerth ist aber schon das bloße Daseyn und Hervortreten dieser Ausgänge

*) Doch haben andere Adv. bloßes -u auch im Goth., namentlich fil-u (multum), ahd. vil-u, vil-o; vgl. ahd. it-u (re-) neben it-a, nur in Compositis.

auf -a und -i im Griechischen, Gothischen und Hochdeutschen. Die lat. Sprache weiß weniger davon, noch weniger die slavische, wenn dabey nicht der Unterschied zwischen -ъ und -ь feinere Kennzeichen wahrzunehmen hilft.

Weiter führen die consonantischen Ableitungen. Sie sind inzwischen auf gewisse Consonanten eingeschränkt, namentlich alle Labial und Gutturallaute, unter den Liquidis l und m *) ausgeschlossen.

Bey -*n* und -*r* darf Verschiedenartiges nicht verwirrt werden:

1) Präpositionen mit -*an* gibt es nur kak-an (gagan) und sam-an, wofür ahd. sam-ant (Graff S. 129), altſ. sam-ad, im goth. sam-ana und sam-ath Adverbia; nëban ist vorhin schon entfernt worden, fona, fana, scheint Compositum, wovon nachher. Mit -*ar* mehrere: goth. uf-ar, und-ar, af-ar, hind-ar, vith-ra für vith-ara; ahd. ob-ar, unt-ar, nid-ar, hint-ar, wid-ar, welchen die Urpräpositionen av-ar (av-ur), it-ar (rursus) und vord-ar (ultra) hier beygezählt werden müssen, vgl. die davon geleiteten Verba avarôn, hintarôn, nidaren, vordarôn, arwidarôn. Die einfachen Stämme sind uf, af, und, vith, nith, hind, faur. In dem ersten wird durch Anfügung des -ar der Sinn umgedreht: uf (sub), ufar (super), uf-mêljan (subscribere), ufar-mêljan (superscribere), gerade wie in den griech. und lat. Präp. derselben Klasse. Alle andern deutschen Dialecte haben das einfache *uf* verloren, alle das Derivatum behalten (entspringt ahd. oba aus obâ für obar, ubar? doch ist auch altn. of neben yfir). Schon das einfache *und* heißt in der Edda was das abgeleitete und-ir, aber wie ist das goth. *und* (VII, b) zu nehmen, das mit dem Dat. *ἀντί*, mit dem Acc. *ἕως*, *μέχρι* übersetzt? Ich beweise den Uebergang der Begriffe aus dem griech. *κατά*, das zwar: wider, gegen, aber auch: hinunter bedeutet, vgl. *κάτω* (unten). Auch bey af-ar (V, b) aus *af* (III, b) verändert sich die Bedeutung, allein was davon, entfernt ist, kann auch als zurück, dahinten und nachfolgend betrachtet werden. Den übrigen Mundarten ist darum avar nur ein adverbiales re-, retro, rursus; zur Präposition brauchen sie die (ebenfalls schon gothische) Lingualableitung. In den folgenden ist die einfache Bedeutung minder angegriffen: vord-ar aus vor (V, a), mit Lingualis dazwischen; wid-ar aus

*) Man müßte denn das altn. til aus ti-l erklären, wofür allerdings das goth. du, ahd. zi spräche. Für til aber ist die ablautende Wurzel til, tal (zil, zal), wie für fram der Ablaut frum, wenn fr-am (ver-am) gemuthmaßt werden sollte.

wid, das im Agſ. und Altn. eben so viel aussagt; das einfache hint scheint im Ahd. erhalten, denn jun. 192 lese ich für inti hinti bach (post tergum, agſ. bäc, altn. bak), welche Glosse Graff S. 154 zu der andern hint pacho (? pache) nicht angibt, vergl. das goth. Adj. hinduma, agſ. hindema (ultimus). *Nid* gilt noch in deutschen Volksmundarten, und selbst präpositionell als Gegensatz zu *ob*. — Griech. und lat. Präp. mit - *an* scheinen selten, vgl. das Adv. πέρ-αν und trans (aus ter-ans?); mehr bietet sich -*er* dar: ὑπ-έρ, ἀπ-ερ, sup-er, subt-er, praet-er, propt-er, int-er, und mit weiter angehängtem -a: cit-ra, cont-ra, ext-ra, inf-ra, int-ra, sup-ra, ult-ra; vergl. die Adv. auf -ter: circit-er, felicit-er, talit-er etc. Von den häufigen Lingualeinschiebungen nachher.

2) Correlativpartikeln auf -*an* und -*ar*. Die goth. th-an, hv-an, th-ar, hv-ar, jain-ar etc. berühre ich nur, ihre Untersuchung liegt abwärts. Parallele Formen der andern Mundarten brauchen auch hier nicht angegeben zu werden. Aber nicht zu übergehen sind die örtlichen Adverbia auf -*ana* und -*ar*, jene ausdrückend die von einem Punkt ausgehende, diese die sich nach einem Punkt richtende Bewegung. Der Gothe braucht meistens Lingualableitungen (wovon nachher); hind-ana heißt ihm πέραν, nicht πέραθεν, ut-ana ἔξω, nicht ἔξωθεν, das einzige aft-ana aber ὄπισθεν (statt aft-athrô?). Im Ahd. bedeuten zwar folgende -*ana* mitunter den ruhigen Stand, oft aber (ohne Präp.) die Bewegung woher: huan-ana (πόθεν), dan-ana (τόθεν), hin-ana (hinc), nid-ana (sursum), ob-ana (deorsum), inn-ana (ἔσωθεν), ûz-ana (ἔξωθεν), heim-ina (οἴκοθεν), rûm-ana (μακρόθεν), vërr-ana (τηλόθεν), nord-ana, ôst-ana, sund-ana, wëst-ana (a septentrione, oriente etc.); altn. thad-an, hvad-an, hëd-an, nëd-an, ûf-an (foris), heim-an, sid-an, aust-an, ôst-an, sunn-an, vëst-an etc. Seltner die auf -*ar*, ahd. nord-ar, ôst-ar, sund-ar, wëst-ar (versus sept. etc.); altn. aust-r, nord-r, sunn-r, vëst-r; und ferner noch: fram-ar (ulterius), hëd-ar (huc), inn-ar (intro), nëd-ar (inferius), ût-ar (foras). Nicht aber läßt sich sagen rûm-ar, vërr-ar (in die Ferne), heim-ar (οἴκαδε) etc., und das vorhandne nid-ar bedeutet weniger deorsum, als infra, wie ob-ar (supra nicht sursum) untar intra. Was sind diese Formen? Zusammensetzungen mit ana und ar gewiß nicht, denn ana (ad) und ar (de) widerstreiten gerade dem woher und wohin; außerdem lautet -ana altn. -an, die Präp. ana â, jenes -ar goth. gleichfalls -ar, die Präp. ar aber us. Denen auf -ana pflegt nicht selten die Präp. fona voranzustehen: fon obana, ferrana, ostana, wie nhd. von oben, osten; wären es Dative,

wie morgana (cras), T. 38, 5: ubar morgana (perendie), jun. 219? Doch Nomina oban, ostan, rûman gibt es nicht, wie es ein Nomen morgan gibt, und warum stünden dann nicht Acc. solcher Nomina, die Richtung *hin* zu bezeichnen (wie allerdings heim, *δόμονδε*), statt jenes -ar? Also auch keine Nomina und die Präp. fona scheint dabey unorganisch gesetzt, oder wie das lat. a longe unter einer Ellipse.

3) Zusammensetzung nehme ich in folgenden Fällen an: *úf-an*, T. 22, 5. O. II. 19, 40, mit Acc. und Dat. (Graff S. 69, 70); *ûz ar* (Graff S. 62) mit dem Dat. Beyde Adv. ûf und ûz dienen zur Verstärkung oder Bestimmung der Präp. *an* und *ar*, wie zu der mancher anderer (vgl. ûz untar, O. I. 23, 10). Der Beweis liegt theils in dem parallelen úf-in, O. II. 9, 96, und ûz-ir; theils dem altn. upp-â *), upp-î und ût-ur. Also nur zufällig gleichen ûfan, ûzar dem gagan, obar. Zu dem ahd. *anan*, das doch schwerlich eine Reduplication seyn kann, weiß ich nichts zu sagen, als daß es wie inan (eum) für în und N's obenan, fërrenan (Graff S. 71) für obena unorganisch stehe. Vgl. indessen *inin* (Graff S. 10) und *zuo-zi* (S. 268).

Nächst dem *n* und *r* stellt sich für Präpositionen und mit ihnen verwandte Partikeln als die wichtigste Ableitung dar die goth. Lingualaspirata *th*, folglich die ahd. Media d, beyde der Lautverschiebung zufolge entsprechend lat. und griechischer Tenuis. Die Grammatik lehrt aber zwey hierher bezügliche Ausnahmen: erstens daß in den Verbindungen ft, st, th Lautverschiebung unterbleibe, und alsdann goth. und ahd. t dem th und d für identisch zu erachten sey; zweytens daß in gewissen Fällen der Lingualaut über die Gebühr vorschiebe, goth. d stehe, wo th, und ahd. t, wo d stehen sollte; hier trifft das ahd. t wieder zum *t* der Alten (z. B. in der Präp. miti = *μετά*). Ohne beydes zu wissen, läßt sich die einleuchtende Verwandtschaft der lat. Sprache in dieser Präpositionenableitung nicht erkennen.

Aus af (III. b) ist abgeleitet af-tar, äf-ter, ep-tir; der Gothe hat in der Präp. afar, aber im Adj. af-tuma und die Adv. af-tana, af-tra. Aus fram fram-athja (alienus), ahd. fram-adi (agſ. frem-idi); aus faur (vora) das Adv. vor-dar. vur-dir (ulterius, eminus), vor-daro (antecessor), vgl. hernach fairrathrô; aus hina (illuc) goth. hin-dar, hin-dana, hin-duma, ahd. hin-tar; aus ana an-d, ahd. an-t, in-t, agſ. ô-dh (welches sicher ein früheres goth. an-th beweist, nach

*) Agſ. up-on; das agſ. ufan ist das ahd. obana, und natürlich von jenem ahd. uf-an durchaus verschieden.

der Regel tunthus, todh); aus einer dunkeln Wurzel sun goth. sun-drô, ahd. sun-tar; aus sam goth. sam-ath (simul), ahd. sam-ant; aus ïnn goth. ïnn-athrô (ἔσωθεν); aus ut ut-athrô (ἔξωθεν); aus ïup (sursum) ïup-athrô (ἄνωθεν); aus dal (vallis) dal-ath (κατά, hinab), dal-atha (κάτω) [1]) dal-athrô (κάτωθεν); aus fairra (πόῤῥω) fairr-athrô (πόῤῥωθεν); aus all all-athrô (πανταχόθεν); aus alja alj-ath (ἀλλαχῇ), alj-athrô (ἀλλαχόθεν); aus jain jain-thrô (ἐκεῖθεν), jain-d (ἐκεῖσε). Die deutschen Benennungen der vier Weltgegenden sind noch unaufgeklärt; ich wäre versucht, in ihnen diese Adverbialbildung zu erblicken: ôs-tana, wës-tana, sun-dana, nor-dana, denn warum hätten alle die Lingualis und gerade mit der Unterscheidung des t nach s, des d nach n, r? Wären die goth. Formen aus-ath, aus-athrô, naur-ath, naur-athrô? Dann gliche auch aus dem lat. or in oriens, orior und sunn-ath hienge zusammen mit sunna (sol)? vgl. das serb. ис-мок, russ. вос-мокъ (oriens) und das lat. aus-ter, das aber Südliches nicht Oestliches bedeutet. — Dem goth. ïnn-athrô, ut-athrô etc. vergleichen sich die lat. in-tra, ex-tra, ul-tra, ci-tra (für cis-tra), jux-ta (von jungo jugo), con-tra (f. com-tra, wie tantus f. tamtus), und mit andern Ausgängen in-tro, ul-tro, an-te, sub-tus, in-tus, sub-ter, in-ter, prae-ter, prop-ter, auch ohne Ausgang pos-t; während super (gleich dem goth. afar, ufar) kein t hat, wohl aber haben es zahlreiche Adv. auf -ter und -tim, und die denselben gleichen Adj. ex-terus, ex-terior, ul-terior, an-terior, in-terior, ul-timus, in-timus, ci-timus, wie im Goth. af-tuma, hin-duma u. a. m. Im Griech. vergleicht sich προ-τί und ἀν-τί (aus ἀνα-τι?), so wie das Subst. ἔν-τερον [2]) (in-testinum), die Adj. ἀνώ-τερος, ἐξώ-τερος, ἐσώ-τερος, κατώ-τερος, πρό-τερος, und vielleicht ist daher das τ auch in andere Comparative, denen es eigentlich nicht zukam, gedrungen? Warum die griech. Adverbia der Ortsverhältnisse -θεν statt -τεν zeigen (ἄνω-θεν, ἔσω-θεν, ὄπισ-θεν, κ. τ. λ.), weiß ich noch nicht zu erklären. — Aus dem Slav. fällt противу, противъ (contra) hierher, wahrscheinlich auch на-д, по-д und пре-д, was die oben gegebene Deutung des на, по aus ана, упо bestärkt, so daß sich на-д dem an-te, ἀν-τί; по-д dem sub-tus, sub-ter; und пре-д dem προ-τί, prae-ter zur Seite stellt. Den Grund der slav.

---

[1]) Vgl. das mhd. zë tal, thalwärts, zë bërge, aufwärts, altfranz. à val, à mont. Von aval avaler (hinunterbringen).

[2]) Ahd. inn-uodari, agf. inn-òth und ähnliche Formen, vgl. lat. ex-ta.

Media in den drey letztern Präp. zu erläutern, gehört nicht hierher.

Mit Spiranten ist wenig gebildet. Außer dem vorhin berührten goth. ïn-uh mit h nur thair-h (VII, a), ahd. dur-uh, dur-ah, agſ. thur-h, der nord. Mundart fehlend. Mit -s gar keine deutsche Präpositionen, es wäre denn das altn. fyr-ir entsprungen aus fyr-is? Fyrir wie eptir, yfir, undir (ahd. aftar, ubar, untar; agſ. äfter, ofer, under) hat kein ahd. vorar, agſ. forer, fyrer zur Seite, und fyrir wechselt mit fyrì, wie jene nicht wechseln mit epti, yfi, undi. Biörn setzt fyrir vor Vocalen, vor h und zuweilen vor r, aber Edd. Sæm. 8ª. findet sich fyrir gnypa, 8ᵇ. fyrir steins, wie 6ª. fyrir iörd. Die griech. πρό-ς und εἰ-ς, ἐ-σω (für ἐν-ς, ἐν-σω?) scheinen der Ableitung -ς, wie das lat. trans (roman. tras, tra) vielleicht mit Aphäresis? oder Syncope eines Vocals? Wo nicht sämmtliche -ς, die uns derivativisch aussehen, aus Zusammensetzung erwachsen?

Die Derivation fügt zu den Präpositionen und Partikeln unselbstständige Buchstaben oder Sylben; die Composition verbindet zwey oder mehr Präpositionen und Partikeln mit einander. Die Composition bleibt aber entweder klar, oder sie verdunkelt sich, und dann gewinnt sie den Schein der Ableitung oder gar eines wurzelhaften Bestandtheils. Solche dunkle Zusammensetzungen müssen genau erwogen werden, wenn man die Gestaltung der Präpositionen vollständig erkennen will.

Klare Compositionen bedürfen nur weniger Beyspiele. Im Agſ. und Altſ. bindet sich *bë* gerne mit den Ableitungen auf -an (ahd. -ana), und wirft vor Vocalanlauten seinen Vocal weg: b'ûtan (praeter, extra), b'ufan (supra), b'innan (intra), bë-nëodan (infra), bë-hëonan (citra), bë-hindan (pone), bë-foran (antea), bë-gëondan (trans), bë-nordan (versus sept.); engl. but, be-neath, be-hind, be-yond, be-fore; der ahd. Dialect liebt das nicht, bloß J. hat b'ûzân (extra) statt b'ûzana (Graff S. 66), aber im Altſ. findet sich bi-ûtan, bi-voran etc.; im Freckenhorster Denkmal p. 29: b'avon *) thes hêlegon avandas (praeter sanctam vesperam), wie agſ. bufan thäs (praeterea). Eben so agſ. vid-äftan, vid-innan, vid-foran, vid-ûtan; engl. with-in, with-out. Altn. viele mit frâ: ût-frâ, upp-frâ, yfir-frâ; agſ. ût-fram. Ahd. mit ana sind vorhin bey den Ableitungen beygebracht worden, ihnen entsprechen altn. upp-â, agſ. up-on (super); altn. ut-â, agſ. ût-on (foras, versch. von ûtan, extra), inn-on (intro, versch.

*) Für b'ovan; wäre ahd. pi-obana.

von innan, intra). Altn. af und agſ. of binden ſich mit ut: ût-af, ût-of (ex), ahd. ûz-fon (ûz-aba findet ſich nicht); desgl. ûz-ar, altn. ût-ur (ex), wovon noch weiter gehandelt werden wird.

Um auf die verdunkelte Compoſition verſchiedner Partikeln zu kommen, muß ich etwas ausholen. Die Lautlehre aller Sprachen beweiſet, daß unter den Conſonanzen die Spiranten v, h, s ſich zumeiſt verflüchtigen. Hier ſoll bloß von dem s die Rede ſeyn. In- und auslautend (denn die Anlaute haften) verliert es ſich auf zweyerley Weiſe, entweder wird es ganz abgeworfen, oder in r verwandelt. Der Verwandlung in r geht aber oft noch eine Zwiſchenſtufe voraus, es wird zu z. Zuweilen läßt ein und dasſelbe Wort alle drey Erſcheinungen an ſich wahrnehmen. Das -s des goth. Nom. Pl. dauert im agſ. Maſc., hat ſich im Fem. verloren; im ahd. Maſc und Fem. iſt es abgelegt, im altn. Maſc. und Fem. zu -r geworden. Zu r wird das goth. s nur vor r durch Aſſimilation (ur-reisan für us-reisan), in z (woben nur nicht an die Ausſprache des hochdeutſchen z zu denken iſt) neigt es ſich öfter. Namentlich das comparativiſche s, und alle übrigen Dialecte haben da r. Das goth. razda iſt ahd. rarta. Feſter halten ihr s die ſlaviſchen Sprachen, indem ſie es kaum oder nie wegwerfen, häufig aber zu z, nie zu r, werden laſſen. Ihre Regel lautet, daß ſie s wahren, ſobald tenues, in z verändern, ſobald mediae und Vocale folgen. Von den Grammatikern wird das ſo dargeſtellt, als wenn in dergleichen Fällen z die wahre Form wäre, und in s verhärtet würde. Die umgekehrte Anſicht iſt richtiger [1]), s Urform, z Veränderung. Beyſpiele: вос-ток (oriens) neben воз-ход (böhm. wzchod, wýchod); вос-прѧдаю (expergiscor); воз-раст (statura); воз-глао (antiphona); воз-можно (possibile); раз-орити (destruere); рас-копати (suffodere); раз-дати (distribuere); рас-пинати (crucifigere); нис-послати demittere; низ-лагати (deponere); und außer der Compoſition мзда (merces), мозг (medulla) zu vergleichen dem goth. mizdô, agf. mëord und agſ. mëarg, altn. mergr, ahd. marh. Die altlateiniſche Sprache hatte eine Menge s, gleich der gothiſchen, die ſpäter zu r wurden [2]): lases (lares), Fusii (Furii), arbosem

---

[1]) Womit nicht behauptet werden ſoll, daß alle ſlaviſchen з aus с entſpringen, namentlich laſſe ich die anlautenden z (deren es goth. ſo wenig gibt, als ahd. anlautende, aus s entſprungene r) unangefochten.

[2]) aber nie anlautend; außerdem gab es ohne Zweifel auch altlat. organiſche r (im An-, In- und Auslaut), weßhalb Schneider (Elementarlehre S. 341) unpaſſend Roma und Romulus gegen

(arborem), also auch vor Vocalen, doch mit einer Tenuis verbunden erhielt sich s oft in denselben Wörtern: gero (geso), gestum; haurio (hausio), haustum; heri (hesi), hesternus; gerade wie das hochdeutsche r gothisches s vertritt, bald nach andern, bald nach analogen Abstufungen, namentlich haftete die Spirans auch hier vor t, vgl. soror (für sosor) mit swëster und gëstern (altn. gær)[1]. Ferner ist das griech. und lat. s der Apocope unterworfen, zumal in Zusammensetzungen. Die Zahlwörter δίς, τρίς, bis, tris (alleinstehend ter) werden zu δι-, τρι-, bi-, tri-: δι-πλοῦς, τρι-πλοῦς, δι-σύλλαβος, δί-γλωσσος, δί-μορφος; du-plus, tri-plus, bi-corpor, bi-dens, bi-linguis, bi-mestris, tri-mestris; wiederum bestehet noch δίς zuweilen und gern vor tenuibus: δίς-παππος, δις-κάλαμος, δίς-τοκος. Nicht anders im Ahd. zui-valt (duplex), obschon das allein stehende Zahlwort zuiro, mhd. zwir lautet, und so zuweilen in Composition, z. B. zuiro-hîwit (bigamus). Aus dem lat. nisdus wurde nidus, aus cistra citra, aus trans tra in trado, trano für transdo, transno, endlich der Italiener gebraucht alleinstehend tra für trans. Aeltere Formen sind also: δίς, τρίς, bis, cis, trans, вос, рас, ниc, tvis (?); Mittelformen: воз, раз, низ, tviza (?) zuiro, ter; die entstelltesten: δί, τρί, bi, ci, tra, zui[2]).

Dieß vorausgesetzt sind nunmehr einzelne Partikeln aus allen verglichenen Sprachen näher zu betrachten, erst einfache, dann zusammengesetzte. Schneider hat S. 515—660 einen fleißigen Abschnitt über die Veränderungen der lat. Präpositionen geliefert, doch war sein Standpunct nicht der historische.

1) *á*- entspringt aus *as*, mit Verlängerung des Vocals. Die goth. Mundart kennt nur us in der Urform[3]), die ahd. die ab-

Pomponius aufführt, der nur die Verdrängung des s in gewissen Fällen meinen konnte.

[1]) Goth. kasi (vas), ahd char, altn. ker; ahd. chasto (locus, loculus, Gefach), chastâri (inclusor), mons. 337, mhd. kaste (loculus), MS. 1, 132ª, 2, 23ᵇ, altn. kasta (jacere, mittere, ursprünglich wohl capere): dieselbe Begriffsentwickelung findet sich bey vaz (vinculum, vas), altn. fat (weil es faßt, enthält) und vazôn (capere); bey gefach und fahen etc.

[2]) Organisches r nützt sich nicht ab, daher z. B. aus far- (ver-) nie fâ wird, wie aus ar- â-. Oder muß man lieber sagen, daß nur das s wegfalle, nicht das r? daß alle â- aus as- entspringen, und ar nur die Nebenform macht?

[3]) Vor Vocalen schwankend uz in uz-uh, uz-êta, uz-ôn neben us-agids, us-agljan, us-ïddja; vor r assimilirtes ur-: urrists; ur-rannjan statt us-rists.

lautenden gleichbedeutigen Mittelformen *ar*, *ir* (ër), *ur* (Graff S. 59, 60). Ob hier die Vocale Unterschiede machen? mundartisch oder gleichgültig sind? Der Wechsel ist wie in var-, vir- (vër), vur-, oder za, zi (zë), und sie scheinen mir in den meisten Zusammensetzungen einerley, z. B. in ar-teilan, ir-teilan, ur-teilan (judicare), nicht in allen; in einigen stehet ur, kein ar, ir, z. B. ur-muotî (amens), ur-wâfnî (inermis). Doch dürfen ar und ir allerwärts tauschen, auch für sie ur stehen, wenigstens mundartisch. Das Nähere gehört anders wohin. Im Goth. nur *us*, weder as noch ïs (wie du, weder da noch di); altn. nur *ur* (or), das ich wider die isländ. Schreibung ûr (ôr) annehme. Aus dem ahd. ar, oder früheren as, hat sich zuweilen *â*-erzeugt, fast bloß in Compositis mit Nominibus: â-chust (vitium); â-suih (fraus); â-pulkî (ira); â-punst (invidia); â-scaffa (scandula); â-leipa (residuum); â-danch (argumentum, adinventio); â-champi (stupa); â-wirchi (stupa); â-suinga (stupa); â-snita (sarmenta); â-wicki (avium); â-rûmî (vicinitas); â-scrôtâ (surculamina); â-këz, â-këzalî (oblivio); â-wëraf (ejectamentum), â-wërt (absens); â-riup (dirus); â-teilo (expers); â-varo (pallidus); â-hërzêr (excors), und andre mehr; seltner mit Verbis; zwar stehet hrab. 970b: a-stiufit (orbatus), aber die Wiener Handschrift liest ar-stiufit (wie jun. 174, 215), doch soll N. in noch ungedruckten Stellen â-wërfôn (abjicere), â-wizzôn (delirare) und â-wartôn (faciem avertere) brauchen, die nur sichtbar aus â-wërf, â-wizi und â-wart abgeleitet sind. Mhd. dauern sehr wenige fort: â-maht (debilitas); â-kust (vitium); â-sanc (adustio); â-swich (fraus), und das Verbum â-kôsen (delirare), Barl. 320, 1; â-greifen (? MS. 2, 131a). Daß aber alle solche â- aus der Partikel ar stammen, zeigt theils die Bedeutung (ex), welche nicht immer verneint, sondern oft zu der unsers heutigen er-, ver- stimmt *) (âleiba, das erübrigte, âdanch, das erdachte, âsanc, das versengte, âwërf, das verworfne, âgëz, Vergessenheit), theils der Gebrauch der ar-, ir-, ur-Form daneben in denselben oder ähnlichen Wörtern. Doc. 201a: â-hërzêr (excors), und jun. 181: ur-hërzêr; urchustî (fraudes), K. 53a; wiewohl vielleicht hin und wieder mit jeder Form ein eigner Sinn verbunden gewesen ist. Weitere Bestätigung gewinnt aber die Ansicht aus dem Altf. und Agf., wo mit â- viel häufiger componirt wird, doch umgekehrt mehr beym Verbum, weniger beym Nomen. In der E. H. liest man

*) Das goth. us-kiusan bedeutet reprobare, verwerfen, nicht eligere, wie das ahd. ir-kiosan (O. Sal. 11).

â-dêljan, â-biddjan, â-lôsjan, â-slahan, â-gëldan, â-haban, â-hlôpan, â-gëban für das ahd. ar-teilan, ar-pittan. âr-lôsan, ar-slahan oder das nhd. er-heben, er-laufen, über-geben, er-schlagen, wogegen ich das einzige Nomen â-lât (remissio?) antreffe. Und noch mehr agſ. Verba: â-bëran (pati), â-bannan (jubere), â-bîtan (mordere), â-biterjan (acerbare), â-dælan (partiri), â-bëlgan (irasci), â-dumbjan (obmutescere), â-gëótan (effundere), â-svîcan (eludere), â-fyllan (replere) etc., ahd. ar-teilan, ar-tumbên, ar-giozan etc. vergleichbar, und wiederum die Verba âbëlgan, âsvîcan zu den ahd. Subſt. âpulkî, âsuih ſtimmend, welches die Identität der *á-* und *ar-* völlig beſtätigt. Ein Beyſpiel agſ. Subſtantive iſt â-bræda (stupa) von âbrædan (stringere), ahd. arpreitan. Allein wie ſich im Ahd. *ur-* als ein beſonderes neben ar- und â- behauptet, ſo finden ſich im Agſ. (das die eigentliche Präpoſition gar nicht mehr kennt) ebenfalls Compoſita mit *or-*, meiſt von Adjectiven, z. B. or-blêde (exsanguis), or-hlyte (exsors), or-dæle (expers), or-hær (depilis), or-tudre (improlis), or-vena (desperatus); ſeltner von Subſtantiven: or-adh (spiritus), or-læg (fatum), or-thonc (ingenium); oder Verbis: or-edhjan (spirare), or-trûvjan (diffidere), denen bald ahd. *ur-*, bald *á-* begegnen, vgl. or-blêde mit ur-pluoti, or-dæle, or-thonc mit â-teilo, â-danch. Es ſcheint, daß ſich die Spirans leichter von dem a, als von i und u gelöſt habe. Während as zu ur und or; is zu ir und ër wurden, wandelte ſich as im Ahd. theils in ar, theils in â; im Agſ. überall in â. Keine deutſche Sprache erkennt ein (urſprüngliches) ἄλφα στερητικόν, am allerwenigſten die gothiſche, die nicht einmal den Schein davon hat *). Ob das griech. *ἀ-* nicht auch einen Conſonanten abgeworfen habe, bleibt hier unerörtert, das lat. a- iſt = ab.

2) *is* lateiniſche und griechiſche Präpoſition? Bey der großen, ſichtbaren Aehnlichkeit aller Hauptpräpoſitionen vornehmlich der vier erſten Klaſſen in den zuſammengeſtellten, urverwandten

*) A. W. Schlegel (ind. Bibl. I, 233, 234) vermuthet es ohne Grund in zwey goth. Wörtern: erſtens in dem Eigennamen amala, welches a-mala ſey, und fleckenlos bedeute. Allein malô heißt nicht aerugo, ſondern tinea (altn. mölr, dän. möl), Zahn hat nicht mißgegriffen, und das ahd. mâl (macula) müßte goth. mêl lauten. Die Wurzel jenes Namens iſt am, mit der Ableitung al-, folglich am-al, daher ahd. amal-unc, mhd. amel-unc, altn. öml-ûngr, welche Formen aus â-mâla nie entſpringen würden. Zweytens in dem Subſt. a-glaitei (luxuria), das mir agl-aitei, ahd. akal-eizî ſcheint, nicht â-kaleizî.

Sprachen befremdet es, das deutsche us (ur), as (ar), is (ir), das slavische вс (вз), litthauische isz (lettische, altpreußische is) im Griech. und Lat. zu vermissen. Wie wenn es ihnen früher auch eigen gewesen und in den folgenden zusammengesetzten Partikeln nachzuspüren wäre?

3) Lateinisches *dis-* aus de-is? [1]). Diese untrennbare Partikel verkürzt sich aber meist mit Vocallängerung in di-, wenn liquida, media oder v, besteht aber, wenn tenuis, vocalis oder s folgt; vor dem Vocal zeigt sich auch dir- in dir-imo statt dis-imo (Schneider S. 546). Zwischen dis und di kann eine wohl nie geschriebne Mittelform diz gelegen haben. Der Gothe hat *dis-*, welches der Lautverschiebung nach *tis-* heißen sollte, wie das ahd. zir- bestätigt. Allein da er *du* für *tu* (ahd. zi) beybehielt, war auch dis- gerecht, das man aus du-us, du-is, di-is erklären kann. Die ahd. Formen lauten wechselnd *zir-* (zër-), *zar-*, *zur-*, entsprungen aus zi-ir, zi-ar, zi-ur, welche noch unverschmolzen in zë-ar-fellan (subruere), mons. 409, und zë-ir-gân (perire), N. 78, 11 vorkommen. Häufiger ist die dem lat. di- vergleichliche, doch [2]) keine Vocallängerung bewirkende Apocope *za-*, *zi-* (zë-), nicht aber zu-, mit der Bedeutung des lat. dis-: za-spaltan (zerspalten), zi-kankan (zergehen), und ein solches *zë-* herrscht im Mhd. neben und beynahe vor dem *zër-*, das im Nhd wieder völlig eingeführt worden ist [3]). Schwierig aber scheint die Erklärung des angenommenen Compositums aus der Bedeutung der einzeln stehenden Präpositionen de und is, du und us, zi und ir, zumal das lat. de zwar dem goth. du, ahd. zi buchstäblich nah, sinnlich fern liegt. *Du* ist

---

[1]) Zufällige Aehnlichkeit hat das griech. δὶς (zwey Mal) selbst im Begriffe, da Zwiespalt fast auch Zerspaltung ist, eigentlich aber zwey Mal gespalten; διστάζειν scheint mir nicht zweifeln, von δὶς, sondern δι-στάζειν, anstehen, von διά, vgl. δι-στάσις, Anstand. mit στάσις.

[2]) Wie es scheint; sollten sich früher zâ-teilan (goth. dis-dailjan), zâ-rinnan (dis-rinnan, dir-rinnan? diffluere) scheiden von za-teilan (du-dailjan? attribuere), za-rinnan (du-rinnan, affluere)? Die ahd. Denkmäler setzen in letzterm Fall zuo-teilan, zuo-rinnan.

[3]) Das agſ. *tô-* bedeutet bald zer- (tô-blâvan, difflare; tô-brëcan, dirumpere), bald zu- (tô-bringan, adferre), und das zwey Mal componierende *tô-â-* kaum je zer, obschon es aus tô und â (= ar, ir) erwächst. Beyspiele tô-â-sendan (admittere); tô-â-settan (apponere); tô-â-spanan (allicere); tô-â-vyltan (advolvere). Ahd. vermuthlich zuo-ar-welzan, verschieden von zar-welzan. Es sind Composita mit â-, ar-, denen noch ein tô vorgesetzt wird, keine mit der Verschmelzung.

eine ganz positive, *de* eine ganz negative Präposition, und beyde stehen sich gerade entgegen. Inzwischen halte ich die förmliche Identität des lat. de und ahd. zi für so unabweislich, daß sich die sträubenden Begriffe unter einen Hut bringen lassen müssen. Die Gegensatzlosigkeit verschiedner Präpositionen ist im Vorausgehenden erörtert worden; uf und ufar, sub, super sind unläugbar einer Wurzel, das ableitende ar-, er- bezeichnet die erwachsene Unterscheidung, enthält sie aber eigentlich nicht, wie die übrigen Fälle, wo es gleichgültig stehet, beweisen. Berührungen der Begriffe von und zu lehrt uns Graff, z. B. in den Redensarten anafähan, piginnan *zi* (S. 250), frâgan *zi* (S. 253), wo nhd. *von* stehen dürfte. In dem Begriffe *bi* vereinigen sich gewissermaßen *zi* und *von*, man vgl. die oben ausgeführten Beyspiele über bi und umpi. Die Bestimmtheit, welche die Präpositionen als solche erlangt haben, muß ohnehin nicht gesucht werden in ihrer älteren, freyeren Partikelverwendung [1]). Weder dem z in zer, noch dem d in du wohnt die Bedeutung der gesonderten Präpositionen zi und du bey. Wahrscheinlich ist die des *dis* älter, als die Veränderung der Präposition *du*. *Dis* drückt eine durchgehende, beginnende und vollendete Trennung aus, Vernichtung des im folgenden Worte gelegenen. Dieser Begriff folgt besser aus dem lat. *de*, als aus dem goth. *du*. Noch deutlicher wird er aber durch das griechische, dem lat. dis-, di- entsprechende [2]) *διά-*, *δι-*, welches außer der Zusammensetzung auch als trennbare, wahre Präposition auftritt, und per, trans bedeutet, zuweilen noch andere präpositionelle Begriffe. Vermuthlich sind auch in *διά* zwey Präpositionen vereinigt, etwa *δι-ας*? Eben so mag die slav. Partikel рас-, раз-, die in der Bedeutung mit dis- und zer- zusammentrifft, aus zwey einzelnen bestehen, deren letzte wiederum зс, зз war, deren erste ich aber nicht zu rathen wage. Uebrigens unterscheidet sich раз von zer und dis darin, daß es sich auch bey Subst. fügt (раз-ум, ratio; рас-кол, schisma; раз-дор, dissidium), jene nur bey Verba, aus welchen erst Subst. weiter geleitet werden; dis-sidium setzt dis-sidere voraus, zer-störung, zer-stören, selbst die nicht sehr alten Ausdrücke zer-fall, zer-gang ein zer-fallen, zergehen. Das lat. dis in dis-color, dis-par etc. ist kein eigentliches zer, sondern gehört in den gleich folgenden Abschnitt.

---

1) Das einfache du-, zi- kommt in der Composition nicht immer mit der Meinung des präpositionellen überein, vgl. goth. du-ginnan (incipere).

2) δια-γινώσκω, di-gnosco; δια-φέρω, differo; δια-σαλπίζω, di-buccino; δια-χέω, diffundo.

4) Ein Bedenken macht das griech. *δυς*, das in Form und Bedeutung Eigenthümliches hat, aber doch nicht alle Berührung mit dem vorhergehenden *διά-*, dis- verläugnet. Selbst der Gothe unterscheidet dus- von *tus*, das sich freylich nur in dem einzigen tuz-vêrjan (dubitare), Marc. 11, 23 darbietet, und nach dem Gesetze der Lautverschiebung ganz zu *δυς-* paßt. Häufiger rückt die altn. Mundart ein paralleles *tor-*, sowohl vor Nomina als Verba: tor-leidi (via impedita), tor-merki (difficultas), tor-rëk (damnum), tor-næmi (hebetudo), tor-höfn (atrophia), tor-feldr (difficilis), tor-kendr (notu difficilis), tor-næmr (hebes), tor-sôttr (difficilis acquisitu), tor-tryggr (suspicax); tor-tryggja (dubitare), tor-tyna (perdere); sie, die sonst nichts weder von tô-, noch von tir-, tiörim Sinne des goth. dus- und ahd. zir-, zar-, weiß. Das griech. *δυς-* bedeutet: schwer, übel, und bindet sich [1]) als bloße Partikel, die keine wahre Präposition ist, nur mit Nominibus oder aus diesen hergeleiteten Verbis. Ein gleiches könnte von dem altn. tor-gelten, in so fern tor-tryggja von tortryggr stammt, und tor-tyna ein Subst. tor-tiôn voraussetzt. Fordert das goth. tuz-vêrjan ein Adj. tuz-vêris (suspicax)? Es ist Zeit zu erwähnen, daß gerade auch in dem ahd. *zur-* (und nie in der Form zar-, zir-) der Sinn des goth. tus-, altn. tor- und griech. *δυς-* steckt. Beyspiele: zur-lust (taedium) [2]), zur-wân (suspicio), zur-wârî [3]) (suspiciones), zur-triuwi (perfidus), zur-wâni (suspiciosus), und aus diesen geleitete schwache Verba zur-lustôn (taedere), mons. 354, zur-wânen (suspicari), T. 32, 8. Wie sich das einfache ahd. *ur-* in gewissen Fällen absondert von ar- und ir- (s. oben), das agf. or- von â-; so muß zur-, tor-, tus- eine eigne Stelle abwärts von zar-, zir-, dus- erhalten, mit denen es ursprünglich einerley gewesen seyn mag. Denn auch *δυς-* und *διά-* rühren an einander. Für jenes goth. tuz-vêrjan hat der Text eben *δια-κρίνειν*: griechische *δυς-* werden zu lat. dis-, vgl. *δυς-αρμοστία*, dis-harmonia; *δυς-όμοιος*, dis-similis; *δύς-κολος*, *δυς-χερής*, difficilis, d. i. dis-ficilis, welche offenbar den gewöhnlichen lat. dis-, di- nicht identisch sind, wie es auch kein Verbum difficere [4]) gibt. Frey-

---

[1]) Nach Scaligers Canon, den Lobeck wieder aufgefunden hat (zum Phrynichus p. 560 ff.).

[2]) δυς-θυμία; im Gegensatz wola-lust, εὐ-θυμία.

[3]) Mit â, nach dem goth. tusvêrjan von vêrs, wâr (verus)? wie tortryggr von tryggr (verus, fidus).

[4]) So wenig als ein griech. δυςθνήσκειν, δυςαρέσκειν, *Lobeck* l. c. pag. 616, 620. Warum aber ein lat. displicere? worin doch dis nicht zer scheint.

lich vermischten die Römer i und y (satira, satyra, satura; Schneider 1, 43, 47), und dysharmonia könnte eher geduldet werden, als dyfficilis, dufficilis, dyscors, duscors, dus-par, denn sie sind unentlehnt. Hat die einfache Partikel bestanden, warum sollten die Vocale vor dem s nicht auch wie im Ahd. wechseln? Die lat. Sprache war vielleicht auf *is* beschränkt, in der griech. galten *ἀς* (nach *διά*) und *ὑς* (nach *δύς*), letzteres mit der Nebenverwendung wie im Deutschen? Aufmerksamkeit verdient, daß die romanischen Mundarten viele lat. Composita mit einfachem *de-* in *dis-*, des- verwandeln, z. B. de-sperare, de-florere, in des-esperar, des-florecer, und noch mehr neue Ableitungen mit dieser Partikel einführen, woraus ital. häufig ein bloßes -s wird: s-viluppare (dêvelopper), s-fiorire (dêfleurir), s-membrare (démembrer, desmembrar). Ihrer gibt es auch im Latein des Mittelalters, z. B. dis-membrare, dis-locare, dis-gregare, gegen die lat. Regel, welche das echte dis vor m, l, g in di- verkürzt. (Schneider p. 548). Die Bedeutung des romanischen dis- ist daher nicht zer-, sondern die des lat. dis- in dis-similis, dis-color, dis-pliceo, d. h. des griech. *δύς*, weßhalb es sich leicht an Nomina fügt, ohne daß die Zusammensetzung im Verbo vorhanden zu seyn braucht, z. B. franz. des-avantage *). Und der Engländer componirt mit den aufgenommenen roman. dis- beynahe so frey, wie der Deutsche mit un-, vgl. dis-advantage, dis-affection, dis-ingenuous.

5) Lateinisches *abs* aus ab-is? Die Grammatiker erklären den Wechsel zwischen *abs* und *ab* bloß aus den darauf folgenden Vocalen und Consonanten als etwas rein euphonisches. Abs findet sich in der Composition vor tenuibus, wie dis: abs-tineo, abs-cedo, abs-porto (wofür as-porto aufkam). Mit ab-s vergleichen sich die altn. Präpositionen *fram-ur* und das umgekehrte *ut-af*, welches die Bedeutung des einfachen *af* wenig abändert. Agſ. *ût-of*, engl. out-of für einfaches: aus, *up-of* (ahd. ûf-fon) fur einfaches: von. Es ist darum nicht zu verwundern, daß abs ganz den Sinn von ab, a zu gewähren scheint, aber schwer zu bestimmen, welche Composita mit ab- ursprüngliches ab, und welche aus abs verkürztes haben.

6) Lat. *ex* aus ec-is; griech. *ἐξ* aus *ἐκ-ις*? Griechisches *ἐξ* haftete vor Vocalen, lat. ex vor Vocalen und tenuibus. Verhält sich das weiter gekürzte lat. ê zu ex, wie a zu abs?

*) Das franz. décomposé, engl. discomposed, span. descompuesto steht in Form und Meinung durchaus ab von dem lat. decompositum (mehrmal zusammengesetzt).

auch aus sex-decim wurde sê-decim [1]), und ital. sei aus sex. Dem griech. ἐκ (vor Consonanten) würde eine deutsche Partikel aih, ëh entsprechen, dem sich höchstens das goth. uh vergleichen läßt; *uz-uh* (Luc. 6, 45) wäre ein umgekehrtes ἐξ [2]). Aber die Zusammensetzung ἐκ-ις überhaupt bestärkt das goth. ût-us (baurg, ἔξω τῆς πολεως, Luc. 4, 29), das altn. *út-ur*, agf. *ût-of*, ahd. ûz-fona (Graff S. 62) [3]).

7) Ahd. *fona*, fana aus af-ana? Die Präposition *von* ist dem goth., agf. und altn. Sprachstamm gar nicht bekannt. Wider ihre [4]) Coalition aus af und ana ließe sich formell wenig einwenden. Der ahd. Dialect sagt freylich nicht af, sondern aba, ab. Allein die Verbindung af-ana könnte aus einer, die ahd. Lautverschiebung überschreitenden Zeit herrühren; derselben Wurzel ist ja auch das ahd. aftar und afar, avar (iterum), wo andere Ursachen das b verhinderten. Selbst die Aphäresis fana fügt sich leichter, als sich ein bana aus abana gefügt hätte. Schlimmer ist, daß ich nicht vermag, ein agf. of-on, altn af-à, gleicher Zusammenfügung und Bedeutung, nachzuweisen. Die negative Bedeutung, obschon für sich stehendes ana Näherung ausdrückt, ist leicht zu beseitigen, wenn die vorhin gegebene Erklärung des du in dis Beyfall verdient.

Die vorgetragne Deutung der lateinischen dis, abs und ex wird sehr gewagt scheinen, und mit Recht; ich halte sie lange nicht für ausgemacht. Versucht werden durfte doch einmal, so auffallende, der Berührung mit andern Sprachen widerstrebende Formen aus einem innern, lebendigen Grunde zu leiten, statt aus dem todten Wohllautsgesetz, dem man auch in andern Stücken der lat. und griech. Grammatik zu viel nachzugeben pflegt. Meine Ansicht stützt sich am stärksten auf das nachgewiesene ahd. zë-ir für zër, und die kaum bestreitbare Identität des ahd. â- mit ar, dieses mit us und is.

Eines erheblichen Einwurfs dagegen will ich selbst erwähnen. Griechische Verba, wie ἀπ-ἐξ-εργάζομαι, ἀπ-ἐξ-αμαρτάνω, δι-ἐξ-άγω, δι-ἐκ-πνέω, δι-ἐκ-βαίνω würden, wenn jene Zergliederung des ἐξ und διά sich wirklich so verhält, drey- und vierfach zusammengesetzt seyn. Mit einer solchen Ueberhäufung scheint

---

[1]) Vgl. ἐκκαίδεκα für ἑξκαίδεκα. *Lobeck* l. c. p. 413, 414.

[2]) Dasselbe goth. *uh* (bisweilen -*ëh*) wird Fragen angehängt, wie das lat. *ec* Fragen vorgesetzt; ich vergleiche hvaz-uh mit ec-quis. Vielleicht gehören die vorhin bey den Bildungen genannten ïnuh, thairh hierher.

[3]) Noch mhd. *ûz-von*, Parc. 84[b]; *Wilh.* 2, 166[b]; *Rother* 228, 2315, 4034; fr. belli 19[b], 36[b].

[4]) auch von Schmeller (bair. Mundarten, §. 1062) vermuthete.

selbst dem griechischen Compositionsvermögen viel angemuthet. Allein die Bestandtheile von διά und ἐξ waren seit undenklicher Zeit so verwachsen, daß ihre verkürzte Form völlig das Ansehen einfacher Partikeln erlangte, und so angewendet werden konnte. In unserm nhd. glück, gnade, das noch mhd. gelücke, genâde hieß, hat sich die Zusammensetzung jetzt und schon lange so verdunkelt, daß wir ohne Anstand be-glücken, be-gnadigen sagen dürfen, und neben ge-nügen be-gnügen sagen, da doch das be- vor Wörtern, die bereits ein ge- haben, unstatthaft wäre. Gränzen für Decomposita sind noch nicht abgesteckt, auch nicht in allen Sprachen auf gleiche Weise abzustecken. Vielleicht war der Geist des Lateins hierin beschränkter, als der des Deutschen oder Griechischen. Das deutsche zer-, ahd. zar-, zur-, altn. tor- vertragen keine Composition mit Compositis; das lat. dis- in der Regel auch nicht, doch findet sich schon bey den Alten dis-con-duçere, dis-con-venire, das Latein des Mittelalters wagte dis-ad-vocare, dis-ob-ligare (franz. desavouer, desobliger), und die Menge ähnlicher. Gleich dem διά bildet Decomposita das griech. δύς, z. B. δυς-ἐκ-φορος, δυς-ἐμ-βατος, δυς-εκ-ἐκ-τατος (von ἐκεκ τείνω), letzteres ohne Frage drey Mal fühlbar zusammengesetzt. Die Partikel ἐν und σύν fügt sich beynahe allenthalben vor: ἐν-επι-δείκνυμι, ἐν-επι-ορκέω, ἐνι-κατα-τίθημι. Der Gothe decomponirt: du-at-rinnan, du-at-snivan; ïnn-at-bairan, ïnn-at-gaggán; mith-ana-kumbjan, mith-us-hramjan; us-at-bairan; faur-bi-gaggan und anderes. Agſ. Decomposita sind häufig: ût-â-gàn (egredi), ût-à-lædan (educere), ût-â-vëorpan (ejicere), ût-â-vëallan (ebullire); ût-for-lætan (dimittere); ût-odh-rêvan (eremigare), ût-odh-bërstan (aufugere); upp-â-stîgan (ascendere), upp-â-standan (surgere); tô-ät-ŷcan (superaddere); tô-bë-cuman (advenire), tô-bë-fëaldan (applicare); tô-â-sendan (admittere), tô-â-settan (apponere), welche letztere, wie schon bemerkt, dem zer-, dessen Zusammenfügung, nicht aber Bedeutung sie haben, ungleich erscheinen. Im Ahd. begegnet umpi-pi, aba-far, ûz-ar, uf-ir, und jenes zi-ar (umpi-pidringan, umpi-pi-halsan, aba-far-houwan, aba-far-meizan, ûf-ir-rihtida, durah-pi-quëmanî u. a. m. Mhd. umbe-be (nur selten), ûz-ër, uf-ër, ûz-vër; Nhd. ab-ver, auf-er, aus-er, vor-be und andere. Sie alle sind nur doppelte, können oft aber durch vorgesetztes *un-* dreyfache werden: un-ab-ver-langt, un-ab-ge-kürzt, un-auf-er-standen, un-auf-ge-richtet, un-vor-be-reitet. Lehrreiche Beyspiele slavischer Decomposita stehen bey *Dobrowsky* p. 402—424.

Es scheint, daß organischer Weise Verba nur mit Partikeln, die wahre Präpositionen sind oder waren (wie nhd. ab, er, ent), Verbindungen eingehen, Nomina auch mit den übrigen Partikeln zusammengesetzt werden können. Beynahe Scaligers Regel. Einzelne Ausnahmen treten unter den nöthigen Bestimmungen ein. Aber selbst eigentliche Präpositionen, wenn sie aussterben oder ihre Gestalt verlieren, pflegen sich nach und nach der Gemeinschaft mit dem Verbo zu entziehen (Beyspiel die agſ. or-, ahd. â-). Scheinbare Composita zwischen Verbum und unpräpositioneller Partikel setzen ein Nomen gleicher Zusammensetzung voraus, und sind daher schwacher Conjugation, z. B. das mhd. un-siten, un-sinnen ist erst von einem Subst. un-site, un-sin abzuleiten.

Die Präpositionen des bloßen Zeitbegriffs *ér* und *sît* verbinden sich mit keinem Verbo; auch *âne* (sine) nicht, man müßte denn das altn. àn-vëra (carere) dafür nehmen [1]). Das slav. бeз bindet sich wenigstens oft mit Subst. und Adj., und erscheint dann auch in daraus gebildeten Verbis (*Dobr.* p. 414, 415) [2]). Diese Ausschließung des ér, sît und âne würde der Graffschen Vorstellung S. 2, 3 noch mehr zusagen, wenn nicht eine weit auffallendere Ausnahme für eine unbestreitbare Präposition Statt fände. *Fona* nämlich verschmäht alle und jede Zusammensetzung mit Verbis und Nominibus [3]). Der Grund kann weder liegen in seiner räthselhaften eignen Construction, die vorhin auszulegen versucht wurde, noch in seiner Bedeutung, da sich *fram* und *aba* in alle Composition schicken. Er muß in dem immer so lebendigen und häufigen Gebrauche der Partikel *ab*, daß sich *von* auch nicht später eindrängen konnte, gesucht werden.

Andere Untersuchungen über Composition und Decomposition der Partikeln von dem schwierigen Gesichtspunkte der verschiedenen Betonung aus werden auf den ganzen Gegenstand neues Licht fallen lassen. Ich enthalte mich, hier in allgemeinen Grundzügen mitzutheilen, was mir selbst schon in sorgfältiger Ausführung mitgetheilt worden ist.

Jakob Grimm.

---

[1]) Ahd. ist deesse wan-wësan; abesse fër-wësan, fona-wësan.

[2]) Hieraus leuchtet die Verwandtschaft des un- mit âne; *un-* componirt wie бeз; das lat. *in-* ist positiv vor Verbis, negativ vor Nominibus. Die Menge gangbarer Comp. mit un-, in- überhoben der Composition mit âne, sine.

[3]) Erst seitdem später *davon* eingeführt wurde, konnte man mit ihm ein davon-laufen, davon-gehen bilden.

Art. II. Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik. Von Johann Friedrich Herbart, Professor der Philosophie zu Königsberg. Erster, synthetischer Theil. Königsberg, 1824. Auf Kosten des Verfassers, und in Kommission bei A. W. Unzer. gr. 8. (XIV u. 390 S.)

Schon zwey Mal hat Rec. den Lesern dieser Jahrbücher von den verdienstvollen Bemühungen des Verfassers um die Psychologie Bericht erstattet *). Um so mehr ist es seine Pflicht, die Anzeige des vorliegenden Werkes zu beeilen, welches diese Bemühungen, wie sie während eines vollen Viertel-Jahrhunderts mit der größten Geistesanspannung fortgeführt worden sind, in ihrem ganzen Umfange darzulegen bestimmt ist. Sollte auch vielleicht, was der Verfasser in diesem seinen Hauptwerke mittheilt, nicht ganz den Erwartungen entsprechen, welche man, nach einer so langen Durchbildung, bey dem bekannten Scharfsinn des Verfassers, davon zu fassen berechtigt war, so wird man doch der beherzigenswerthen Bemerkungen nicht wenige finden; und außerdem ist der hier behandelte Gegenstand von einer so ausnehmenden Wichtigkeit, daß er schon an und für sich selbst die Aufmerksamkeit aller derjenigen, welchen die Förderung der Wissenschaft am Herzen liegt, im höchsten Maße in Anspruch nehmen muß. Schon bey der Anzeige der kleinen Schrift, welche der hier beurtheilten zum Vorläufer diente, ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß es sich hier nicht allein um die Psychologie handelt, sondern auch um die übrigen Naturwissenschaften, welche von jener das Grundschema für alle ihre Konstruktionen entlehnen müssen, wenn sie die Naturentwickelungen in ihrem inneren Wesen erfassen, und nicht bloß bey demjenigen stehen bleiben wollen, was uns von ihnen durch die Sinne erscheint. Ueberdieß aber ist es zu erwarten (schon weisen manche ziemlich sichere Zeichen darauf hin), daß man endlich, der trügerischen Vorspiegelungen schwindelnder Spekulationen müde, wieder zu der festgegründeten Heerstraße der Erfahrung in der Philosophie sich wenden wird. Dann aber wird die Wissenschaft von der menschlichen Seele (das γνῶθι σαυτόν des Sokrates) der Mittelpunkt alles philosophischen Wissens werden; und es kommt daher alles darauf an, daß man hier, durch kein trügerisches Phantom getäuscht, von Anfang an den Weg einschlage, welcher ohne

*) Vergl. die Beurtheilung von: »J. Fr. Herbart's Lehrbuch der Psychologie, 1816« in den Wiener Jahrb. Bd. XVIII. S. 102 — 140; und von der kleinen Schrift: »Ueber die Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf Psychologie anzuwenden, 1822. Bd. XXVII. S. 168—180.

Unterbrechung sicher zum Ziele führt. Der Verfasser nun glaubt die gewöhnliche Verfahrungsweise der Psychologen hart anklagen zu müssen; Rec. ist mit derselben nicht weniger unzufrieden, aber auch diejenige, welche der Verfasser an ihre Stelle setzen will, scheint ihm durch täuschende Nebelbilder von der rechten Bahn abzuleiten; und so darf denn Rec. durch eine ausführliche Beurtheilung dieses Werkes die Akten über die Frage, welche Methode der Psychologie am fruchtbarsten für menschliche Erkenntniß sey, mit ziemlicher Vollständigkeit dem philosophischen Publikum, und zum Spruche reif, vorzulegen hoffen.

Die Absicht dieses Werkes geht, nach Erklärung des Verfassers in der Einleitung, dahin, eine Seelenforschung herbeyzuführen, welche der Forschung in den übrigen Naturwissenschaften gleich: in sofern sie den gesetzmäßigen Zusammenhang der Erscheinungen überall voraussetze, und demselben nachspüre durch Sichtung der Thatsachen, durch behutsame Schlüsse, durch gewagte berichtigte Hypothesen, endlich, wo es irgend seyn könne, durch Erwägung der Größen und durch Rechnung. Trefflich hat der Verfasser die Aufgabe der Psychologie im Allgemeinen aufgefaßt. Sie soll (S. 29 f.) die innerlich wahrgenommenen Thatsachen ergänzen, nach allgemeinen Gesetzen den Zusammenhang dessen, was sich wahrnehmen ließ, vermittelst dessen, was die Wahrnehmung nicht erreicht, nachweisen. »Während die Beobachtung nur dann erst, und nur so lange die im Bewußtseyn auf- und niedersteigenden Vorstellungen erblickt, wenn sie in einem gewissen höhern Grade von Lebhaftigkeit sich äußern, müssen sie der Wissenschaft immer gleich klar vor Augen liegen, sie mögen nun wachen und das Gemüth erfüllen, oder in den Vorrathskammern des Gedächtnisses ruhig schlafen, und auf Anlässe zum Hervortreten warten. Denn von den geistigen Bewegungsgesetzen sind sie hier so wenig ausgenommen, wie dort. Während die moralische Selbstkritik bekennt, die Falten des eigenen Herzens nicht durchforschen zu können, muß die Wissenschaft eben sowohl von der Möglichkeit des Einflusses der schwächsten Motive unterrichtet seyn, als von der Gewalt, welche die stärksten ausüben, und von der Klarheit, wodurch die überdachtesten sich auszeichnen.« — Ein herrliches Ziel unstreitig, wenn der Psychologie gelingen sollte, dasselbe vollständig zu erreichen. Wodurch aber darf sie dieß hoffen? Was die Wissenschaft mehr weiß, als die Erfahrung (sagt der Verfasser im Folgenden), das kann sie nur dadurch wissen, daß das Erfahrene ohne Voraussetzung des Verborgenen sich nicht denken läßt. Denn nichts anders, als eben die Erfahrung, ist gegeben: in dieser muß sie die Spuren alles dessen antreffen und erkennen,

was hinter dem Vorhange sich regt und wirkt. Auf diese Weise habe alle bisherige Psychologie, selbst wenn sie es nicht zugestehen wollen, die Erfahrung überschritten.

Bis so weit ist Rec. vollkommen einverstanden mit dem Verfasser; und es möchte wohl (wie auch schon die letzt angeführte Bemerkung andeutet) Wenige geben, welche es nicht wären. Aber nun scheidet sich die Ansicht des Verfassers, wie von der des Rec., so gewiß auch von der vieler Anderer. Der Verfasser nämlich verwirft für die Ergänzung des psychologischen Erfahrungwissens die allgemeine wissenschaftliche Methode, indem die für die Psychologie gegebenen Erkenntnißprincipien, die Thatsachen des Bewußtseyns, ein ganz anderes, eigenthümliches Verfahren forderten. Die ganze Masse unserer Meinungen von uns selbst, und von dem, was in uns vorgehe, bedürfe einer Totalreform (S. 26); zu dieser wolle er sie hier in Bereitschaft setzen. Dazu aber würden ganz andere Operationen des Denkens erfordert, als die bloße Klassifikation, Induktion, Analogie oder welche andere Zusammenstellungen da angebracht seyn würden, wo das erste Material mit Bestimmtheit gegeben wäre, und wo die Abstraktionen stufenweise von unten auf, mit aller Besonnenheit und beliebiger Verweilung auf jeder Stufe, vollzogen werden könnten. Es bedarf der Ergänzung auf spekulativem Wege. — Woher das? werden hier gewiß Viele mit dem Rec. fragen. Warum soll der Naturwissenschaft von der menschlichen Seele eine ganz andere Methode nöthig seyn, als den übrigen Naturwissenschaften? Hat doch der Verf. selbst vorher als die Absicht dieses Werkes angekündigt, beyde in Bezug auf die Methode einander gleich zu stellen. Mag nun immerhin die Beobachtung schwieriger seyn bey der menschlichen Seele, so werden doch diese Schwierigkeiten, auf dem einmal erprobten Wege der Naturbeobachtung, gewiß nicht unüberwindlich erfunden werden. Mag man noch so unwissenschaftlich zu Werke gegangen seyn bey der Bildung der seelenwissenschaftlichen Abstraktionen, welche im gesellschaftlichen Leben gangbar sind: nun wohl, so bilde man ganz neue Abstraktionen, und baue auf diese eine ganz neue Wissenschaft auf; wozu aber hierbey abgehn von der allen übrigen Wissenschaften gemeinsamen Form? — Der Verf. hielt dieß deßhalb für nothwendig, weil er in den auf die gemeine Weise gebildeten psychologischen Begriffen, wie sorgfältig man auch dabey zu Werke gehen möge, ein Gewebe von Widersprüchen für unvermeidlich hält, welches nur durch seine Methode gelöset werden könne. Und dieß eben bildet, wie den innersten Mittelpunkt in der Ansicht des Verfassers, so den Gegensatz derselben mit der des Recensenten. Der letztere findet

solche Widersprüche durchaus nicht. Das gewöhnliche psychologische Verfahren scheint ihm freylich mit einem wissenschaftlich schärferen und fruchtbareren vertauscht werden zu müssen; dieses letztere aber kann und muß ganz der allgemeinen wissenschaftlichen Methode folgen; und nur daß man diese nicht mit der gehörigen Genauigkeit in Anwendung gebracht, ist als der Grund von der Unwissenschaftlichkeit und Unfruchtbarkeit der bisherigen Psychologie anzusehen. Der Verf. beantwortet in seinem »Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie« 2te Ausg. (1821. S. 111) die Frage: »Wie können denn Erfahrungsbegriffe wirklich gedacht, und von Jedermann gedacht werden, die unmöglich sind, die sich widersprechen;« indem er das Denken ein »dunkles, verworrenes Denken nennt. Aber wenn dieß, so wird ja durch ein klares, bestimmtes Denken diesem Übel abgeholfen werden können; und man sieht durchaus nicht ein, welche Eigenschaft bey irgend einem Gegenstand des Denkens (und vor Allem bey demjenigen, welcher uns für unser Erkennen am nächsten liegt, bey der menschlichen Seele) diejenige Klarheit und Bestimmtheit des Denkens ungültig und unmöglich machen sollte, welche bey allen übrigen Gegenständen gilt und möglich ist, so daß wir bey ihm eine andere Klarheit und Bestimmtheit erstreben müßten, wovon man wiederum bey der wissenschaftlichen Bearbeitung anderer Gegenstände keine Spur fände.

Aber der Verfasser stellt diese Behauptung nicht bloß im Allgemeinen auf: er entwickelt sie ausführlich, ganz im Besonderen, durch die Zergliederung des der Psychologie eigenthümlichen Grundbegriffes. Dieß macht den Inhalt des ersten Abschnittes des vorliegenden Werkes: »Untersuchung über das Ich in seinen nächsten Beziehungen« aus (S. 85 — 157); und da diese Erörterungen das Hauptbestreben des Verfassers vollständig darlegen, so werden wir am besten thun, ohne weitere Vorbereitung, zu ihnen mit kritisch prüfendem Blicke ihn zu begleiten.

Der Verf. stellt hier zuerst zwey Ansichten einander gegenüber, welche von dem Ich gefaßt werden können, und wirklich gefaßt werden. Die eine, von der Identität des Objekts und Subjekts, als Erklärung des Ichs, ausgehend, will alle individuellen Bestimmungen aus ihm ausscheiden, und betrachtet alle zeitlichen Bestimmungen nur als Durchgangspunkt, während denen das Ich völlig dasselbe bleibt. Nach ihr kann daher (S. 86) »der ganze Zwischenraum zwischen Geburt und Tod, mit Allem, was er aus uns macht, überall nicht die entscheidende Antwort auf die Frage geben: Wer bin ich denn eigentlich? Und

dieß heißt dann eben so viel, als: in der zeitlichen Wahrnehmung kann ich überhaupt nicht Mich finden, als denjenigen, der ich eigentlich bin. Diese Wahrnehmung, obgleich eine innere, hängt doch an lauter Äußerlichkeiten, und kann daher bis zu der wahren Form unsers eigentlichen Selbst nicht durchdringen.« Dagegen die entgegengesetzte Ansicht die Vorstellung des Ich an die Bedingungen einer bestimmten Persönlichkeit und an die innere Wahrnehmung knüpft, als welche allein Jeden lehren könne, wer er sey, und welche mit Hülfe der Erinnerung aus dem frühern Leben ihn bestimmt genug davon belehren. Von diesen beyden Vorstellungsarten nun, fährt der Verfasser weiter fort, würde die letztere gewiß den Sieg davon tragen (S. 89) (als die bey weitem begreiflichere und anschaulichere), wenn es möglich wäre, sie an sich selbst zu vollenden. Daß dieß nun unmöglich sey, sucht der Verfasser im Folgenden durch sechs Gründe zu erweisen, von welchen dem Rec., welcher allerdings die letzte Vorstellungsweise für die einzig zuläßliche hält, kein einziger eine genauere Prüfung auszuhalten scheint. Des Verfassers Ansicht (wie er auch an vielen Orten dieses Buches selbst gesteht) ist zunächst aus der Fichteschen hervorgegangen, und in den Vorurtheilen der letzteren sehen wir ihn daher überall befangen, so sehr er auch in manchen Punkten bestrebt ist, gegen dieselben seine eigenthümliche Vorstellungsweise aufrecht zu erhalten. Doch wir müssen des Verfassers Gründe vorerst einer genaueren Prüfung unterziehen.

In keiner augenblicklichen Wahrnehmung, so lautet der erste, finde ich mich, auch nur als Individuum; vielmehr muß mir für diesen Behuf erst die Erinnerung zu Hülfe kommen. Diese aber stellt mich in einem Aggregate von halb erloschenen Bildern aus verschiedenen, zum Theil sehr entfernten Zeiten dar; und meinte ich also das aus diesem Aggregate zusammengesetzte Subjekt, wen ich von mir selbst rede, so »würde folgen, daß ich nicht genau wüßte, wen ich eigentlich meinte, falls ich von mir als Individuum rede,« da ich doch in einem jeden solchen Falle im Gegentheil mich als durchaus bekannt voraussetze. — Dieß letztere möchte sich schwerlich als Forderung des allgemein menschlichen Bewußtseyns ableiten lassen. Allerdings meine ich ein bestimmtes, bekanntes Subjekt, wenn ich von mir selber rede, aber nur ein in den hauptsächlichsten Zügen bestimmtes und bekanntes Subjekt; während sich Jeder, bey genauerer Nachfrage, gern bescheiden wird, daß ihm sehr vieles Einzelne in ihm selber unbekannt und verborgen sey. Wer vermag das eigene Herz in allen seinen Falten zu durchforschen! und doch müßten wir dieß vermögen, wenn wir mit Recht unser

eigenes Subjekt vollkommen zu kennen behaupten sollten. Scheint also die Mangelhaftigkeit der Erkenntniß unser selbst dem Verfasser im Widerspruch zu stehn mit dem Begriffe, welchen das allgemein menschliche Bewußtseyn von seinem Selbst an sich trägt, so hat er erst diesen Widerspruch hineingetragen, indem er diesem Begriffe eine Grundlage gegeben, welche demselben an und für sich fremd ist. Ein in allen einzelnen Theilen vollkommen Bekanntes meint kein klar Denkender, wenn er von sich selbst spricht; und wenn dieß zuweilen von Philosophen geschehen ist, so ist dieß nur aus ihrer Geneigtheit zu erklären, selbst dasjenige, was dem menschlichen Erkennen unerreichbar ist, von Anfang an als durch ihr Erkennen erreicht vorauszusetzen.

Genau dasselbe gilt in Bezug auf den zweyten Grund des Verfassers. Die individuellen Bestimmungen meiner selbst (sagt er) sind ein Aggregat, welches allmählich angewachsen, und noch jetzt im Fortwachsen begriffen ist. Richtet sich die Ichheit nach diesem Aggregat, so wird sie unaufhörlich verändert, und niemals vollendet. — Ganz unstreitig verhält es sich so. Die Seele ist ein zeitlich veränderliches Wesen; als solches ist sie für äußere Einwirkungen empfänglich, und durch diese wechselt sie in ihrem Seyn in jedem Augenblicke. Ob dieser Wechsel jemals aufhören, ob sie je zu absoluter Vollendung gelangen werde, vermag unsere beschränkte Einsicht nicht zu entscheiden. Aber wie sie in diesem irdischen Leben uns vorliegt, wird sie allerdings stets verändert, und nichts anderes, als dieses veränderliche Wesen, meinen wir, wenn wir von unserer Seele, von unserem Ich reden. Der Verfasser trägt daher etwas Falsches in diesen Begriff hinein, wenn er behauptet, »im Selbstbewußtseyn sehen wir uns an als ein Bestehendes und schon Vorhandenes.« Als ein Bestehendes freylich, aber nur als ein dem größern Theile nach Bestehendes, was das Veränderwerden nicht ausschließt; gerade wie wir in Bezug auf alles übrige Seyn verfahren, welches, bey seinem Veränderwerden, doch seine Selbstständigkeit, sein dieses-Ding-seyn erhält. A potiori fit denominatio; dieser populäre Satz hätte dem Verfasser den Widerspruch, welchen er hierin zu finden glaubt, lösen können, und er hätte sich nicht zu ereifern brauchen (Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, 1821. S. 125) über die »naive Frage« des Aristoteles an den Eleaten: »ἀλλοίωσις διὰ τί οὐκ ἂν εἴη.« Der Begriff der Veränderung enthält durchaus keinen Widerspruch in sich, wenn man nicht, der allgemein menschlichen Vernunft zuwider, von dem Vorurtheile ausgeht, es könne aus keinem Seyn etwas in das andere übergehen, keine Substanz der anderen etwas von dem ihrigen mittheilen.

Ein ähnliches Vorurtheil blendet den Verfasser bey seinem dritten Grunde. »Ein Aggregat besitzt keine reale Einheit; es ist Vieles; von mir aber rede ich als von Einem, und von einem Realen.« Warum soll ein Aggregat keine reale Einheit besitzen können, wenn nur das Viele in ihm eben real vereinigt ist? Wir denken uns selbst, wir denken alle übrigen menschlichen Individuen in jedem Augenblicke als aus vielen real Vereinigten bestehend, als bestehend nämlich aus den vielen Seelenthätigkeiten und Angelegtheiten zu Seelenthätigkeiten, welche, obgleich von einander mehr oder weniger verschieden, doch Seelenthätigkeiten eines und desselben Individuums, und also in diesem Eins, und real-vereinigt sind. Die gesunde Menschenvernunft findet darin durchaus keinen Widerspruch; die gesunde Philosophie, indem sie diesen Begriff, der in ihm enthaltenen Anschauung gemäß, auflöste, möchte wohl eben so wenig einen Widerspruch finden; und der Verfasser schwerlich eine Methode erklügeln können, durch welche er aus dem menschlichen Denken dieses Einsseyn des Vielen hinwegschaffte. Wie es sich in dieser Hinsicht mit demjenigen Begriffe verhält, welchen der Verfasser dem gewöhnlichen substituiren will, werden wir weiter unten sehen. Er behauptet (Lehrbuch zur Einleitung rc. S. 124), daß die vielen Merkmale, vermöge denen wir wissen, daß ein Ding sey, doch nicht angeben, was dasselbe Ding sey. Aber dieß geben sie allerdings an, bey allen denjenigen Dingen nämlich, von welchen uns überhaupt eine Erkenntniß ihres inneren Seyns möglich ist, bey den menschlichen Individuen. Hier nämlich sind die Merkmale oder die Seelenthätigkeiten, welche wir einem Menschen zuschreiben, von ihrem Subjekte oder von dem Menschen selbst gar nicht verschieden; vielmehr machen sie, in ihrer Gesammtheit, dieses Subjekt oder diesen Menschen aus; und wie sie selbst, so ist auch das Band, durch welches sie zu Einem Seyn verbunden sind, durch die unmittelbare innere Wahrnehmung demjenigen gegeben, welcher nicht sein Auge absichtlich dagegen verschließt; so daß also der diese Anschauung auffassende Begriff von keiner Seite einen Widerspruch enthält.

Die Behauptung, welche den vierten Grund des Verfassers ausmacht: »die ganze Summe meiner Vorstellungen, Begehrungen und individuellen Zustände würde keine Persönlichkeit bilden, wofern nicht das Subjekt vorhanden wäre, welchen jene individuellen Bestimmungen zum innerlichen Schauspiele dienen,« müssen wir geradezu läugnen. Unzählige von unseren Seelenthätigkeiten in jedem Lebensaugenblicke nehmen wir unmittelbar nicht wahr (werden nur aus ihren Folgen ihrer gewiß), ohne daß sie deßhalb nicht existirten; und wir können uns sogar, an

und für sich betrachtet, recht wohl ein menschliches Wesen denken (obgleich ein solches freylich nicht wahrscheinlich wäre), welches ohne alle Selbstwahrnehmung dennoch als Individuum existirte. Die Vorstellung des »Ich« würde ihm dann freylich nicht entstehn; aber man thut überhaupt unrecht, diese letztere, welche, als eine von den unendlich vielen menschlichen Seelenthätigkeiten, mit vielen anderen auf ganz gleicher Stufe der Wichtigkeit steht, zum Mittelpunkte für das ganze menschliche Seelenseyn zu machen. Daß diese nicht seyn würde ohne betrachtendes Subjekt, oder ohne die unser Seelenseyn auffassende Seelenthätigkeit, ist ein identischer Satz, und als solcher unläugbar; unrichtig aber wird er, wenn man ihm die Bedeutung geben will, daß sich ohne Betrachtung des eigenen Seelenseyns überhaupt kein menschliches Seelenseyn denken lasse.

Diese Erörterung gibt uns auch über den fünften Grund des Verfassers Licht. »Für dieses Subjekt (sagt er), für das Wissen um uns selbst, ist es zufällig, was als Gewußtes sich darbieten möge, darum abstrahirt man von den besondern Bestimmungen des Gewußten, und faßt bloß das Verhältniß des innerlichen Wissens zu irgend einem beliebigen inneren Verlauf, von objektiven Erscheinungen, als Charakter der Ichheit auf.« — Allerdings, wenn man den abstrakten Begriff der Ichheit haben will. Auf keine Weise aber, wenn man irgend ein einzelnes, bestimmtes Ich auffaßt, wie es überall geschieht bey der Selbstbetrachtung. Hier ist das Was des Wissens so wenig gleichgültig, daß dieses vielmehr den ganzen Inhalt der Auffassung ausmacht; in dem Maße, daß in dieser die Einheit des Wissenden mit dem Gewußten noch gar nicht einmal mit enthalten, sondern erst eine neue Auffassung nöthig ist, um auch von dieser zu wissen. Auch hier also zeigt sich, wie wenig für das Seyn der Seele das Verhältniß der Ichheit unerläßliche Bedingung ist, und seinen innersten Kern bildet. — Ganz falsch sagt daher der Verf. im Folgenden (sein sechster Grund gegen die zeitliche Auffassung des Ich): »die eben erwähnte Abstraktion reicht noch nicht hin. Das Ich fände sonst Sich als eine Reihe wandelbarer Erscheinungen« (dieß thut es, unzweifelbar, und ganz der Wahrheit gemäß, nur daß freylich nicht Alles gleichmäßig dem Wechsel unterliegt in der menschlichen Seele), »wenn schon ohne nähere Bestimmung, was für eine Reihe dieß seyn möge. Das Subjekt kann aber sich selbst nichts gleich setzen, was nicht eben so einfach ist, als es selbst. Folglich muß nicht bloß die Mannigfaltigkeit individueller Bestimmungen, sondern auch der allgemeine Begriff dieser Mannigfaltigkeit, aus der Ichheit ausge-

schieden werden. Und so bleibt dann für das reine Ich nichts übrig, als die bloße Identität von Subjekt und Objekt.« — Hier tritt es deutlich hervor, wie sehr der Verfasser noch in den Ansichten Fichte's befangen ist. Wie dieser große Denker, läßt er sich durch die Zweydeutigkeit des Wortes »Identität« irre leiten. Eine Kongruenz des Erkennenden und des Erkannten bey der Auffassung unser selbst behauptet die allgemeine menschliche Vernunft keineswegs, sondern nur ein Verbundenseyn beyder zu Einem Ganzen, als zweyer an sich von einander Verschiedenen, also nicht Kongruirenden; und auch dieses Verbundenseyn zu Einem Ganzen wird nicht unmittelbar in der ersten Selbstauffassung, sondern erst in der darauf folgenden erkannt, für welche diese Selbstauffassung selbst wieder Objekt ist, so daß also jenes Verbundenseyn des Auffassenden und des Aufgefaßten zu Einem Ganzen, weit entfernt, die innerste Grundlage oder gar den einzigen Inhalt unserer Seele bey der Selbstwahrnehmung auszumachen, erst durch diese Selbstwahrnehmung als ein einzelnes Glied zu dem Seyn unserer Seele hinzukommt. Beyde, Auffassendes und Aufgefaßtes, sind Glieder des Vielen, welches in dem Ganzen der menschlichen Seele zu einer Einheit real vereinigt ist. Sie sind also nur in demselben, nicht dasselbe; und die allgemein menschliche Vernunft ist sich sehr wohl bewußt, daß der Akt, in welchem wir uns selbst in einem bestimmten Lebensaugenblicke vorstellen, keineswegs gleich ist dem Vorgestellten, sondern von ihm verschieden: als dasjenige Neue nämlich, welches, in der zeitlichen Entwicklung des Ich, zu dem übrigen Vielen, in diesem Lebensaugenblicke, hinzugekommen ist. Stellen wir dann dieses Vorstellen wieder vor, so sind Subjekt und Objekt wieder Verschiedenes; denn das Vorstellen des Vorstellens ist wieder ein Neuhinzugekommenes, welches in dem bisherigen Seyn des Ich, oder in dem Vorgestellten, nicht enthalten war; und so fort ins Unendliche. Daher es durchaus falsch ist, wenn der Verfasser S. 91 behauptet: die philosophische Bestimmung des Ich, als Identität des Objekts, und Subjekts vollende nur das, und spreche rein aus, was im gemeinen Selbstbewußtseyn unbestimmt begonnen sey. Die allgemein menschliche gesunde Vernunft weiß von dieser Identität durchaus nichts, sondern behauptet vielmehr, wenn man ihr Bewußtseyn richtig zergliedert, auf das Bestimmteste die Verschiedenheit der Erkenntnißthätigkeit von dem in ihr Erkannten, bey der Selbstwahrnehmung, obschon sie beyde Einem Subjekte oder Einem Seyn zu-

schreibt. Wir setzen freylich »in jedem Lebensaugenblicke uns als bekannt voraus,« aber nur als dem größeren Theile nach bekannt; wir »betrachten die neuen Bestimmungen, welche der Augenblick bringt, als zufällig;« aber keineswegs als »wenn wir vollkommen dieselben geblieben wären, wenn schon ganz andere Begegnisse uns widerfahren seyn möchten,« sondern nur in so weit, als wir das uns neu angebildete in den meisten Fällen für unbedeutend halten, in Vergleich mit demjenigen, was bey dieser Veränderung in uns unverändert geblieben ist. Daher wir auch diese Behauptung keineswegs aufstellen werden, wenn wir nicht unmittelbar auf einander folgende Augenblicke, sondern entferntere Zeitpunkte unseres Lebens mit einander vergleichen. Vielmehr tritt dann das in uns Veränderte meistentheils als sehr bedeutend hervor, und wir führen es als solches in demjenigen auf, was wir unser Seyn oder unser Ich nennen.

Der Begriff der menschlichen Seele also, als eines im zeitlichen Seyn Veränderlichen, so wie er von der allgemein menschlichen Vernunft gefaßt wird, enthält durchaus nichts Widersprechendes, und läßt sich recht wohl an sich selbst vollenden, sobald man nur nicht fremde Beziehungen in ihn hineinträgt. Dagegen jener andere Begriff des Ich, welcher dasselbe als Identität des Subjekts und Objekts faßt, durch und durch widersprechend, und in sich unvollendbar ist. Daher wir dem Verfasser vollkommen beystimmen, wenn er S. 93 ff. zu erweisen sucht, daß es diesem Begriffe »sowohl am Objekte, als am Subjekte, mithin an seiner ganzen Materie fehle,« und daß »die vorgegebene Identität des Subjekts und Objekts dem unvermeidlichen Gegensatze zwischen beyden widerstreite, mithin der Begriff auch der Form nach ungereimt sey.« Nur hätte diese Erkenntniß dem Verfasser Veranlassung werden sollen, diesen Trugbegriff ganz von sich zu weisen, und ernster zu überlegen, ob er nicht in der Würdigung jenes anderen, allgemein menschlichen Begriffes geirrt habe. Aber nein, den letzteren hat er so gänzlich verworfen, daß er es lieber mit jenem alles Inhaltes entblößten und der Form nach ungereimten Begriffe versuchen will, ob er sich nicht so umgestalten lasse, daß die Widersprüche aus ihm verschwänden. Ein unstreitig sehr gewagtes Unternehmen: denn welche Methode vermöchte wohl durch bloße Umgestaltung, ungereimte und unwahre Begriffe in vernünftige und wahre zu verwandeln! Doch wir wollen den Verfasser weiter begleiten.

»Wir sehen nun endlich deutlich genug (sagt er S. 98), daß dieses Von-Sich-Wissen auf etwas Vorauszusetzendes, und bis jetzt Ausgelassenes, sich bezieht, und daß man die Auslassung durch eine Ergänzung verbessern muß.« Das

Vorgestellte kann nicht das Von-Sich-Wissen selbst seyn. — Dann, sollte man glauben, wäre der ganze Begriff als falsch zu verwerfen. Dieß aber ist keineswegs die Meinung des Verfassers. Da das Vorstellen des Ich (fährt er S. 102 ff. fort) nicht ganz ohne Gegenstand seyn kann, so müssen wir ihm zuerst ein unbekanntes, noch zu bestimmendes Objekt leihen, unter der Voraussetzung freylich, daß dasselbe aus der Selbstauffassung wieder verschwinde. »Verschwindet es aber, so entsteht von Neuem das Bedürfniß eines Objektes, obgleich nicht gerade des nämlichen, welches wir zuerst eingeschoben hatten. Es steht uns also frey, mehrere und verschiedene Objekte abwechselnd dem Ich zum Grunde zu legen. Und nicht bloß steht es uns frey, sondern bey näherer Überlegung findet sich dieses durchaus nothwendig.« Denn wollten wir uns fortdauernd im Kreise der beyden Reflexionen herumtreiben, daß das Ich eines von ihm zu unterscheidenden Objektes bedürfe, und daß das Ich kein von ihm unterschiedenes Objekt als Sich selbst ansehen könne, so würden wir gar nicht von der Stelle rücken. Und so zeigt sich dann (S. 104), daß die Ichheit auf einer mannigfaltigen objektiven Grundlage beruht, wovon jeder Theil ihr zufällig ist, so fern die übrigen Theile noch immer dem Ich zur Stütze dienen würden, falls jener weggenommen wäre.« Erst dann, wenn mehrere Objekte vorgestellt werden, gehört etwas in ihnen dem Vorstellenden — (warum nicht eben sowohl, wenn Eins vorgestellt wird?) — nämlich ihre Zusammenfassung in Ein Vorstellen — (bey dem Vorstellen des Einen entspricht diesem die einfache vorstellende Thätigkeit) — und was aus dieser weiter entspringt. Daraus muß also auch die gesuchte Modifikation hervorgehn, durch welche an den verschiedenen Objekten etwas zu bemerken sey, das keinem von ihnen einzeln genommen zukommen würde, das also eben darum vielleicht uns angehören könnte. Sollen wir nun aber dadurch zum Selbstbewußtseyn gelangen, so muß unser Vorgestelltes selbst uns über sich hinausheben, oder allgemeiner (S. 108): unser Vorgestelltes muß uns auf gewisse Weise aus dem Vorstellen seiner selbst heraus versetzen.... Da nun kein Vorstellen, für sich einzeln genommen, als das Vorstellen eines bestimmten A, oder B, oder C rc. uns aus sich selbst heraus versetzen kann, so bleibt nichts übrig, als daß verschiedenes Vorstellen, sofern es durch seine verschiedenen Vorgestellten als ein solches und anderes bestimmt ist, sich gegenseitig vermindere; daß eines aus dem anderen heraus versetze. Es müssen also die mannigfaltigen Vorstellungen sich unter sich aufheben, wenn die Ichheit möglich seyn soll.«

Wir übergehn fürerst die allgemeinen Erläuterungen, welche der Verfasser im Folgenden über seine Methode mittheilt, und knüpfen bey der weiteren Lösung dieses Problems S. 145 ff. an. Soll nun (fährt hier der Verfasser fort) die Vorstellung »Ich« werden aus dem Vorstellen der Objekte, so kann das Gegebene nicht ein solches bleiben, wie es jetzt ist, sondern muß ein Anderes werden. Durch den Uebergang einer objektiven Bestimmung in die andere wird nichts erreicht: denn diese ist ja dem Ich eben so fremd, wie die erstere. Es muß sich also etwas in der Quantität des Vorgestellten ändern; wir dürfen nicht mehr so in die Objekte versenkt seyn, und wenn wir dabey die Quantität des Vorstellens, subjektiv genommen, unverändert festhalten können, so sind die verschiedenen Rücksichten vereinigt, ohne daß wir hierbey auf einen wahren Widerspruch gestoßen wären. Also die Thätigkeit des Subjekts im Vorstellen soll unverändert beharren, aber ihr Effekt, das vorgestellte Bild, soll geschwächt oder gar aufgehoben werden, und hierin soll dasjenige bestehen, was mehrere Vorstellungen vermöge ihres Gegensatzes unter einander bewirken. Aber eine Thätigkeit, welche fortdauert, während ihr Effekt, den sie vermöge ihrer Eigenthümlichkeit hervorbringen würde, durch etwas Fremdes zurückgehalten wird, eine solche kann man nur mit dem Namen eines Strebens bezeichnen. Aus Vorstellungen wird demnach ein Streben, vorzustellen, wenn entgegengesetzte Vorstellungen in einem und demselben Subjekte, das zum Selbstbewußtseyn gelangen soll, vereinigt sind.« Die Grundlage der Ichheit bilden also nicht die Objekte der Vorstellungen, wohl aber die Regsamkeit des Vorstellens selbst in seiner Hemmung, wovon sich einsehn läßt, daß es dasjenige ausmachen werde, worin wir uns selbst erkennen (S. 151). Im Folgenden wird dann der Begriff des vorstellenden Subjektes, wie er für den Verfasser hieraus hervorgeht, weiter entwickelt, welcher schon S. 112 im Allgemeinen von ihm folgender Maßen bezeichnet war: »Das vorstellende Subjekt ist eine zweyfache Substanz, und führt mit Recht den Namen Seele. Die Vorstellungen enthalten nichts von außen Aufgenommenes; jedoch werden sie nicht von selbst, sondern unter äußeren Bedingungen erzeugt, und eben sowohl von diesen, als von der Natur der Seele selbst, ihrer Qualität nach bestimmt. Die Seele ist demnach nicht ursprünglich eine vorstellende Kraft, sondern wird es unter Umständen. Vollends die Vorstellungen einzeln genommen, sind keineswegs Kräfte, aber sie werden es vermöge ihres Gegensatzes unter einander.« Die Vorstellungen nämlich sind Selbsterhaltungen der Seele, indem sie mit ande-

ren Wesen in Verbindung tritt, von ihnen afficirt wird; wodurch sie aber, wie schon durch den gebrauchten Ausdruck bezeichnet wird, durchaus nicht in ihrem inneren Seyn verändert wird, durchaus nichts von ihnen aufnimmt; und die Vorstellungen werden zu Kräften erst durch ihren Gegensatz unter einander, indem sie, vermöge desselben, sich widerstreben, einander aus dem Bewußtseyn verdrängen, verdunkeln. — Ueberall verweist hier der Verfasser, in Bezug auf die tiefere metaphysische Begründung, auf seine früheren Schriften (die »Hauptpunkte der Metaphysik,« das »Lehrbuch der Einleitung in die Philosophie,« die Abhandlung »de attractione elementorum etc.)

Was haben wir nun durch diese spekulative Bewegung für die Erkenntniß von dem Wesen der Seele gewonnen. — Nach des Rec. Meinung nichts; vielmehr sind wir, weit entfernt, durch sie von, dem allgemein menschlichen Bewußtseyn inwohnenden, und für dasselbe unvermeidlichen Widersprüchen befreyt zu seyn, in ein Gewebe von Widersprüchen verstrickt worden, aus welchem schwerlich eine Lösung möglich seyn möchte. Zuerst nämlich ist es offenbar, und wird auch vom Verfasser selbst nicht geläugnet, daß die anfänglich von ihm, als für den Begriff des Ich nothwendig, aufgestellte Einheit des vorgestellten Objektes und des vorstellenden Subjektes, von ihm selber, in seinen ferneren dialektischen Bewegungen, aufgegeben, der zuletzt gewonnene Begriff also in der That durchaus verschieden ist von dem anfänglichen. Dieß indeß möchte Rec., wenn auch der Methode, doch nicht den Resultaten des Verfassers zum Vorwurfe machen. Aber von welcher Art sind nun diese Resultate selbst? Nach der gewöhnlichen Ansicht der gesunden Menschenvernunft wird die Seele im sinnlichen Vorstellen verändert, und zwar, indem etwas aus dem Seyn des Vorgestellten (der Sinnenreiz) in das Seyn der vorstellenden Seele übergeht. Dieß läßt sich, nach des Rec. Ansicht, vollkommen philosophisch rechtfertigen: ja eben durch diesen Übergang wird das Wesen der Veränderung durchaus begreiflich und ins Licht gesetzt. Der Verfasser aber nimmt ohne Weiteres als ausgemacht an, daß durchaus kein Uebergehn aus einem Seyn in das andere, und zugleich daß durchaus keine Veränderung des Seyns oder der Substanz möglich seyn soll. Beydes will er durch den Ausdruck »Selbsterhaltung« für »Vorstellung« vermeiden: eine Affektion, eine Störung des vorstellenden Subjektes durch das Vorgestellte gibt er zu, aber gegen diese Störung soll sich das vorstellende Subjekt, eben durch die Vorstellung, unverändert erhalten. — Wie also? eine Affektion, eine Störung, ohne Einwirkung, ohne physischen Einfluß des Störenden auf das Gestörte? Etwas Gewirktes, ohne

ein wahres Wirken? und etwas Gewirktes überdieß (nach des Verfassers ausdrücklichem Zugeständniß), welches sich in seiner Qualität nach der Beschaffenheit des Wirkenden richtet. Ist dieß irgend möglich, ohne daß das Seyn des Letzteren mit dem Seyn dessen, in welchem Storung und Selbsterhaltung Statt finden, in reelle Verbindung, in Kausalzusammenhang getreten ist? Nur ein anderes Wort hat uns der Verfasser für »die Einwirkung eines Seyns in das andere« gegeben, die Sache ist dieselbe geblieben; und indem er durch jenes Wort (»Selbsterhaltung«) läugnet, was in der Sache unzweifelbar ausgedrückt ist, hat er das Verständliche in ein Unverständliches, das Klare in ein Unklares und Undenkbares verwandelt. Und eben so zeigt es sich von der anderen Seite. Die Identität des vorgestellten Objektes mit dem vorstellenden Subjekte ist, unter des Verfassers dialektischen Bewegungen, zu einer Identität, zu einem Sich-gleich-bleiben des letzteren geworden. Aber bleibt sich denn die Seele gleich bey den sogenannten Selbsterhaltungen, welche sich in ihrer Qualität nach der Qualität der Störung richten, in jedem Augenblick also die Qualität der Seele verändern? Ein Sich-gleich-bleibendes also, welches in jedem Augenblicke wechselt!! — Die Seele soll ferner »einfach« seyn: ein Prädikat, welches, bey der Vielheit der Thätigkeiten, welche, dem Zeugnisse der augenscheinlichsten Erfahrungen gemäß, in ihr sich vorfinden, durchaus keine vernünftige Bedeutung haben kann, als indem man es mit »immateriell« gleichbedeutend faßt. Aber dem Verfasser heißt dieß etwas ganz Anderes; und um der Einfachheit in seiner Bedeutung theilhaftig zu werden, läßt er die entgegengesetzten Vorstellungen sich verdunkeln, sich in ein Streben vorzustellen verwandeln. Aber wie? hören sie denn durch diese Verwandlung auf zu seyn? Unstreitig ist das unbewußte Seelenseyn ein anderes Seelenseyn, als das bewußte; aber ein Seelenseyn ist es doch auf jeden Fall; und so ist also die Vielfachheit des Seelenseyns (welche auch, sobald man nur dieses Seyn als immateriell faßt, für die gesunde Menschenvernunft durchaus nichts Anstößiges hat) durch die Darstellung des Verfassers nur verdeckt, keineswegs aber weggeschafft. Ueberdieß aber sollen (S. 169) die Reste, welche von den entgegengesetzten Vorstellungen bey ihrer Hemmung übrig bleiben, nicht abgeschnittene Stücke, sondern Grade der noch übrigen Lebhaftigkeit der Vorstellungen seyn. So bleibt also das Entgegengesetzte, nur mit geringer Lebhaftigkeit, selbst im bewußten Seelenseyn; und die Seele ist demnach eine einfache Substanz, welche, ihrem bewußten Seyn nach nicht weniger, als ihrem unbewußten nach

durch und durch vielfach ist! — Auf diese Weise könnten wir dem Verfasser, durch genauere Zergliederung seiner Sätze, der Widersprüche noch mehrere aufweisen, welche sämmtlich nicht aus den Begriffen der allgemein menschlichen Vernunft, sondern aus demjenigen stammen, was er, durch eingebildete spekulative Interessen verleitet, in diese Begriffe hineingetragen hat; und er hat also durchaus keine Ursache, so wie er es thut, auf andere Forscher zu schelten, daß sie, gegen die Widersinnigkeiten der gemeinen Ansicht blind, für seine Methode sich unempfänglich zeigen. Vielmehr möchte wohl die Blindheit auf seiner Seite, der gesunde Sinn auf der entgegengesetzten zu finden seyn.

Wir müssen nun noch einige Worte über des Verfassers »Methode der Beziehungen« hinzufügen, durch welche er die widersprechenden Ansichten des gemeinen Bewußtseyns rektificiren will. Sie ist in dem vorliegenden Werke S. 126 ff. so auseinandergesetzt, wie er sie schon in seinen früheren Schriften, vorzüglich in den »Hauptpunkten der Metaphysik,« vorgetragen hatte. Sie hier ausführlich zu entwickeln, würde zu weit führen; um so mehr, da wir, die Widersprüche in der Ansicht der gemeinen Menschenvernunft nicht anerkennend, dem Verfasser nicht einmal bis zu ihr hin folgen können; und da, was die uns vorliegende Aufgabe betrifft, im Vorigen ein spezielles Beyspiel von dieser Methode gegeben worden ist. Daher nur Folgendes. Diese Methode beruht, nach dem Verfasser, auf dem ganz einfachen logischen Satze, »daß von zweyen kontradiktorischen Gegentheilen gewiß eines wahr sey, wenn das andere falsch ist« (S. 122). Wenn es falsch ist, daß im »Ich« Objekt und Subjekt dasselbe sind, so muß es wahr seyn, daß Objekt und Subjekt nicht dasselbe sind. — Dieß ist ganz unbedenklich richtig. Nur muß man, auf welche Weise sie nicht dasselbe sind, sondern von einander verschieden, und auf welche Weise sie mit einander in Verbindung stehen, nicht, wie der Verfasser, unabhängig von der Erfahrung erklügeln wollen, sondern vielmehr aus der Erfahrung, aus einer vollkommenen Beobachtung schöpfen, als aus welcher jener Trugbegriff hervorgegangen ist. Weit entfernt also, daß man einer neuen Methode bedürfte zur Lösung solcher Widersprüche, ist uns vielmehr der einzig sichere Weg dazu in einer sorgfältigeren Anwendung der gewöhnlichen allgemein wissenschaftlichen Methode gegeben. Denn bey diesem der Erfahrung abgewandten Klügeln, wie der Verfasser es anwendet, woher die Gewißheit, daß das Endresultat mit der Erfahrung übereinstimme? Was doch unstreitig unerläßliche Bedingung für seine Wahrheit ist, da es uns ja Erkenntniß geben soll über ein in der Erfahrung gegebenes

Seyn. Der Verfasser erinnert S. 129, daß »diese Methode größtentheils durch Abstraktion aus den Reflexionen über die erwähnten Probleme gewonnen werden, daß sie demnach von dem Gefühle der Nothwendigkeit, von welcher das Nachdenken über jene Probleme getrieben wird, eingegeben, und nichts weniger als willkürlich ersonnen sey.« Aber wie, wenn nun jene Probleme willkürlich ersonnen sind? und wenn dieselbe Beschuldigung das besondere Nachdenken über sie trifft, aus welchem die allgemeine Methode abstrahirt worden? Nur aus der genauesten Zergliederung der Selbstwahrnehmung, wie diese selber wieder wahrgenommen worden, kann eine wahre Erkenntniß über das Wesen der Ichheit hervorgehen, nicht aus leerem Spekuliren. — Sehr merkwürdig ist, was der Verfasser S. 141 ff. über die Kunst des metaphysischen Denkens im Allgemeinen sagt. Von einer logischen Analyse wird ausgegangen, und darnach eine Namenserklärung des Begriffes gebildet. Dann wird dieselbe mit den Wahrnehmungen verglichen, durch welche er gegeben ist — (warum nicht lieber gleich anfangs noch vor der Analyse aus ihnen gebildet?) — »Ist man nun so weit gekommen, durch Vergleichung mit der Wahrnehmung den Begriff so zu bestimmen, wie er als durch das Gegebene uns aufgenöthigt, d. h. als ein gültiger Begriff zu denken ist, alsdann folgt abermals eine Analyse, die ihn als widersprechenden bezeichnen wird, wenn er ein metaphysisches Problem ist« rc. — Aber wie nur ist dieß irgend möglich? Wie kann ein richtig aus dem Gegebenen gebildeter, ein gültiger Begriff zugleich ein widersprechender seyn?! Undenkbar; vielmehr ist dieser vom Verfasser aufgestellte Begriff selbst ein widersprechender; aber eben deßhalb kein gültiger, kein richtig aus dem Gegebenen gebildeter Begriff, sondern ein aus einem eingebildeten spekulativen Bedürfnisse hervorgegangener, und also mit diesem zugleich zu verwerfender.

Die Methode des Verfassers ist ganz der Fichte'schen analog, und derselben unläugbar nachgebildet, wenn auch nicht dem Buchstaben, doch dem Geiste nach. Von einem allgemeinen Begriffe wird ausgegangen, von demselben, von welchem Fichte ausging, und welcher damals, durch die spekulativen Bestrebungen Reinholds und Anderer, gewisser Maßen als Problem für die gesammte spekulative Welt hingestellt worden war. Statt nun aber diesen mit der Wirklichkeit, oder mit dem Bewußtseyn der menschlichen Vernunft zu vergleichen, ob er auch in Wahrheit als Problem für dieselbe gegeben sey, wird er in blindem Glauben als die Grundaufgabe des philosophischen Denkens aufgenommen, und nun, durch Suppositionen und Rücknahme dieser Suppositionen, und neue Suppositionen so lange herum-

gekünstelt, bis man in ihn hineingebracht hat, was man in ihn hineinhaben wollte, und was man nun, selbst von Erstaunen hingerissen, der erstaunten Welt triumphirend vorzeigt! Wobey sich nur das Verfahren des Verfassers von dem Verfahren Fichte's darin unterscheidet, daß dieser wenigstens den einmal aufgestellten obersten Grundsatz konsequent festhielt in seinem dialektischen Hin- und Herbewegen; der Verfasser aber (sonderbar genug) diesen obersten Grundsatz von vorne herein für falsch erklärt, und dennoch Alles auf ihn gründet, so daß wir nun recht sichtlich eine Grundlegung ohne allen Grund erhalten. Es ist dabey dieser Methode charakteristisch, daß sie von Anfang an der Erfahrung sich durchaus abkehren, die Augen fast gegen dieselbe verschließen, und Alles a priori konstruiren will. Nun liegt aber a priori nichts in ihrem ersten Grundsatze, was über ihn hinausginge; alles dasjenige also, was sie, als solches, aus ihm entwickelt, muß sie heimlich hineintragen. So ist z. B. in des Verfassers ursprünglichem Probleme (wie wir schon früher an einigen Stellen angedeutet) die Vielheit von Vorstellungen des Ich, und von Vorstellungen, welche sich auf vom Ich verschiedene Objekte beziehn, auf keine Weise gegeben. Das Vorstellen läßt sich, als eigenthümliche Seelenthätigkeit und als den Charakter des Seelenseyns konstituirend, eben sowohl ohne dasselbe bey einer einzigen Vorstellung, und bey der Vorstellung des Ich von sich selber, denken. Die Supposition also, durch welche der nothwendige Uebergang von dieser letzteren Vorstellung zu jener Vielheit des Vorstellens vermittelt werden soll, ist rein willkürlich, und nur daraus hervorgegangen, daß der Verfasser zu seinem Zweck dieses Ueberganges bedürfte. Nun stimmt das freylich mit der Erfahrung überein: in der menschlichen Seele findet sich wirklich eine solche Vielheit von Vorstellungen, die sich auf von ihm unterschiedene Objekte beziehen; so wie es denn an solchen Uebereinstimmungen mit der Erfahrung diese der Erfahrung abgekehrte Methode überhaupt nicht fehlen läßt. Aber eben deßhalb besteht sie (was der Verfasser wiederholt der Ansicht der allgemein menschlichen Vernunft vorwirft) aus lauter Erschleichungen, und zwar aus Erschleichungen aus dem Erfahrungswissen, welchen der Mantel des a priori umgehängt wird.

Der Satz nun, daß die Vorstellungen, vermöge ihres Gegensatzes, sich gegenseitig verdunkeln, und dadurch zu Kräften werden, bildet die Grundlage für des Verfassers ganze psychologische Theorie. Da seine spekulative Konstruktion (wie wir sie eben gesehn) keineswegs geeignet ist, uns über seine Wahrheit gewiß zu machen, so müssen wir, um zur Entscheidung darüber zu gelangen, ihn mit der Erfahrung vergleichen, ob er mit

dieser übereinstimme oder nicht. Um aber die Anwendung dieses Maßstabes für ihn zu rechtfertigen, ist es nöthig, vorher des Verfassers Anklage gegen die empirische Psychologie genauer zu beleuchten, und dieselbe gegen ihn zu vertheidigen.

Aber gerade über diesen Punkt, welchen der Verfasser unstreitig als einen Hauptpunkt für die Begründung seiner Ansicht mit der größten Sorgfalt hätte in diesem ausführlicheren Werke behandeln sollen, ist er überaus dunkel und ungenügend. Wir müssen ihm leider beystimmen in der Klage (S. 3), daß das Interesse für die empirische Psychologie sich größtentheils verloren habe; und er mag nur zu sehr Recht haben, wenn er hinzufügt: »Unrichtiges Verfahren gibt schlechten Erfolg; das Mißlingen bricht den Muth und hemmt den Fleiß; je nachlässiger nun gearbeitet wird, desto weniger bessert sich das Verfahren, und der Irrthum, dessen man längst müde geworden, fährt gleichwohl fort zu täuschen.« — Aber worin besteht nun dieses unrichtige Verfahren? Was der Verfasser S. 10 — 17 sagt über das stete Fließen und Verdunkeltwerden des Bewußtseyns, und das theils daraus, theils aus der Beobachtung selbst hervorgehende Veränderwerden dessen, was man beobachten will; über die Verfälschung der Beobachtung, indem man in dieselbe die vorgefaßte Meinung von sich hineinträgt, welche doch nicht selten nur auf unsicheren Schlüssen von dem Aeußeren auf das Innere beruht, und überdieß von Selbstliebe und mancherley Leidenschaften modificirt wird; über die nothwendige Lückenhaftigkeit der Selbst-Beobachtungen, indem uns ganze Massen unbewußter Thätigkeiten (die formalen Erkenntnißthätigkeiten) entgehn; aber die Steigerung dieser Hindernisse bey der Beobachtung Anderer, bey welcher wir ja nur das in uns selbst Gefundene zum Grunde legen können, und dabey in der Anwendung dieser Grundlage mancherley neuen Irrthümern ausgesetzt sind: alles dieß stellt nur Schwierigkeiten dar, wie sie, mehr oder minder, jeder Naturbetrachtung entgegentreten, und durch Einsicht und Sorgfalt überwunden werden können. Eher sieht, was der Verfasser S. 19 ff. erinnert, einer ordentlichen Anklage ähnlich, trifft aber eben so wenig den eigentlichen Hauptpunkt. »In anderen Wissenschaften (sagt er) ist die Abstraktion ein absichtliches Verfahren; wobey man weiß, was man zurücklegt, und warum man Anderes hervorhebt. Die Reflexion hält gerade diejenigen Begriffe fest, unter welchen gewisse merkwürdige Relationen Statt finden; und nachdem dieselben untersucht sind, steht es der Determination frey, die gesetzmäßige Anwendung davon auf den Umfang der Begriffe zu machen. In der Psychologie sind dagegen unsere Aussagen von dem innerlich Wahrgenommenen schon

unwillkürlich Abstraktionen, ehe wir es wissen, und sie werden es noch immer mehr, je bestimmter wir uns darüber erklären wollen« — Rec. kann weder diesen Unterschied als einen durchgreifenden, noch den nothwendigen Nachtheil, welcher daraus hervorgehen soll, anerkennen. Auch für andere Wissenschaften arbeitet ja das unwissenschaftliche Abstrahiren des gesellschaftlichen-Lebens mannigfach vor. Sind nun diese Vorarbeiten (wie es doch allerdings möglich ist) zweckmäßig und für die Wissenschaft brauchbar vollzogen, so ist dieß nur als Vortheil anzusehn; sind sie unzweckmäßig und für die Wissenschaft unbrauchbar, nun wohl, was hindert uns, an die Stelle jener unwillkürlichen blinden Abstraktion eine willkürliche, einsichtige eintreten zu lassen? Was hindert uns auch bey der Psychologie? und warum sollen wir, einiger mißglückten Versuche wegen, das ganze Abstrahiren aufgeben? dessen wir doch auf keine Weise entbehren können, wenn wir eine Wissenschaft aufstellen wollen. »Ueberall (klagt der Verfasser S. 22) werden die obersten Gattungsbegriffe mit der größten Dreistigkeit hingestellt; allein überall fehlt die Achtsamkeit auf das Spezielle und die genaue Beschreibung des Einzelnen; und doch ist es eben das, worauf es in einer empirischen Wissenschaft ankommt.« — Sehr wahr; aber was macht es unmöglich, diesen Fehler zu verbessern? — Eben so wenig trifft dasjenige die Sache, was der Verfasser im Folgenden über das bellum omnium contra omnes sagt, in welchem die Seelenvermögen begriffen dargestellt werden. Er kann selber nicht läugnen (S. 24), daß sich dieß auf bekannte Thatsachen stütze; in der Aufführung bekannter Thatsachen aber kann doch unmöglich etwas wissenschaftlich Fehlerhaftes liegen. Am nächsten kommt er der Wahrheit S. 19: »Man sagt z. B. vom Menschen: er habe Verstand und Sitten; man handelt in den Psychologien zuerst vom Erkenntnißvermögen, dann vom Begehrungsvermögen. Wie wenn man von einem Dreyecke sagte: es habe Seiten und Winkel, und wenn man dem gemäß die Trigonometrie in zwey Abschnitte zerlegen wollte, deren einer von der Seite, der andere von den Winkeln handelte? Wer bürgt uns dafür, daß unsere Psychologien weniger ungereimt seyen, als eine solche Trigonometrie seyn werde? Stehen nicht vielleicht diejenigen Thatsachen des Bewußtseyns, die wir zu trennen pflegen, durch gewisse unbemerkte Mittelglieder in eben so genauer Beziehung, als Seiten und Winkel im Dreyecke?« — Eine richtige Spur, welche aber der Verfasser nicht weiter verfolgt hat.

Nach des Rec. Dafürhalten ist es keineswegs nöthig, eine ganz neue Methode in die Psychologie einzuführen, sondern nur,

die bisherige zu verbessern. Der Fehler der letzteren möchte sich vielleicht am schärfsten dadurch bezeichnen lassen, daß sie fälschlich bloße Eigenschaften der Seelenthätigkeiten hypostasirt, als Substanzen aufführt, und dadurch in die Entwicklungen der Seele einen durchaus unrichtigen Naturzusammenhang einführt; zu Einem Seyn verbindet, was in Wahrheit getrennt ist; trennt, was in Einem Seyn verbunden ist. So gehört es unstreitig zu den Eigenschaften einiger Seelenthätigkeiten, daß sie ein Verstehen, oder daß sie ein Urtheilen, anderer daß sie ein Fühlen, noch anderer, daß sie ein Begehren enthalten; und man hat in sofern vollkommen Recht, wenn man der menschlichen Seele Verstand, Urtheilskraft, Gefühls- und Begehrungsvermögen beylegt. Aber man hat sehr Unrecht, wenn man diese Eigenschaften hypostasirt, sie als Substanzen aufführt, und als solche in den Entwicklungen der menschlichen Seele wirken läßt. Diejenigen Seelenthätigkeiten nämlich, welche ein Verstehen, oder Urtheilen, oder Fühlen, oder Begehren enthalten, bilden ja kein abgesondertes Centrum in der menschlichen Seele, sondern stehn in den mannigfachsten Verbindungen mit anderen, von ihnen verschiedenartigen Seelenthätigkeiten; noch weniger also machen sie ein besonderes Ganzes, Eine Substanz aus, so, daß, wenn eine Verstandes-, oder Urtheils-, oder Gefühls-, oder Begehrungsthätigkeit wirksam oder unterdrückt wäre, dadurch zugleich auch alle übrigen, und in demselben Maße, wirksam oder unterdrückt seyn müßten. Dieß aber wird unstreitig ausgedrückt, wenn man sagt, der Verstand oder die Urtheilskraft ꝛc. sey thätig, oder sey gestört und unterdrückt. Vielmehr sind niemals der ganze Verstand (das heißt, alle Thätigkeiten, welche ein Verstehn enthalten), oder die ganze Urtheilskraft, das ganze Gefühl- oder Begehrungsvermögen thätig; so wie überhaupt alle diese Kräfte nicht als gesonderte Ganze in der menschlichen Seele existiren. In dergleichen falschen Formeln aber ist bis jetzt die ganze Psychologie hingestellt worden; und da man auf diese Weise verband, was in Wahrheit getrennt ist, so war keine Genauigkeit der Erkenntniß möglich, welche doch für jede Naturwissenschaft, eben als Wissenschaft, unerläßliche Bedingung ist.

Auf der andern Seite aber trennt man, was in Wahrheit in Einem Seyn verbunden ist. Man spricht von Einbildungskraft, Gedächtniß, Urtheilskraft ꝛc., und läßt diese, als reell von einander gesonderte Seyende oder Substanzen mit

und gegen einander agiren. Aber wie nun, wenn ich mich lebendig eines Menschen erinnernd, über ihn ein Urtheil fälle: welcher dieser drey Substanzen wird die diesen Menschen vorstellende Seelenthätigkeit zugehören? Der Urtheilskraft unstreitig: denn sie ist Subjektvorstellung meines Urtheils; aber eben so dem Gedächtnisse: denn ich erinnere mich durch sie des Menschen; und der Einbildungskraft: denn ich vergegenwärtige mir lebendig den Abwesenden. Und zwar ist das, was hier jenen drey Substanzen zugeschrieben wird, nicht etwas Dreyfaches, in welchem drey verschiedene Seelenthätigkeiten innig verbunden wären, sondern eine und dieselbe Seelenthätigkeit ist zugleich Urtheilsthätigkeit und Gedächtnißthätigkeit und Einbildungsthätigkeit, ja sie ist dieses dreyes zugleich vermöge eines und desselben seelenartigen Seyns. So hat man also wieder fälschlich substantiirt, was nur Eigenschaft ist, und indem man so drey Seyende wirken läßt, wo in Wahrheit nur Ein Seyn wirksam ist, muß man wiederum auf wissenschaftlich strenge Richtigkeit und Genauigkeit verzichten.

Dieß nun muß in dem Verfahren der Psychologie abgeändert werden, wenn sie wahrhaft Wissenschaft werden soll: man muß als gesonderte Kräfte und Thätigkeiten in der Seele nichts anerkennen, als was wirklich als besonderes Seyn in ihr vorhanden ist; und muß sich hüten, dasjenige zu verbinden, was in ihr nicht zu Einem Seyn verbunden ist. Ein gleicher Irrthum ließ früherhin die übrigen Naturwissenschaften nicht zur wissenschaftlichen Vollkommenheit und Klarheit gelangen, so lange man das Phlogiston, und das Salzwesen, und Sauerwesen ꝛc., welche nur Eigenschaften des Seyenden sind, als besondere Seyende mit und neben einander wirksam seyn ließ. Mag man von bewußten Seelenthätigkeiten oder von unbewußten Vermögen reden: stets fasse man sie in der Geschiedenheit und in den Verknüpfungen auf, in welchen sie wirklich in der Seele vorhanden sind. Unter dieser Bedingung ist die Vermögenlehre, gegen welche der Verfasser an vielen Stellen so sehr sich ereifert, durchaus unverdächtig; vielmehr wird es im Gegentheil die Hauptaufgabe der Psychologie als Wissenschaft ausmachen, zu dem Wissen von demjenigen, was durch die unmittelbare Erfahrung gegeben ist, das Wissen von den Vermögen hinzuzufügen, und genaue Gesetze darüber aufzustellen, aus welchen Vermögen, welche bewußte Thätigkeiten, und umgekehrt, aus welchen bewußten Thätigkeiten, welche Vermögen entspringen. Was ja auch nichts anderes ist, als was der Verfasser selbst in einer früher angeführten Stelle

(S. 27) bezeichnet, wenn er von der Psychologie verlangt, sie soll für die innerlich wahrgenommenen Thatsachen den Zusammenhang nachweisen durch dasjenige, was die Wahrnehmung nicht erreiche, durch das, was hinter dem Vorhange sich rege und bewege. Hierüber noch einige Bemerkungen.

Rec. sieht durchaus nicht, worin des Verfassers Begriff von einem »Streben vorzustellen,« in Bezug auf dasjenige, um welches es ihm eigentlich zu thun ist, von dem gewöhnlichen Begriffe von »Seelenvermögen« sich unterscheidet. Auch die letzteren sind ja keineswegs etwas bloß Mögliches, sondern Vermögen oder möglich heißen sie nur in Bezug auf das bewußte Seelenseyn, welches, unter gewissen Umständen, aus ihnen sich hervorbildet; außerdem aber, im unbewußten Seelenseyn, sind sie eben sowohl wirklich, als jedes andere Seyn. Verhält es sich nun mit des Verfassers »Streben vorzustellen« anders? Ist nicht vielmehr auch dieses nur als unbewußtes, ein wirkliches, in Bezug auf das Bewußtseyn aber nur ein mögliches Seyn, oder ein Vermögen, welches erst zum wirklichen Seyn ausgebildet wird, wenn das Hinderniß wegfällt, welches das wirkliche Vorstellen in ein bloßes Streben vorzustellen verwandelt hat? In demjenigen also, was sie in dem Seyn der Seele im Allgemeinen und für dasselbe sind, stehn sich beyde Begriffe vollkommen gleich. Der des Verfassers unterscheidet sich von dem gewöhnlichen nur dadurch, daß in ihm behauptet wird, das für die bewußten Seelenthätigkeiten im unbewußten Seelenseyn Angelegte finde sich in jedem Falle in einer gewissen Spannung, in einem gedrückten Zustande, in einem Aufstreben; und würde bewußtes Seyn werden, ohne daß etwas weiter hinzukäme, wenn es nicht durch ein anderes zurückgehalten würde. Aber gerade dieß ist das Falsche in dem Begriffe des Verfassers. Denn nur in einigen Fällen, keineswegs aber allgemein, findet sich, nach dem Zeugnisse der Erfahrung, ein solches Aufstreben des im Unbewußtseyn gehaltenen Seelenseyns zum Bewußtseyn; oder vielmehr, genau genommen, niemals; denn in wie weit ein unbewußtes Seelenseyn in einem solchen Aufstreben begriffen ist, in so weit ist es schon, wenn auch nur in sehr geringem Maße, bewußtes. Dagegen bey dem vollständig unbewußten Seelenseyn kein solches Aufstreben Statt findet, ausgenommen wenn auch die bewußte Seelenthätigkeit, für welche in jenem die Anlage gegeben ist, ein solches Aufstreben enthalten würde. Auch ist keineswegs die bloße Entfernung eines Hindernisses hinreichend, um unbewußte Seelenthätigkeiten zu bewußten zu machen; sondern es muß, für diese Verwandlung, etwas

Anderes hinzukommen, welches dem unbewußten Seelenseyn, als dem unvollkommenen, mittheilt, was ihm für das vollkommene Seyn des Bewußtseyns mangelt. — Woher aber, könnte hier der Verfasser einwenden, kommt dir diese Erkenntniß, der du die Erfahrung als die einzige Erkenntnißquelle aufführst? Denn (S. 148) »über den Zustand, in welchem die Vorstellungen, sofern sie aus dem Bewußtseyn verschwunden sind, sich befinden mögen, kann keine Erfahrung belehren: denn Erfahrung haben wir nur, sofern wir wirklich vorstellen; und die eigenen Vorstellungen in ihrem Schwinden beobachten zu wollen, wäre gerade so viel, als sein eigenes Einschlafen wahrnehmen zu wollen. Wohin die Erfahrung nicht reicht, das läßt sich gleichwohl sehr häufig durch Spekulation erreichen« ꝛc. — Welche aber nur, fügen wir hinzu, dann Gewißheit gibt, wenn sie auf strenge Schlüsse aus der Erfahrung sich stützt; und über den Zustand der Vorstellungen, oder überhaupt der Seelenthätigkeiten, im Unbewußtseyn, können wir allerdings durch Schlüsse aus der Erfahrung vollkommen gewiß werden. Bewußtes und unbewußtes Seelenseyn nämlich sind nur dem Grade nach von einander verschieden, und durch unzählige Zwischenstufen mit einander verbunden. Dieselben Entwickelungen also, welche eine unbewußte Seelenthätigkeit zur bewußten steigern, und welche eine bewußte zur unbewußten herabstimmen, können wir, nur in schwächeren Graden, auch im Bewußtseyn beobachten; und indem wir sie wiederholt oder gesteigert denken, mit voller Sicherheit die Beschaffenheit der unbewußten Seelenthätigkeiten bestimmen; wo sich dann eben zeigt, daß sich nur in einzelnen Fällen, und in welchen sie eigentlich nicht vollständig unbewußt sind, ein Aufstreben zum Bewußtseyn bey ihnen findet.

Der Satz also, welcher dieses »Streben vorzustellen« zur allgemeinen Eigenschaft der unbewußten Seelenthätigkeiten macht, beruht auf einer einseitigen und ungenügenden Vergleichung der Erfahrung. Das gleiche Urtheil nun müssen wir über den anderen Satz fällen, welchen der Verfasser zur Grundlage seiner ganzen psychologischen Theorie gemacht hat, über den Satz, daß alles Unbewußtseyn der Vorstellungen aus dem Gegensatze zwischen ihnen entstehe. Der Gegensatz zweyer Seelenthätigkeiten, an und für sich, ist vielmehr durchaus kein genügender Grund dazu, daß sie sich, auch nur theilweise, aus dem Bewußtseyn verdrängen, ja daß auch nur ein Streben dazu in ihnen erzeugt werde. Entgegengesetzte Farben, Töne ꝛc. können wir recht wohl neben einander vorstellen; entgegengesetzte Gefühle und Strebungen neben einander haben;

vorausgesetzt, daß dasjenige Element, welches überhaupt Seelenthätigkeiten zu bewußten macht, in beyden vorhanden sey, und daß sie sich nicht auf eines und dasselbe in einem und demselben Dinge beziehen. Ist dieß letztere der Fall, so werden sie freylich einander entgegenstreben und verdunkeln; aber man merke wohl, verdunkeln im Bewußtseyn, nicht verdunkeln zum Unbewußtseyn. So kann dieselbe Nachricht, in verschiedenen Beziehungen, uns angenehm und unangenehm afficiren; und in dem daraus hervorgehenden gemischten Gefühle wird die Lust durch die Unlust, und die Unlust durch die Lust verdunkelt werden. Aber in dieser Verdunklung oder Mischung im Bewußtseyn liegt an und für sich durchaus kein Streben, einander zum Unbewußtseyn zu verdunkeln, oder aus dem Bewußtseyn zu verdrängen; vielmehr werden meistentheils beyde Gefühle so innig sich verbinden, daß jedes von ihnen späterhin das andere zum Bewußtseyn anregt. Wo also ein Streben, sich aus dem Bewußtseyn zu verdrängen, bey entgegengesetzten Seelenthätigkeiten sich findet, da hat das einen ganz anderen Grund: daß nämlich in einer von ihnen, oder in beyden, ein Streben angelegt ist, das ganze Bewußtseyn für sich einzunehmen, oder dasjenige Element ganz sich anzueignen, wodurch die Seelenthätigkeiten aus unbewußten zu bewußten werden. In dieses Verhältniß sehen wir aber nicht blos entgegengesetzte, sondern eben sowohl übereinstimmende Seelenthätigkeiten, ja (wie sich aus Erfahrung und Theorie erweisen läßt) die letzteren noch öfter, als die ersteren, treten: was sich dem Verfasser wohl nur dadurch verbergen konnte, daß ja doch auch die am meisten übereinstimmenden Seelenthätigkeiten eine kleine Verschiedenheit an sich tragen, auf deren Rechnung sich, bey weniger genauer Beobachtung, die Verdrängung aus dem Bewußtseyn schieben läßt.

Liegt nun in dem Gegensatze der Seelenthätigkeiten, an und für sich, kein Grund, warum sie sich aus dem Bewußtseyn verdrängen, und zu Kräften werden, so müssen wir des Verfassers Psychologie, als welche ganz auf dieser Grundlage ruht, mit allen ihren mühsamen Berechnungen, für verfehlt, für eine Hypothese erklären, welcher, wegen ihrer Nichtbestätigung durch die Erfahrung, das Verwerfungsurtheil zu sprechen ist. Dennoch muß eine so scharfsinnig und konsequent durchgeführte Theorie, wie die vom Verfasser im Folgenden aufgestellte wenigstens dem größten Theil nach ist, Jedem, welchen es um die Förderung der Wissenschaft zu thun ist, mannigfache Belehrung darbieten; und wie sich Rec. in dieser Hinsicht dem Verfasser verpflichtet fühlt, so wird gewiß dem Leser dieser Jahr-

bücher eine, mit gelegentlichen Anmerkungen begleitete, Uebersicht des Werkes willkommen sey.

»Die Verdunkelung der Vorstellungen (sagt der Verfasser S. 55), vollends wenn sie successiv durch verschiedene Grade fortläuft, hat so viel Aehnlichkeit mit einer Bewegung, daß es gar nicht befremdend seyn kann, wenn die Theorie von den Gesetzen der Verdunkelung, und der ihr entgegengesetzten Erhellung, oder dem Wieder-Hervortreten der Vorstellungen ins Bewußtseyn, sich der Theorie von den Bewegungsgesetzen der Körper im Ganzen ähnlich gestaltet.« Der Verfasser nennt dem gemäß, in Analogie hiemit, die Wissenschaft davon, »wie groß, bey gegebener Stärke entgegengesetzter Vorstellungen die Verdunkelung einer jeden seyn werde,« Statik des Geistes; die Wissenschaft dagegen, welche in diesem Verhältnisse die, sey es gleichbleibende, sey es veränderliche, Geschwindigkeit und Zeit, in welcher jede Verdunkelung oder Erhellung geendigt seyn werde, in Betracht zieht, Mechanik des Geistes; wobey er jedoch widerholt erinnert (was auch einem Jeden der ganze Charakter seiner Wissenschaft, auf den ersten Anblick, unzweifelbar bezeugt), daß man diese Benennungen nur bildlich zu fassen habe, und daß ihnen durchaus keine materialistische Hypothese irgend einer Art zum Grunde liege. Die Grundbegriffe der Psychologie seyen ganz andere, als die der Körperlehre; jede räumliche Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte jenen fremd, und überhaupt beyden, außer dem allgemeinen Gegensatze sich widerstrebender Kräfte, nicht das Mindeste gemeinsam.

Das erste Kapitel der Statik des Geistes ist überschrieben: »Summe und Verhältniß der Hemmung bey vollem Gegensatze« (S. 158 ff.). Der Gegensatz zweyer Vorstellungen nämlich »ist voll oder so groß als möglich, wenn eine von beyden ganz gehemmt werden muß, damit die andere ungehemmt bleibe. Dieser Fall tritt zwar niemals ein: denn eine Vorstellung wird nur gehemmt, indem sie widersteht; und ihr Widerstand muß allemal in der entgegengesetzten eine gewisse Hemmung hervorbringen. Aber man kann sich die Fiktion erlauben, daß die ganze Stärke des Gegensatzes, folglich die ganze Nöthigung zum Sinken, nur auf eine der beyden falle: alsdann ist das Höchste, was geschehn kann, völliges Sinken dieser einen, oder völliges Erlöschen ihres Vorgestellten, bey Verwandlung ihrer ganzen Thätigkeit in ein bloßes Streben wider die entgegengesetzte.« — Aber nicht nur wegen des nothwendigen Widerstrebens der schwächeren Vorstellung ist das völlige Verschwinden derselben, sondern die ganze Annahme eines

vollen Gegensatzes scheint Recn. undenkbar zu seyn. In wiefern nämlich Seelenthätigkeiten Erzeugnisse einer und derselben Seele sind, und also die Eigenthümlichkeit dieser an sich tragen, und in ihr zu Einem und demselben Seyn vermengt sind: in sofern sind sie nicht entgegengesetzt; und alle Seelenthätigkeiten also, wie verschiedenartig sie auch seyn mögen, haben doch etwas Gemeinsames an sich, und als in Einem Seyn verbunden, ein Bestreben, sich einander dasjenige mitzutheilen, was das unbewußte Seelenseyn zum bewußten steigert. In vorzüglichem Maße also gilt dieß von denjenigen Seelenthätigkeiten, welche der Verfasser als entgegengesetzte bezeichnet: den entgegengesetzten Gehörthätigkeiten, Gesichtsthätigkeiten ꝛc., welchen ja außerdem, daß sie zu Einem Seelenseyn gehören, noch dasjenige gemeinsam ist, wodurch sie unter Einem bestimmten Gattungbegriffe (der Gehörthätigkeiten ꝛc.) enthalten sind. Vermöge dessen also werden sie noch mehr geeignet und geneigt seyn, einander im Bewußtseyn zu halten und zu unterstützen; was durch eine genauere Beobachtung unserer Seelenentwicklungen unzweifelbar dargethan wird. Nur diese aber, nur die vorurtheilfrey aufgefaßte Erfahrung darf hier entscheiden; keine in der Luft hangende Spekulation, wie die des Verfassers, welcher den logischen (nur auf ein besonderes Verhältniß sich beziehenden, und partiellen) Gegensatz fälschlich für einen physischen und lokalen genommen hat.

Bey vollem Gegensatze (fährt der Verfasser fort) wird die Hemmungssumme oder dasjenige Quantum des Vorstellens, welches von den einander entgegengesetzten Vorstellungen zusammengenommen muß gehemmt werden, allemal der schwächern Vorstellung gleich seyn, »weil der natürliche Zustand der Vorstellungen der ungehemmte ist, und sie sich diesem, zu welchem sie sämmtlich zurückstreben, gewiß so sehr nähern, als sie können.« — Ein Gesetz, welches allerdings richtig seyn würde, wenn die Hemmung oder das Unbewußtwerden der Seelenthätigkeiten aus ihrem Gegensatze hervorginge, welches aber mit diesem letzteren Satze zugleich fällt. — Bewußtwerden können wir uns (S. 154) dieser Hemmung nicht: denn in sofern die Vorstellungen sich in ein bloßes Streben vorzustellen verwandelt haben, sind sie ja kein wirkliches Vorstellen. Unmöglich also kann man dieses Streben oder diese Spannung im Bewußtseyn antreffen; oder es müßte ein Bewußtseyn dessen geben, was kein Vorstellen, sondern gerade die Abwesenheit desselben, oder unbewußt ist. Obgleich also die Bestrebungen, Begierden ꝛc., deren wir uns wirklich bewußt sind, wesentlich mit jener Spannung zusammenhängen, so dürfen sie doch nicht voreilig aus ihr erklärt werden. Jede Vor-

stellung ferner behauptet sich so gut sie kann; sie darf aber nicht als eine ursprünglich angreifende, sondern nur als eine widerstehende Kraft betrachtet werden; und wirkt also nur in so weit, als sie durch den Gegensatz dazu getrieben wird, also, wenn dieser derselbe bleibt, bey verdoppelter Stärke, nicht mehr als vorher. — Dann, sollte man glauben, könnte auch die Größe ihrer Wirksamkeit nicht größer seyn, als die ihres Gegensatzes; ja man möchte nicht mit Unrecht behaupten, da alles Kraftseyn und alle Wirksamkeit nur aus dem Gegensatze hervorgehe, außerdem aber die Vorstellungen durchaus nicht Kräfte seyen (vergl. z. B. S. 152. 153), so müßte der schwächeren Vorstellung, wie das stärkere Entgegengesetzte, so auch die stärkere Wirksamkeit zukommen. Es war daher Recn. gewissermaßen auffallend, im Folgenden zu lesen, eine jede Vorstellung widerstehe um so kräftiger, je stärker sie sey; sie wirke im Verhältniß ihrer ganzen Stärke, und leide im umgekehrten Verhältnisse derselben (S. 165). Aber so geht es mit der Spekulation: sobald wir einmal den sicheren Weg der Erfahrung verlassen haben, fängt alles an zu schwanken, und es läßt sich nicht selten das Entgegengesetzte mit völlig gleicher Wahrscheinlichkeit behaupten.

Das zweyte Kapitel (S. 169 ff.) soll eine »Berechnung der Hemmung bey vollem Gegensatze und die erste Nachweisung der Schwellen des Bewußtseyns« geben. Die Berechnung geschieht durch Proportionen. »Wie die Summe der Verhältnißzahlen zu jeder einzelnen Verhältnißzahl, so das zu Vertheilende (die Hemmungssumme) zu jedem Theile.« Wobey dann der Verfasser (wie schon früher beyläufig erwähnt) erinnert, daß das von den Vorstellungen nach ihrer Hemmung übrig Bleibende keineswegs abgeschnittene Stücke der Vorstellungen, sondern Grade ihrer noch übrigen Lebhaftigkeit seyen. — Sehr auffallend, da man doch glauben sollte, die einzig und allein aus dem Gegensatze hervorgehende und ihm gleiche Hemmung müsse sich nun auch dahin wirksam erweisen, daß der Gegensatz ganz aus dem Bewußtseyn weggeschafft, und also von den beyden Vorstellungen allerdings abgeschnittene Stücke, und zwar diejenigen verdunkelt würden, durch und nach deren Verdunkelung der Gegensatz aufhörte. Diese Behauptung aber würde freylich zu sehr der Erfahrung widersprechen; und daher hat der Verfasser das Gegentheil »natürlich« gefunden, obgleich jenes konsequent aus seinem Grundsatze folgte. Aber er hätte sich nicht so sehr vor dieser Konsequenz scheuen, sondern sich vielmehr dieselbe sollen eine Aufforderung werden

lassen, seinen Grundsatz noch einmal streng zu prüfen, ob er denn natürlich oder mit der Natur übereinstimmend sey.

S. 174 ff. entwickelt der Verfasser durch auf die früher angeführten Sätze gegründete Rechnungen den Satz, daß zwey Vorstellungen hinreichen, um eine dritte ganz aus dem Bewußtseyn zu verdrängen, falls nämlich diese dritte die schwächste ist, während von zweyen keine die andere ganz zu verdrängen vermag. »Der Zustand des Bewußtseyns, in wiefern er statisch bestimmt werden kann, hängt gar nicht ab von c, noch viel weniger aber von was immer für noch schwächeren Vorstellungen, deren eine unendliche Zahl vorhanden seyn möchte, ohne daß sie im geringsten im Bewußtseyn zu spüren seyn würden, so lange dasselbe im Zustande des Gleichgewichts aller Vorstellungen wäre und bliebe.« Dieß will er mit »der höchsten mathematischen Evidenz gezeigt haben, indem ihm, bey den Berechnungen nach den früher gefundenen Formeln, ein negativer Werth von c hervorgeht, was (S. 173) »gar nichts bedeuten kann: denn nach vorigen Berechnungen ist das Aeußerste, was einer Vorstellung begegnen kann, dieses, daß sie ganz und gar in ein bloßes Streben vorzustellen verwandelt, oder daß der Rest des wirklichen Vorstellens = o werde.« — Aber in allen übrigen mathematischen Berechnungen haben ja die negativen Werthe allerdings ihre Bedeutung; und weit entfernt also, daß dies Resultat dem Verfasser die höchste mathematische Evidenz verbürgen dürfte, sollte es ihm vielmehr Mißtrauen einflößen gegen seine Formeln; welche in diesem Falle, wenn sie richtig wären, keinen negativen Werth, sondern = o für o hätten aufweisen müssen.

»Schwelle des Bewußtseyns« nennt der Verfasser diejenige Gränze, welche eine Vorstellung scheint zu überschreiten, indem sie aus dem völlig gehemmten Zustande zu irgend einem Grade des wirklichen Vorstellens übergeht. Eine Vorstellung ist mehr oder weniger unter der Schwelle, je nachdem ihr mehr oder weniger Stärke fehlt, und zugesetzt werden müßte, um die Schwelle zu erreichen. Dabey unterscheidet der Verfasser gemeine Schwellen von statischen Schwellen (als dem allgemeineren Begriffe). Die ersteren sind diejenigen, welche bloß durch die Stärke und den Gegensatz einfacher Vorstellungen bestimmt werden (S. 176); dagegen bey jenen auch Komplikationen und Verschmelzungen mehrerer Vorstellungen in Betracht kommen können. Ueber diese nun lassen sich, unter Voraussetzung gewisser Hemmungsverhältnisse, ähnlich wie für die Logarithmen, Tafeln entwerfen; und von solchen Schwellentafeln gibt der Verfasser S. 180 eine Probe. Aber er fügt auch hinzu (S. 181): »Zum Unglück hängen in der Wirklichkeit die Schwellen

von so manchen höchst verwickelten Bestimmungen ab (wie sich bald mehr und mehr zeigen wird), ja auch die allgemeinen Formeln, die sich noch finden lassen, sind so zahlreich und zum Theil so schwer zu gebrauchen, daß nicht wenig Geduld dazu gehören wird, wenn jemals der spekulativen Psychologie diese Art von Hülfsmitteln soll geschafft werden.« — Ein Unglück freylich, für welches uns dadurch kein Ersatz werden kann, daß durch des Verfassers Theorie doch »richtige Begriffe über diese Gegenstände erworben, und im Allgemeinen die Möglichkeit und die Gesetze überschaut würden, nach denen in der Seele sich etwas ereigne und ereignen könne. Dieß würde nämlich allerdings schon ein großer Gewinn seyn, wenn wir für diese Gesetze durch das Zeugniß der Erfahrung Gewähr erhielten; aber ein unabhängig von aller Auffassung des Wirklichen über das Wirkliche aufgestelltes Gesetz, welches auf keine Weise an dem Wirklichen bewährt werden kann: was soll uns dieses für die Wissenschaft vom Wirklichen?!! Ein Stein statt des Brotes demjenigen, welcher nach Nahrung verlangt!

Das dritte Kapitel (S. 183 ff.) gibt die Abänderungen an, welche, nach des Verfassers Theorie, bey minderem Gegensatze, sowohl in Bezug auf die Hemmungssumme, als in Bezug auf das Hemmungsverhältniß, eintreten. Vorher wurde gesagt, jede Vorstellung wirke im Verhältniß ihrer Stärke; jetzt kommt hinzu: »und im Verhältnisse ihres Gegensatzes.« Bey zwey Vorstellungen bringt dieß keine Aenderung hervor; bey mehreren aber allerdings zusammengesetztere Verhältnisse, für welche der Verfasser die mathematischen Formeln entwickelt.

Das vierte Kapitel (S. 197 ff.) ist »von den vollkommenen Komplikationen der Vorstellungen« überschrieben. »Die Voraussetzungen (erinnert der Verfasser in der Einleitung), deren Folgen wir bisher aufgesucht haben, waren so einfach, daß die mannigfaltig verwickelten Zustände des Bewußtseyns ihnen selten genau entsprechen können.« Aber eben so sey es ja auch in der Statik der Körperwelt; und in der Psychologie könne man überhaupt, bey dem Mangel oder doch der Schwierigkeit bestimmter Beobachtungen, weniger darauf ausgehn, irgend ein wirkliches und individuelles geistiges Ereigniß genau zu erkennen und zu erklären, als die einfachen Gesetze einzusehn, deren mannigfaltige Verflechtung die Wirklichkeit bestimmt. — Eine Behauptung, in Bezug auf welche wir auf die beym zweyten Kapitel mitgetheilte Bemerkung verweisen. — Der Verfasser entwickelt dann seine Theorie weiter. Da alle Vorstellungen, als Thätigkeiten oder Selbsterhaltungen eines und desselben Seyns, in einem und demselben Seyn zusammen

sind, so müssen sie Ein intensives Thun ausmachen, sofern sie nicht entgegengesetzt und gehemmt sind, oder »alles gleichzeitige wirkliche Vorstellen muß, wegen seiner Durchdringung in der Einheit des Vorstellenden, sich vereinigen, so weit die Hemmung es nicht hindert.« Durch diesen letzteren Umstand nun werden verschiedene Grade der Vereinigung bedingt. In der Seele nämlich gibt es verschiedene Klassen von Vorstellungen, welche Ein Continuum bilden (alle Farben, Gestalten, Töne, Vokale, Gerüche, Geschmacke, Gefühle). Diese sind einander mehr oder weniger entgegengesetzt, und verdunkeln sich also in bestimmten Hemmungsgraden im Bewußtseyn; dagegen Vorstellungen aus verschiedenen Continuen in keinem Gegensatze mit einander stehn. Jene also können sich nur vereinigen, so weit die Hemmung es zuläßt; zwischen diesen ist eine gänzliche Vereinigung möglich; welche der Verfasser mit dem Namen »vollkommene Komplikation,« im Gegensatz mit jenem Verhältnisse, als einer bloßen »Verschmelzung,« bezeichnet. Von beyden sind dann noch unvollkommene Komplikationen und Verschmelzungen zu unterscheiden, welche entstehn, wo eine zufällige Hemmung die Verbindung beschränkt. — Unterscheidungen, gegen deren Richtigkeit und Zweckmäßigkeit im Allgemeinen gewiß nichts einzuwenden ist. Nur lehrt die Erfahrung, daß (wegen der schon vorher erwähnten größeren Gleichartigkeit), wenn alle übrigen Umstände gleich, die Verschmelzungen inniger sind, als die vollkommenen Komplikationen; daß sich also in dem Seyn gerade das entgegengesetzte Verhältniß von demjenigen findet, was der Verfasser durch seine Theorie gewonnen hat. — Die Komplikationen wirken und leiden übrigens nach Maßgabe ihrer Totalkräfte; wobey nur eine Weitläufigkeit daraus entsteht, daß »die Bestandtheile der Komplikationen einen verschiedenen Hemmungsgrad haben können, und daß in sofern auch die Kräfte als aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt betrachtet werden müssen.«

Das fünfte Kapitel (S. 213 ff.) betrachtet die unvollkommenen Komplikationen, deren statische Gesetze zu bestimmen weit schwerer, so wie auch die Mannigfaltigkeit der Fälle unendlich größer ist, weil die Innigkeit der Verbindung jeden beliebigen Grad haben kann. Als einen dieser Fälle macht der Verfasser S. 221 das Gefühl des Sehnens namhaft.

In diesem Verhältnisse nämlich wird durch jede, auch die kleinste Hemmung, die das eine Element der Komplikation stärker trifft, als das andere, auch die Verknüpfung lockerer gemacht, indem eines dem anderen um so viel entzogen wird, wie dieß

minder, als jenes, unter dem vorhandenen Drucke leidet. »Noch mehr, die vorhandene Verknüpfung wird verfälscht durch eine entgegengesetzte. Denn nach geschehener Hemmung komplicirt sich b mit α in eben dem Maße stärker, als von a mehr verdrängt wurde; dergestalt, daß nunmehr α nicht bloß mit a, sondern auch mit b, dem Widerspiel von a, verbunden ist. Allein hierbey besteht nichts desto weniger in α das Streben, a bis auf den vorigen Punkt der Verbindung wieder mit sich zu vereinigen.« Und dieses Streben, welches übrigens das Vorgestellte um gar nichts verändert, da es fürerst auf die Erhebung eines Nicht-Vorgestellten gerichtet ist, bildet eben ein Sehnen, welches befriedigt werden würde, wenn a von Neuem gegeben würde,« »jedoch so, daß darauf sehr bald ein entgegengesetztes Sehnen nach b folgen würde, sobald nämlich dies durch das neue a merklich gehemmt, und dadurch seiner Verbindung mit α entzogen würde.«

Das sechste und letzte Kapitel dieses Abschnittes handelt von den Verschmelzungen (vergl. oben). Die Reste entgegengesetzter Vorstellungen, deren Hemmung geschehen ist, verschmelzen gerade so weit, als die Vorstellungen sich nicht mehr hemmen, und bilden also eine Totalkraft, ähnlich jener bey den unvollkommenen Komplikationen, darin ihnen jedoch unähnlich, daß die Komplikation vollkommen wird, wenn die komplicirten Vorstellungen zugleich steigen: dagegen bey den Verschmelzungen die Hemmung von Neuem beginnt, wenn die Verschmolzenen ihren Verschmelzungspunkt übersteigen. Verschieden davon ist die Verschmelzung vor der Hemmung. Völlig gleichartige Vorstellungen werden völlig (und augenblicklich) in eine einzige Intension des Vorstellens verschmelzen, wenn sie gleichzeitig ungehemmt im Bewußtseyn sind. Wie weit sie aber entgegengesetzt sind, wird eine völlige Vereinigung verhindert. Beydes aber läßt sich in Wirklichkeit nicht trennen. Da nun (S. 223) »das Gleichartige gewiß und sogleich verschmelzen sollte, aber nicht losgerissen vom Entgegengesetzten für sich allein verschmelzen kann; sondern vielmehr das letztere in seine Verschmelzung hineinziehn muß, so wird der wirklichen Vereinigung ein Kampf vorangehn, dessen Entscheidung bestimmt, wie innig die wirkliche Vereinigung seyn werde.« — Der Verfasser berechnet dann im Folgenden, aus dem Grade des Gegensatzes und der Gleichartigkeit, wie viel in jedem Falle dieses Streben zur Verschmelzung über den Gegensatz vermöge. Zur genaueren Bestimmung dieses Verhältnisses bemerkt er S. 234, Gleichheit und Gegensatz seyen keineswegs Bestandtheile, sondern nur Prädikate der Vorstellungen, welche erst in dem zufälligen Zusammentreffen der-

selben entständen. Daher man denn die Rechnung nicht so führen dürfe, als ob ohne Weiteres das Gleiche verschmelze und das Entgegengesetzte sich hemme, sondern die Verschmelzung als etwas ansehn müsse, was wegen eines gewissen Grades von Gleichartigkeit der Vorstellungen sich ereignen sollte, in dem Gegensatze aber ein Hinderniß antreffe. Wodurch zwar die Hemmungssumme nicht vermindert, wohl aber das Hemmungsverhältniß verrückt werde, indem die Verschmelzung gewisse Totalkräfte hervorbringe, die nun in einem andern Verhältnisse, als es die Stärke der Vorstellungen ursprünglich mit sich brachte, der Hemmung entgegenwirken, derselben Hemmung, welche in dem Gegensatze der Vorstellungen einmal liege, und sich, ohne Umwandlung derselben, nicht verändern könne. Eben so wenig aber könne das Hemmungsverhältniß plötzlich verrückt werden, sondern ebenfalls nur allmälich, da ja auch die Hemmungssumme allmälich sich vermindere. Und darin sey dann die Nothwendigkeit begründet, daß zu der statischen Betrachtung und Berechnung, die der Mechanik eigenthümliche hinzukomme. »Denn nun hängt das Quantum des Gehemmten und der Gleichgewichtspunkt, bey welchem die Hemmung still steht, davon ab, wie weit die Bewegungsgesetze der Vorstellungen die Verschmelzung zur Reife gelangen lassen.« — Wobey dann noch besonders in Betracht zu ziehen ist (S. 236 ff.), daß die Vorstellungen nicht verschmelzen können, in sofern sie schon gehemmt sind.« »Je schneller sie also von Anfang an niedergedrückt werden, desto mehr geht von derjenigen Verschmelzung verloren, welche entstehn würde, wenn es möglich wäre, daß von der doppelten Wirkung der Gegensätze, nämlich die Vorstellungen sinken zu machen, und ihre Verschmelzung aufzuhalten, die erste so lange aufgeschoben werde, bis die zweyte ihr Ende erreicht hätte.« — Und hiernach müßten dann alle früheren Voraussetzungen berichtigt werden; obgleich freylich der Einfluß der Verschmelzungen nicht von so großem Umfange sey, als es anfangs scheinen möge: denn die Stärke des Strebens zur Verschmelzung sey von dem Hemmungsgrade zweyer Vorstellungen, und zwar von der schwächeren, nicht aber von der stärkeren unter beyden, abhängig; und dem einen, aus der Gleichartigkeit entspringenden Streben zur Verschmelzung wirkten beyde entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten gerade in soweit zuwider, als sie sich unter einander anfechten, und dadurch das Sinken der Vorstellungen bewirken.

Der dritte Abschnitt theilt nun die Grundlinien der Mechanik oder der Wissenschaft von den Bewegungsgesetzen des Geistes mit; das erste Kapitel spricht

über »das Sinken der Hemmungssumme.« Jedem Gleichgewichte unter den Vorstellungen nämlich geht in der Wirklichkeit eine Bewegung voran, veranlaßt durch den Gegensatz der zugleich vorhandenen ungehemmten Vorstellungen. In dieser Bewegung aber sinkt die Hemmungssumme, und hat in jedem Augenblicke eine bestimmte Geschwindigkeit, und in der bis dahin abgelaufenen Zeit ist ein bestimmtes Quantum gesunken. Für diese beyden Momente theilt der Verfasser die Berechnungen mit. In jedem Mittelzustande, zwischen dem ungehemmten, und dem gehörig gehemmten Zustande aber, ist die Nothwendigkeit des ferneren Sinkens geringer, als in dem ihm vorangehenden; die Vorstellungen werden also weniger gedrängt, aus dem Bewußtseyn zu entweichen; und das Sinken der Hemmungssumme wird demnach mit abnehmender Geschwindigkeit von statten gehn. Auch zeigt sich bey der Berechnung, daß in keiner Zeit die Hemmung gänzlich vollbracht ist, daß zwar zuletzt nur äußerst wenig sich verändert, und also das Gemüth sehr bald beynahe zur Ruhe gelangt, aber doch nie völlig dies Ziel erreicht. Was die Art des Fortschrittes betrifft, so gehn die Bewegungen des Gemüthes um so mehr stoßweise, und mit harten Rückungen, je weniger noch die Vorstellungen mit einander in Verbindung getreten sind; dagegen ihr Fluß um so gleichmäßiger und sanfter wird, je mehr ihre Verbindungen zunehmen.

Das zweyte Kapitel (S. 251. ff.) führt ein neues Verhältniß ein: die mechanische Schwelle. Mit diesem Namen bezeichnet der Verfasser ein vorübergehendes Zurückgetriebenwerden auf die Schwelle des Bewußtseyns, wenn zu einem Paar im Gleichgewichte befindlichen Vorstellungen eine dritte plötzlich hinzu kommt. Dann nämlich muß sich zwischen ihnen eine Hemmungssumme bilden, an deren Sinken auch die früher vorhandenen Theil nehmen; und zwar werden sie dabey unter ihren statischen Punkt hinabsinken, bald aber wieder zu demselben hinaufsteigen. Es wird dabey ein anderes Bewegungsgesetz Statt finden, so lange sie sinken, ein anderes, indem sie anfangen, sich wieder zu erheben; ja es kann dazwischen noch ein drittes geben, wiefern etwa die eine von jenen Vorstellungen, bis zur Schwelle hinabgedrückt, daselbst eine zeitlang verweilen müßte, also nur einen gleichförmigen Druck gegen die übrigen, ferner sinkenden Vorstellungen ausüben könnte. Dafür folgen dann die Berechnungen, welche zum Theil in ziemlich specielle Annahmen eingehn. — Tritt die Störung durch eine Reihe von Vorstellungen ein, so kann a (die stärkere von jenen beyden) vollends auf die mechanische Schwelle getrieben werden, gesetzt auch, daß keine der hinzukommenden einzeln stark genug wäre, um selbst

nur b (die schwächere von jenen beyden) auf die statische Schwelle zu bringen. Während also jene Reihe von Vorstellungen noch in ihrem Verlauf begriffen ist, werden a und b fortwährend auf der mechanischen Schwelle bleiben; sobald aber diese Reihe zu Ende ist, sehr bald sich von selbst wieder ins Bewußtseyn erheben. So bey jeder Störung in einem Geschäfte, welches man vergißt, so lange die Störung dauert; sobald dieselbe aber beseitigt ist, sogleich wieder aufnimmt. Wird durch die Heftigkeit der Störung der Organismus in Mitleidenschaft gezogen, und widersetzen sich die auf die mechanische Schwelle getriebenen Vorstellungen, so entsteht das Schrecken.

Das dritte Kapitel (S. 268 — 89) stellt die einfachste Ansicht von der Wiedererweckung der Vorstellungen auf. Sinken durch die Einwirkung einer neuen Vorstellung eine oder mehrere andere, welche sich mit einer oder mehreren anderen so im Gleichgewichte befanden, daß sie dieselben auf die statische Schwelle gedrängt hatten, unter ihren Gleichgewichtspunkt herab: so werden sich nur diese so weit erheben, als jene zusammengenommen verlieren. Denn daß eine Vorstellung, der freyer Raum geworden ist, zu steigen, auch wirklich steigen werde, ist keinem Zweifel unterworfen; doch gibt es ein Gesetz, nach welchem sie sich allmälich erheben muß, mit abnehmender Geschwindigkeit, weil, je höher sie sich schon gehoben, um so seltener die Nothwendigkeit wird, ihren Zustand zu verändern, um sich vollends zur Klarheit des Bewußtseyns zu erheben. Dieß berechnet dann der Verfasser nach seinen früheren Annahmen; zunächst für den einfachsten Fall, in wiefern das Steigen eine, der neu erregten völlig gleichartige Vorstellung trifft, z. B. eine zuvor gesehene Farbe von Neuem erscheint, ein früher gehörter Ton von Neuem erklingt. Dann geschieht das Steigen anfangs nach dem Quadrate der Zeit. Niemals jedoch kann (S. 273) eine wiederhervortretende Vorstellung zu einem völlig ungehemmten Zustande zurückkehren. Im Verlaufe des Steigens aber verschmelzen die beyden gleichartigen Vorstellungen (S. 278), und die dadurch entstehende Totalkraft beschleunigt das Sinken der sinkenden Vorstellungen: ein Verhältniß, welches sehr schwierige Berechnungen mit sich führt. — S. 285 zeigt dann der Verfasser, wie durch diese Verschmelzungshälften die unter die statische Schwelle gedrängten Vorstellungen entweder über die statische Schwelle erhoben werden können, oder doch wenigstens an der Möglichkeit bedeutend gewinnen, darüber erhoben zu werden. Vielleicht kommt nun noch eine dritte rc. hinzu. Auf diese Weise werden häufig schwächere Vorstellungen ergänzt, ältere aufgefrischt. Aber (S. 286) die wiederholten Wahrnehmungen eines

und desselben Objektes fließen keineswegs zu einer einzigen Vorstellung von dem einen Objekte zusammen. Denn wir haben nicht, wie man im gemeinen Leben wohl glaubt, von jedem Dinge nur Eine Vorstellung; sondern der Vorstellungen bleiben so viele, als der Wahrnehmungen. Nur ihrem kleinern Theile nach verschmelzen die früheren Wahrnehmungen mit den spätern, und nur das Verschmelzen kann für eine einzige, aus den mehreren Wahrnehmungen entsprungene Vorstellung gehalten werden.

Das vierte Kapitel (S. 289—315) setzt diese Untersuchungen unmittelbar fort, indem es von der mittelbaren Wiedererweckung handelt. Diese entsteht dadurch, daß jede Vorstellung, die von der mechanischen Schwelle sich von selbst erhebt, oder welcher die Freyheit verschafft wird, von der statischen emporzukommen, dasjenige mitzubringen trachtet, was mit ihr durch irgend welche Verschmelzungen und Komplikationen verbunden ist. — Der Verfasser behauptet dabey (S. 293), eine stärkere Vorstellung werde durch eine solche Hülfe anhaltender und gleichförmiger gehoben, eine schwächere hingegen eile mehr, und ersetze auf eine kurze Zeit durch ihre Geschwindigkeit den Mangel an Stärke. Uebrigens hat (S. 300) jede der hervorgehobenen Vorstellungen nicht nur ihre eigene Geschwindigkeit, sondern auch ihren eigenen Zeitpunkt, in welchem sie ihr Maximum im Bewußtseyn erreicht. Wenn (S. 294) die hervorgehobene Vorstellung zugleich auch durch eigene Kraft emporsteigt, so entsteht ein Lustgefühl, bey welchem die Geschwindigkeit des Emporsteigens nicht verändert wird.

Eine Reihe von Kapiteln haben wir mit keiner Kritik begleitet, weil sie nur weitere Entwickelungen der in den ersten Kapiteln vorgetragenen Grundansichten enthielten, und also in der Beurtheilung dieser auch ihre Beurtheilung schon gegeben war. Das nun folgende fünfte Kapitel aber »vom zeitlichen Entstehen der Vorstellungen« (S. 316. ff) bildet einen neuen Anfangspunkt; wie auch der Verfasser selbst andeutet, indem er in der Einleitung erinnert, es möge scheinen, daß dieses Kapitel hätte das erste dieses Abschnitts seyn sollen, indem die Vorstellungen erst entstehen müßten, ehe sie da seyn könnten; aber »es werde sich bald zeigen, wie schwierig die vorstehenden Untersuchungen ausgefallen wären, wenn wir in ihre Voraussetzungen den zeitlichen Ursprung der Vorstellungen aufgenommen hätten.« — Hier also müssen wir die Theorie des Verfassers wieder kritisch kommentiren; wo wir uns dann wieder genöthigt sehn werden, seine Theorie der Begründung auf einseitige Erfahrung anzuklagen.

Es ist eine der Hauptaufgaben der Psychologie, die bis zu

einer gewissen Zeit stets zunehmende Ergänzung des Seelenvermögens zu erklären, wie sie sich theils in der immer erneuerten Empfänglichkeit für Sinneneindrücke einer gewissen Art, theils darin zeigt, daß Kenntnisse, Gefühle, Leidenschaften ꝛc. einen immer größeren Umfang gewinnen. Der Verfasser behandelt diese Aufgabe in diesem, und in dem darauf folgenden sechsten Kapitel: »Ueber Abnahme und Erneuerung der Empfänglichkeit (S. 336. ff.). Selbsterhaltung der Seele (schärft er hier zuerst noch einmal ein) und Vorstellungen sind völlig eins und dasselbe, nur in verschiedenen Beziehungen, ungefähr so wie Logarithmen und Potenzexponenten, indem durch den Ausdruck »Selbsterhaltung der Seele« derjenige reale Aktus bezeichnet wird, dessen Phänomen oder Geschichte die Vorstellung ist. Ihre Mannigfaltigkeit rührt von der Mannigfaltigkeit der Störungen her, welchen die Seele darin widersteht, und welche dadurch möglich werden, daß dieselbe mit anderen Substanzen in das Verhältniß des »Zusammen« tritt. Dem vollkommenen »Zusammen« nun entspricht die vollkommene Störung und die vollkommene Selbsterhaltung, welche letztere hier eine Vorstellung im Maximum der Stärke seyn würde, desgleichen sich in der Erfahrung freylich nicht nachweisen läßt, welches aber doch, indem die Grade des Zusammen auf Grade der Störung und auf Grade der Selbsterhaltung hindeuten, als die ideale Einheit angesehn werden muß, wovon jedes wirkliche Vorstellen ein Bruch ist. Auf welche Weise nun die Seele gestört, und dadurch zu Vorstellungen gebracht wird, ist eine höchst verwickelte physiologische Frage, die aber, als solche, außer dem Kreise der hier mitgetheilten Untersuchungen liegt, welche nur davon ausgehn müssen, daß einmal gebildete Vorstellungen in der Seele bleiben; und da es nun, nach dem Vorgange für jede Vorstellung im Allgemeinen ein Maximum gibt, zu welchem die in jedem Augenblicke erzeugten Vorstellungen wie das Differential zum Integral sich verhalten, so muß die Möglichkeit, eine gewisse Vorstellung zu erzeugen, oder die Empfänglichkeit um eben so viel abnehmen, als wie viel das Quantum des schon erzeugten Vorstellens der nämlichen Art beträgt. Ueber eine gewisse mäßige Zeit hinaus verlängert, läßt eine Wahrnehmung keinen Gewinn für die dadurch entstandene Stärke des Vorstellens mehr spüren. — Dieß letztere stimmt unstreitig mit der Erfahrung überein: über ein gewisses Maß hinaus verlieren wir die Empfänglichkeit für jeden Sinnenreiz; und dauert die Reizung fort, so wird unser Seelenseyn nicht mehr dadurch gesteigert, ja wir empfinden Ueberdruß und Ekel. Aber mit den übrigen Sätzen des Verfassers will diese Erfahrung nicht

so wohl stimmen. Denn wenn der Grad der Stärke jeder einzelnen Vorstellung sich nach dem Grade des Zusammen richtet, so müßte ja, wenn ein weiter fortgesetztes Zusammen die Stärke der Vorstellung nicht mehr zu steigern vermag, nun das Maximum des Vorstellens erreicht seyn; und man sieht durchaus nicht, wie der Verfasser so erzeugte Vorstellungen, im Verhältnisse zu diesem Maximum, differenziale, oder unendlich-kleine, nennen kann. Auch müßte nun die ganze Empfänglichkeit für Störungen und Selbsterhaltungen dieser Art erschöpft seyn, und wenn, wie der Verfasser behauptet, alles bleibt, was einmal in der Seele erzeugt worden, für immer erschöpft seyn; dagegen die Erfahrung lehrt, daß, nach kurzem Zwischenraume, eine nicht selten gleich große Empfänglichkeit, als so eben erschöpft worden, wiederkehrt. Aber wir wollen den Verfasser fürerst weiter hören. — Da jede Vorstellung (fährt er fort), welche nicht die erste ihrer Art ist, für das sie vorstellende Wesen, schon andere entgegengesetzte im Bewußtseyn antrifft, und von deren Hemmung zu leiden hat, so können die successiv erzeugten Elemente des Vorstellens nicht vollständig verschmelzen, und die aus ihnen entspringende Totalkraft kommt also bey weitem nicht der ganzen Summe des Vorstellens gleich. Nach dem Gesetze der abnehmenden Empfänglichkeit muß (S. 327) bey verminderter sowohl, als bey gleich bleibender Stärke der Wahrnehmung, in unendlicher Zeit doch einerley Quantum des Wahrgenommenen herauskommen. Doch ist der Wachsthum, welchen eine Wahrnehmung in einer gewissen beschränkten Zeit gewinnt, nach dem Maße der Stärke sehr verschieden, so, daß sie bald plötzlich, bald sehr langsam zu entstehen scheinen kann. Eine plötzlich hinzukommende, dann gleich von der Hemmung ergriffene neue Vorstellung erhält zwar aus dem Stoße eine im ersten Zeittheilchen schnellere, aber nicht so sehr beschleunigte Bewegung (wie früher gezeigt worden, richtet sie sich anfangs nach dem Quadrate der Zeit). Dagegen (S. 336) die Erhebung der älteren Vorstellung, welche dem Kubus der Zeit gemäß fortschreitet, zwar in den ersten Zeittheilchen langsamer geht, weil die hervorrufende Wahrnehmung sie nur allmälich bildet; bald jedoch um so geschwinder, weil jeder Augenblick die Begünstigung vermehrt, vermöge welcher die zuvor unterdrückte Kraft sich jetzo in einem freyeren Raume ausbreitet. — Wichtiger, als diese spezielleren Sätze, sind für die Charakteristik der vom Verfasser aufgestellten Theorie die Sätze des sechsten Kapitels. Die im Vorigen bezeichnete Abnahme der Empfänglichkeit (erinnert er hier zuerst) erstreckt sich nicht bloß auf völlig gleichartige, sondern auch auf zum Theil ungleichartige Vorstellungen. Eine Selbsterhaltung kann, sofern sie schon voll-

zogen ist, und fortdauernd geschieht, nicht noch einmal geschehen; und ist folglich eine Selbsterhaltung oder Vorstellung einer anderen zum Theil gleichartig, so wird durch die erste auch die Empfänglichkeit der anderen zum Theil erschöpft. Denn in wie fern Wahrnehmungen gleichartig sind, in sofern geschieht in beyden nur eine Selbsterhaltung. Diese nun geschieht anfangs mit verdoppelter Intensität; die aber um so stärker abnimmt, je stärker sie im ersten Beginnen war, dagegen, in wie fern die Vorstellungen einander entgegen sind, in sofern etwas Verschiedenartiges an den Selbsterhaltungen liegt, welches mit geringerer Intension beginnt, daher denn die Abnahme der Empfänglichkeit in Hinsicht dessen nicht so schnell fortschreiten kann. Daraus folgt (S. 338) »1) daß die Quantität des Vorstellens, gleichsam die Masse desselben, minder groß ausfällt, als sie seyn würde, wenn jede der beyden Vorstellungen besonders und mit unversehrter Empfänglichkeit gebildet werden könnte; 2) daß des Gleichartigen für beyde zusammengenommen, verglichen mit dem Entgegengesetzten, verhältnißmäßig weniger ist, als in der Summe beyder seyn sollte, wenn sie abgesondert entstanden wären; 3) nichts desto weniger sind beyde Vorstellungen genau die nämlichen, die sie abgesondert seyn würden. Denn des Gleichartigen entsteht, während der gleichzeitigen Wahrnehmung beyder Vorstellungen, nur in sofern weniger, als es schon vorhanden ist, vorhanden als Gemeingut für beyde Vorstellungen in der einen Seele, und hinreichend vorhanden, damit beyde Wahrnehmungen in ihrer eigenthümlichen Qualität fortdauern können.« — Eine Theorie, wobey nur Recn. nicht einleuchtet, warum denn eigentlich der Quantität weniger, als der Qualität, ihr Recht geschehen solle. Denn ist die Stärke zweyer Vorstellungen so gering, daß sie, zusammengenommen, noch lange nicht das Quantum der überhaupt möglichen Selbsterhaltung erschöpfen: so ist ja durch die eine Selbsterhaltung nicht geschehn, was durch die andere geschehn ist; und wenn sich sonst die Stärke der Selbsterhaltung nach dem »Zusammen« richtet, so muß, wo sich ein doppeltes Zusammen findet, die Stärke des dadurch hervorgebrachten Vorstellens genau der Summe des durch beyde einzeln genommen bedingten Vorstellens gleich seyn. Denn würde sich nicht dieses Verhältniß finden, wenn die Summe des »Zusammen« einer einzigen Störung angehörte? und kann die Gleichheit zweyer Verschiedenen in höherem Maße Gleichheit seyn, als die Gleichheit in einem und demselben?

S. 344. ff. setzt nun der Verfasser seine Theorie von der Erneuerung der Empfänglichkeit aus einander. Jede Selbsterhaltung der Seele oder Vorstellung hat ein Äußerstes, bey welchem sie vollbracht seyn würde, wenn sie es erreichte; und kann

also nur wachsen, wiefern sie noch nicht zu diesem Äußersten gelangt ist. In wie weit das, was durch eine Vorstellung in der Seele geschehn soll, schon geschieht, ist die Empfänglichkeit für dies Geschehne aufgehoben; und sie ist folglich nur in so weit nicht aufgehoben, als das, was geschehn soll, eben jetzt noch nicht geschieht. Durch die bloße Hemmung einer Vorstellung entsteht also keine Erneuerung der Empfänglichkeit; denn so lange eine Vorstellung nur zum Theil gehemmt ist, wirkt sie ja noch im Bewußtseyn, und hat Einfluß auf den Zustand der übrigen Vorstellungen. Aber wohl findet die Erneuerung dadurch Statt; daß eine Vorstellung auf die statische Schwelle getrieben wird: denn in diesem Falle ist die Seele in dem Streben, diese Vorstellung wieder herzustellen, völlig gebunden; »ja dieses Streben ist eine isolirte Modifikation der Seele, indem es die wirkliche Thätigkeit, die Zustände des Bewußtseyns, nicht im mindesten abzuändern, und nach sich zu gestalten vermag« (S. 346). Dagegen die Vorstellungen auf der mechanischen Schwelle, obgleich ebenfalls aus dem Bewußtseyn völlig verschwunden, doch durch ihre Spannung das im Bewußtseyn Vorgehende bestimmen helfen. Der Hauptsatz also über die Erneuerung der Empfänglichkeit für eine Vorstellung ist der, daß dieselbe eintritt, indem die frühere, gleichartige Vorstellung auf die statische Schwelle getrieben wird. Aber damit sind unmittelbar mancherley Modifikationen dieses Satzes gegeben. Denn indem eine neue Wahrnehmung eintritt, beginnt ja auch jede frühere, gleichartige (selbst die nur zum Theil gleichartigen) sich zu erheben, weil die sie hemmenden Kräfte zurückweichen. Dann aber verschwindet sogleich die Bedingung für die vollständig erneuerte Empfänglichkeit, und mit ihr muß also auch diese verschwinden. Meistentheils jedoch erhebt sich freylich die frühere gleichartige Vorstellung sehr langsam, und daher verliert auch die vollständig erneuerte Empfänglichkeit nur allmälich, und nur ein mäßiges Quantum; wovon nur der Fall eine Ausnahme macht, wenn jene Vorstellung durch eine Menge von Verschmelzungs- und Komplikationshülfe mit den im Bewußtseyn vorhandenen Vorstellungen verbunden ist, und nur eben erst aus dem Bewußtseyn verdrängt war. Aber freylich wird in den meisten Fällen nicht eine, sondern es werden viele gleichartige Vorstellungen in der Seele ruhn, und diese sämmtlich, durch eigene Kraft, und zum Theil verstärkt durch ihre Verbindungen unter einander, sich erheben. Und diese werden dann eine Summe bilden, die immer beträchtlicher wird, und wodurch sich die erneuerte Empfänglichkeit immer schneller vermindert, ja, bey sehr häufiger Wiederholung der nämlichen Wahrnehmung, beynah plötzlich von ihrer ersten Stärke auf einen äußerst geringen Grad

gebracht werden kann. In diesem Falle befinden wir uns mit den Dingen, die wir täglich um uns sehn, und die eben deßhalb keinen merklichen Eindruck mehr auf uns machen; und es ergibt sich von selbst, daß sich unmöglich die einzelnen, aus den wiederholten Wahrnehmungen genommenen Vorstellungen, hoch ins Bewußtseyn erheben können, da ja die Summe des wirklichen Vorstellens nicht jenen äußersten Grad übersteigen kann, in welchem die volle und ganze Selbsterhaltung dieser Art bestehn würde. — Aber welcher ist dieser Grad bey jeder Vorstellung? Und wie verhält sich derselbe zu dem des einzelnen Vorstellens? Wie zu der erneuerten Empfänglichkeit, durch deren öftere Wiederholung doch unstreitig ein Wachsthum des wirklichen Vorstellens vermittelt wird? Hierauf gibt der Verfasser nirgends eine Antwort; und Rec. hat schon oben gezeigt, wie wir in Widersprüche gerathen, wenn wir diese Antwort aus seinen Sätzen zu ergänzen unternehmen. Auf keinen Fall aber könnte doch, nach der Theorie des Verfassers, die erneuerte Empfänglichkeit jemals größer werden, als die anfängliche; vielmehr müssen die sich erhebenden gleichartigen Selbsterhaltungen jene um so mehr unter diese halten, je mehrere ihrer sind, oder je öfter eine Seelenbildung wiederholt worden ist. Und doch lehren die allgemeinsten Erfahrungen gerade das Gegentheil. Je öftere Gesichtreize, Gehörreize, Geschmackreize rc. einer gewissen Art von uns aufgenommen und gehörig verarbeitet worden sind, um desto geringer wird zwar die Steigerung, welche späterhin dasselbe Reizquantum in uns hervorbringt, aber desto größer die Empfänglichkeit für sie im Allgemeinen, so daß wir ein größeres Quantum dieser Reize in uns aufnehmen können, ohne daß die Erschöpfung der Empfänglichkeit Ueberdruß und Ekel herbeyführte. Die spätere Empfänglichkeit also ist größer, als die anfängliche, und wächst (wo keine Störung dazwischen tritt) stätig mit der Anzahl der Wiederholungen. Eine Beobachtung, welche in einer auf Erfahrung gegründeten Psychologie recht wohl darin ihre Erklärung findet, daß, durch die öftere Wiederholung einer Seelenthätigkeit von einer gewissen Art, die Seelenbildung eine überwiegende Richtung nach dieser Seite hin erhält, und also mehr neues Seelenvermögen für diese Thätigkeitgattung, als sonst geschehn seyn würde, angebildet wird (ein Erfolg, der dann noch weiter nach psychologischen Gesetzen begründet werden kann); und daß überdieß von dem früher aufgenommenen Reize ein Theil wieder verloren geht, auch in den von früher her aufbehaltenen Seelenthätigkeiten also sich stets wieder von Neuem freyes (der Erfüllung mit Reiz fähiges) Seelenvermögen entwickelt. Aber des Verfassers Psychologie freylich, welche ein völlig unvermindertes Aufbehaltenwerden der einmal gebildeten See-

lenthätigkeiten behauptet, und nach welcher, unabhängig von ihren Störungen, der Seele gar keine Kräfte irgend einer Art zukommen, kann ein solches Anwachsen der Empfänglichkeit auf keine Weise erklären; und mußte also nothwendig in Hinsicht darauf mit der Erfahrung in Widerspruch treten.

Die Verhältnisse, welche das siebente Kapitel (»von den Vorstellungsreihen niederer und höherer Ordnungen, ihrer Verwebung und Wechselwirkung«) in Betracht zieht, sind so zusammengesetzt, daß ihre Erörterung eine größere Ausführlichkeit erfordern würde, als der Zweck dieser Beurtheilung verstattet. Ueberdieß beruhn sie ganz auf den früher entwickelten Gesetzen, und müssen also mit diesen stehn oder fallen. Von S. 368 an, werden mehrere einzelne Bemerkungen mitgetheilt, um den Uebergang zum zweyten Theile zu vermitteln. Die ganze Psychologie des Verfassers nämlich, zerfällt (wie schon der Titel andeutet) außer der Einleitung (S. 1 — 82), welche, neben den früher über des Verfassers Methode mitgetheilten Bemerkungen, »Blicke auf die Geschichte der Psychologie seit Descartes (S. 44 — 76) eröffnet, in zwey Haupttheile: den synthetischen und den analytischen; von denen der erste, hier gegebene, nachdem er aus dem Ich, als aus demjenigen Erkenntnißgrunde, welcher am nächsten und bestimmtesten zu psychologischen Realprincipien hinleite, die Grundgesetze gefunden, die aus diesen hervorgehenden Folgen, so weit es sich thun lassen will, entwickeln sollte; dagegen es dem zweyten, dem analytischen anheimfällt, die wichtigsten der noch übrigen Phänomene des Bewußtseyns auf die in dem ersten Theile gewonnene Kenntniß von den Gesetzen des Geistes zurückzuführen.

Zum Schlusse eröffnet der Verfasser noch die Aussicht (S. 377. ff.), daß durch seine Statik und Mechanik des Geistes die Kritik der Vernunft werde ausgeführt werden, zu welcher Kant vergebens anstrebte. Man hat im Allgemeinen längst erkannt (S. 388), »daß der Kantischen Kritik irgend etwas vorangeschickt werden müsse. Aber man wird sich nicht verhehlen können, daß Reinhold, Fichte und Schelling sich in ihren Bemühungen, die Kantischen Untersuchungen besser zu begründen, sehr weit von diesem Gegenstande entfernten; während Fries, Krug und Andere der Darstellung ihres Meisters so nahe bleiben, daß eigentlich nur die Form des Vortrags geändert wurde.« Diese mangelnde Grundlage nun, durch welche uns endlich einmal, statt des haltunglosen Hin- und Herrathens, ein wahrhaft gründliches Wissen werden würde, kann nur aus der hier unternommenen Anwendung der Mathematik auf Psychologie hervorgehn. »Was geschieht in mir (S. 380), indem ich a, b, c, d neben

und außer einander denke?... welche Modifikationen erleidet mein Vorstellen des a dadurch, daß sich mit ihm das Vorstellen des b, c, d durch die Bestimmung verbindet, b liege zwischen a und b, und c wiederum zwischen b und d? Warum ist mein Vorstellen im Uebergang von a zu d, oder von d zu a begriffen, und warum geschieht dieser Uebergang nicht sprungweise? Da alle diese Vorstellungen in mir sind, nehmen sie denn auch in mir einen Raum ein? Etwa so, wie die eingebildeten materialen Ideen, das heißt, Gehirneindrücke, in verschiedenen Theilen der Gehirnmasse neben einander liegen sollten? Wenn dieß eine lächerliche Hypothese ist, wie geht es denn zu, daß mein Vorgestelltes sich außer einander und reihenförmig darstellt, während doch die Akte des Vorstellens schlechterdings nicht aus einander gerissen werden dürfen« ꝛc. Dieß zu erklären, hätte sich, nach dem Verfasser, Kant zur Aufgabe seiner transscendentalen Aesthetik machen, auf diese Weise den Ursprung der Kategorieen suchen sollen, welche ebenfalls keine in der Seele präformirte Formen, sondern Erzeugnisse unseres Denkens, und »zwar unvollendete Erzeugnisse eines noch weiter fortzusetzenden Denkens« sind. — Auch Rec. ist der festen Ueberzeugung, daß nur durch eine wahrhaft wissenschaftliche Psychologie das Wesen und die Erkenntnißgränzen der menschlichen Vernunft gefunden werden können. Aber eine solche dürfte dann nicht, wie die des Verfassers selbst wieder auf unsichere metaphysische Spekulationen begründet werden, sondern müßte streng an die Selbstbeobachtung, und an die Zergliederung der durch diese gefundenen Resultate sich halten. Dann aber möchte sie schwerlich auf die, in den so eben angeführten Worten vom Verfasser ihr vorgezeichnete Bahn gerathen. Der Verfasser zeigt S. 379 recht gut, daß die Leerheit, welche Kant bestimmte, Zeit und Raum zu Formen reiner Anschauung zu machen, auf gleiche Weise bey allen Abstrakten sich nachweisen läßt. Dieß aber muß uns mit Recht den Verdacht einflößen, sie möchten wohl überhaupt nicht zur Form der Anschauungen gehören. Und das wird denn auch durch eine genauere Zergliederung unseres Bewußtseyns vollkommen bestätigt. Der Raum gehört nicht zur Form, sondern zur Materie der im Anschauen begriffenen Seelenthätigkeiten; nicht erst durch die Aneinanderreihung mehrerer Vorstellungen wird das Räumliche im Vorstellen erzeugt, sondern es ist schon in jedem einfachsten Elemente unserer Gesichtsthätigkeiten als Materie des Vorstellens gegeben. Und eben so verhält es sich mit der zeitlichen Ausdehnung, welche auf gleiche Weise schon in den einfachsten Elementen unseres Vorstellens, und auch schon in denjenigen sich vorfindet, aus welchen der Verfasser, durch ihre Aneinanderreihung, die Zeit erst kon-

struiren will. Auch hier also hat er sich, durch die vorgefaßten Meinungen, welche Fichte von Kant in Bezug auf die Probleme der Philosophie aufgenommen hatte, von den so einfachen Aussprüchen des allgemeinen menschlichen Bewußtseyns ableiten lassen.

Möchten dem geehrten Verfasser diese, so wie die im Vorigen über die Konstruktion seiner Psychologie vorgetragenen Bemerkungen, eine Veranlassung werden, noch einmal die Gründe seiner metaphysischen Spekulationen einer ernsten und vorurtheilfreyen Prüfung zu unterwerfen, damit seine warme Begeisterung und sein ausgezeichneter Scharfsinn in Zukunft der Wissenschaft recht reiche Früchte tragen! F. E. Beneke.

Art. III. Nachtrag zu Zimmers kurzgefaßter Biographie, oder desselben Theologie und Philosophie in gedrängter Kürze. Ein Handbuch zum wissenschaftlichen Studium der Theologie, von Joseph Widmer, Professor am Lyceum und Chorherrn an dem Stift zu St. Leodegar in Luzern. Ury, im Verlag bey Xav. Zgraggen, 1823.

Vorliegendes Werk versprach der Verfasser schon in seinen Beylagen zu der eben gemeldeten Biographie von J. M. Sailer. Der besondere Beweggrund aber, des damals gemachten und jetzt gehaltenen Versprechens, ist in folgenden Worten der Vorrede zu dem gegenwärtigen Werke niedergelegt, nämlich: »Seine (Zimmers) Schriften sind von der Art, daß sehr viele, theils sie anzuschaffen, theils sie durchzustudiren abgehalten werden.

Eine Uebersicht also und Zusammenstellung des Hauptinhaltes aller seiner Werke, mit erläuternden Reflexionen verbunden, dürfte daher nicht nur keine überflüssige, sondern vielmehr eine allgemein erwünschte Arbeit seyn.« —

Allein, eben die dadurch bewirkte allgemeinere Cirkulation Zimmerscher Ideen, bemüßigte Recensenten zu seinen Reflexionen über den Hauptinhalt dieses Werkes. Und diese, wenn auch noch so unbedeutende Beysteuer, glaubt er seiner — der katholischen Kirche schuldig zu seyn. Jedoch um allem Mißverständnisse vorzubeugen, muß Rec. die Aeußerung voranschicken: daß er, weit entfernt des hochverdienten Lehrers Verdienst um Glauben und Sittlichkeit der akademischen Jugend seines Vaterlandes zu schmälern, vielmehr alles das unterschreibt, was der Verfasser im Verlaufe seiner schätzbaren Arbeit über Charakter und Würde, Maxime und Methode des Verstorbenen im Kampfe mit zügellosen Zeit- und Amtsgenossen zur Sprache bringt. Unsere Reflexionen betreffen bloß das philosophische System des Seligen und seine Anwendung auf katholischem Boden zur spekulativen Begründung

und außer einander denke?... welche Modifikationen erleidet mein Vorstellen des a dadurch, daß sich mit ihm das Vorstellen des b, c, d durch die Bestimmung verbindet, b liege zwischen a und b, und c wiederum zwischen b und d? Warum ist mein Vorstellen im Uebergang von a zu d, oder von d zu a begriffen, und warum geschieht dieser Uebergang nicht sprungweise? Da alle diese Vorstellungen in mir sind, nehmen sie denn auch in mir einen Raum ein? Etwa so, wie die eingebildeten materialen Ideen, das heißt, Gehirneindrücke, in verschiedenen Theilen der Gehirnmasse neben einander liegen sollten? Wenn dieß eine lächerliche Hypothese ist, wie geht es denn zu, daß mein Vorgestelltes sich außer einander und reihenförmig darstellt, während doch die Akte des Vorstellens schlechterdings nicht aus einander gerissen werden dürfen« ꝛc. Dieß zu erklären, hätte sich, nach dem Verfasser, Kant zur Aufgabe seiner transscendentalen Aesthetik machen, auf diese Weise den Ursprung der Kategorieen suchen sollen, welche ebenfalls keine in der Seele präformirte Formen, sondern Erzeugnisse unseres Denkens, und »zwar unvollendete Erzeugnisse eines noch weiter fortzusetzenden Denkens« sind. — Auch Rec. ist der festen Ueberzeugung, daß nur durch eine wahrhaft wissenschaftliche Psychologie das Wesen und die Erkenntnißgränzen der menschlichen Vernunft gefunden werden können. Aber eine solche dürfte dann nicht, wie die des Verfassers selbst wieder auf unsichere metaphysische Spekulationen begründet werden, sondern müßte streng an die Selbstbeobachtung, und an die Zergliederung der durch diese gefundenen Resultate sich halten. Dann aber möchte sie schwerlich auf die, in den so eben angeführten Worten vom Verfasser ihr vorgezeichnete Bahn gerathen. Der Verfasser zeigt S. 379 recht gut, daß die Leerheit, welche Kant bestimmte, Zeit und Raum zu Formen reiner Anschauung zu machen, auf gleiche Weise bey allen Abstrakten sich nachweisen läßt. Dieß aber muß uns mit Recht den Verdacht einflößen, sie möchten wohl überhaupt nicht zur Form der Anschauungen gehören. Und das wird denn auch durch eine genauere Zergliederung unseres Bewußtseyns vollkommen bestätigt. Der Raum gehört nicht zur Form, sondern zur Materie der im Anschauen begriffenen Seelenthätigkeiten; nicht erst durch die Aneinanderreihung mehrerer Vorstellungen wird das Raumliche im Vorstellen erzeugt, sondern es ist schon in jedem einfachsten Elemente unserer Gesichtsthätigkeiten als Materie des Vorstellens gegeben. Und eben so verhält es sich mit der zeitlichen Ausdehnung, welche auf gleiche Weise schon in den einfachsten Elementen unseres Vorstellens, und auch schon in denjenigen sich vorfindet, aus welchen der Verfasser, durch ihre Aneinanderreihung, die Zeit erst kon-

struiren will. Auch hier also hat er sich, durch die vorgefaßten Meinungen, welche Fichte von Kant in Bezug auf die Probleme der Philosophie aufgenommen hatte, von den so einfachen Aussprüchen des allgemeinen menschlichen Bewußtseyns ableiten lassen.

Möchten dem geehrten Verfasser diese, so wie die im Vorigen über die Konstruktion seiner Psychologie vorgetragenen Bemerkungen, eine Veranlassung werden, noch einmal die Gründe seiner metaphysischen Spekulationen einer ernsten und vorurtheilfreyen Prüfung zu unterwerfen, damit seine warme Begeisterung und sein ausgezeichneter Scharfsinn in Zukunft der Wissenschaft recht reiche Früchte tragen! F. E. Beneke.

Art. III. Nachtrag zu Zimmers kurzgefaßter Biographie, oder desselben Theologie und Philosophie in gedrängter Kürze. Ein Handbuch zum wissenschaftlichen Studium der Theologie, von Joseph Widmer, Professor am Lyceum und Chorherrn an dem Stift zu St. Leodegar in Luzern. Ury, im Verlag bey Xav. Zgraggen, 1823.

Vorliegendes Werk versprach der Verfasser schon in seinen Beylagen zu der eben gemeldeten Biographie von J. M. Sailer. Der besondere Beweggrund aber, des damals gemachten und jetzt gehaltenen Versprechens, ist in folgenden Worten der Vorrede zu dem gegenwärtigen Werke niedergelegt, nämlich: »Seine (Zimmers) Schriften sind von der Art, daß sehr viele, theils sie anzuschaffen, theils sie durchzustudiren abgehalten werden.

Eine Uebersicht also und Zusammenstellung des Hauptinhaltes aller seiner Werke, mit erläuternden Reflexionen verbunden, dürfte daher nicht nur keine überflüssige, sondern vielmehr eine allgemein erwünschte Arbeit seyn.« —

Allein, eben die dadurch bewirkte allgemeinere Cirkulation Zimmerscher Ideen, bemüßigte Recensenten zu seinen Reflexionen über den Hauptinhalt dieses Werkes. Und diese, wenn auch noch so unbedeutende Beysteuer, glaubt er seiner — der katholischen Kirche schuldig zu seyn. Jedoch um allem Mißverständnisse vorzubeugen, muß Rec. die Aeußerung voranschicken: daß er, weit entfernt des hochverdienten Lehrers Verdienst um Glauben und Sittlichkeit der akademischen Jugend seines Vaterlandes zu schmälern, vielmehr alles das unterschreibt, was der Verfasser im Verlaufe seiner schätzbaren Arbeit über Charakter und Würde, Maxime und Methode des Verstorbenen im Kampfe mit zügellosen Zeit- und Amtsgenossen zur Sprache bringt. Unsere Reflexionen betreffen bloß das philosophische System des Seligen und seine Anwendung auf katholischem Boden zur spekulativen Begründung

geoffenbarter Wahrheiten, von welchem Systeme der gegenwärtige Verfasser selbst gesteht (S. 186): »daß über Werth und Unwerth desselben nicht von einem anderen aus (mit dem es allerdings eine sehr auffallende Aehnlichkeit habe), sondern allein von ihm selber aus, geurtheilet werden dürfe.« (Und warum nicht von einem Andern aus?) — »Denn, heißt es weiter, wenn es auch noch so auffallende Aehnlichkeit mit einem anderen Systeme hat, und nicht unabhängig von außen, aus eigenthümlicher Geistesanschauung entstanden seyn sollte; so hat es gleichwohl in der Durchbildung Eigenheiten erhalten, die für sich gewürdigt seyn wollen. Es trägt zwar die Physiognomie eines fremden Vaters, kann aber doch als ein wohl- oder übelgerathener Sohn, Tugenden und Gebrechen haben, die nicht dem Vater, sondern allein dem Sohn zugeschrieben werden müssen, und hat auch solche wirklich.

Diesen unparteyischen Worten gemäß, war Rec. darauf gefaßt, die Schatten- und Lichtseite der Zimmerschen Schriften in besagten Reflexionen gewürdigt zu finden; fand sich aber durchaus getäuscht in seinen Erwartungen.

Darum wird es der Verfasser so wenig, als die sonstigen Verehrer des Verstorbenen, übel deuten, wenn wir Diesem das Versprechen Jenes halten; wenn auch von Niemand anderen, als von der Wahrheit der Lehre seiner Kirche aufgefordert, zumal da Rec. dem Verstorbenen ein größeres Recht widerfahren läßt, als sein gegenwärtiger Kommentator. Denn Rec. glaubt, daß die Gebrechen des Sohnes bloß dem Vater, so wie die Tugenden dem Sohne allein zuzuschreiben seyen. Der philosophische Vater aber des theologischen Sohnes ist dießmal die sogenannte Identitätslehre Schellings.

Um aber die Gebrechen des Sohnes im Vater nachzuweisen, kann Recensent keineswegs den Vater ganz übergehn, und den Sohn nur aus ihm selber beurtheilen, wie der Kommentator vorschlägt; er muß nothgedrungen, aus Achtung für den Sohn, Einiges über Gemüthsart und Schicksal des Vaters voranschicken. Ohne Bild zu reden: Nur vom Standpunkte der Identitätslehre aus, kann Zimmers Spekulation und seine Uebertragung auf den geoffenbarten Boden seiner Kirche, beurtheilt werden, wenn das Urtheil nicht zum Nachtheil, das heißt, zur Verurtheilung der letzteren ausfallen soll, selbst bey solchen Lesern, die aus eigener Erfahrung wohl wissen: Was der jedesmalige Zeitgeist für eine Allgewalt ausübt über jeden Sohn der Zeit, ausgenommen, wenn der letztere von der Vorsehung eigens, wie Moses im Schilfrohre erhalten wird, weil vorbehalten: der Retter, wenn nicht seiner Zeit, doch seines Volkes (im größeren oder kleineren Kreise) zu seyn. — Also

I. Was unterscheidet Zimmers (des Philosophen) System von der Identitätslehre? Ferner:
II. Was unterscheidet dasselbe in Verbindung mit der Theologie, von der reinen Lehre seiner, d. h. der katholischen Kirche?

*) Diese zwey Hauptfragen bezeichnen im Allgemeinen die Pole der Achse, um welche sich die jetzt folgende Darstellung bewegen soll, und zwar (abermal sey's gesagt) zu keinem anderen Endzwecke, als: um den nach wissenschaftlicher Bildung strebenden Theologen unserer Kirche, Winke über Behutsamkeit zu geben, wenn jener in Vertheidigung und Begründung geoffenbarten Wahrheiten seiner Kirche, in einer Zeit, die jedem Götzen eher, als Jehova nachrennt, von eben dieser Zeit sich die Scheidemünze ausborgt, um sie mit gleicher Münze zu bezahlen. In diesem Wechselgeschäfte glauben viele schon Alles gethan zu haben, wenn sie die ausgeborgte Münze nur unter ihren Prägstock legen, um ihr ein neues Gepräge der alten Kirche zu geben, unbekümmert um die Folge; Was zu erwarten stehe, wenn das frühere Gepräge eben so gut durchschlagen, als das neuere schlecht vorschlagen sollte, was der Fall ist: wenn die Eule Minervens die heilige Taube der Kirche verdrängt.

Es gibt nicht bald in einer leicht beweglichen, und deßhalb eben schwer bewegten Zeit etwas Heiligeres, aber darum auch Gefährlicheres, als der Beruf zur Spekulation, zu welcher jetzt sich, leider! eben so viele berufen dünken, als zur Konstruktion der Konstitutionen in Staaten; allein die Grundbedingung aller Fortschritte in der höheren Philosophie ist auf kirchlichem Boden (und warum nicht auch außer demselben) Resignation; in der Sprache der Kirche heißt sie Demuth, lebendig im Gehorsam gegen die in dieser klar ausgesprochene und von ihr, zu allen Zeiten, treu bewahrte Wahrheit der fleischgewordenen ewigen Liebe. Treu — und klar — ausgesprochen und bewahrt — folglich auch nicht zu entschuldigen: wenn man im Konkordanztaumel befangen (der oft nichts anders ist, als ein verwelkter und überreifer Toleranzkitzel) die Sonnenuhr (um nicht zu sagen, die Sonne selber) nach der Tascheuuhr, statt umgekehrt, diese nach jener richtet, ohn vorher bewiesen zu haben, daß die Substrata der Sonnenuhr (wo nicht gar die Polhöhe des Planeten) sich verrückt und verschoben haben. — Ohne diese Grundbedingung, die

*) Diese Differenzen aber kann Recensent hier nur im Großen auseinander setzen, ohne sich ins Detail einzulassen. Er hat daher nur die Ansichten des Verfassers: 1) über Sündenfall und Erlösung; 2) Kirche und Kirchenrecht herausgehoben.

stets zugleich Nachahmung ihres Vorbildes ist, das Seiner selbst vergessend, Knechtsgestalt anzog, ist auch der schönste Gedanke bey aller Großartigkeit sicher der Gefahr ausgesetzt, zur Unart und Unnatur herabzusinken; wie die Geschichte der Philasophie deutlich lehrt, am Ufer der Ganges und Nils, wie an den Ufern des Rheins und der Oder. Was der Geist nur im höchsten Fluge seiner Gedanken zu erreichen befugt ist, das zieht er mit Unfug stets zu sich herab, wenn er sich der Mühe gereifter Anstrengung, d. h. der Geduld überheben will, bis ihm zu seiner Zeit, unter der Gnade von Oben allmählichem, aber auch allmächtigem Einflusse, die Schwingen zu höherem Aufschwunge erwachsen sind — *).

Möchten doch alle gläubigen Denker bey ihrer Ueberzeugung, daß die Zeit vor der Thür ist: wo der »Mensch der Sünde und der Sohn des Verderbens« offenbar werden wird und will, nicht vergessen: daß jene Zeit nur das Komplement von dieser ist, die der Weltapostel mit den Worten bezeichnet: daß sie verlassen werde, die nüchterne Lehre; dafür aber sich hindrängen zu Fabeleyen und Hirngespinsten; auf daß der denkende Gläubige nicht genöthiget werde: jenen, die gläubige Denker genannt seyn wollen, laut und öffentlich zu gestehen (da selbst Sie laut und öffentlich predigen), daß sie die Bundeslade zum Postament des Zeitgötzen herabwürdigen. — Und nun zur Sache. Die Antwort aber auf die Frage: Wodurch unterscheidet sich Zimmers System von der Identitätslehre, nöthigt uns etwas über die letztere, zum Verständnisse der Antwort vorauszuschicken.

I. a) Die Eigenheit der Identitätslehre wird von ihren Verehrern als darin bestehend angegeben, daß sie sey: die einzige, wahrhaft philosophische Spekulation, und zwar deßhalb, weil sie allein Vernunftwissen sey, und daher zugleich absolutes und organisches Wissen, im Gegensatze also mit dem Wissen des bloß reflektirenden Verstandes, der deßhalb bloß ein mechanisches oder atomistisches Wissen zu liefern im Stande sey. Diese Apotheose kann nur einleuchtender werden, durch Beleuchtung des Standpunktes und der Stufen, auf welchen ihre Anhänger zu jenem emporsteigen.

Wir wollen das Nothwendigste in aller Kürze den Lesern zum leichtern Verständnisse der vorliegenden Arbeit (besonders in

*) Rec. verbietet sich, diese Stelle, bey dem gänzlichen Mangel einer persönlichen Bekanntschaft mit dem verewigten Autor, als ein Urtheil über dessen Persönlichkeit anzusehen; es soll damit nur das bekannte: Nonum prematur in annum, auch Philosophen ins Gedächtniß gerufen seyn.

theologischer Hinsicht) mittheilen. Das zu lösende Problem der Philosophie, als Metaphysik, hat man seit Kant dahin bestimmt, nämlich: die objektive Realität unserer Vorstellungen (die Wahrheit derselben) im letzten Grunde nachzuweisen, d. h. auszumitteln: die Uebereinstimmung der Vorstellung mit dem Gegenstande, oder die Einheit des Subjektiven und Objektiven. Versinnlicht hat man diese Aufgabe in der Formel: a = b (Subjektives = Objektives).

Daß nicht sowohl der Zweifel über das einstimmende Verhältniß des Subjektiven und Objektiven, als vielmehr der Versuch, jenes befriedigend zu lösen, als bestimmt vorgelegte Frage, ein Produkt des vorigen Jahrhunderts in seinen letzten Decennien war, wird den Kennern der Geschichte nicht unbekannt seyn.

Kant selber hat aber für die positive Lösung jenes Problems nichts gethan, indem er erklärte: man müsse bey dem reinen Faktum des Bewußtseyns stehen bleiben, vermög welchem die reine Synthese der Apperception (d. h. die Grundsynthese des Subjektiven und Objektiven) im reinen Bewußtseyn gegeben sey, indem alle weitere Nachfrage vergeblich sey, da der Mensch nie über seine subjektive Vorstellung hinaus, ins objektive Seyn der Dinge hinüber mit Erfolg greifen kann.

Sein Dienst war indessen doch ein negativer gegen die Anmaßung des Scepticismus sowohl als Dogmatismus, von welchem jener das Ding an sich eben so keck laugnete, als dieser es ohne Verantwortung setzen wollte.

Anhänger der Identitätslehre wollen behaupten: daß auf dem Gebiete der bloßen Reflexion befangen, im Gegensatze des Gegebenen auch nichts Besseres und Höheres zu erreichen gewesen sey, als die Gleichsetzung des Subjektiven und Objektiven im reinen Bewußtseyn faktisch anzuerkennen, ohne die Identität beyder selbst nachzuweisen. Indessen so viel ist doch gewiß, daß Fichte bey gleichem Standpunkte (des Gegensatzes nämlich) doch einen positiven Schritt vorwärts zur Lösung des gegebenen Räthsels that; indem er alles Objektive, aus dem Subjekte deducirte, alles Nicht-Ich als Setzung des Ich erklärte. Dadurch wurde nun zwar eine Antithese aus der anderen erklärt, die Gegensätze aber wollte man sich noch keineswegs deßhalb schon als Gleichsetzung gefallen lassen, weil der Eine aus dem Andern, oder vor dem Andern gesetzt sey. Denn das Aus sey noch nicht ein Gleich; auch könne man eben so leicht aus dem gesetzten Gliede des Ge-

gensatzes ein Setzendes, wie umgekehrt, machen, was auch schon lange vor Kant und Fichte der krasse Materialismus versucht hatte.

Den letzten und einzigen Schritt für die Lösung der Aufgabe wagte nun Schelling, indem er zu diesem Zwecke die eigentliche Funktion (die intellektuelle, auch rationelle Anschauung), d. h. rein geistige, durch nichts vermittelte Funktion des Geistes in seiner freyen Entäußerung von allem Stoffe, von allem Sinne fand. Nur durch diesen Vernunftblick erfasse die Spekulation den Punkt ursprünglicher Einheit, von dem aus Seyn und Erkennen (Objektives und Subjektives) sich parallel gestalte; in und durch welche beydes schlechthin identisch sey. Durch diesen Blick erhebe sie sich über das Gebiet der Erscheinungen zur Quelle aller Erscheinung.

Sie steige nicht erst von diesen zu jenen auf, sondern sie stehe uumittelbar auf der Höhe jener identischen Einheit, die ihr das Erste, Wesentliche, Allgemeine sey. Und das sey ihr Gebiet. Auf diesen allein werden das Aequale zwischen Subjekt und Objekt nicht bloß faktisch im synthetischen Akte des reinen Bewußtseyns ergriffen, sondern selbst begriffen in dem = x, welches x nicht bloß in den Gegensätzen walte, sondern über allen Gegensätzen lebe, und aus dem alle denkbaren Gegensätze hervorgehen, mithin als die erste und letzte Quelle, als die Eine Substanz (das durch sich allein Selbstständige) anerkannt werden müsse. Versinnlicht wurde diese Lösung des Problems durch die Formel:

$$\begin{array}{c} x \\ \vdots \\ a = b. \end{array}$$

Es darf aber nicht vergessen werden, daß sich in der Biographie der Identitätslehre zwey Epochen wohl unterscheiden lassen, nämlich: eine, wo jenes x als bloße absolute Indifferenz des a + b angesetzt wurde, und eine, wo jenes x als Indifferenz und absolute Identität zugleich angegeben wurde.

Jedes Mal und immer unterschied zwar Schelling in Gott (x) ein Dreyfaches: den Ungrund — Grund (des Existenten) und die Existenz, aber nach den verschiedenen Epochen fiel auch die Bestimmung jener Grundbegriffe verschieden aus.

Denn unmittelbar aus Gott (heißt es ein Mal), als der absoluten Indifferenz, bricht seine Dualität der Prinzipien (Differenzen = Doppelgrund des Existenten) hervor, und zwar (was wichtig ist) nicht etwa, daß der Ungrund, Beyde zu-

gleich sey, sondern daß er in Jeden von Beyden das Ganze als Eigen = Wesen sey.

Diese Principe sind zwey gleich ewige Anfänge der Selbstoffenbarung des Un- und Urgrundes. Der erste Anfang zur Schöpfung ist der Wille des Urgrundes, sich selbst zu gebären, d. h. Grund zu werden. Der zweyte Anfang ist der Wille der Liebe, wodurch das Wort in die Natur ausgesprochen wird, und wodurch Gott sich erst persönlich macht. Der erste Wille ist kein bewußter, der zweyte aber schlechthin bewußt und frey. Jedoch jener nicht bewußte Wille ist, wie jede Lust, nicht ganz bewußtlos, weil er Sehnsucht ist, sich selbst zu gebären. Vermittelst dieser Sehnsucht erzeuget sich in Gott eine innere reflexive Vorstellung, durch welche Gott sich selbst im Ebenbilde erblickt. Diese Vorstellung ist das Erste, worin Gott verwirklicht wird, obgleich nur in ihm selber.

Diese Vorstellung ist zugleich der Verstand jener Sehnsucht, ihr Wort. Der ewige Geist aber (der Sehnsucht und Verstand in sich empfindet) spricht als Liebe, die er selber ist, jenes Wort aus, als sichtbare Natur. Und so wird Verstand und Sehnsucht zusammen freyschaffender Wille, der in der anfangs regellosen Natur, als in seinem Elemente, allmächtig bildet und wirkt.

Gott ist daher nur als lebendige Einheit von Kräften zugleich die höchste Persönlichkeit, in sofern er sich nämlich in zwey gleich ewige Principe theilend, Leben und Liebe (d. h. persönliche Existenz) wird, welches Beyde in ihm nicht zugleich oder Eins seyn könnte, ohne aufzuhören, Ungrund, Indifferentes (keins von Beyden) zu seyn. So Schelling nach Eschenmayers gelungener Darstellung.

Klar ist es, daß auf dieser Stufe der Identitätslehre Gott als Urgrund ohne Selbstbewußtseyn und Persönlichkeit gedacht werde, weil beydes außer den indifferenten Ungrund, dafür aber in den Grund (d. h. in die Differenz) der erschaffenen Natur falle.

In der zweyten Epoche aber, wo die Indifferenz zugleich als Identität erklärt wurde, lautet das Hauptdogma der Identitätslehre anders, nämlich: Es ist nur Ein Absolutes, die absolute Vernunft = absolute Identität des Denkens und Seyns = des Idealen und Realen = des Subjektes und Objektes = des Unendlichen und Endlichen = des Allgemeinen und Besonderen = der Möglichkeit und Wirklichkeit, des Wesens und der Form,

Diese Gegensätze sind in Gott keineswegs getrennt, und dieses Absolute ist: »Gott« *).

Daß diese Modifikation des Systems von seinem Schöpfer in keiner anderen Absicht unternommen worden seyn dürfte, als aus reiner Liebe zu Gott, als dem Urgrund, um ihn aus den schimpflichen Fesseln seiner ungründlichen Unmündigkeit zu befreyen, wird schon aus den bitteren Vorwürfen derjenigen klar, die das goldene Zeitalter der nun wiedergebornen Spekulation (in welchem der Alte der Tage seinen Kopf unter den Armen trägt) vor Freude nicht erwarten konnten, und deßhalb auch nicht aufhören konnten, dem großen Meister den erniedrigenden Vorwurf zu machen: Er habe sich von Plato verführen lassen. So viel über die Identitätslehre.

b) Es fragt sich nun, zu welcher Gestaltung der Identitätslehre bekannte sich Herr Zimmer, wenn sein Kommentator von ihm sagt: Vertraut mit Schellings hoher Ansicht der Dinge, behauptet er, die reelle Wirksamkeit der rein intellektuellen Anschauung; auf dieser, als dem höchsten und tiefsten, ja einzig gültigen Principe ruht sein philosophisches System.« (S. 194.)

Die bündigste Antwort gibt der Kommentator in der Stelle, wo er das zuverläßigste Kriterium der intellektuellen Anschauung angibt, um dieses gegen den Vorwurf eines Trugbildes der Phantasie zu sichern. Er sagt, daß sie sey: die unmittelbar einleuchtende Gewißheit, der gänzlichen Einheit des Erkennens und des Erkannten = des absoluten Denkens und absoluten Seyns, welche Gewißheit zur höchsten Evidenz dann erhoben werde, wenn Gott nicht mehr im Gegensatze zum Denken, sondern wenn der Gegensatz des Denkens selber, als in Gott enthalten und mit Gott Eins, mithin Gott als Einheit des Denkenden und Gedachten geschaut wird. S. 198. Intellektuelle Anschauung ist also: Unmittelbare Erkenntniß Gottes, als eines sich selbst erkennenden Subjektes, und als solche zugleich Seyn Gottes, da in ihr Erkennen = Seyn, und Seyn = Erkennen, d. h. Einheit des Subjektes und Objektes ist.

*) Es ist klar, daß, was dem früheren Systeme an Konsequenz, dem späteren an Kühnheit abging.

Nahe stand dort Schelling der Idee einer Kreation, die er hier der Emanation (d. h. dem Begriffe in seiner Ausdehnung aufs Universum und Gott) zum Opfer brachte, und hiermit zugleich die gewaltigen Schwingen seines spekulativen Geistes unter das Richtbeil des Welt-Zeitgeistes legte.

Wir wissen also, daß Herr Zimmer der reformirten Identitätslehre zugethan war.

II. Theil. 1. Abtheilung. Wir wollen nun auch untersuchen, wie die Uebertragung derselben auf den Boden geoffenbarter und von der Kirche ausgesprochener Wahrheiten, zum Behufe einer tieferen Erfassung und Begründung, ausgefallen sey. Nach Aussage des Kommentators soll sich Zimmers Tief- und Scharfblick vorzugsweise darthun in der Veranschaulichung der Hauptsache in der Identitätslehre, nämlich: Wie die ewige Form des Absoluten (das All in Zeit und Raum, das All als Natur- und Geisterreich) dem Wesen Gottes gleich, und das Wesen selber sey. S. 149. Da diese Hauptsache gerade mit einer Fundamentallehre im System der geoffenbarten Wahrheit zusammenfällt, nämlich mit der Creatio universi, so wird sich seine Untersuchung allerdings schneller beendigen lassen.

Recensent fühlt sich daher bemüßiget, um nicht etwa den Lesern auf Kosten des Verfassers genug zu thun, aus der im Kommentar gelieferten vollständigen Darstellung die entscheidendsten Paragraphe anzusetzen. Der Verfasser unterscheidet im Absoluten (in Gott) Wesen und Form, und setzt beyde zugleich in unzertrennlicher Einheit.

a. Von der absoluten Form heißt es §. 124, S. 205: daß sich vermöge derselben das göttliche Wesen nothwendig theile in eine ideale Formen-Zweyheit, und sich in beyden offenbare ohne Veränderung seines Wesens. Eine dieser Formen heißt die des Seyns, die andere des Denkens. In beyden ist das Ganze ungetheilte Wesen, nur tritt es in der einen mehr als Seyn, in der anderen mehr als Denken hervor.

Denken und Seyn sind die zwey unermeßlichen Spiegel, in welchen sich die Gottheit, zu Folge der in ihrem Wesen gegründeten absoluten Form ins Unendliche fort, abbildet.

Aus der absoluten Form Gottes gehen also die reale Formen-Zweyheit oder die relativ unendliche Form, Seyn und Denken, aus; so wie dann aus diesen (nach dem Gesetze derselben göttlichen Offenbarung) die endlichen Dinge des Alls; und wie jene, bestehen auch diese in Gott.

b. Vom Wesen Gottes spricht §. 126, daß es sey: Eine unendliche Selbstbejahung in dreyfacher Form. Die Selbstaffirmation in der Form der Einheit und Allheit entspricht dem Vater.

In der Form der Allheit in der Einheit — dem Sohne. In der Form der Einheit in der Allheit — dem Geiste. Diese

relativem Seyn keinen anderen, als einen bloß quantitativen Unterschied an, folglich auch zwischen Geist und Natur (Freyheit und Nothwendigkeit) im relativen Seyn keinen andern.

Wem diese Behauptung bisher nicht aus der rein scientifischen Darstellung des Verfassers einleuchtet, der höre eine unter allen Liebhabern der Identität gleich beliebte symbolische, vermög welcher das Verhältniß zwischen relativem Seyn (nach Substanz und Accidenz) und absolutem Seyn parallelisirt wird mit dem Verhältnisse des mathematischen Kreises und seiner Bestandtheile (S. 1.)

»Erscheinen und Seyn im relativen verhält sich zum absoluten Seyn, wie Peripherie und Radien zum Centrum.«

Da nun aber zwischen diesen drey Bestandtheilen kein wesentlicher Unterschied obwaltet, da der Radius der ausgedehnte mathematische Punkt ist, so wie die Peripherie nur die Gränze der Ausdehnung ist; so ist ja sonnenklar, daß der Verfasser unter Pantheismus nichts anderes versteht, als den Spinozismus, der die eine Ur- und Grundkraft aus einander gehen läßt (von Ewigkeit her) in die Denk- und Schwerkraft; er mag nun übrigens diese Kräfte bloß als Erscheinungen jener Einen behandeln, oder sie, als unter einander verschiedene Substanzen betrachten, wovon jede wieder ihre eigene Erscheinungswelt begründet. Es ist aber eine sehr einseitige Ansicht, wenn man den Pantheismus nur als Spinozismus kennt, der doch nur unter den mannigfaltigen Modifikationen des erstern Eine ist, und zwar eben nicht die gelungenste, weil sie Gott in der Natur (besser Kreatur) verliert, ein Umstand, den die Vertheidiger der Identitätslehre (wenigstens auf katholischem Boden) durchaus von allem und jedem Pantheismus behaupten möchten, um sich zu salviren bey ihrer Uebertragung jener Lehre auf den Boden der Kirche zur Darstellung und Begründung geoffenbarter Wahrheiten.

Der Pantheismus aber nimmt der Formen verschiedene an, die sich aber nichts desto weniger systematisch rekonstruiren — ja fast (ohne Uebertreibung zu reden *) mathematisch ausrechnen lassen.

*) Und zwar deßhalb ohne Uebertreibung, weil das Fundament jener mathematischen Berechnung nur eine Aequation ist, welche drey verschiedene Größen in ihrer größtmöglichen Verschiedenheit mit einander und unter einander eingehen können, nämlich: Gott, Geist und Natur. Jener als absolutes, dieser als relatives Seyn. Auch darf nicht vergessen werden, daß

Ja man kann ohne Vorliebe zur Paradoxie behaupten, daß der eine Irrthum im Gegensatze mit der einen Wahrheit kein anderer, als der Pantheismus ist; jeder andere, er mag heißen wie er immer wolle, ist doch immer mehr oder weniger durchgeführter Pantheismus.

Da sich Recensent über diesen Punkt schon im XXV. Bande dieser Jahrbücher ausgesprochen, so kann das Folgende nur eine gedrängte Uebersicht mit Berichtigung einzelner zuvor dunkel gelassener Stellen seyn.

b) Wenn die Philosophie in der Metaphysik das Verhältniß des relativen zum absoluten Seyn angeben will, nach dem Standpunkte, auf welchen die Offenbarung den Menschen stellt und erhebt; so kann aus jener Angabe kein anderes Verhältniß folgen, als ein qualitativ verschiedenes zwischen Gott und Kreatur. Sie kann ferner im relativen, d. h. kreatürlichen Seyn, kein anders zwischen Geist und Natur festsetzen, als wieder nur ein qualitativ verschiedenes. Warum? Weil der Standpunkt der Offenbarung den Thatsachen des unmittelbaren Bewußtseyns keineswegs widersprechen will, welche den Geist als frey und die Natur als nothwendig schlechtweg promulgiren.

Die höhere Theologie also (als Philosophie der Offenbarung und ihrer Aussagen) erklärt das relative Seyn (in seiner Duplicität und auf jeder der beyden Seiten, nach Substanz und Erscheinung) als Kreatur, d. h. als Affirmation und Manifestation eines absoluten Willens. Dem Pantheismus aber ist die Kreation einer Substanz (im Allgemeinen und Besonderen, ohne Ausnahme) ein Unding, ein Unmögliches. Und hiermit liegt die Wurzel aller Differenz zwischen Spekulation ohne und mit Offenbarung (d. h. in und außer derselben) am Tage. Kann sich aber die der Offenbarung entgegengesetzte Weltansicht nicht zur Idee einer kreirten Substanz erheben; so folgt von selbst, daß sie als Metaphysik ihre Aufgabe, nämlich die Bestimmung des Verhältnisses zwischen relativem und absolutem Seyn nur dahin lösen kann, daß sie jenes Verhältniß identificirt und gleich setzt mit dem Verhältnisse zwischen Substanz und Accidenz (d. h. zwischen Wesen und Form = Seyn und Erscheinen = Noumenon und Phänomenon).

c) Der eine Irrthum aber, nämlich die reine Nega-

---

jene möglichste Verschiedenheit auch von dem Verhältnisse der Accidenz zur Substanz in jeder Sphäre des Relativen zum Theile mit bedingt ist.

tion all und jeder kreatürlichen Substanz kann sehr verschiedene Gestalten annehmen, je nachdem er jene Eine, folglich absolute Substanz theils an und für sich, theils in ihrer Selbstoffenbarung auffaßt und festhält.

α. Jene eine Substanz, an und für sich betrachtet, kann entweder als Physis oder als Psyche aufgefaßt werden.

Im ersten Falle entsteht das System des Materialismus, im zweyten das des Spiritualismus. In jenem ist der Geist nur potenzirte Natur, in diesem ist die Natur depotenzirter Geist. Beyde Systeme aber verlieren Gott in der Natur, das Absolute im kreatürlichen Seyn *).

β. Jene eine Substanz aber in ihrer Selbstoffenbarung betrachtet, geht über — entweder in zwey uranfängliche Principien, so zwar, daß sie in Jeder von Beyden das Ganze ist, und außer beyden nicht mehr vorhanden, oder sie theilt sich in zwey uranfängliche Modifikationen, folglich ohne sich selber aufzuheben, wie sie als solche vor allem Uebergange in die manifestirte Duplicität bestand. Jenes behauptete die frühere Identitätslehre — dieses der Pantheismus des Spinoza. Es kann endlich auch die eine Substanz nicht nur in, sondern auch überdieß noch außer aller Duplicität der Erscheinung angenommen werden, gleichsam im gebundenen Zustande, folglich auch, ohne wechselseitiges Uebergewicht der beyden Elemente, wie solches in jener Duplicität erst vorkommt. Und diese Ansicht ist die der reformirten Identitätslehre.

γ. Dieses Außer aber kann wiederum entweder als ein Ueber oder als ein Unter festgehalten werden.

Im ersten Falle steht das Absolute, ohne und vor seiner Manifestation im relativen Seyn, als ein in sich zwar voll-

---

*) Unter die eben nicht konsequenten Modifikationen des Spiritualismus gehört auch die Ansicht, welche für die eine geistige Substanz noch ein Bildungsmateriale postulirt, unter dem Titel: Materie. Diese wird sodann nicht nur als todte Masse rein atomistisch behandelt, sondern überdieß in eine sogenannte grobe und feine eingetheilt, wovon jene als Produkt der Sünde, diese aber als paradiesische, ätherische Hülle vor aller Sünde erklärt wird.

So schwer hält es, den Dualismus des relativen Seyns, nach Angabe des niedern Bewußtseyns, zu verstecken! Ueberall verräth er die Gewaltthätigkeit (die ihm vom höhern Bewußtseyn angethan wird) mit List und Gewalt, wie ein gestohlenes Gnadenbild!!

kommenes, aber doch mittelst Manifestation erst vollendetes Wesen da.

Im zweyten Falle aber ist die Manifestation die Vollendung und Vervollkommnung zugleich, in nothwendiger Entwicklung der Einen absoluten Substanz.

Dort wie hier aber ist alle Manifestation nur Emanation und keine Kreation, eben weil sie nichts anders als eine organische Entwicklung des Göttlichen ist.

(Daß diese Entwicklung übrigens doppelter Art seyn könne, nämlich entweder, daß in beyden Gliedern des Universums das eine Absolute in seiner Doppelnatur (als Seyn und Denken), jedoch mit abwechselnder Vorherrschaft des einen oder des andern Elementes auftrete; oder, daß jedes der beyden Glieder nur Ein Element in seiner reinen Herrschaft darstelle; und daß zu jener Entwicklung sich Schelling, zu dieser sich Spinoza bekannte, ist bereits gezeigt worden).

δ. Ja die Tagesgeschichte der Philosophie berichtet einen ganz eigenen Versuch des spekulativen Geistes in der Rekonstruktion des Universums, vermög welchem das relative zum absoluten Seyn sich verhält, wie die verneinende zur bejahenden Sphäre des Begriffes.

Vermög welchem ferner, der Gegensatz im relativen Seyn (Denken und Seyn = Geist und Natur) als nothwendiger Reflex des ursprünglichen absoluten Gegensatzes (zwischen positiver und negativer Begriffs-Sphäre) aufgestellt wird.

Die Identitätsmitte aber, die nach Schelling, Gott (als Indifferenz von Seyn und Erkennen) war, fällt in diesem Versuche in das Gleichungszeichen (=), welches er zwischen Gott (als absolutem und positivem Seyn) und zwischen relativem und negativem Seyn ansetzt; so, daß das ganze System der alten Identitätslehre nur das eine und zwar linke Glied dieses neuen Systems ausmacht *).

In allen diesen Konstruktionen aber erscheint das Verhältniß zwischen relativem und absolutem Seyn nur als ein Verhältniß des Besondern zum Allgemeinen. Das kreatürliche (besser emanirte oder gezeugte) Seyn erkennt im Absoluten nur sein Genus, entweder als organisch ausgebildetes Mannweib, oder als unausgebildeten Kryptogamisten.

Ob das Absolute selber, nach der Emanation noch vorhan-

*) Siehe meine Darstellung des Hegelschen Systems im XX. Bande der Jahrbücher, sammt dem Schema seines und Schellings Systems.

den ist (als solches), oder nicht, gleichviel; denn dieser Unterschied ändert im Wesentlichen gar nichts, und drückt im Systeme selbst nichts anders aus, als, das dunklere und hellere Bestreben: das relative, endliche Seyn, im Absoluten, Unendlichen eben so zu begreifen, wie die Art in und aus ihrer Gattung begriffen wird.

So viel über die konsequente Durchführung des Grundgedankens: der Negation nämlich einer kreatürlichen Substanz, konsequent deßhalb, weil sie mit den beyden Gliedern des relativen Alls vorgenommen wird. Inkonsequente Durchführungen liefern die schalen und flachen Systeme des Semipantheismus, je nachdem jene Idee nur auf eine der beyden Hemisphären (auf Geist oder Natur) angewendet wird. Wie aber immer diese Anwendung geschehen möge, immer entsteht ein Dualismus zwischen absolutem und kreatürlichem Seyn, wovon dieses als Erschaffen, jenes als Unerschaffen gedacht werden muß.

Fällt die Konsequenz auf die intelligente Seite des Universums, so heißt das System: Rationalismus, im widrigen Falle aber: Naturalismus. Allein selbst auf dem Standpunkte der Offenbarung, der die Idee einer geschaffenen (nicht gezeugten) Substanz darbietet, zur Wahrnehmung, können noch Aberrationen Statt finden, wenn die Thatsachen des unmittelbaren Bewußtseyns, welche die Offenbarung durchaus in Schutz nimmt, nicht betrachtet, oder bereits in willkürlicher Deutung verdrehet worden sind.

d) Und dieß wird uns den Uebergang bahnen zur Erörterung unserer Behauptung, nämlich: daß der Pantheismus nur so lang vermieden werde, als der Dualismus der Substanzialität im relativen Seyn festgehalten werde, wenn wir zuvor noch Einiges über jene Aberration auf geoffenbartem Standpunkte werden berichtet haben.

Unter den vielen Systemen, die sich aus der Identitätslehre entwickelt haben (und zwar, als Ehrenrettungen des Absoluten in dem Grade, als sie diesem neben dem Pulsschlage des göttlichen Herzens, auch den lichten Gedanken des göttlichen Hauptes revindicirten) gehört auch jenes, welches von zwey Absoluten spricht, wovon das Eine als Kreatur (im Sinne der Offenbarung), das Andere, als Schöpfer aufgestellt wird, und zwar jenes unter dem Namen Weltseele, dieses unter dem Namen Gott *).

*) Siehe Eschenmayers Religions-Philosophie, recensirt mit der Hegelschen im XX. Bde. der Jahrbücher 1822.

Im Absoluten (als Weltseele) findet diese Spekulation den zureichenden Grund für die physischen und psychischen Pôtenzen im relativen Seyn. Sie erklärt sie nämlich als Trübungen (Depotenzirungen) der (in der Weltseele in ihrer Reinheit vorhandenen) Triplicität der Ideen, welche in die eine Idee des unerschaffenen Absoluten zusammenfließen, welche Idee unmittelbares Produkt Gottes in der Weltseele ist, und durch diese auch im Geiste, im Gegensatze mit der Natur. Der Zweck bey der Kreation der Weltseele ist also Offenbarung Gottes nach seiner Wesenheit und Form, für andere, Gottes empfängliche Wesen. Allein dem Pantheismus sind dadurch keineswegs alle Eingänge verriegelt, wenn die Kreations-Idee, nur in einer Substanz, als realisirt, angenommen wird, gegen die Thatsachen des empirischen unmittelbaren Bewußtseyns, das eben so wenig den freyen Geist als entbundene Naturpotenz, als umgekehrt, die Natur, als gebundenen Geist anerkennen kann, welche Thatsachen auch von Seite der Offenbarung, indirekt wenigstens, bestätiget werden.

Und warum ist dem Pantheismus dadurch nicht auf die Dauer begegnet?

a) Weil die Idee Gottes, als des unerschaffenen Absoluten, nach Wesen und Form nicht so gesichert ist; dann aber

b) Weil das relative Seyn in seinen Gegensätzen schwerer aus und in jenem Absoluten begriffen wird.

Beydes aber ist nicht zu vermeiden, deßhalb, weil die Weltseele, als die einzige Substanz mittelst Kreation, wohl eine Neben- aber noch keine Entgegensetzung der Kreatur involvirt.

Das erschaffene Absolute steht bloß neben dem Unerschaffenen; denn wie dieses einfach im Wesen, dreyfältig aber in der Form ist, so ist auch jenes nur Eine Seele, aber dreygestaltig, als Welt, nämlich als Natur- und Geisterreich, und beyder Synthese in der Menschheit.

Ein Entgegen aber, als bloßes Neben ist noch lange kein Seraph mit flammendem Schwerte, welcher der Kreatur den Eingang zur Apotheose standhaft versagte.

Jene Entgegensetzung aber kommt nur zu Stande:

1) Wenn im relativen Seyn die Werthe oder Exponenten des absoluten Seyns ausgetauscht und umgekehrt erscheinen. Wenn nämlich:

α. Die Einheit in der Wesenheit des Absoluten (Unerschaffenen) zur Triplicität der Substanzen des Erschaffenen in seiner Totalität, umgewandelt wird. Wenn ferner

β. die Triplicität der Form im göttlichen Wesen zur Einheit der Form im ganzen Umfange des relativen Seyns, umgekehrt wird; und diese formelle Einheit zu jener substanziellen Triplicität sich geselligt und einigt.

Diese Weltansicht aber bietet sich als realisirt, allein dar, vom Standpunkte der positiven Offenbarung, die einen Gott in drey Personen verkündet; die ferner das Universum, als Natur- und Geisterreich und beyder Synthese, als Menschennatur ausmißt — die endlich die Nothwendigkeit der Natur in qualitativ (nicht quantitativ) verschiedenem Gegensatze zur Geistesfreyheit (laut der Aussage des niedern und höhern Bewußtseyns) indirekte wenigstens bekräftigt; so daß die spekulative Vernunft (in ihrer reflektirenden Operation über relatives und absolutes Seyn, und beyder Verhältniß zu einander) in folgender Formel den Gewinn zu Tage fördert:

Gott (absolutes Seyn) = 1 Wesen + 3 Personen (Formen).
Kreatur (relatives Seyn) = 3 Wesen + 1 Form; folglich
$C : G = 3W + 1F : 1W + 3F$, quod erat demonstrandum.

Ueber den Austausch der Exponenten nach Wesen und Form, im absoluten und relativen Seyn, mag hier nur noch etwas zur Vermeidung alles Mißverständnisses stehen, und zwar folgendes:

a) Wie in der ewigen (von seiner Natur und Wesenheit unzertrennlichen und deßhalb wesentlich genannten) Form Gottes, die dritte Person, nach der Sprache der Kirche, des perpetuirlichen Offenbarungs-Organes, vom Vater und Sohn zugleich ausgeht; so ist die ihr entsprechende dritte kreatürliche Substanz (der Mensch) sogar historisch bedingt von der früheren Kreation des Natur- und Geisterreiches.

b) Ferner wie allen drey göttlichen Personen nur eine und dieselbe unzertrennliche Natur oder Substanz zukommt; so hat auch die Kreatur in ihrer Totalität (als Natur, Geist und Mensch) nur eine Form, unter welcher, jede jener drey Substanzen, unbeschadet ihrer Eigenthümlichkeit, in die Erscheinung tritt.

Und diese eine Form ist: die dynamische des Lebens, der Liebe, in der Wechselwirkung der passiven und aktiven Grundkraft jeder Substanz als des Trägers jener Grundkräfte, die in der Natur unter dem Namen: Kontraktiv- und Expansiv-Kraft; im Reiche der Geister aber unter dem Namen: Vernunft und Freyheit (Receptivität und Spontaneität bekannt sind *).

*) Eine strengere Deduktion des relativen Seyns nach Wesen und Form aus dem Absoluten, werden die Leser weiter unten finden.

Frey liebt der Geist — nothwendig die Natur —; Gott selbst ist: die Liebe. Der Mensch sein vollendetes Ebenbild, in sofern er sich in seinem freythätigen Selbstvernehmen zum Objekt der Anschauung machen kann.

Und nun zurück zur Hauptsache.

Jene Entgegensetzung kommt ferner nur zu Stande:

2) Durch die Entgegensetzung der Substanzen im relativen Seyn, vermöge dem Grundsatze des formalen Denkens: Inter duo contradictoria non datur tertium.

Freyheit und Nothwendigkeit aber, dem Worte nach zwar konträre Begriffe, können eben so leicht und wahr als kontradiktorische Begriffe behandelt und gehandhabt werden, und zwar: wenn mittelst Wechselbeziehung, die reine Negation des einen, gegenüber der reinen Position des andern Begriffes; und so umgekehrt, diese als Negation, im Gegensatze mit der Position des andern, ausschließlich im Auge behalten wird.

Denn es liegt ja in beyden etwas, was negativ und etwas, was positiv ist, und wovon jederzeit das Eine wie das Andre, mittelst Abstraktion, festgehalten werden kann.

Sind aber Natur und Geist im relativen Seyn wesentlich, d. h. qualitativ geschieden; so ist es dem formalen Denken schlechtweg unmöglich: beyde als Species, mittelst Emanation, in und aus Gott (als beyder Genus) zu begreifen *).

Gegen diese Berufung in der Metaphysik auf ein formales Denkgesetz, wird man freylich einwenden: daß dieses Gesetz wohl von der Metaphysik (als dem Resultate des höhern Bewußtseyns) bekräftigt werden könne; keineswegs aber umgekehrt die Metaphysik, als reale Vernunftwissenschaft, sich von dem Formalismus des Verstandes meistern lassen könne.

Diese Protestation aber ist dieselbe, wie sie einst dem kosmologischen Beweise für Gottes Daseyn mittelst Anwendung des formalen Kausalitätsgesetzes auf ein übersinnliches Objekt, gemacht wurde. Man ließ dieses Gesetz nur gelten für den reflektirenden Verstand, in der Sphäre der sinnlichen Erfahrungen.

---

*) Jenes formale Denkgesetz, in die Sprache der Mathesis übersetzt, lautet: zwey Dinge, die in einem Dritten gleich, sind auch unter einander gleich und umgekehrt: die in einem Dritten ungleich, sind es auch unter einander. — Aber, auch umgekehrt, kann die Ungleichheit (als solche) zweyer, in einem Dritten nicht Gleichheit werden, weil sie sonst auch unter einander gleich wären, was aber gegen die Voraussetzung läuft.

Allein, der Kriticismus gehört gerade von dieser Seite zu sehr unter die verlegenen Waarenartikel, als daß man dieser und ähnlicher Protestation etwas besseres antworten könnte, als: ihre Urheber auf Thatsachen der spätern Geschichte der Philosophie zu verweisen, vermöge welchen die Grundgesetze des formalen Verstandes aus dem realen Grundverhältnisse der Vernunft zum Absoluten deducirt wurden.

So ist das Kausalitätsgesetz nur ein Reflex der Vernunft, in wiefern diese sich selber, im Absoluten, als in ihrem zureichenden Grunde erkennt. Ist aber dieses, warum sollte nicht das formale Gesetz des exclusi tertii ein Reflex der Vernunft seyn, in wiefern sie die Totalität des, in sich wesentlich verschiedenen, relativen Seyns, im Verhältnisse zum Absoluten erfaßt? Was hat überhaupt die Metaphysik als höheres Bewußtseyn für ein Recht, die Thatsachen des niedern oder empirischen zu meistern, ja sogar zu verwerfen; da jenes höhere doch nur auf dem niedern erwachsen ist, und erwachsen kann; folglich Metaphysik selbst in ihrer Wurzel nur eine empirische Wissenschaft ist (freylich nicht in der Einseitigkeit dieses Begriffes nach der Deutung des Kriticismus). Woher hat sie ein Recht, jene Thatsachen sogar zu verwerfen, da ihr Geschäft doch nur darin besteht, jene Thatsachen zu deuten? —

Jenes Recht kann ihr daher nur erst dann zugestanden werden, wenn sie erweisen kann: daß sie alle möglichen Wege der Deutung versucht habe, und daß dem ungeachtet der Widerspruch zwischen niederm und höherm Selbstbewußtseyn (zwischen Empirik und Spekulation) fortbestehe. Nur den Widerspruch zu bannen, aber keineswegs Thatsachen als Schein zu erklären ist ihr erstes — letztes Geschäft.

Hat daher die Spekulation zn voreilig und schonungslos Thatsachen mit Interdikt belegt; so darf sie sich nicht beklagen, wenn ihre Voreiligkeit ein gleiches Loos erfährt, wenn die gemordete Empirik, von einem höheren Genius beschworen, zu einem neuen und verklärten Leben rächend erwacht.

Dieß war nun auch von jeher der Fall im Hauptgeschäfte der Metaphysik, in sofern sie das Räthsel des Daseyns aus sich selbst zu lösen suchte.

Weil sie nämlich das relative Seyn in seiner wesentlichen Differenz aus dem Ungrunde nicht zu deduciren vermochte (was doch geschehen mußte, um Metaphysik zu seyn); so wurde der Prozeß einer Rekonstruktion brevi manu abgethan, statt vertaget. Die Qualität der relativen Substanzen, wurde identificirt mit der absoluten Substanz, die nun den vornehmen

Namen Weltseele erhielt; dadurch wurde ferner, wie bereits gezeigt worden, das Verhältniß des relativen zum absoluten Seyn, in das Verhältniß der Form zum Wesen verwandelt.

Dadurch endlich die Kreation der Substanzen aufgehoben, und dafür die Emanation des Absoluten gesetzt; sey es nun von Ewigkeit, oder in der Zeit.

War denn aber dieses Verfahren nicht zu voreilig? Man hatte ja noch gar nicht die Kreation als solche, im biblischen Sinne, aus und in Gott zu begreifen versucht, vielweniger die Kreation in ihrer Totalität, und somit in ihrer qualitativen Differenz zugleich.

Allein ist nur jene erst begriffen, das Andere gibt sich von selbst. Die Kreation aber, als Manifestations- und Offenbarungsakt Gottes, kann ja doch nur aus der Natur des sich Offenbarenden begriffen werden, welcher seinem Wesen nach das Seyn durch und aus sich ist, welcher seiner gleich ewigen Form nach seine eigene ewige Selbstanschauung, mithin Selbstaffirmation und Selbstmanifestation ist, als diese aber sich selber, nach seiner ganzen Natur, auch andern Wesen, folglich in der Zeit auch, sich offenbaren will.

Diese Manifestation kann daher nur realisirt werden, dadurch: daß das Wesen (das durch sich und aus sich ist) ein Wesen setzt, außer ihm, ohne sich selbst zu setzen (folglich in wesentlicher Verschiedenheit von ihm selber), das eben so den zureichenden Grund zu gewissen Thätigkeits-Aeußerungen wenigstens in sich selber hat (da es den zureichenden Grund seiner Existenz nicht in sich selber haben kann, ohne aufzuhören Kreatur zu seyn und anzuheben: Gott zu werden) wie Gott selber den Grund seines Seyns und seiner Offenbarung in sich selber hat (causa essendi et modi essendi), d. h. sein eigener Grund, folglich Ungrund ist. Und solch ein Wesen heißt: Substanz, endliche Substanz, weil beschränkt als Kausalität auf eine gewisse Sphäre und Summe von Lebensäußerungen.

Nun entsteht freylich die wichtige Frage: Wodurch beurkundet sich das relative Seyn, als Kreatur Gottes, d. h. als gesetzt von Gott, wenn es seiner Substanz nach wesentlich von Gott verschieden ist (mit andern Worten: Wo bleibt Gottes Ebenbild in der Kreatur?). Die Antwort aber kann nur folgende seyn:

1) a. Wenn die Kreatur (relatives Seyn) ihrem Wesen nach Gott nicht gleich seyn kann; so kann sie doch (als relati-

ves Seyn in seiner. Totalität) die Form Gottes (des Absoluten) an sich tragen.

Wir finden daher im relativen Seyn, dieses in seiner Totalität aufgefaßt, einen Dualismus, der in eine Synthese zusammenläuft, kurz eine Triplicität im relativen Seyn als Geist — Natur — Mensch.

b. Aber nicht bloß in seiner Totalität, auch in seiner Besonderheit trägt das Relative, die Form des Absoluten; in sofern jede Sphäre desselben als Substanz (oder Noumenon) der relativ zureichende Grund ist von einer gewissen Summe von Erscheinnngen (Phänomenon); so wie Gott selbst der absolut zureichende Grund ist von all und jedem relativen Seyn.

2) c. Endlich nicht bloß in seiner Substanzialität (diese sowohl in ihrer Totalität als in ihrer Besonderheit aufgefaßt), sondern auch in seiner Erscheinung trägt das Relative die absolute Form Gottes; indem nämlich jede Substanz im Relativen einen Dualismus der Grundkräfte manifestirt, der in einer Synthese von beyden eine dynamische Triplicität konstituirt.

Durch diesen Dualismus aber in der Substanzialität des Relativen wird zugleich bewirkt (und zwar dadurch: daß er ins formale Denken als Gesetz übergangen ist), daß eine Apothese des Relativen nur auf Kosten jenes Dualismus in seiner qualitativen Differenz durchgesetzt werden kann.

Kann aber Freyheit und Nothwendigkeit, Geist und Natur, in Gott keineswegs identificirt werden, ohne jene Faktoren selbst wesentlich zu destruiren; so folgt von selbst: daß auch Gott so wenig Natur und Geist — als Nothwendigkeit und Freyheit sey (im kreatürlichen, d. h. eigentlichen Sinne dieser Worte), folglich ein Drittes als Substanz, über und vor aller Substanz *).

*) So metaphysisch tief, als einfach, sagt der große Weltapostel: »Was unsichtbar an Gott ist, das wird, von Erschaffung der Welt her, durch die erschaffenen Dinge erkannt — so, daß sie (die Heiden) keine Entschuldigung haben. Doch — da sie Gott erkannten, haben sie ihn doch nicht geehrt; sondern hingen der Eitelkeit ihrer Gedanken nach, und ihr unverständig Herz wurde verfinstert.« Ad Rom. I. 19. — Daraus aber, daß Gott als Substanz, Nicht-Geist, nicht — freyes Wesen ist, daraus folgt noch nicht: daß Gott in der Form der Freyheit nicht in die Erscheinung treten könne. Wer dieses behaupten wollte, der würde zugleich in Gott das Selbstbewußtseyn negiren, welches in der Kreatur nur das Produkt der erwachten Freyheit ist — der würde zugleich die Liebe in Gott negiren, die in der Geisterwelt von vielen als

Gegen diese Behauptung hat man freylich einen Vorrath von vielen Einwendungen, die aber nichts destoweniger zum Unrath in der Spekulation gehören, wovon diese je eher, je lieber befreyt werden muß.

a. Man beruft sich vor allen auf die Sprache aller Völker und aller Jahrhunderte, die Gott als Geist bezeichnet.

Allein man vergißt, wie oft in der Sprache rein negative Begriffe unter positivem Siegel auftreten.

So ist der Begriff der Negation alles Materiellen in den Worten Geist niedergelegt, das so positiv, wie das Wort Materie klingt.

Aus dieser positiven Bezeichnung eines ursprünglich Negativen folgt nun aber keineswegs: daß alles das, was nicht Materie ist, nicht abermal einen wesentlichen Unterschied in sich zulassen könne. Eine Protestation gegen diese Behauptung würde nur dann gelten, wenn unsere Sprache nebst dem Wortzeichen Geist, noch ein (diesem als Gegensatz entsprechendes) Wort hätte, wodurch die entgegengesetzte Negation, nämlich des Begriffes Geist (als einer positiven Substanz), ausgedrückt würde; und wenn dann doch das Wort Geist ausschließlich zur Bezeichnung der göttlichen Substanzialität benützt würde, ohnerachtet daß sich auch das andere Wort mit gleichem Rechte anwenden ließe auf Gott, Ihn in objektiver, nicht bloß formaler Realität gedacht. Ja, selbst in diesem Fall würde obige Appellation an die Sprache nur dann von entschiedenem Gewichte seyn, wenn zuvor im Charakter der menschlichen Sprache durchaus der strenge Parallelismus zwischen Zeichen und dem zu Bezeichnenden nachgewiesen worden wäre, vermög welchen jede Sprache als der äußere Minutenzeiger der innern Denkoperationen angesehen werden müßte.

Diesen Organismus oder vielmehr Mechanismus in der Sprache, postuliret vorzüglich der Fatalismus der Pantheisten.

Aber bey der Postulation hat es auch sein Verbleiben; denn der freye Geist des Menschen läßt auch in dem geregeltesten Organismus, dem er oft unwillkürlich dienen muß, Spuren seiner angestammten Freyheit zurück. So zeigt z. B. die Erfahrung in jeder Sprache: daß, wo kein Gedanke, da wohl auch kein

---

Synthese von Freyheit und Nothwendigkeit erklärt wird. Endlich muß Rec. auch erinnern, daß die ontologische Bedeutung wohl zu unterscheiden sey von der ethischen Bedeutsamkeit des Dualismus und seiner Synthese im relativen Seyn, wovon aber hier nur jene, nicht diese in Rede steht.

Wort, aber keineswegs, wo kein Wort, da kein Gedanke, weil auch im Geistesgetriebe die Zeiger oft stehen bleiben, während das Werk seinen Gang ungehindert fortgeht *).

Und daher auch jener Mangel eines Zeichens für den vorhandenen Begriff einer Negation alles dessen, was nicht Geist ist.

Die Appellation an die Sprache als einen Zeugen für die Gelungenheit in Erörterung metaphysischer Objekte verlangt desto mehr Behutsamkeit, wenn man überdieß bedenkt: wie fast in jeder Sprache das Positivste (das Absolute nämlich) negativ und uneigentlich bezeichnet erscheint (wie die Worte Unendlich, und Gott von Gut hinlänglich bezeugen), da doch das Endliche oder Kreatürliche, als Negation des Absoluten (weil als Beschränktheit), von dem Verstande anerkannt wird, mithin auch alles Kreatürliche, in der Sprache richtiger als Negation des Göttlichen oder Absoluten bezeichnet würde, als umgekehrt das Göttliche, als Negation des Kreatürlichen.

Wer sieht hieraus nicht, wie allseitig der Geist in der Materie verstrickt liegt, wenn er das, was ihm näher liegt, als die Kreatur (weil er nicht für diese, wohl aber für Gott und ewige Vereinigung mit ihm bestimmt ist), doch nur erst nach der Bezeichnung des Endlichen und mittelst derselben, zur Bezeichnung, wie zum Gedanken des Ewigen, also nach abgehaltenem Thierdienst erst zum Gottesdienst zugelassen wird.

b. Man beruft sich ferner, theils auf die Unmöglichkeit einer Erkennbarkeit Gottes, theils auf die einer Unterscheidung Gottes von Götzen, wenn Gott wesentlich vom Geiste unterschieden wäre.

In Betreff des letztern jammern vorzüglich die Semipantheisten, und wie gewöhnlich mit lächerlicher Inkonsequenz.

Denn, wenn der Pantheist (der krasse, wie der subtile) den Gottesgedanken im Menschen, in seiner objektiven Realität, als Akt des göttlichen Verstandes erklärt, weil er die Idee Gottes sich nicht leichter und besser zu erklären vermag; so erklärt er doch auch anderseits konsequent alle Denk-

---

*) Einige möchten sogar aus der Wortähnlichkeit auf die Ideenverwandtschaft schliessen, um den Mechanismus des Geistes zu vollenden Wer sollte solchen nicht ein aufrichtiges: Glück zu! wünschen, wenn sie in ihrem Geschäfte auf die Ideenzeichen stoßen: z. B. Ort, Wort, oder Wolken, Molken. Letztere sind ein probates Mittel gegen Leberaffektionen, die sehr nachtheilig auf den Geist mittelst Nebel und Wolken einwirken.

Möge finden dies Wort, einen guten Ort!

funktion als direkte Operation Gottes, folglich auch den Naturgedanken im Menschen als eine Reflexion Gottes, der hier wie dort, und überall, nur sich selber denken, und sein Denken sogleich objektiv real machen kann, und von Ewigkeit her auch beydes gethan hat.

Der Semipantheist aber stellt einerseits den Grundsatz auf: Gleiches könne nur vom Gleichen erkannt werden (Gott als Geist nur vom Denkgeiste); anderseits aber läugnet er jenen wieder indirekt, weil er doch auch eine Natur erkennt, unter Gott und neben dem Geiste, die er doch als erschaffen und im wesentlichen Unterschiede von Gott und Geist anerkannt.

Rechtfertigt er sich aber hierüber mit der Annahme eines Sinnes für die äußere Natur, was ihm Niemand verwerfen kann: so sollte er anderseits eben so billig seyn, dasselbe Verfahren nicht als Unsinn auszuschreyen, wenn der sogenannte Positivist sich auch auf einen Sinn für Gott beruft, zur Begründung seines Wissens um Gott und göttliche Dinge *). Daß dieser Sinn irren kann in der Wahrnehmung, das gefährdet wohl die Erkenntniß Gottes, aber sie macht sie nicht unmöglich und die mögliche nicht gefährlich, wie der Semipantheist glaubt, eben weil er vergißt, daß nach seinem Grundsatze ein Irrthum in der Wahrnehmung schlechterdings unmöglich seyn mußte, eine Folgerung, welcher alle Geschichte geradezu widerspricht, die uns sogar zeigt: daß der Mensch, als Fetischist, vor der Natur anbetend niederfällt; also vor eben der Natur, für deren richtige Erkenntniß der Semipantheist ihm einen Sinn einräumt, aber nicht vor Gott niederfällt, zu dessen wahrer Erkenntniß derselbe ihm zwar den Sinn, keineswegs aber die göttliche Wesenheit konfiszirt. Wenn aber auch jener Sinn laut Geschichte irrig angibt; so sollte doch der Semipantheist die Lüge vom Irrthum unterscheiden, und nachforschen: wem

*) Er könnte sich auch auf andere Weise zu rechtfertigen versuchen, welche Rec. den Semipantheisten hier desto williger mittheilt, je aufrichtiger er ihnen wünscht, daß sie ihr System in den Augen der Welt wenigstens von dem Vorwurfe der Halbheit und Feigheit reinigten. Er könnte nämlich so räsoniren: Der Mensch erkennt die Natur außer und unter sich, nur auf demselben Wege, auf welchem sie Gott selber erkennt, der sie erschaffen hat. Und die Natur erkennt eben deßhalb Gott und göttliche Dinge nicht, weil sie kreatürliche Substanz, so wie der Mensch Gott nur aus dem Grunde erkennt, aus welchem Er sich selbst von Ewigkeit erkennt, d. h. in sofern der Geist des Menschen, Gottes Geist ist. — Hilarem datorem diligit Deus, warum nicht auch der Semipantheist, der doch noch an Gott glaubt.

der Irrthum zugeschrieben werden müsse, wenn er dem Sinne, als solchem, nicht zugeschrieben werden darf.

Dem Irrthum liegt Wahres zum Grunde, aber der Lüge nicht, wenn Wahrheit auch selbst von dieser vorausgesetzt wird.

Das Sonnenbild im Wasserspiegel ist nicht die Sonne, aber es ist ein Sonnenzeugniß; die Impotenz aber, vom Wiederschein zum Seyn emporzusteigen, würde der Semipantheist wohl richtiger in einer verfehlten Richtung der Grundpotenz des Geistes, nämlich des Willens finden, da er seinen Halbgott mit einem, von Geburt aus, steifen Halse zu beschenken nicht gesonnen ist.

Und so wie in der niederen Erkenntnißsphäre der irrgeführte Sinn seine Zuflucht zu seinem Nachbar nimmt, der im Verein mit ihm leichter bewirkt, was dieser in seiner Trennung von jenem schwer zu Stande brachte: so ist es auch in der höheren Erkenntnißsphäre. Das Gemüth kann die Aberration des Verstandes, der klare Gedanke das dunkle Gefühl und seine oft schneidende Empfindung berichtigen.

c. Man beruft sich endlich auf die Celebrität der Ausdrücke: Gott ist absolute Freyheit — Gott ist absolute Nothwendigkeit. — Im Absoluten sind das Mögliche, Wirkliche und Nothwendige Eines. Hierauf dient zur Antwort:

α) Was gegen den Mißbrauch, ist noch nicht gegen den Brauch. Jener aber tritt alsbald ein, wenn dieser absolut seyn will. Ist alles relative Seyn, nicht ohne Reflex des Absoluten, nicht ohne Gottesspuren; so können auch seine Zeichen auf das Absolute in gehöriger Modifikation übertragen werden; aber sie müssen nicht und dürfen nicht, wo jene Uebertragung seine Rücksicht nach Unten oder Oben — überschreitet.

Von einer absoluten Freyheit weiß die nüchterne Spekulation so wenig, als von einer absoluten Nothwendigkeit, weil sie nur der materiellen Natur (als Substanz in ihrer Wirksamkeit) die Qualität Nothwendigkeit beylegen muß, so wie umgekehrt, dem Geiste von gleichem Standpunkte aus den Freyheitscharakter. Geist aber und Natur sind als kreatürliche auch beschränkte, folglich, nicht absolute = unendliche Substanzen.

Diese Schranken kann nun allerdings die Abstraktion lüften und sagen: unendlicher — absoluter Geist; und da dieser nur frey ist, per figuram, auch sagen: absolute Freyheit: und dadurch ist der Verstand wirklich vom endlichen relativen, zum unendlichen absoluten Seyn aufgestiegen. Allein deßhalb participirt das Absolute noch keineswegs an der Sub-

stanzialität der endlichen Dinge, weil Hinweglassung aller Schranken in ihm gedacht werden muß: das wäre zu voreilig. Die Negation jeder Schranken setzt zugleich Gott, weil Gott und Unendliches identisch ist, folglich reciproce: wo Endlichkeit, da ist Kreatur, und nicht Gott. — Ferner:

β. Absolute Freyheit sagt ja nur so viel und dasselbe, als das Wort: absoluter (unbeschränkter = unendlicher) Geist, folglich auch das nämliche, wie: Etwas Unmaterielles, das unbeschränkt zugleich ist. Und das ist durchaus wahr, hat objektive Realität, in Gott.

Und wäre das Wort Materie (und deren Totalität: Natur) eben so, nur die reine Negation alles dessen, was (als Gegensatz der Natur) Geist ist, wie das Wort Geist ursprünglich nur vom negativen Charakter ist (was aber bey dem Ausdrucke: Materie und Natur, der Fall nicht ist); so würde auch vice versa per Metonymiam, von Gott, der Satz seine Richtigkeit haben: Gott ist absolute Nothwendigkeit.

So gilt er aber keineswegs, eben weil sich durchaus nicht sagen läßt: Gott ist absolute Materie.

γ. Außer der realen Nothwendigkeit der sichtbaren Natur gibt es nur noch die formale des subjektiven Denkens, und außer ihr durchaus keine dritte*), und dieß bahnt uns nun auch den Weg zur Berichtigung des dritten Satzes, nämlich: In Gott ist Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, Eins (ja nach andern sogar Einerley). Soll dieser Satz nur so viel sagen: Gott muß als der zureichende Grund gedacht werden, ist also formale Nothwendigkeit vom Seyn und Denken, und beyder Wechselbeziehung im relativen Seyn; so hat er seine Richtigkeit, weil die formale Nothwendigkeit des reflektirenden Verstandes noch gar keine reale Nothwendigkeit des Objektes involvirt.

Auch entsprechen die drey Vernunft-Kategorien des Möglichen, Wirklichen und Nothwendigen genau den Differenzen;

*) Formale Nothwendigkeit bildet den Gegensatz des formalen Unmöglichen als des Nichtdenkbaren. Möglich aber, oder denkbar ist Alles, was den Naturgesetzen eines Dinges entspricht. Daher gibt es eine physische Möglichkeit, den Gesetzen der Materie entsprechend, eine logische und moralische, den Gesetzen der Vernunft und der Freyheit, d. h. der Handlungsweise des (vernünftigen und freyen) Geistes entsprechend. Alles Gesetz aber als Allgemeines ist selbst wieder Produkt des Verstandes und der Erfahrung, zu welcher jener in die Schule gehen muß. Erfahrung aber (innere und äußere) ist Wirklichkeit. Synthese beyder ist: Nothwendigkeit (und zwar formale).

Denken und Seyn, und beyder Relation zu einander. Er kann auch bedeuten:

In Gott muß Gedanke und That als Eins gedacht werden. Allein deßhalb, weil Gedanke und That in Gott als Eins gedacht werden müssen, folgt nicht, daß Gedanke und That nothwendig Eins sind, das heißt: nicht die Nothwendigkeit der Einheit, am wenigsten aber die der Einerleyheit. Wäre dieß, so gäbe es so wenig eine Zeit, als eine Geschichte, in welcher der Gedanke Gottes, von Ewigkeit zwar als That Gottes, erst zur Thatsache wird.

Dieser Schritt aber des ewigen und realen Gedankens in die Zeit, wodurch er als That erst historische Thatsache wird, wäre bey realer (nicht bloß formaler) Nothwendigkeit der Einheit so wenig wirklich, als möglich.

Aus dem bisher Erörterten wird sich nun in Bezug auf Weltentstehung die Frage leicht beantworten lassen:

Wodurch unterscheidet sich das spekulativ-theologische System Zimmers von dem dogmatischen Systeme der katholischen Kirche?

1. Des Verfassers System ist: modificirter Pantheismus, in Verbindung mit der Trinitätslehre; also im Gegensatze mit der Dreyeinigkeitslehre des Theismus.

2. Sein System nimmt die Emanation in Schutz, im Gegensatze mit der Kreation.

3. Sein System verstößt endlich auch hierin gegen die unzweydeutig ausgesprochene katholische Wahrheit: daß es die Triplicität des Universums aus der göttlichen Trinität so begreift: daß dem ewigen Sohne ausschließlich das Naturreich, dem heiligen Geiste das Geisterreich, der dreyeinigen Gottheit aber die Erschaffung der Menschennatur insgesammt vindicirt wird.

Wem fällt hier nicht die Frage ein: Wo bleibt das Schöpfungsprodukt des Vaters, als einer bestimmten göttlichen Person? — da dieser in der Schöpfung der Menschheit doch nur als Mitschöpfer, nicht aber, als Alleinschöpfer, wie die übrigen Personen erscheint! — —

Wem fällt hier nicht ein, das Evangelium Johannes, welches da lautet: »durch das Wort ist Alles gemacht, was gemacht ist, und ohne dasselbe ist nichts gemacht.«

Recensent kann nun auf einen anderen Gegenstand übergehen, der seiner Rangordnung und Folgereihe nach kein anderer, als der Sündenfall seyn kann.

II. Theil. 2. Abschnitt. Da der Verfasser diesen Gegenstand in der Erörterung des Begriffes: Offenbarung, behan-

delt; so kann auch Recensent nicht umhin, das Nothwendigste aus jenem auch hier zu berühren.

A. Offenbarung ist dem Verfasser (laut Referat) die Kundmachung dessen durch Gott, was er sowohl seinem Wesen, als seiner Form, nothwendig ist, und zugleich die Kundmachung des nothwendigen und ewigen Verhältnisses Gottes zur Welt und besonders zum Menschen und vice versa.

B. Er theilt sie ferner ein, in eine unbedingt nothwendige und bedingt nothwendige.

1. Die erste erfolgt aus dem Wesen Gottes von selbst, und ist nichts als die Schöpfung der drey Welten, denn diese ist Offenbarung, weil sich dadurch das Wesen Gottes selbst aufgeschlossen und nicht bloß sich selber erkannt, sondern sich auch andern Wesen außer sich zu erkennen gegeben hat.

Sie ist ferner unbedingt nothwendig, weil nur dadurch Gott seiner Einheit und Allheit bewußt, und nach seiner dreyfachen Form (als Vater, Sohn und Geist) verherrlicht werden kann.

2. Bedingt nothwendig aber ist jene Offenbarung, durch welche der Mensch nach dem Sündenfalle allein wieder hergestellt werden, also Mensch werden kann. §. 100.

3. Jede von beyden aber kann wieder eingetheilt werden in eine innere und äußere.

a) Jene als unbedingt nothwendige zugleich ist die ursprüngliche Schöpfung des Menschen selbst, dem Gott sich geoffenbart; diese die ursprüngliche Schöpfung eines Andern, wodurch Gott dem Menschen sich offenbaren will. p. 157.

b) Die innere aber in der bedingt nothwendigen Offenbarung ist: »Die Setzung der Vernunft im Menschen,« also des Menschen im Menschen.

c) Die äußere aber ist: die Setzung der Vehikel zur Erleichterung und Ausbildung des Menschen außer dem Menschen.

Hieher gehört die positive Offenbarung; und weil jede Gottesthat Schöpfung ist, so wird die positive Offenbarung, als Gottesthat, eine neue Schöpfung genannt, wodurch theils die alte erhalten, theils restaurirt werden soll.

C. Jede Offenbarung setzt als Bedingung ihrer Möglichkeit, Wesen voraus, die ihrer selbst und Gottes bewußt werden können, §. 95. Zu Folge dieses Vermögens können diese Vernunftwesen der Erkenntniß Gottes, oder der Erkenntniß anderer Wesen (außer Gott) huldigen — daher sich in Eintracht halten, oder in Zwietracht mit Gott setzen. In Eintracht mit Gott erkennt der Mensch durch Vernunft, Verstand und

Sinn die Gottheit, denn Verstand und Sinn sind nur die nothwendigen Formen der Vernunft.

In Zwietracht aber mit Gott wird der Mensch vernunftlos; und Sinn und Verstand werden (mit der Vernunft) unfähig, Gott und göttliche Dinge zu erkennen. S. 155.

Durch den Mißbrauch der menschlichen Freyheit (Sünde) hat der Mensch das Vermögen, Gott aus und durch sich selbst, d. h. durch die absolute Offenbarung (in ihrer dreyfachen Gestalt aufgefaßt) zu erkennen, eingebüßt, indem seine Vernunft unter den Sinn, Verstand und Einbildungskraft gesunken, zur Unvernunft geworden, die, aus sich vernünftig zu werden, nimmer vermag. Dieses Vermögen kann er nur wieder erhalten, mittelst einer neuen Schöpfung, durch welche die wahre Vernunft hergestellt und Verstand und Sinn in das ursprüngliche Verhältniß zu ihr gesetzt werden.

Diese neue Schöpfung ist nicht des Menschen, ist Gottes Werk, weßwegen nicht der Mensch den wahren Menschen erzeugt und erzieht; sondern Gott setzt den wahren Menschen im erscheinenden (vom Menschen erzeugten) dadurch, daß er ihm seine Erkenntniß, folglich von seinem Wesen ihm mittheilt.

Ohne diese Wiederherstellung würde unserem Weltkörper gerade die höchste Form der Darstellung, mithin eine Hauptbedingung zur Verherrlichung Gottes mangeln. §. 96.

Anderswo sagt Zimmer (in seinem letzten Werke, über das Wesen der Geschichte, und zwar in dem Abschnitte über Offenbarung und Heidenthum), daß diese Wiederherstellung alsbald nach jeder Sünde eintrete, und führt zum Erweise dessen das Gewissen als Stimme Gottes an.

So der Verfasser, laut Darstellung seines Kommentators.

Aus dem Gesagten erhellet also, daß: die Möglichkeit der Sünde nicht bloß von der Geistesfreyheit (ohne welche es eben so wenig ein Bewußtseyn, als eine Thathandlung geben kann), sondern auch von der Koexistenz der Kreaturen bedingt sey, d. h. von einer Pluralität der kreatürlichen Sphären.

Und das ist der erste Punkt, wodurch sich die Idee des Verfassers von der Offenbarung unterscheidet, die sowohl in Betreff des Falles der reinen Geisterwelt, als des ersten Menschenpaares, die Sünde allerdings von einem Subjekte neben Gott bedingt seyn läßt, aber keineswegs von einer koexistenten Pluralität der Kreaturen, in welchem letzteren Gedanken dagegen die meisten Mythen des Alterthums übereinkommen. Es wird also auch die Offenbarung zur Realisirung der Sünde, als des Abfalls von Gott, keineswegs der Anheimfall an ein anders Objekt außer Gott, und neben dem sündigen Subjekte erfordert;

sondern der bloße Koordinationsakt der Kreatur reicht schon hin, die Urposition zwischen Gott und der freyen Kreatur zu verkehren, und die Harmonie in Disharmonie zu verwandeln. Nicht daß die, einem andern Wesen, außer mir und Gott gemachte Huldigung, sondern, daß die Gott negirte und mir vindicirte Huldigung allein hinreichend sey, ist Behauptung der Offenbarungsurkunde. Ja diese sagt sogar stillschweigend aus: daß jene Gott schuldige Huldigung keineswegs eine absolut negirte, sondern nur eine relativ negirte sey (in so fern sich nämlich die Kreatur zur Theilnahme an der absoluten Huldigung erhebe), um die Sünde zu dem zu machen, was sie ist, nämlich: Verkehrung des Urverhältnisses zwischen Gott und Kreatur; oder subjektiv verweigerte Subordination aus objektiv erlogener Koordination. Es entsteht nun allerdings die Frage: Wie kam der Verfasser zur Aufstellung jener Bedingung der Sünde und ihres Charakters, nämlich: als Huldigung der Kreatur an die Kreatur, und nicht an Gott gerichtet?

Diese Frage läßt sich nur vom Standpunkte des Pantheismus aus genügend beantworten. Nach diesem ist jeder Gottesgedanke im Menschen Gottes eigene subjektive Funktion. Gott kann sich aber, als solcher, in seinen Funktionen nicht selbst negiren, theoretisch so wenig als praktisch. Mit anderen Worten:

Gott kann nicht sündigen an und für sich, so wenig, als in der Kreatur.

Was bleibt also dem Pantheismus und Semipantheismus übrig, wenn doch von einer subjektiven Thätigkeit im Menschen, als Sünde, die Rede seyn sollte?

Nichts anderes, als der reflektirenden Thätigkeit des Geistes die Richtung auf die Kreatur statt auf den Kreator anzuweisen, und diese verfehlte Richtung als Sünde zu deklariren.

Es kann aber übrigens gar nicht geläugnet werden, daß die vorherrschende Richtung des Geistes auf das Kreatürliche den Charakter der Sünde im Menschen, wie er jetzt vor uns steht, mit konstituire. Nichts desto weniger ist diese Qualität der Sünde mehr eine Folge der ersten Sünde, als daß sie das Wesen der ersten im Reiche der Menschen und der reinen Geister enthüllte.

Der zweyte Punkt aber, der einen Unterschied zwischen der Lehre der Kirche und des Verfassers aussagt, liegt in der Folge der Sünde, als dem Verluste der Vernunft und mit ihr der Erkenntniß Gottes, der unmittelbaren sowohl, als der mittelbaren in der Natur. Es war Recensenten

befremdend, daß er in der Widmer'schen Darstellung der Zimmerschen Weltansicht jene Stelle vermißte, in der behauptet wird: daß jene Wiederherstellung alsbald nach der Sünde eintrete. Auch scheint es, daß Herr Widmer diese paradoxe Meinung von Vernunftverlust als Sündenfolge dadurch zu mildern suche, daß er jenen Vernunftverlust gegen ein Sinken der Vernunft unter den Sinn und Verstand austauscht.

Auch diese Paradoxie läßt sich aus dem Streben des Verfassers (sehr löblich, sobald Paradoxie nicht Heterodoxie wird), die pantheistische Weltansicht mit der Offenbarungsaussage in Uebereinstimmung zu bringen, erklären.

Diese spricht nun aber geradezu von der Sünde, als einer Trennung des freyen Geistes von Gott, folglich als von einem Verluste Gottes durch persönlich freye Verschuldung. Jene aber will nichts wissen von einer Sünde im letzten Sinne.

Sie spricht nur von ihr, als einem nothwendigen Abfalle der Ideen, im Schöpfungsakte selbst. Die Schöpfung als solche schon ist Möglichkeit und Wirklichkeit aller Sünde, vermög welcher allein das absolute Seyn, als All-Eins in Gegensatz mit sich tritt, der ferner auch nur aufgehoben werden kann, theils formell in der Idee des wesentlichen Einerley-Seyns alles relativen mit dem absoluten Seyn, theils real im Tode, in welchem der Gegensatz des Subjektiven und Objektiven im Bewußtseyn aufgehoben wird.

Sie kann aber auch nichts wissen von einer Sünde als freyem Abfalle, nachdem sie einmal das Verhältniß zwischen relativem und absolutem Seyn in das Verhältniß der Form zum Wesen, des Phänomenon zum Noumenon, der Materie (in Zeit und Raum) zum Geiste, als der Einen ewigen Substanz umgewandelt hat, welche letztere in der Einheit des Seyns und Denkens nie sich selbst negiren oder von ihr selber abfallen kann.

Was blieb also dem Verfasser bey gleichem Fundamente übrig, als: die Folge der Sünde (der Trennung des Geistes von Gott) als eine Trennung, als einen Verlust des Absoluten, des Göttlichen im Menschen (welches die Vernunft ist und ihre Thätigkeit, als Gottesbewußtseyn) auszusagen?

Da nun aber nach der Idee die Form so wenig ohne das Wesen bestehen kann, als nach der Erfahrung die Sünde ihren Thäter um sein Selbstbewußtseyn und um den Gottesgedanken bringt; so konnte der Verf. jenen Verlust in der Idee und diesen Besitz in der Wirklichkeit nur durch eine augenblickliche Herstellung des Verlornen mit einander ausgleichen.

Diese Herstellung des Göttlichen im Menschen konnte endlich auch nur dadurch begriffen werden, daß sie, als eine reelle

Mittheilung Gottes von seinem Wesen an den Menschen dargestellt wurde. Denn Wesen Gottes ist Seyn und Denken in absoluter Einheit, mithin auch der Gottesgedanke, objektivirt im menschlichen Subjekte, Gottes eigene subjektive Funktion. Dieses Konkordanzgeschäft verwickelt aber unseren Philosophen als katholischen Theologen in nicht geringe Schwierigkeit in Bezug auf Christologie. Denn wird der Mensch, dadurch allein schon wieder Mensch in der Idee (was er zu Folge seiner ursprünglichen Schöpfung seyn soll), wenn die Vernunft in ihm hergestellt wird, was allein in der bedingt nothwendigen innern Offenbarung als der realen Vereinigung Gottes mit dem Menschen zu Stande kommt; so spielt allerdings die bedingt nothwendige äußere Offenbarung durch den Gottmenschen Jesus Christus eine sehr sekundäre Rolle in der Heilsanstalt, wie sie auch der Verfasser wirklich nur als den Inbegriff der Vehikel außer dem zu erlösenden Geschlechte aufstellt, zur Erleichterung seiner Wiedervereinigung mit Gott.

Unter diese Vehikel zählt er sodann: die Wunder als sogenannte Gottesthaten in der Erscheinungswelt, die, in Verbindung mit der Heiligkeit des Wunderthäters, die gefallene Menschheit vermögen zu Gott zurückzukehren. Seite 164.

Kann aber der Mensch im Menschen (der Ideal- im Erscheinungs-Menschen) schon dadurch wieder gewonnen werden, daß die Vernunft, das Göttliche in ihm wieder hergestellt wird; muß sogar diese Vernunftherstellung nothwendig in ihm wieder eintreten, um Gottes Ehre auf Erden zu retten; so lautet kein Satz in den heiligen Schriften phantastischer als dieser: daß für uns kein Heil sey, außer in Christo.

Höchstens könnte man sich zu jener Höhe in der Würdigung des Gottmenschen erheben, dadurch, daß dieser die innere Größe der Menschennatur (an welcher jedes Individuum auf seiner Rückkehr zu Gott begriffen participirt) zur äußern Anschaulichkeit brachte, so daß ohne Christus wenigstens kein Heil anschaulich geworden wäre. Dasselbe behauptet aber auch heut zu Tage der Rationalismus, dem das Christenthum nichts anderes ist, als: objektiv gewordene manifestirte Vernunft, und Christus selber per metonymiam, ein Gottmensch, in so fern sich in ihm die Vernunft, die göttliche, in der zeitmöglichsten Klarheit darstellte.

Ganz anders aber erklärt sich der Katholicismus über das Verhältniß des Gottmenschen zur gesammten Menschheit, oder, was eben so viel ist, über das Verhältniß der bedingt nothwendigen innern Offenbarung, als der wirklichen Vereinigung des Geistes mit Gott. Denn,

1. läßt der Katholicismus bey seiner Grundsetzung einer wesentlichen Verschiedenheit des Geistes von Gott kein Vernehmen Gottes zu, das Einerley wäre mit der Vereinigung des Geistes mit Gott.

Jenes kann ohne diese, so wie umgekehrt, diese ohne jenes vorhanden seyn, weil jenes Vernehmen nicht ohne erwachte subjektive Thätigkeit des Sinnes für Gott seyn, die Vereinigung selbst aber, als ein opus operatum von Seite Gottes auch ohne jene subjektive Thätigkeit vorhanden seyn kann.

2. Die Vereinigung aber des Geistes mit Gott in einzelnen Individuen sowohl, als in der Menschheit im Großen und Ganzen sieht der Kotholicismus nur als möglich ein in der ursprünglichen Vereinigung des Logos Gottes mit der Menschennatur, in der Person Jesu von Nazareth. Kurz: diese bedingt nothwendige äußere Offenbarung ist nicht bloß Vehikel, sondern Conditio sine qua non der bedingt nothwendigen innern Offenbarung, in ihrer Beziehung auf die übrige Menschheit.

Das meiste Licht über das Warum und Wie dieses Verhältnisses muß dem positiven Theologen schon aufgehen aus der Idee einer Genugthuung für Schuld und Strafe der ersten Sünde, als einer Beleidigung Gottes, welche letztere aber der spekulative Theolog sehr leicht als das eigentliche Majestätsverbrechen der Kreatur behandeln kann, wenn ihm als Philosophen die Sünde überhaupt nicht bloß eine unvermeidliche Inkonvenienz ist auf der gegenwärtigen planetarischen Bildungsstufe der Menschheit auf ihrer Schneckenpost durch das Universum.

Da es sich aber jetzt noch nicht handelt um die spekulative Rechtfertigung jener Idee, sondern vor der Hand nur, um die Folgesätze aus derselben in ihrer Voraussetzung; so müssen wir die Leser in Betreff jener auf einen späteren Punkt in der Beleuchtung dieser Schrift verweisen, und jene Korollarien selbst nur aphoristisch ansetzen, die sich aber alle in den Einen Lichtpunkt konzentriren lassen: nämlich, daß von der Realisirung jener Idee, einer Genugthuung in der Menschheit — alle Oekonomie Gottes in der Geschichte derselben; so wie aller Antagonismus zwischen Gott und dem Menschen nach dem Falle, bedingt sey. Jener Genugthuungsakt selbst aber mußte

1. als primitive Schuldaufhebung, dieselben Faktoren involviren, wie die primitive Schuldsetzung. War nun diese bedingt von der moralischen Freyheit; so wird es ja auch jene seyn müssen. War ferner die primitive Schuld nur möglich im ersten Menschen, der als Urmensch zugleich Idealmensch seyn mußte; so wird auch die primitive Aufhebung derselben einen

zweyten Adam als Urmenschen postuliren, der nur durch einen wiederholten Schöpfungsakt werden konnte.

2) Die Idee eines zweyten Urmenschen involvirt zugleich die reale Vereinigung desselben mit Gott, als Urposition, als opus operatum von Seite Gottes, der in jener zugleich (wie in jedem Schöpfungsakt) seinen heiligen Willen manifestirt, der zugleich letzter Zweck des Geschöpften ist *).

Diese Vereinigung aber ist noch keineswegs eine fatalistische, d. h. die Freyheit des Willens im zweyten Urmenschen aufhebende; so wie auch keineswegs eine problematische, d. h. eine von der Freyheit in ihm während seines irdischen Daseyns gefährdete Vereinigung.

3) Diese Qualität der kreatürlichen Freyheit im zweyten Urmenschen als vollkommene Uebereinstimmung seines Willens mit dem göttlichen wurde von der Gottheit vor aller Schöpfung vorausgesehen, und bedingte, wenn nicht die Erschaffung des ersten Menschen, doch seine Fortpflanzung nach dem Sündenfalle; bedingte ferner alle Voranstalten, damit das Heil in Christo vor, in und nach seinem Eintritte in die Zeit begriffen werden konnte; bedingte endlich auch alle spezielle Vereinigungen Gottes mit einzelnen Individuen in und vor der Zeit des auserwählten Volkes, in sofern jene Vereinigungen theils nothwendige Elemente jener Voranstalten waren, theils Folge und Geschenk persönlicher Virtuosität Einzelner.

Der Umstand aber, daß jene Vereinigungen vor der Erscheinung des Welterlösers nicht auf sakramentalische Weise von Gott verliehen, und von Menschen gewonnen werden konnten, kann nur aus einem Gesetze begriffen werden, welches in der großen und allgemeinen, für die ganze Gattung berechneten Heilsordnung das Verhältniß des alten zum neuen Bunde, wie das Anorganische zum Organischen in der sichtbaren Natur festsetzt. Vollkommener und allseitiger Heilsorganismus (d. h. Einverleibung des Heils in die Menschheit, und dieser in jenes) in objektiver Gewährleistung, konnte nur mit dem Zeitmomente sichtbar werden, in welchem das ewige We-

*) Rec. verbittet sich die Voreiligkeit einer möglichen Antikritik, daß er deßhalb vielleicht in Adam einen Christus erblicke, weil er diesen als einen zweyten Adam (nach des Apostels Paulus genialischer Bezeichnung) anschauen darf. Jenes verhindert ja schon das Dogma über die hypostatische Vereinigung des Logos in der Gottheit mit der Menschheit in der Person Jesus Christus, die im ersten Adam so wenig vorhanden seyn konnte (ohne die Vereinigung deßhalb schon aufzuheben), als sie es im zweyten seyn mußte aus Gründen, die hier eben nicht in Quästion stehen.

sen selbst sich beleibt hatte, das Wort Fleisch geworden war. Und dieses Gesetz liegt im Wesen jedes organischen Lebens, d. h. jenes Lebens, das mittelst Beleibung sich entwickelt, und durch Entwickelung sich ausbildet.

Aber auch abgesehen von der Nothwendigkeit einer Genugthuung — und die Wiederherstellung der Menschheit ohne jene vorausgesetzt, und in dieser nur die Mitwirkung der freyen Kreatur im Auge behalten: so muß schon so viel einleuchten: daß der Restaurationsprozeß vom Gesetze des Krankheitsprozesses bedingt sey.

Kraft dieses Gesetzes aber wird

a) Der Erlöser nur Einer seyn. Durch Einen ist das Verderben zu aller Menschheit vorgedrungen, durch Einen auch das Heil.

b) Wird der Erlöser zwar Einer unsers Geschlechtes (d. h. aus dem Geblüte der Erlösbaren) aber keineswegs unsers Herkommens seyn. Und jenes zwar, weil es sich um die Wiederherstellung einer bereits bestehenden, und nicht erst zu stellenden Gattung handelt; dieses aber deßhalb nicht, weil er sonst selbst in die Kategorie der Erlösungsbedürftigen fallen würde, mittelst des Gesetzes der Fortpflanzung.

Kraft desselben Gesetzes wird

c) die Wiederherstellung nicht eine einseitige, sondern eine allseitige seyn, d. h. sie wird alle Elemente der Menschennatur erlösend ergreifen, die unter der Gewalt des Sündengesetzes stehen.

Das Letztere vorausgesetzt, dürfen sodann gewisse Lebensmomente des Heilandes keineswegs bloß in die Klasse der sogenannten Vehikel gezählt werden, die eine Erlösung einleitend begünstigten; sondern sie müssen als Verklärungsmomente angesehen werden, der, in und durch die göttliche Natur, allseitig erlösten Menschennatur.

Daß sie als Wunder zugleich angesehen werden können, versteht sich ohnehin, weil sie unmittelbare Gottesthaten sind. Dann muß man aber konsequent den Lehrvortrag des Heilandes gleichfalls als Wunder behandeln, als die objektive Darstellung nämlich der in Gott verklärten Intelligenz seines Geistes, der kreatürlichen Ursprungs war, wie der seiner Erlösten.

Auch sind jene Verklärungsmomente und Wunder Excitamente zugleich von jeher gewesen für Verstand und Willen der Einzelnen zu ihrer Wiedergeburt; können also auch als Mittel zur Erreichung menschlicher Bestimmung angesehen werden.

Allein, was wohl zu merken, diese Anschauungsweise hat nur ihre Gültigkeit auf dem bloß reflexiven Standpunkte, der

aber so wenig der höchste als der einzige ist für die Würdigung einer Thatsache. Auf demselben Standpunkte z. B. sieht der Gärtner den allgewaltigen Sonneneinfluß, als ein Mittel an für die allgemein nothwendige Befruchtung der Erde und seiner eigenen Pflanzungen auf ihr.

Anders aber urtheilt der Astronom in letzter Instanz, wenn er mehr als Wetterprophet ist. Ihm sind alle Planeten selbst nichts anders als Sonnenbrüche.

Auf gleiche Weise ist auch in den Theologen irgend einer Epoche die Vorherrschaft der bloß reflexiven Betrachtung eben kein Beweis für ihren astronomischen Blick in Sachen des Christenthums, bey aller sonstigen Bücher- d. h. Kalendermacherey derselben Zeit, welcher freylich nicht leicht etwas mehr schmeicheln könnte, als das Axiom: Christenthum sey bloß ein Mittel zur Erreichung menschlicher Bestimmung in Tugend und Glückseligkeit. Es fehlt ihr ja ohnehin keineswegs die hohe Meinung von ihr selber: das jenseitige Ufer der Ewigkeit, wenn nicht durch einen Sprung, so doch durch ein Wunder, wie etwa Elias mit seinem Mantel, zu erreichen, ohne sich erst der Arche Christi, oder seines heiligen Kreuzes, als des Bretes im Schiffbruche, zu bedienen.

Der andre Standpunkt aber, den man im Gegensatze des formalen oder reflexiven, den objektiv realen, oder idealrealen nennen könnte, ist in einer Zeit, die mit einem Netze von Einwürfen gegen positives Christenthum überstrickt darniederliegt, von größerer Wichtigkeit, als man glaubt. Denn vom Mäusegebiß der nagenden Reflexion wird jenes um so weniger gelüftet werden, als der gefangene Centaur unter demselben seine Rechnung mehr unter als außer dem Netze findet.

Unter jene Einwürfe gehören zur Stunde noch die Fragen unserer Aufklärlinge (mit und ohne Gelehrtheit für andere Fächer des menschlichen Wissens):

Warum sollten denn nur die Christen im Besitz des einzigen Mittels zur Erreichung menschlicher Bestimmung seyn, da es ja doch nur erst seit Christo Christen gibt, und die seit ihm erst nur den kleinsten Theil der Menschheit ausmachen?

Oder wenn sie sich so weit vergessend fragen: Warum Gott nur die Menschen-, und nicht auch die gefallene Geisterwelt erlöset habe?

Es kann hier um so weniger von einer ernsten und allseitigen Beantwortung jener Fragen die Rede seyn, als nicht diese selbst mit Wahrheitsernste gestellt werden. Solche Fragen erwarten ohnehin nur Antworten des reflexen Verstandes, dem sie schon auszupariren verstehen, wenn er sich nicht etwa gleich anfangs,

so lächerlich, weil bloß ascetisch, auf den Kampfplatz stellt, daß kein Fechter von Profession einen honetten Gang mit ihm machen kann.

Allein nichts desto weniger läßt sich an sie mit allem Ernste einstweilen die Frage stellen: Wie sie ihren Kindern antworten würden, wenn diese fragten: Warum ein Engel kein Mensch sey, d. h. keinen Leib aus Fleisch und Blut trage?

Oder: Warum das Samenkorn nicht zugleich Wurzel, Stamm, Blüthe und Frucht sey? Vorausgesetzt, daß sie von diesen kindischen Fragen in keine Verlegenheit gesetzt werden (in welchem Falle sie gewöhnlich à la Samson zum Eselskinnbacken greifen), werden sie die erste Frage gewiß mit hochgelehrter Miene dahin beantworten: daß ein Leib gegen die Voraussetzung des Begriffes: Engel, laufe.

Sehr wohl, mithin läuft auch eine Erlösung im Fleische für reine Geister gegen dieselbe Voraussetzung, die aber andere Wege von Seite Gottes dem Abfalle der Geister vorzubeugen keineswegs unter die Unmöglichkeiten zählen kann, selbst nach den Zeugnissen der Schrift und Tradition.

Die zweyte Frage aber wird man gewiß mit sehr viel Gelehrsamkeit aus dem Naturgesetze des organischen Lebens beantworten. Desto besser, denn es erfreut sich nicht bloß die Physis, sondern auch die Psyche, als endliche Substanz eines Organismus im gesunden sowohl als kranken Zustande. Und je edler der Organismus, desto gefährlicher, ja oft unheilbar, sind seine Krankheiten. Eine Wahrheit, die auch über die erste Frage viel Licht verbreitet für gesunde Augen. Uebrigens würde es dem aufgeklärten Europa besser anstehen, für den Gewinnst des großen Looses und ersten Treffers in der Religion der Menschheit dankbar, statt undankbar zu seyn.

II. Theil, 3. Abschnitt. Es erübrigt uns nun noch, den Verfasser als katholischen Theologen über die Kirche nach ihrem Fundamente (in Wesen und Form) zu vernehmen.

Sein Ref. setzt uns hievon in genaue Kenntniß in folgenden Paragraphen, und zwar S. 44. §. 24. »Nachdem dargethan worden, heißt es, daß es eine unmittelbare Offenbarung Gottes gebe, und welche unter den vielen vorgeblichen einzig und allein diese sey; ist die Frage zu beantworten: Wo die unmittelbaren, von Gott geoffenbarten Wahrheiten unversehrt und unentstellt, von allen menschlichen Bey- und Zusätzen frey gefunden, und somit der himmlische Segenstrom derselben ungetrübt und ungehemmt alle Zeitalter hindurch unter den Menschen fortgeleitet werde?

Die Antwort auf diese Frage macht den Inhalt des 2ten Theils der Dogmatik aus, den Herr Zimmer noch als Professor zu Dillingen (Augsburg, bey Rieger, 1790) in Druck gegeben hat.«

Ferner §. 25. S. 47 heißt es: Wenn im ersten Bande mehreres über den Inhalt und das Wesen unmittelbar göttlicher Offenbarung gesprochen wurde; so ist im zweyten Bande von der absolut nothwendigen Form derselben die Rede. Es handelt sich darin einzig um das vollkommene (weil aus dem innern Wesen nothwendig hervorgehende) System des Christenthums, von welchem alle christlichen Sekten nur Bruchstücke sind, die sich zur katholischen Kirche verhalten, etwa, wie in der Arithmetik, Brüche zu ihren Ganzen, deren größerer und geringerer Werth durch ihre Theilnahme am Ganzen bestimmt wird.

Dann §. 29. S. 52 p. Das ganze Buch besteht aus einer vollständigen Entwickelung und Bewährung des folgenden einfachen Schlusses:

Autorität, d. i. schriftliche und mündliche Zeugnisse, die durch untrüglichen ämtlichen Spruch erklärt und ergänzt werden, ist die einzig reine Quelle, aus welcher die wahre und vollständige Religion Jesu Christi geschöpft werden kann. Nun wird aber in keiner christlichen Sekte, sondern ausschließlich in der römisch-katholischen Kirche allein aus der genannten Quelle geschöpft.

Also kann in keiner der verschiedenen Sekten die Religion Jesu wahr und vollständig gefunden werden; in der katholischen Kirche aber muß sie gefunden werden können.

Endlich §. 34. p. 58: Weil der Ursprung mündlicher Ueberlieferungen oft zweifelhaft, und ihr Sinn dunkel seyn kann, ohne daß hierüber die heiligen Schriften genügenden Aufschluß geben; so würde die Erkenntniß von und in der christlichen Religion niemals zu einer alle Zweifel ausschließenden Gewißheit gelangen, wenn es nicht ein untrügliches Kriterium gäbe, an welches in streitigen Fällen alle Christen furchtlos sich halten könnten.

Ein solches untrügliches Kriterium ist einzig ein göttlicher Spruch, der als solcher in keiner Beziehung irren kann. Und im Verlauf dieses §. 59 heißt es:

Was uns nöthigt, das Daseyn einer unmittelbaren Offenbarung Gottes anzuerkennen, zwingt uns auch, zu Folge des Gesetzes der Konsequenz, einem heiligen Gerichte, oder einem stets sich gleich bleibenden Lehramte zu huldigen; dessen Ausspruch über die Wahrheiten der christlichen Religion untrüglich entscheidet; zumal viele Stellen der heiligen Schrift, und

unzählige Belege aus dem ganzen Alterthume einstimmig beweisen: Jesus Christus habe zur Erhaltung und Verbreitung seiner Religion ein solches Lehramt und Gericht für alle Zeiten selbst eingesetzt.

Ueber die wesentlichen Bedingungen dieses Lehr- und Richteramtes, um in seiner Untrüglichkeit in jeder Beziehung und von jedem Christen eingesehen zu werden, verlautet §. 36. p. 61 Folgendes:

1) die Untersuchung und der ämtliche Spruch muß vom römischen Bischofe, d. h. vom Papste veranstaltet;

2) der größere Theil der Bischöfe, als der kompetenten Richter einstimmig;

3) dieser einstimmige Spruch der Mehrheit im Einklange mit der Zustimmung des Papstes;

4) dieser Ausspruch förmlich abgefaßt, d. h. dem Zeugnisse der heiligen Schriften und der apostolischen Tradition durchaus entsprechend;

5) der ämtliche Spruch nur über Gegenstände gegeben seyn, über welche sich die Kompetenz des Lehr- und Richteramtes erstrecket; daher nur über das, was unmittelbar oder mittelbar zum Christenthume gehört.

Diese aufgestellten Bedingungen bestimmen zugleich die äußere Form der kirchlichen Synodal-Entscheidungen.

Aber auch über die innere Form desselben will der Verfasser die katholische Welt nicht im Dunkeln lassen. Er unterscheidet zu diesem Ende zuvor, laut Referat §. 44. p. 77, drey Standpunkte der menschlichen Erkenntniß, die ihren Grund wieder in den Stufen des Erkenntnißvermögens haben.

Der erste ist der sinnliche, oder der gemeine genannt, weil von ihm aus alle Menschen die Dinge betrachten müssen, bevor sie durch erhaltene Kultur zu einer höhern Anschauungsweise befähigt werden. Auf diesem Standpunkte, heißt es, werden die Dinge nur in ihrer Einzelnheit, nach mancherley zufälligen (theils räumlichen, theils zeitlichen) Bestimmungen wahrgenommen, und deßhalb weder die Wahrheit oder das Wesen an sich, noch ihre unwandelbare Gesetze; sondern bloß ihre wandelbaren Erscheinungen erkannt. Der zweyte Standpunkt ist der des Verstandes, auch der logische genannt. Von da aus wird nicht das Einzelne als solches, sondern mittelst höherer Abstraktion und Reflexion nur das Allgemeine, das Eine in Vielem geschaut. Der Gegenstand solcher Erkenntnisse ist weder ein sinnlicher, noch ein übersinnlicher, sondern ein bloß unsinnlicher, welcher als allgemeine und nothwendige Form aller

Dinge im menschlichen Bewußtseyn die Mitte einnimmt zwischen sinnlicher und übersinnlicher Welt.

Der dritte Standpunkt ist der der Vernunft, oder der philosophische. Von diesem aus wird das Wesen der Dinge mittelst geistiger Anschauung erblickt, und somit die ewigen Principien aller Gesetze und Erscheinungen des Universums von seiner physischen und psychischen Seite aufgefaßt.

Und nun heißt es p. 82 in Bezug auf kirchliche Aussprüche, daß sie bloß für den zweyten Standpunkt berechnet seyen, indem sie darstellen: Wie diese und jene, örtlich, zeitlich gegebenen Ausdrücke der göttlichen Offenbarungen überall und allzeit zu verstehen, und wie die einzelnen Vorstellungen zu begreifen seyen.

Indem die Kirche den Streit der Meinungen (die auf dem Übergange vom ersten zum zweyten Standpunkte entstehen können) wahrhaft schlichtet, hebt sie das Eine des Vielen, das Beharrliche des Wandelbaren heraus, und bildet durch diese Festsetzung die allgemeinen und nothwendigen Lehrsätze, die unveränderlichen Dogmen der christlichen Theologie. Die wahre und vollkommene Theologie aber geht nur, nach Seite 84, aus der Vereinigung und Wechselwirkung der Erkenntnisse aller drey Standpunkte des menschlichen Wissens hervor, wovon der erste bloß Thatsachen, der zweyte Begriffe, der dritte alle Ideen der gesammten Offenbarungen Gottes umfaßt.

Der Ref. des Verfassers führt sogar ein Beyspiel an, um die Fruchtbarkeit dieser Festsetzung der Standpunkte anschaulich zu machen. S. 86. Moses beschreibt den Ursprung der Welt, wie der gemeine Mann ihn sich vorzustellen fähig ist.

Die Kirche hebt bloß das Allgemeine von der sechstägigen Arbeit aus, und bestimmt weiter nichts als: Gott hat die Welt aus Nichts erschaffen. Wie aber eine Schöpfung aus Nichts in Gott gedacht werden könne und müsse, beschreibt weder Moses, noch definirt es die Kirche, daher endlich der Unterschied zwischen Description der heiligen Schrift, Definitionen der Kirche, und zwischen Ideen der spekulativen Theologie.

So viel über innere Form der Dogmen als kirchlicher Entscheidungen.

Viele Leser werden zwischen der Art und Weise, wie der Verfasser das nothwendige Daseyn einer Kirche konstruirt, und seiner sonstigen Gewandtheit in spekulativen Operationen eine auffallende Verschiedenheit finden. Erklärlich wird dießmal der Abgang eines höheren Standpunktes, durch den historischen Um-

stand, daß jenes Werk, aus welchem sein Kommentator den Auszug liefert, in jene Zeit fällt, wo die Fichtische Kritik aller Offenbarung den spekulativen Vertheidigern der positiven Religionsanstalt, sowohl Ideengang, als Methode vorzeichnete.

Uebrigens glaubt Recensent, daß er nicht bloß sein subjektives Gefühl ausspreche, wenn er sagt: daß die Frage mehr als sonderbar, beynahe widrig klinge, die Frage eines Theologen nämlich: Wo ist jene Offenbarung in ihrer Authenticität und Integrität zu finden, versteht sich jene Offenbarung, deren Daseyn der Theolog so eben nach den drey metaphysischen Kategorien des Möglichen, Nothwendigen und Wirklichen dargethan hatte?

Die Beantwortung derselben führt allerdings auf die Schriften des alten und neuen Bundes. Und die richtige Auslegung dieser führt sodann auf die Tradition. Da aber selbst diese keine absolute Bürgschaft leisten kann; so treiben beyde den Theologen auf das Postulat eines unfehlbaren Lehrkörpers, und (da jene Eigenschaft, nur Gott, der ewigen Wahrheit allein, zukommt) in letzter Instanz auf den ununterbrochenen Einfluß Gottes des heiligen Geistes, welche Mitwirkung in seiner Realität sodann abermal in Schrift und Tradition (als Versprechen des göttlichen Stifters, und als Erfüllung desselben) nachgewiesen wird.

Wem die Beweiskraft dieses Herganges genügt (und sie hat Vielen in einer gewissen Zeit genügt), der hat nicht nothwendig, sich von seiner alten Treue abwendig machen zu lassen, durch die Gegenbemerkung: daß diese Beweisführung nach einem gewöhnlichen Motto einem Zuge gleiche, mit der Kirche um das Kreuz, statt die Prozession mit dem Kreuze um und in die Kirche hinein zu führen — oder daß der Beweisführer das Lastthier, auf welchem ihm der Herr den Einzug in die Kirche feyern soll, von hinten statt von vorne aufzäume. Der gefährlichste Uebelstand aber dieser Beweismethode liegt unstreitig darin: Daß der Geist Gottes nur zur Bürgschaft für Tradition und Schrift, so zu sagen, nur als Nothbehelf postulirt wird.

Was Wunder, wenn dieses Aufgebot unsichtbarer himmlischer Kräfte für den sichtbaren Buchstaben der Schrift und Tradition, Vielen, in einem wunderscheuen Zeitlaufe, zu voreilig und zu wundersüchtig schien; und diese deßhalb auf Auswege dachten, der Wunderwirkung sich auf eine andere Weise, ohne Wunder zu versichern.

Und das gelang denen sehr bald, die bey einem ausgebreiteten Studium der Sprachen glaubten, in den Gemeinplätzen der Sprachen, in den Allgemeinheiten, auf der Oberfläche derselben, habe sich ihnen auch schon die Tiefe und das Gesetz aufgeschlossen, an

welches der Geist, ja Gott selbst — gebunden sey, wenn er sich der Sprache als Offenbarungsorgan bediene.

Was Wunder endlich, wenn dieser Ausweg mit der Zeit zum Abwege wurde, von der in Christo allen Geschlechtern erschienenen ewigen Wahrheit als dem Wege, und Ziele alles Weges, das da ist: Leben in und aus Gott.

So war auch hier der Umweg nicht der kürzeste, welcher immer nur der gerade Weg seyn kann. Und worin bestünde denn nun derselbe hierorts? Darin, daß für den Beweis der Fortsetzung jenes historischen Faktums (Offenbarung) dieselben Kategorien in Anwendung gebracht werden, wie für die primitive Setzung. Mit andern Worten: Jene Kategorien brauchen gar nicht in ihrer Totalität abermal für die Fortsetzung einer Thatsache angewendet zu werden, so lange von der Fortsetzung derselben Gattung mit denselben Grundbedürfnissen die Rede seyn muß. Höchstens könnte sichs für den Fall eines Streites über die Form, in welcher jenes Faktum fortdauern könnte (welche zugleich das Kriterium des letzteren wäre), um die Erhebung dieses Kriteriums auf doppeltem Wege (der Idee nämlich und der Geschichte) handeln.

Der Vortheil aber dieses geraden Weges ist ein doppelter:

1. Daß er die Gegenparten, welche die Fortsetzung des Offenbarungsfaktums als Kirche zu läugnen keinen Anstand nimmt, nöthigt, auch die Setzung desselben nach den Kategorien des Möglichen und Nothwendigen für unmöglich und überflüssig, die historische Wirklichkeit aber als Lug und Trug zu erklären.

2. Daß der Positivist auf demselben Wege nicht bloß einen heiligen Geist, als Exegeten des Buchstabens in Schrift und Tradition, sondern auch einen in und durch den heiligen Geist (der Eins ist mit dem Logos Gottes) für alle Zeiten fortgesetzten Christus gewinnt, nach beyden Elementen seiner ungetheilten Persönlichkeit; und dieser fortwährende Christus ist Tradition (im höhern Sinne des Wortes), ohne welchen alle andere Tradition ohne Bürgschaft wäre. Mit andern Worten: die Kirche ist mehr als Lehranstalt; sie ist Gnadenanstalt zugleich, und ist jene nur, weil sie diese ist. — Uebrigens aber muß Recensent gestehen, daß unser Verfasser jenem Unterschiede zwischen Tradition im idealen und realen Sinne sehr nahe dadurch stand: daß er von Schrift und Tradition, als zeiträumlicher Basis, zu einem ewigen Principe und Elemente über und in beyden waltend, aufstieg.

Wo jener Unterschied fest im Auge behalten wird, da können viele, eben so unnütze als ärgerliche Fragen vermieden werden;

z. B. die Frage: Ob es nach geschlossenem Kanon noch rein mündliche Tradition gebe (denn bis zu jenem Faktum exklusive wird die rein mündlich dogmatische Tradition nicht in Abrede gestellt *). (Siehe den Nachtrag zu Dobmayers Dogmatik).

Es ist klar, wie jeder, der von der Tradition nur die materielle Seite kennt, leicht in die Gefahr kommt, dogmatische Traditionen als rein mündliche in Abrede zu stellen, und obige Frage mehr als eine quaestio juris, denn facti zu behandeln. Dann stellt er aber auch alle Tradition, das Dogma betreffend, konsequent unter die Schrift, erklärt jenes als abhängig von dieser, kurz: die Tradition, als lebendige Glaubenspredigt, steht nicht mehr vor und neben der Schrift, sondern steht seit dem Kanon unter der Schrift. Für jenen aber, der an der Tradition das Wesen von der Erscheinung unterscheidet, hat jene Frage alle Bedeutsamkeit verloren, denn sie ist mit der Frage gleichbedeutend: Ob die Kirche seit dem Kanon noch Kirche sey. (Eine Frage desselben Gelichters war zur Zeit der Reformation diese: Ob die Kirche seit Abfassung der vier Evangelien noch nothwendig sey.)

Es kann aber so wenig aus der Idee, als aus der Historie bewiesen werden, daß Tradition als Glaubens-Fundament von jeher nichts anders gewesen sey, als ein Spicilegium von Decisionen, die den Aposteln (theils vom Herrn selber während der vierzig Tage nach seiner Auferstehung, theils vom heiligen Geiste, durch innere unmittelbare Mittheilung) gleichsam als ein Vade mecum theologicum zu Theil geworden seyen.

Wohl aber kann das Gegentheil sehr leicht dargethan werden, aus der Idee und Geschichte. (Siehe Jahrbücher, Band XXV, über Schultheß und Orelli.) Das Wesen der Tradition muß in etwas ganz Anderm ruhen, wenn es Ruhe gewähren soll der gläubigen Menschheit in der lehrenden und hörenden Kirche.

Und wer kann es der katholischen Christenheit als Jugendleichtsinn oder Altersschwäche anrechnen, wenn sie als Wahrheitsbürgen keinen andern gelten läßt, als die ewige Wahrheit selber — Gott den Dreyeinigen.

Ist doch ihr Antipode (der wissenschaftliche Protestantismus, zum Unterschiede vom orthodoxen so genannt) sogar genöthigt,

---

*) Wie bekannt, ist Ritus und Dogma das Eintheilungsprincip für die Tradition. Die dogmatische Tradition aber zerfällt dann wieder in exegetische und rein mündliche, wovon jene in der Schrift enthalten — diese aber nicht enthalten seyn solle. Daß diese Eintheilung nur die Materie der Tradition, d. h. ihre Erscheinung behandle und ihr Wesen gar nicht berühren könne, erhellet schon aus dem Begriffe einer Eintheilung.

zwischen Geist und Gott den Aequationsprozeß bis zur Identität hinauszuführen, um am Ende doch abermal niemand Andern als Gott (d. h. sich selber) zu glauben *). Allerdings entsteht nun die wichtige Frage über das Organ, durch welches sich der Geist Gottes als ewige Wahrheit (und Eines mit dem Logos) ausspricht an die Menschheit, seitdem jene (zur Vollendung der Manifestation des Dreyeinigen Gottes) nicht mehr in der Person eines Gottmenschen in die Erscheinung tritt.

Daß diese Frage über das Organ nur aus dem Organismus, den das Ewige in der Zeit für alle Zeit sich selber gegeben hat, zuerst beantwortet werden muß, ehe aus der Harmonie desselben, mit den Gesetzen jedes andern Organismus in jeder Sphäre des Universums ein zweyter Zeuge, vortheilhaft für den ersten, entstehen kann, versteht sich von selbst.

Und so stünde Recensent bey dem zweyten Punkte, der in der Darstellung des Verfassers über die Form der Kirche (damit diese in ihrem unfehlbaren Lehr- und Richteramte mit zuverläßiger Gewißheit erkannt werde) einer Beleuchtung werth ist.

Der Hauptirrthum aber des Verfassers in diesem Punkte ist wohl dieser: daß er eine zufällige Form der Kirche in ihrem Richteramte für die absolut nothwendige aufstellt. Dahin gehört vor allem der Satz Nr. 102, der schlechthin aussagt, daß die Wahrheit nur in der Pluralität der Kompetenten liege, der also auch die Pluralität als Wahrheitskriterium aufstellt.

*) Dieser wissenschaftliche Protestantismus geht heut zu Tage sogar damit um, seinen Morgentraum von Tradition geltend zu machen nach bereits hundertjährigem Winterschlaf im Gebeinhause der heiligen Schrift. Er allein, heißt es, nicht der Katholicismus, sey im Besitze der ächten Tradition. Wie so? Aus der Paradosis Christi und der Apostel unter dem Einflusse der Schrift entwickelte sich ein Zweyfaches: a. das unwandelbare Glaubenssymbol (regula fidei); b. die wandelbare Predigt (lebendige Lehre). — Beydes, Symbol und Predigt machen die Eine Tradition aus. Die Hierarchie hat nun aber im Verlauf der Zeit das Wandelbare versteinert, und das Unwandelbare verflüchtiget. Nur der ächte Protestantismus besitzt Beydes noch in antiker Form. Unantastbar ist ihm das Symbolum apostolicum (die regula fidei), wandelbar, aber lebendig die Predigt. Und welcher Katholik wird sich unterstehen, dagegen viel einzuwenden? Ist es nicht weltbekannt, daß sich ihre symbolischen Bücher zur heiligen Schrift verhalten, wie eine Vogelscheuche zum Saatfelde? Wie groß müßte der Hunger seyn, wenn sich der Bock an jener, statt an dieser, nach Herzenslust vergreifen sollte!! So viel als Fingerzeig über das Bedürfniß, den idealen Standpunkt für die Bestimmung der katholischen Tradition nach ihrem Wesen und Form mit mehr Entschlossenheit zu behaupten.

Diese Behauptung aber kann weder a priori (aus der Idee einer Offenbarung), noch a posteriori (aus dem öffentlichen Leben der Kirche) ihre Vertheidigung finden. Denn um nur etwas über beydes zu sagen: Hat nicht die Allgemeinheit des Irrthums, die Wahrheit als Einzelheit, vom Himmel auf die Erde herabgezogen?

Gab es in der Kirchengeschichte nur etwa einmal solche Momente, wie zur Zeit Arius, wo der Erdkreis staunend erschrak: Arianisch geworden zu seyn? —

Kann endlich, nach einen Grundgesetze jedes Organismus, dem Centralorgane abgesprochen werden, was den untergeordneten Organen in ihrer Pluralität zugesprochen werden müßte?!

Mit welchem Rechte kann der Pulsschlag dem Herzen abgesprochen werden, der den Adern zugesprochen wird?

Würde endlich jene Pluralität, als absolutes Kriterium, nicht den Primat der Jurisdiktion nothwendig in einen des bloßen Vorranges verwandeln, und demnach gegen die Idee und das positive Leben der Kirche verstoßen? Denn der Primat der Jurisdiktion wird noch gar nicht in seiner Vollendung erkannt, wenn er für die Centralgewalt nur dahin bemessen wird, daß ihr die Initiative nicht bloß in Eröffnung und Abschließung der allgemeinen Kirchenversammlungen, sondern auch die Initiative für die Exekution der Beschlüsse eingeantwortet würde. Und warum nicht? Darum, weil jene Centralgewalt keineswegs eine bloß juridica für Rechtsverhältnisse eines ethischen Gemeinwesens, sondern auch so zu sagen, eine veridica für Intelligenzverhältnisse, d. h. eine, die Wahrheit durch Beystimmung bestimmende Jurisdiktion ist, — denn das Gemeinwesen selbst ist von der ewigen Wahrheit eingeführt und organisirt — zur Erhaltung der Wahrheit im Glauben, weil die Gerechtigkeit in der Gemeine nur aus dem Glauben derselben lebt.

Hat aber die Centralgewalt in ihrem jedesmaligen Träger die Wahrheit, wenn auch nur durch Beystimmung zu bestimmen, so kann jene Gewalt keineswegs bloß dahin angewiesen werden: Wahrheit, die von andern bereits gefunden und bestimmt worden, bloß zu verkünden.

Kurz, der Verfasser hat mit jenem Requisite der Pluralität nur den berüchtigten Artikel der gallikanischen Kirche indirekt unterschrieben, der da festsetzte: Das Koncilium sey über den Papst. Das Koncilium aber ist so wenig über den Papst, als der Papst über das Koncilium, wenn unter dem letzten Satze behauptet würde: Daß der Papst, als Träger der Cen-

tralgewalt, dem gesammten Lehrkörper gegenüber, auf einem Koncilium, im feindlichen Gegensatze stehen könne und dürfe.

Dieser Fall ist aber im kirchlichen Organismus gar nicht möglich, weil in dem Momente, wo das Centrum aus der Sphäre des religiösen Organismus hinausfiele, dieser selbst aufhörte vollendeter Organismus, d. h. ohne Central-Organ der Wahrheit zu seyn, folglich die Wahrheit selber ohne Organ wäre.

Ohne dieses aber läßt sich die gläubige Christenheit (mit und ohne Verheißung vom Herrn) so wenig denken, als in der Mathesis der geometrische Kreis ohne Centrum, weil jener selbst nichts anders ist, als dieser, in und nach seiner allseitigen Entwicklung. — Sollte hier nicht der Standpunkt gegeben seyn, von welchem aus sich über die eben so grob angefochtene, als plump vertheidigte Infallibilität der Centralgewalt in der Kirche ein vermittelndes Wort sagen ließe? —?

Denn — kann der Kirche, als positivem Wahrheitsinstitute, die Untrüglichkeit im Richter- und Lehramte nicht streitig gemacht werden; — lebt ferner das Richteramt nur im Richterakte — und ist dieser endlich, die Intelligenz der Gläubigen verbindend, nur in und durch den Beytritt des Oberhauptes; so muß auch dieses in besagter Relation unfehlbar seyn, oder es gibt durchaus keine, weil zwey Infallibilitäten; keine, weil zwey Souverainitäten, die eine im Centrum, die andere in der Peripherie oder ihren Radien *).

Daß diese äußere relative und formale Infallibilität (weil vermittelt durch den äußeren Beytritt zur Bestimmung des Zweifelhaften und Formlosen) nicht schon auch eine innere absolute reale Infallibilität der Gesinnung und der Einsicht des Primatträgers sey, versteht sich von selbst; so wie nicht minder, daß die formale im religiösen Organismus wohl ohne die reale des Central-Organs

*) Der Satz: der Landtag ist über dem Könige, oder mit andern Worten: der König ist von Volksgnaden (statt wie weiland von Gottesgnaden), diese politische Nachgeburt sammt ihren Nachwehen von der kirchlichen Mißgeburt: das Koncilium sey über dem Papste, hat schon längst unter den Politikern des 19. Sekulums seine glorreichen Widerleger gefunden diesseits und jenseits des Rheins. Wie lange wird die Theologie diesseits ihre Vorliebe zur Orthodoxie noch dadurch zu beweisen suchen, daß sie die Negation jenes Satzes in seiner Uebertragung auf kirchlichen Boden als ultramontanistisch erklärt? — ! —

bestehen, der Organismus selbst aber, ohne jene formale Infallibilität der Centralgewalt nie entstehen könne. Die innere Gesinnung verschuldet den Nachfolger Petri seinem Herrn und Meister nur; der Herr aber ist seinen Schafen in der Nacht des Zweifels das Licht schuldig (seys auch nur eine hölzerne Hand am Scheidewege).

Was endlich im 4ten Requisite vom Verfasser zu viel behauptet worden ist, bedarf wohl unserer Auseinandersetzung nicht, indem es sich ja von selbst aus dem richtigen Verständnisse dessen ergibt, was bisher über das 2te Requisit ist angeführt worden.

Wir stehen nun bey der Ausmittlung des Werthes dogmatischer Entscheidungen, der wahrhaft so gering angesetzt ist, daß man die Angabe schwerlich für das Elaborat eines spekulativen Theologen auf katholischem Boden halten würde, wenn man nicht wüßte, wozu der Zeitgeist in der Spekulation die Voreiligkeit seiner Anbeter zu verleiten im Stande wäre.

Denn sind die Entscheidungen des, Kraft göttlicher Institution, unfehlbaren Lehr- und Richteramtes nichts anders, als ein Produkt des Verstandes, in wiefern dieser das Gemeinsame aus dem Besondern (wie dieses in den göttlichen Schriften und ihrer historischen Grundlage vor uns liegt) zusammenstellt und ausspricht; so sieht man einerseits nicht ein, wie zu dieser Verstandesoperation, auf daß sie gelinge, gerade ein übernatürlicher Beystand erfordert werde; anderseits, wie die Aussagen der spekulativen Theologie (die nicht vom Verstande, sondern von der göttlichen Vernunft selbst bedingt sind) nicht eben so hoch über die Entscheidungen der Kirche erhaben seyn sollten, als die göttliche Vernunft selbst und ihre unwandelbaren Ideen höher, als die wandelbaren Begriffe des Verstandes stehen.

Und doch nimmt der Verfasser, wie wir gesehen, keinen Anstand die Produkte der Spekulation in der Theologie in die Kategorie der Meinungen ohne weiters zu werfen, folglich sie auch in ihrer objektiven Realität zu verwerfen, in sofern das Mein und Dein im Gebiete der Gedanken ein bloß Subjektives ist.

So viel ist daher gleich auf den ersten Anblick klar, daß der Theologe und der Philosoph im Verfasser sich wechselseitig aus dem Wege gegangen sind.

Ist dieß richtig, so ist auch schon das Geschäft des Rec. für diesen Gegenstand ausgemessen, nämlich: er hat jetzt zu zeigen, erstens, wie unrecht der Theolog handelt, wenn er dem Philosophen aus dem Wege ging, und zwar: in der Bestimmung des Verhältnisses des Sinnes und Verstandes, und beyder zur Vernunft, als der Grundlage des

dreyfachen Standpunktes in der Theologie; zweytens, wie unrecht der Philosoph hatte, dem Theologen auszuweichen, und zwar in der Schätzung des logischen Standpunktes und in der Bestimmung des Produktes auf demselben, nämlich des Allgemeinen im Besondern, welches er sodann gleich setzt mit dem Beharrlichen im Wechsel. Das erste Unrecht ergibt sich aber ganz ungezwungen aus dem pantheistischen Standpunkte. Denn sind objektives Seyn und subjektives Denken (diese beyden Hemisphären des Universums) selbst nichts anders, als Modifikationen des einen Absoluten: so können Sinn und Verstand in der subjektiven Sphäre auch nur als Formen der Vernunft (des Absoluten) angesetzt werden. Der Verfasser hat also in dieser Bestimmung den Grund-Typus des Universums nur in concreto nachgewiesen und geltend gemacht.

Anders aber fällt das Verhältniß aus, nach dem Standpunkte der Offenbarung, die Seyn und Denken (Natur und Geist) nicht als verschiedene Erscheinungweisen der einen absoluten Substanz festhält, sondern selbst im kreatürlichen Seyn einen Dualismus der Substanzen festsetzt, in wesentlicher qualitativer Verschiedenheit unter einander und im Verhältniß zur ewigen Substanz; die ferner dieses Verhältniß aus der ewigen Form Gottes begreift, wie bereits oben gezeigt worden; die endlich auch jene Form des Absoluten nicht bloß in der Substanzialität des relativen Seyns, sondern auch in der Accidentalität desselben, in dem Dualismus der Grundkräfte in jeder Sphäre des relativen Seyns erblickt.

Diese Grundkräfte aber in der geistigen Sphäre heißen Vernunft und Willensfreyheit, sind Recéptivität und Spontaneität für übersinnliche Objekte, und sind wesentlich verschieden von ähnlichen Grundvermögen der Natur-Sphäre, wo sie Sinn und Wille heißen für sinnliche Relationen, und als solche mit jenen koincidiren im ungetheilten Bewußtseyn des menschlichen Individuums, als einer Synthese von Geist und Natur.

Bestimmt aber jener Dualismus die Grundkräfte der Substanz, so kann der Verstand, der weder Sinn noch Willkür ist, eben weil er die Synthese von beyden ist (und zwar in theoretischer Richtung, weil in praktischer oder ethischer Richtung das Gemüth aus der Wechseldurchdringung zu Stande kommt) so wenig Grundkraft, als Grundform des Geistes seyn.

Diese Ansicht über die Grundkräfte muß nun aber auch zu ganz anderen Resultaten führen, über das Verstandesprodukt überhaupt. Und so stünde Rec. bey der Erörterung

des zweyten Unrechtes, wo der Philosoph dem Theologen aus dem Wege gegangen ist. Denn um die Entscheidungen des unfehlbaren Lehramtes für etwas Besseres, als für bloße Verstandesabstraktion ansehen zu können, wozu der Verfasser als Theolog sich genöthigt sah, mußte der Philosoph den Gewinn des Verstandes (das Allgemeine im Besonderen) als das Beharrliche im Wechsel ansetzen; den Gewinn aber der reinen Vernunftthätigkeit als Meinung, als ein Wandelbares.

Das Allgemeine aber ist noch lange das Beharrliche nicht, bey aller Aehnlichkeit mit diesem. So wie vice versa das Produkt der sogenannten Vernunftthätigkeit, die Idee noch kein Wandelbares ist, bey aller Wandelbarkeit in der subjektiven Darstellung derselben. Recensent hat schon früher den Verstand keineswegs als Vernunftform aufgestellt, sondern als Synthese oder Wechseldurchdringung der geistigen Grundkräfte in theoretischer Richtung, d. h. in der Richtung um ein Wissen zu Stande zu bringen, und zwar auf folgende Weise: Was der Sinn (hier Vernunft) als ein Gegebenes, Geoffenbartes (Wahres) genommen (wahrgenommen) hat, das kann des Geistes spontane Kraft, in der ausschließlichen Richtung, auf die Sinnesfunktion, zum Stehen bringen, indem er ein Gegebenes, aus der allgemeinen Ebbe und Flut des Gegebenen in seiner Totalität, herausreißt und dasselbe zur allseitigen geistigen Betastung (die Bedingung alles Begreifens) vor sich hin und aufstellt.

Diese Operation aber hat verschiedene Grade. Ein früherer ist: die Gewinnung des Allgemeinen aus dem Besonderen, des Einen in Vielen, wozu der Geist, vermög innerer Gesetzlichkeit, genöthigt wird, welche aus dem Grundverhältnisse des Geistes zu Gott selbst herrührt, deren Erörterung aber nicht hieher gehört.

Ein späterer aber ist, in die verschiedenen Gruppen der Allgemeinheiten und kollateralen Einheiten eine noch höhere absolute Einheit zu bringen (sie sey nun eine bloß formale oder reale zugleich), und in und aus dieser absoluten Einheit alle Vielheit und Mannigfaltigkeit im Gegebenen zu begreifen. Daß auf dieser Stufe Philosophie und Theologie sich begegnen, nicht nur können, sondern auch müssen, in sofern die Basis der letzteren das Gegebene in der Offenbarung und das Offenbarungs-Organ die Kirche als Gegebenes ist; so wie umgekehrt alles Gegebene in seiner Totalität die Basis aller Philosophie ist, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung. Eben so klar ist, daß der zweyte Standpunkt höher, als der dritte liegt, und daß nur auf ihm eine Einheit als

Beharrliches gewonnen werden könne, dessen sich aber der Denkgeist als solcher noch gar nicht als eines Unfehlbaren in objektiver Realität versichern kann.

Daraus folgt nun aber endlich, daß es eine Einseitigkeit sey: das Hauptgeschäft der Kirche auf die Stufe des gemeinen Verstandes zu beschränken, und zwar eine solche, die gegen die Idee einer Kirche als eines fortgesetzten Offenbarungs-Organs eben so verstößt, als gegen ihre Würde, kraft welcher sie in ihrem Lehr- und Richteramte jeden Streit auf jeder Entwicklungsstufe des Denkgeistes zu entscheiden hat, der über Gegenstände der Offenbarung vom Weltgeiste geführt wird.

Dadurch aber, daß der Verfasser das Allgemeine identificirt mit dem Beharrlichen, scheint er zwar seinen Irrthum geahnet zu haben, hat ihn aber nur auf Kosten der Philosophie verbessert, was gar nicht nothwendig war. Denn das Beharrliche (das Noumenon) ist keineswegs ursprünglich ein Produkt der Abstraktion, sondern zuerst Element der Perception, und als solches erst zum Produkte jener qualificirt. Das Beharrliche nämlich in jeder Sphäre des relativen Daseyns dringt sich dem Sinne des bereits freythätigen Geistes mit gleicher Nothwendigkeit zugleich auf, wie der Wechsel der Erscheinungen. Warum? weil sich der Denkgeist so wenig eine Kraftäußerung ohne Kraft denken kann, so wie er sein eigenes Selbst nur zur inneren Anschauung bringen konnte durch und nach vorangegangener inneren Thätigkeit. — Daß nachher dieses Beharrliche auch als das Eine in Vielen angesehen werden kann, ist ganz richtig, weil es die Bedingung alles Bedingten in einer gewissen Sphäre ist.

Allein deßhalb ist es noch keineswegs Einerley mit dem Allgemeinen (wenn auch dieses den Namen des Einen im Vielen, wiewohl im uneigentlichen Sinne trägt), aus dem Grunde, weil das Allgemeine, als Produkt der Abstraktion, noch nicht als das Princip des Producirten angesehen werden darf. Das Allgemeine und das Beharrliche kommen also darin wohl überein, daß beyde sind: das Eine in Vielem, jedoch in verschiedenem Sinne; allein das Allgemeine ist nicht Einerley mit dem Beharrlichen, weil Princip und Produkt nicht identisch sind, noch werden können. So viel über Werth und Würde kirchlicher Entscheidungen im Felde der Glaubens- und Sittenlehre. Allein dasselbe Thema hat noch eine zweyte Seite, die einer Beleuchtung werth ist, nämlich die Behauptung des Verfassers nach S. 78: »daß die bedeutenden Einwürfe gegen die Wahrheiten der christlichen Religion einzig auf einer Verwechslung der verschiedenen Standpunkte des mensch-

lichen Wissens beruhen,« oder wie er sich anderswo ausdrückt, »jene Widersprüche, die zu Einwürfen Anlaß geben, bilden sich auf dem Uebergange vom ersten zum zweyten Standpunkt.«

Allerdings kann Widerspruch und Einwurf nur von der Verschiedenheit des Standpunktes herrühren, sintemalen schon Erde und Himmel sich ganz verschieden ausnehmen für ein und dasselbe Auge, je nachdem der Mensch auf dem Kopfe oder auf den Füßen stehend beyde zur Anschauung bringt; allein der Verfasser irret sehr, wenn er den zureichenden Grund für die feindselige Opposition zwischen Philosophie und positiver Theologie (zwischen Metaphysik und Dogmatik) in der Natur des Sinnes und Verstandes (der Vorstellung und des Begriffes) gefunden haben will, und wenn er endlich Idee und Vernunft als den allein friedegebietenden Merkuriusstab für beyde Hydern anerkennt.

Dagegen behauptet Recensent, daß aller Zwiespalt zwischen Wissen und Glauben, vom Ideenvermögen (dem Verstande in seiner übersinnlichen Richtung; denn Idee ist selbst nur übersinnlicher Begriff) ausgehe, folglich von dem Standpunkte und seiner Verschiedenheit, von welchem aus der freye Geist sein Verhältniß zu Gott faktisch konstruirt, und dann ideell rekonstruirt, d. h. dasselbe zum höhern Bewußtseyn bringt.

Recensent wird nun sowohl seine als des Verfassers Behauptung durch zwey Beyspiele aus der spekulativen Theologie des letztern erläutern, in welchem der Verfasser die scheinbaren Widersprüche, in welchen zwey positive Wahrheiten vom ersten Range in der Dogmatik mit dem Standpunkte des Verstandes stehen, mittelst und in der Idee auszugleichen unternommen hat, und zwar, wie er meint, ohne Feindseligkeit gegen drn Standpunkt des Sinnes und Verstandes, da nach seiner Angabe, S. 84, die vollkommene Theologie aus der Vereinigung aller drey Standpunkte und ihrer Erkenntnisse hervorgeht.

Das erste Beyspiel betrifft die Lösung der Einwürfe gegen die positive Lehre des Christenthums:

Daß das Menschengeschlecht dem Gottmenschen Jesus Christus die Erlösung von Schuld und Strafe der Sünde (Strafwürdigkeit und ihre Folgen) verdanke.

Die Einwürfe betreffen nun auch bald die Befreyung von Schuld, bald von der Strafe.

Die der ersten Klasse werden nach S. 275 in folgendem Satze koncentrirt: die Sündenschuld kann nicht von Einem für den Andern, sondern muß vom Sünder selbst durch guten Gebrauch eigener Kräfte getilgt werden.

Wer Gott beleidigt hat, kann Gott auch nur versöhnen durch Umwandlung seines Lebens. Herr Zimmer gibt nun folgende Ausgleichung, S. 277:

a. »Wohl wird die Erlösung eines wirklichen Menschen von der Sünde und ihren Folgen durch seine sittliche Umwandlung bedingt, aber grade diese ist nach der Lehre des Christenthums nicht möglich ohne Gnade Gottes, und wird nur wirklich nach dem Beyspiele und den Vorschriften Jesu.« Den Widerspruch, der sich nach Einigen ergeben soll zwischen den Begriffen von moralischer Freyheit und göttlicher Gnade, glaubt er S. 278 damit auszugleichen, daß er das Verhältniß zwischen Freyheit und Gnade ansetzt, wie zwischen subjektiver und objektiver Wirkung eines und desselben göttlichen Wesens. Subjektives und Objektives sind ja aber in Wahrheit Eines, also auch Gnade und Freyheit ein nothwendiges Attribut des göttlichen Wesens im Menschen; die Gnade aber eine objektive Bekräftigung dieses göttlichen Wesens.

Der Einwurf gegen die Erlösung von der Sündenstrafe ist nach S. 279 von der Einheit Gottes in ihrer absoluten Vollkommenheit hergenommen, vermög welcher stets mit jeder Eigenschaft Gottes (z. B. mit der Güte, vermög welcher Vergebung der Schuld nnd Strafe zu erwarten wäre) alle andern (z. B. hier die Gerechtigkeit, nach welcher jedem das ihm Gebührende widerfahren muß) verbunden sind.

Herr Zimmer gibt dafür folgende Ausgleichung:

b. »Es ist wahr, daß jeder Sünder und jede Sünde von der unwandelbaren Gerechtigkeit gestraft werden müsse, — allein es ist nicht wahr, daß nach der sittlichen Umwandlnng der alte Mensch noch bleibe, sondern es lebet ein neuer Mensch nach dem Urbilde Jesu Christi. Wer aber lebt und ausschließlich lebt, der ist und ist allein. Folglich ist nicht mehr der Sünder da, welcher gestraft werden muß, sondern Jesus Christus, der nicht gestraft werden kann.«

»Freylich, heißt es weiter, »hat der neue Mensch« einen langen Kampf mit dem alten zu bestehen; das neue Leben muß das alte tödten, und dieser allseitige Tod des alten Menschen ist mit vielen Bitterkeiten verbunden; diese sind die nothwendigen Folgen der Sünde am Sünder, weil sie am alten Menschen vollzogen werden, bis der alte Mensch vollends getödtet ist. Aber wer ihn der strafenden Gerechtigkeit Gottes entzieht, ist offenbar Jesus Christus, der als neues Lebenszentrum den Menschen in sich umgewandelt, und dadurch geheiligt hat, folglich ist Christus

der Erlöser, so wie von der Schuld, so auch von der Strafe der Sünde, S. 281.

Der Verfasser schließt diesen Ausgleichungs-Prozeß mit folgender Reflexion, S. 281.

»Philosophie und Christenthum stimmen in Bezug auf das Wesen der Lehre von Erlösung des Geschlechts gänzlich zusammen, und unterscheiden sich bloß in der Vorstellungsweise. .. Die Lehre des Christenthums hierüber ist für die gewöhnliche Anschauungsweise berechnet. Nach dieser bleibt der alte Mensch als Substanz, und die sittliche Umwandlung gebt als Accidenz an ihm vor. Diese Accidenz aber hat in Christo ihre zureichende Ursache, der nun als außer dem Sünder existirend und ihn aus der Dienstbarkeit der Sünde loskaufend, vorgestellt wird.

Wie nun diese Anschauungsweise realistisch, so ist die der Philosophie idealistisch, d. h. den ganzen Erlösungs-Prozeß subjektivirend, d. h. ihn ins Subjekt versetzend.

Vermög dieser ist der Uebergang von Sünde zur Tugend dadurch bedingt, daß der Sünder die Idee der höchsten Sittlichkeit (Idee des Gottmenschen) als Maxime in sich aufnehme. Der Sohn Gottes, welcher auf diese Weise Gestalt im Sünder annimmt, zerstört den alten Menschen im Sünder und erzeugt einen neuen. Und wegen dieser Erzeugung wird von Gott die Schuld gänzlich nachgelassen, die Strafe aber (die unter Voraussetzung des bleibenden Sündenzustandes) auch bleibend, d. h. ewig gewesen, in eine zeitliche umgewandelt, die der neue Mensch frey vom alten übernimmt, was auch mit der Lehre der Katholiken über Nachlassung der Schuld und Strafe vollkommen übereinstimmt.« So der Verfasser. — Sein Kommentator aber schließt mit den Worten: »Wer da weiß, wie sehr diese Hauptlehre des Christenthums (die trostreichste unter den trostreichen für die Menschen, wie sie sind) von Anhängern der Kantischen und Fichteschen Schule bestritten worden, und wie sehr dieser Streit der christlichen Religion geschadet habe, der wird nicht ohne Freude und Bewunderung lesen, mit welchem Scharfsinn Herr Zimmer diese dem Scheine nach unvereinbaren Gegensätze (zwischen Verstandes- und Sinnesanschauung) mit einander ausgeglichen und gläubige Denker mit dieser Lehre ausgesöhnt hat.« S. 283. Rec. aber kann sich vor Verwunderung nicht erholen, wie Referent den sachkundigen Lesern der Zimmerschen Versöhnungslehre Freude und Bewunderuug zumuthen kann, da sie doch offenbar nichts anders wieder finden, als Kantische und Fichtesche, d. h. symbolische Interpretation derselben Lehre, wie sie bereits Flatt in seiner Versöhnungstheorie und Geishüttner in seiner christlichen Moral weit ausführli-

cher behandelt haben. Das möge sich aber Referent für etwa zukünftige literarische Rekommendationsprodukte wohl gesagt seyn lassen:

Daß jene Philosophie jene Einwürfe gegen das positive Christenthum keineswegs zu heben im Stande ist, welche von jener Philosophie selbst ursprünglich ausgegangen ist, so lange sie diese Philosophie bleibt.

So kann der Idealismus in der Spekulation (auf einer Stufe mehr, auf einer anderen weniger) die Versöhnungslehre nicht anders als idealistisch, d. h. symbolisch deuten, d. h. den äußern (objektiv realen) Erlösungsprozeß bloß als einen innerlichen (subjektiv realen) anerkennen. Warum? Weil er bereits zuvor entweder (nach Kant) das Subjekt als reine Form des Objektes; oder umgekehrt (nach Fichte) alles Nichtich (Objektives), als Wiederschein des Ichs (des Subjektes) behandelt hat; folglich beyde, wiewohl jeder auf andere Weise, alles relative Seyn idealistisch behandelt haben. Aber auch vom sogenannten Idealrealismus der Identitätslehre ist kein Heil für die Lösung der Einwürfe zu erwarten, bey allem scheinbaren Respekte, mit dem sie Denken und Seyn = Geschichte und Natur als positive Faktoren behandelt. Warum? Weil der Idealismus auf dieser Stufe so wenig uns eine höhere Dogmatik als Vereinigung aller drey Standpunkte des menschlichen Wissens liefern kann, als er das relative Seyn in seinen qualitativen Gegensätzen aus dem Absoluten zu begreifen im Stande ist, ohne zuvor jene wesentliche Differenz des Relativen im Absoluten indifferenzirt, d. h. als solche vernichtet zu haben. — Von solch einer Weltansicht steht nie zu erwarten, daß sie nach Lessings erhabenem Wunsche den Begriff des Positiven triumphirend in das Gebiet der Philosophie installiren werde.

Von einer solchen Weltansicht, der die schreyendsten Thatsachen des Bewußtseyns (wie Freyheit des Geistes und Nothwendigkeit der Natur) nicht heilig sind, läßt sich nicht viel Achtung erwarten für die historischen Thatsachen des Christenthums in Lehre und Leben. Rec. ist aber bey dieser Aeußerung weit entfernt, solch einer spekulativen Plusmacherey (die das bekannte Welträthsel dadurch löset, daß sie ein anderes, bisher unbekanntes setzt) den Namen Philosophie streitig zu machen; nur möge sich dieselbe bescheiden, ein anderes spekulatives Streben, (das höhere Bewußtseyn nämlich, nicht auf Kosten des niedern zu apotheosiren, und diesem von jenem deßhalb keine Maulschellen versetzen zu lassen, weil das Höhere auf den Schultern des Niedern sich erhoben), nicht als vogelfrey im Gebiete der Wissenschaft zu erklären. Nach dieser Philosophie widerspricht

der Sinn und seine Vorstellung so wenig dem Begriffe des Verstandes, als dieser den Ideen der Vernunft, und zwar aus dem einfachen Grunde, vermög welchem das höhere Bewußtseyn (der Ideen) das niedere (der Begriffe, deren Substrat die Erfahrung des innern und äußern Sinnes) nie aufheben darf. — Und warum nicht? Weil alles höhere Wissen als Ueberzeugung von einer Zeugung (d. h. von einem Gegebenseyn für den innern oder äußern Sinn) bedingt ist.

Weil ferner alles Wissen nach seinen subjektiven Bedingungen das dynamische Produkt ist von der receptiven und spontanen Grundkraft des Geistes, das zwar einer Steigerung fähig ist, in so fern der freye Geist sein eigenes Elaborat abermal zum Objekte der innern Anschauung macht; dieses Produkt aber muß dem früheren so wenig widersprechen, als ihre Bedingungen: Receptivität und Spontaneität, die wohl unter einander Gegensätze eines und desselben Princips (Substanz), aber keineswegs Widersprüche bilden, wie der Idealismus befürchtet. Den höhern Standpunkt aber, von dem aus sich sodann jene bekannten Einwürfe gegen das positive Christenthum heben lassen, sie mögen nun scheinbar von welchem Standpunkte immer ausgehen, hat jene Philosophie der Offenbarung selbst zu verdanken, welche letztere wahrlich des hohen Namens nicht werth wäre, wenn sie sich mit der Berichtigung des Verhältnisses zwischen Gott und Kreatur nicht beschäftigte.

Und nur auf diesem Standpunkte allein widerspricht die Idee nicht dem Begriffe, und beyde nicht der Vorstellung von der einen Thatsache des Christenthums in Lehre und Leben. Daraus ist nun aber auch erklärbar: Warum alle andern idealen Rekonstruktionen und spekulativen Ausgleichungen, die jenen Standpunkt nicht gefunden, oder den gefundenen nicht festhalten können und wollen, volens nolens mit der Lehre des Christenthums in irgend einer Richtung zerfallen müssen, sich sodann aber über jene unvermeidliche Disharmonie dadurch schon gerechtfertigt wähnen, wenn sie den ersten Standpunkt als einen gemeinen, d. h. für Menschen, wie sie, leider! sind, folglich nicht seyn sollten, ausgeben, mit welchem sie, als ungewöhnliche Menschen, ohnehin nichts zu thun haben können und dürfen.

Betrachten wir nun zu diesem Ende nach unserem Versprechen den ersten Einwurf gegen Erlösung von Schuld der Sünde. Der Verfasser konnte ihn nur auf Kosten des Dogma lösen, auf seinem antichristlichen Standpunkte der Identitätslehre; denn nach der Lehre seiner Kirche ist der Gottmensch

nicht deßwegen Erlöser von der Schuld, in sofern sein Vorbild in Leben und Lehre eine Willensänderung für uns einleitet.

Auch ist die Gnade Gottes nach derselben Lehre nicht einerley mit dem realisirten Tugendideal in der Person Jesu Christi, sondern die Kirche lehret: daß Christi Leben und Leiden der Menschheit die Gnade erst zu'Stande gebracht, d. h. durch sein Verdienst ihr erworben habe: Jene unmitelbare Influenz Gottes, die als innere Anregung der Seele zur Tugend, in Liebe zu Gott, unbedingt nothwendig ist; weil alle Gegenliebe in der Kreatur von der ewigen Liebe bedingt ist, deren Leben: Mittheilung — Vereinigung ist.

Sie lehret ferner, daß erst mittelst jener Influenz (als Gnade Gottes) die Nachahmung des Ideals möglich, und die wirkliche verdienstlich zugleich werde für das Individuum. Diese Behauptungen aber können, ohne Nachtheil für positive einfache Aussage, selbst nur begriffen werden aus dem Verhältnisse, welches die Offenbarung zwischen Gott und Geist aufstellt und festhält. — Dieses beruht aber:

1) Auf einer qualitativen Verschiedenheit zwischen Gott und Geist. Diese involvirt zugleich

2) eine gleiche Verschiedenheit zwischen Gnade und Freyheit. Beyde machen erst

3) eine Sünde möglich, als freyen Abfall des kreatürlichen, freyen Willens vom Willen Gottes. Jene Verschiedenheit setzt ferner zwischen Gott und Geist

4) ein dynamisch-persönliches Verhältniß fest, vermög welchem die einzelnen Willensakte des Geistes nicht bloß auf ihn ausschließlich, sondern auch auf Gott rückwirken müssen; mit andern Worten: Der Mensch im Abfalle tritt nicht etwa bloß gegen sein besseres Ich, sondern gegen Gott selbst in die Schranken. Jener kann keineswegs das Gesetz in seinem Innern (den reinen Willen Gottes) verachten und nicht beachten, den Gesetzgeber selbst aber stillschweigend, per clausulam etwa, ausgenommen wissen wollen.

5) Liegt aber im Abfalle eine doppelte Wirkung, so muß auch die Aufhebung desselben (die Schuldbefreyung) mit einem Doppelakte beginnen, von welchem der Sünder aber (wie wir gleich sehen werden) immer nur den einen und nie den andern zu Stande bringt.

Denn die Herstellung der Majestät der Menschennatur in der sogenannten Sinnesänderung ist noch nicht einerley mit der hergestellten Majestät des göttlichen Willens, die (im

Gerechtigkeit in Gott ist Liebe Gottes in ihrer Aeußerung an die freye Kreatur.

Ist aber dieses, so erhellet zugleich, daß jene Liebe (in welcher Gott so unveränderlich wie in seinem Wesen seyn muß) nach Verschiedenheit der Reaktion von Seite der kreatürlichen Freyheit auch verschieden in die Erscheinung treten könne, ohne aufzuhören, jene Eine Liebe, als wesentliche ewige Form Gottes zu seyn *).

Seine Kirche lehrt ferner keineswegs:

b) daß aus diesem Antagonismus zwischen Kreatur und Kreator schon folge: eine Umwandlung von Seite des Menschen reiche allein schon hin, eine Abänderung in dem sogenannten Urtheilsspruche göttlicher Gerechtigkeit zu bewirken.

Der Grund hievon ist theils:

α) derselbe, wie oben bey der Schuldnachlassung, nämlich: daß persönlich-dynamische Verhältniß zwischen Gott und Geisterreich. Vermög diesem ist Gott keineswegs das bloß passive Echo unserer Freythätigkeit; sondern (um im Bilde fortzufahren) selber eine Virilstimme mit unveräußerlichen Rechten. Und nur als solche steht Er zugleich im lebendigen Wechselverkehr mit der gesammten Geisterwelt und jedem Individuum derselben. Daraus folgt nun aber, daß der Antagonismus zwischen Gnade und Freyheit wohl das Verhältniß zwischen Gott und Geist modificiren, keineswegs aber die Faktoren selbst, die jenes Verhältniß erst möglich machen, in ihrer Qualität umwandeln könne.

Gott ist also keineswegs (nach dem Wunsche einer frivolen Zeit) der jenseitige Wald, aus dem es jederzeit widerhallt, wie das Dießseits in ihn hineingeschallt; sondern er ist der brennende Dornbusch, der nicht verbrannte, mit der Stimme: Ich bin, der Ich bin, oder: Ich bin der Herr, und keiner neben Mir.

Theils liegt der Grund hievon:

β) in der Universalität jenes Verhältnisses; denn dieses kann seine Gränze keineswegs auf diesen oder jenen Planeten und seinen freyen Bewohnern finden. Der Vater der Ewigkeit will nicht bloß den einen Sprossen der großen Geisterfamilie, sondern alle Glieder derselben, selig machen in Liebe; ja mit keiner andern, als mit welcher Er Sich selber, von Ewigkeit, in der Majestät seines Wesens erkannt, und in dieser Selbsterkenntniß sein Selbst zugleich geliebt hat.

---

*) Die alte Theologie behauptete: Gott liebe auch den Teufel, in so fern dieser sein Ebenbild auch in der Hölle nicht los werden könne; der Teufel aber hasse Gott und sich selbst, als Gottes Ebenbild.

Dieß vorausgesetzt fragen wir:

Könnte Gott wohl noch das in der Schätzung freyer Geister seyn (die zugleich ihre Seligkeit bedingt), was Er in seiner Selbstschätzung zu seyn aufgehört hätte?? — Wer sich das als möglich zu denken fähig ist, den wollen wir um seine Genialität: das Unmögliche möglich zu machen, nicht beneiden; aber auch uns möge er dann des Anthropomorphismus in dieser Darstellung nicht beschuldigen. Folgendes Geständniß aber möge sich jeder sterbende Fechter des geschlagenen Pantheismus als Friedenskuß mit auf die Reise in die Ewigkeit nehmen: daß in seinem Systeme wahrhaftig der Anthropomorphismus vermieden sey, und zwar in der Behauptung: »Gott komme erst in der Menschheit zum Bewußtseyn.« Denn, was läßt sich da wohl zwischen Gott und Geist für ein Verhältniß ansetzen? Kein anderes als das zwischen Seyn und Selbst-Bewußtseyn (zwischen Seyn und Persönlichkeit).

Allein auch nur diese Persönlichkeit in Gott ist es, die einen gewissen Anthropomorphismus nicht bloß möglich, sondern nothwendig macht [1]). Uebrigens gilt gerade von ihnen, was der Monotheismus des Judenthums, dem Gentilismus gegenüber, prophetisch aussprach: Confundantur omnes, qui adorant sculptilia et gloriantur in simulacris suis.

Denn ihr Gott ist nur ein Gedankending, und zwar als Gedankenschnitzer, so wie ihr simulacrum und ihre gloria nichts Besseres und Höheres ist, als: der Gedanke (Begriff), das caput mortuum alles relativen Seyns [2]).

Es erübrigt uns nur noch, den spekulativen Grund des Verfassers für seine Behauptung zu beleuchten, der in dem Satze niedergelegt ist:

---

1) Also, keineswegs Hände und Füße, oder die fünf Sinne, wollen die Positivisten der Gottheit vindiciren (was die Negativisten der Welt glauben zu machen nicht aufhören), sondern nur das Palladium: daß der Kreator sich nicht etwa auch als Kreatur betrachte; so wie, leider! gewisse Kreaturen sich für Gott Vater ansehen und als solche zugleich von aller Welt behandelt seyn wollen. — Und selbst dieses Universalmittel gegen menschliche Narrheit gilt gewissen Philosophien dennoch als Anthropomorphismus!! —

2) Ein Schweizer Semipantheist à la Salat drückte unlängst seinen Horror gegen den Anthropomorphismus der Katholiken in folgender Aequation aus: der Geist verhält sich zu Gott, wie die Zimmerluft zur Atmosphäre. — Ein geistreicher Naturphilosoph nennt aber leider! diese den Gottesacker des Planeten. — Solch eine verpestete Studierzimmerluft hätte wohl vonnöthen, ihre Jalousieläden nach Süden zu öffnen zu lassen, um sich mit katholischem Aether zu purificiren.

Was lebet, das ist allein.

a. Vor allem aber ist zu bemerken, daß er eben so gut hätte sagen sollen: was ist, das lebet allein, und was bloß lebet, ist Erscheinung nur dessen, was allein ist.

Beydes sind Axiome der pantheistischen Weltkonstruktion. Denn dem Pantheismus ist ja alles relative Seyn (in der Sphäre des Subjektiven und Objektiven) nur Erscheinung oder Modifikation des Absoluten. Dasselbe gilt dann aber auch von Akten der Willensfreyheit, die dann ebenfalls wie ihre relative Substanz, der Geist selber, nur als Modifikation der absoluten Substanz angesehen werden kann.

Was folgt aber hieraus:

So wie es nun im relativen Seyn der Persönlichkeit nichts als Zustände gibt, die sich einander ausschließen, so kann auch die Zurechnung des einen dem andern Zustande nicht anheimfallen (vorausgesetzt, daß der Pantheist überhaupt noch etwas von einer Zurechnung wissen will, was er konsequent allerdings nicht wollen kann, da er bereits die gesammte Persönlichkeit nur in die Kategorie der Accidentalität, und nicht der Substantialität geworfen hat).

Anders aber verhält sich die Sache nach der Grundansicht des Positivismus, der in der Willensfreyheit und ihren Urakten, der Koordination und Subordination unter den absoluten Willen, nicht etwa bloß nothwendige Modifikationen eines Subjektes erblickt, welches als solches selbst wieder nichts Besseres als eine Modifikation der einen absoluten Substanz wäre; sondern sie sind freye Modifikationen, d. h. Positionen eines Subjektes, das in dem relativen Widerspruche jener sich wechselseitig ausschließenden Urakte seinen Anspruch auf Willensfreyheit begründet, weil es sonst, als Substanz, sich aufgeben müßte, der zureichende Grund jenes ethischen Widerspruches seyn zu wollen.

Nach dieser Ansicht lebt das Subjekt als zureichender Grund jeglicher Willensmodifikation fort. Und wenn sich auch diese wechselseitig verdrängen, so kann sich doch das Subjekt, als fortwährender Träger und Grund derselben so wenig von ihnen ausschließen, als sich von ihnen ausschließen lassen.

Der Erscheinung als solcher kann gar nichts, dem Seyn aber (wenn auch nur relativen) Alles imputirt werden; weil jene nichts setzen kann (als ein Gesetztes vom Seyn), dieses aber der zureichende Grund jeder Setzung ist.

Und wenn nun der einzelne Willensakt von doppelter Wirkung war, wovon die eine bloß das handelnde Subjekt, die andere aber, über dasselbe hinaus, ein Zweytes über ihm erreichte; so kann zwar das handelnde Subjekt durch

einen zweyten Akt jene Wirkung auf sich selbst aufheben, allein keineswegs jene andre durch diesen allein, weil jene fremde Persönlichkeit (Subjektivität) nichts weniger als eine bloße Modifikation meines freyen Willens ist, so wie auch meine Persönlichkeit keine Modifikation des Absoluten ist.

b. Nach dem obigen Axiome des Verfassers begreift man ferner durchaus nicht, wie der Mensch als nicht mehr Sünder, sondern als neuer Mensch, doch die Strafen des alten Menschen noch zu tragen habe?

Wenn nur das, was lebt, ist, warum ist denn noch, was nicht mehr lebt? Diesen Widerspruch konnten katholische Theologen, als Nachbeter Kantischer und Fichtescher Ideen über Erlösung, dadurch allerdings besser als ihre Vorbeter beseitigen, daß sie sagten: daß nur durch diesen Umstand die ewigen in zeitliche verwandelt würden, und daß hierin, der Lehre der Kirche gemäß, die Genugthuung von Seite des Sünders bestehe! — — Auch unser Verfasser behauptet dieß, und glaubt dieß in Uebereinstimmung mit seiner Kirche zu thun. Allein auch hierin irrt er nicht wenig, und in jedem größern Katechismus konnte er finden: daß durch die Taufe der Mensch durch Christi Verdienst befreyt werde von der Schuld und Strafe der Erbsünde, und anderer persönlichen Sünden (wenn er derley vor der Taufe begangen haben sollte), und nicht bloß von der ewigen, sondern auch von allen zeitlichen Strafen; ohnerachtet der auch nach der Taufe noch in Seele und Leib fortwährenden übeln Folgen der Sünde. Und ist das kein Widerspruch? Keineswegs. Weil die Kirche eben so richtig als zart uns belehrt, jene übeln Folgen nach der Taufe nicht mehr als Strafe anzusehen, sondern als eben so viele Stufen, gewährt von der ewigen Liebe, um zur ewigen Seligkeit in ihr aufzusteigen. — So viel zum Belege, daß die von Zimmer versuchten Ausgleichungen zwischen Wissen und Glauben, jedes Mal auf Kosten des Dogma durchgeführt worden seyen, und daß die Ursache hievon (gegen die Behauptung des Verfassers, der immer und überall nur den Verstand und seinen Begriff als Sündenbock behandelt) gerade in dem Standpunkte der Idee selbst zu suchen sey, die, als eine pantheistische, dem Standpunkte der Offenbarung durchaus entgegengesetzt, der letztern mit dem besten Willen des Verfassers keinen Liebesdienst erweisen kann. Ein noch auffallenderer Beleg aber, daß dieser Standpunkt durchaus nicht geeignet sey, den dogmatischen Glauben zum Wissen zu steigern, und das Dogma durch die Idee, und diese durch jenes wechselseitig zu kräftigen und zu verklären, liefert uns

der Verfasser in seiner Darstellung der Lehre von der Gegenwart des Gottmenschen in der Eucharistie.

Die Möglichkeit des Inhaltes dieser Lehre, sagt der Verfasser S. 308, welche über die Begriffe des Verstandes erhaben, und als Geheimniß von Menschen (wie sie sind) geglaubt werden muß, kann für die Vernunft auf folgende Art anschaulich gemacht werden.

a. Gott ist dem Wesen und der absoluten Form nach, sowohl in der Körper- als Geisterwelt. Aber das Wesen und die absolute Form kann nicht erscheinen, weder in der einen noch in der andern, weil es absolute Identität und Indifferenz beyder Welten ist.

Jede dieser beyden Welten zeigt nur die eine Seite des absoluten Wesens. Die Körperwelt die Seite des Seyns, die Geisterwelt die Seite des Denkens. Freylich ist in jedem Seyn auch das Denken, und in jedem Denken auch das Seyn enthalten. Allein so wenig Eins ohne das Andre seyn kann; so wenig können Beyde als Eines erscheinen, denn die Erscheinung des Einen ist durch das Entgegensetzen des Andern bedingt. Daher kann auch Gott nur im Gegensatze von Subjektivität und Objektivität erscheinen. So wie aber der Gegensatz der Erscheinungsform im Gedanken aufgehoben wird; so ist in jeder Form das absolute Wesen und die absolute Form ganz enthalten; und weil von jedem Einzelnen gilt, was vom Ganzen gilt; so ist in jedem Körper, das Ansich der Körperwelt enthalten.

b. Das Ansich der Körperwelt (das Absolute in der Form des Seyns) ist aber der Gottessohn (λογος), und dieser ist Gottmensch, d. h. die menschliche Natur ist auf untrennbare Weise geeinigt mit der göttlichen Natur. Demnach ist Gottessohn unter jeder Gestalt der Natur, sobald das Gegensatzlose im Gegensatze vorgestellt wird, mittelst Aufhebung des letztern.

c. Zur Aufhebung aber dieses Gegensatzes in der gewöhnlichen Vorstellungsweise sind also die Weihungsworte von Jesu bestimmt und verordnet. Nur auf diese Weise kann für Menschen, wie sie wirklich sind, die Gegenwart Jesu und die Vereinigung desselben mit den Menschen geoffenbart und anschaulich gemacht werden.

Dessen ungeachtet bleibt aber doch die Lehre vom Abendmahl für die Menschheit ein undurchdringliches Geheimniß, welches in seiner sinnlichen Darstellung von Jesu Christo geglaubt und angebetet werden muß.

So der Verfasser. — Daß seinem Kommentator bey diesem

Referate selbst nicht wohl zu Muthe gewesen seyn mag, läßt sich aus der langen Note vermuthen, womit er Zimmers Orthodoxie in Schutz nimmt; sie endet mit folgenden Worten S. 311.

»Wer sich mit diesen und andern Erklärungen Zimmers nicht befreunden kann, der bedenke, daß Zimmer selbst unterschieden habe zwischen Dogma und dem Modus explicandi. Jenes war ihm unabänderlich, ein schlechthin Objektives, dieses, von der Subjektivität des Erklärers bedingt, ein Veränderliches, daher jenem nie ganz und vollkommen entsprechend.« So die Note.

Bey dieser Veränderlichkeit aber steht es schlecht:

1. Mit der idealen Vernunftanschauung, welcher der Verfasser doch früher absolute Nothwendigkeit und Wahrheit eingeräumt hat.

2. Ist es nur halb wahr, daß der Modus explicandi dem Dogma nie ganz entspreche. Denn in Bezug auf das Daß muß der Modus dem Dogma stets ganz und gar entsprechen, weil im widrigen Falle das Dogma selbst aufgehoben würde. Auch kann die Uebereinstimmung leicht zu Stande kommen, wenn der Explikator auf den geoffenbarten Standpunkt sich erschwungen hat. — In Bezug aber auf ein Wie wird jede Explikation der Geheimnisse im Natur- und Geisterreiche stets Schuldner bleiben.

Unser Verfasser aber hat hier das Dogma ganz vernichtet. Denn kraft desselben sind die Weihworte nicht da, um anzuzeigen, was bereits gegeben ist, sondern um anzuzeigen: daß etwas geschehe, und faktisch eintrete, was vor und ohne sie nicht da war, nicht da seyn könnte.

Nach Zimmers Ansicht wären die Konsekrationsworte ein wahrer Hokuspokus für die Unbehülflichkeit des großen Haufens im Abstrahiren und Indifferenziren.

Auch sieht man besonders in dieser Erklärung, wie alle Erklärung niemanden leichter ankommt als dem Pantheisten. Denn ist das Noumenon der Körperwelt überall und jederzeit Gott selber; so ist auch Gott überall gegenwärtig. Eben so leicht sagt man: daß zwey Mal Zwey äquale Vier sey.

So leicht aber kommt eine Erklärung vom katholischen Standpunkte keineswegs zu Stande, selbst bey Benutzung der Ausbeute unserer heutigen Naturphilosophie. Denn wenn auch das unsinnliche Substrat der Körperwelt nur Eine Substanz mit einem Dualismus der Grundkräfte von Kontraktion und Expansion und ihrer Repräsentanten im Oxygen und Hydrogen wäre, so daß dem zu Folge

alle Körper in den drey Reichen der Natur nur als Produktionen der unendlichen Mannigfaltigkeit in der Mischung jener Grundstoffe anzusehen wären, so daß ferner die drey Reiche selber nur in quantitativen Differenzverhältnissen zu einander stünden (folglich auch das Fleisch zum Brote), so daß dem zu Folge in der Transsubstantiation nur die quantitativen Verhältnisse der Grundkräfte (der einen Substanz) zu einander umgewandelt würden; so bliebe dem ungeachtet das Wie dieser Verwandlung bey gleichbleibender Erscheinungsform ein undurchdringliches Geheimniß, dessen Schleyer nur die Ewigkeit lüften wird.

Uebrigens aber ist ein anderer Punkt in dieser Darstellung dem Verfasser der Form nach besser gelungen, wiewohl er dem Wesen nach keineswegs etwas Neues enthält; nämlich: das Warum der Gegenwart Christi in keiner andern, als in der Brotsgestalt.

Er findet nämlich jenes Warum in der ewigen Idee, die das Abendmahl objektiv darstellen soll, und diese ist: die Idee des Einswerden Gottes und des Menschen, das Uebergehen Gottes in den Menschen, und des Menschen in Gott, vermittelst des Gottmenschen, eingeleitet durch die Versöhnung Gottes mit dem Menschen, welche der Opfertod des Gottmenschen bewirkte.

Zur objektiven Darstellung aber dieser Idee sey nichts geeigneter als der Genuß der Speise und des Trankes, und vorzüglich des Brotes und Weines, wegen ihrer höhern Verwandtschaft mit dem menschlichen Leibe.

Bey aller Richtigkeit aber dieser Konstruktion vom Standpunkte des Katholicismus aus bleibt es doch mehr als drollig, wie ein Pantheist über eine Vereinigung des Geistes mit Gott, so viel Worte machen kann, da nach ihm der Mensch, als Sinnes- und übersinnliches Wesen, doch Gott selber ist.

Was aber der Mensch ist, braucht er ja nicht erst zu werden, und was er werden soll, Eins mit Gott, ist er ja schon, als Einerley mit Ihm, dem Wesen nach.

Ist bey solch einer Grundansicht die positive Religionsanstalt etwas Besseres, als eine Krücke für Menschen, wie sie sind! aber nicht seyn sollten? Und die, wenn sie wären, was sie seyn sollten, nämlich Pantheisten (oder Semipantheisten), alle positive Religionsanstalt entbehrlich machen müßten?

Sonderbar! wie sich alte Freygeisterey und neuer Idealismus in einem Punkte begegnen! Denn auch jene ließ Religion und Kirche zwar nicht als theoretische Krücke für den Verstand, aber doch als praktischen Kappzaum

für den Centaur des Herzens, als frein pour la canaille, stehen!

Daraus ist endlich auch begreiflich, wie und warum der neue Idealismus der Protektion des alten Materialismus stets versichert seyn darf.

Innigst mit der wesentlichen Form der Kirche ist verbunden das Kirchenrecht.

Auch hierüber wollen wir den Verfasser vernehmen, welcher behauptet:

»Es hat die Kirche, wie der Staat, ihren abgeschlossenen Kreis. Diese zwey Kreise koexistiren zwar, aber schließen den Begriff der Subordination beyderseitig nothwendig von sich aus. Alle Mißverständnisse über das Verhältniß der Kirche zum Staate schwinden von selbst, so bald Staat und Kirche als das anerkannt werden, was sie an und für sich sind, das heißt, sobald die ewige Idee beyder entwickelt wird.«

Das thut nun auch der Verfasser in dem §. 176.

1) Das Wesen des Staates besteht darin, daß er in und an sich, einerseits das Menschgewordenseyn, anderseits die perpetuirliche Menschwerdung darstelle, welches beyde ohne Religion unmöglich ist. —

Im §. 178 heißt es ferner:

Wenn der Staat die Idee der Menschheit darzustellen hat nach ihrem Seyn und Werden; so hat er vorerst alle jene Verhältnisse aufzuheben, in welche der Mensch durch die Sünde getreten ist, und welche dem ewigen Verhältnisse Gottes zur Menschheit im Wege stehen. Diese Aufhebung der Hindernisse gehört zur negativen Seite des Staates, die aber selbst nur bestehen kann durch Verbindung mit der positiven Seite, welche in den ewigen Verhältnissen der Menschheit besteht, und welche nur in und durch die Religion gesetzt werden können. Daher muß der Staat, um seiner Idee zu genügen, die Religion in sich aufnehmen.

Oeffentliche Sicherheit und Wohlfahrt können daher als Staatszwecke angesehen werden, aber nur als die negativen und untergeordneten, keineswegs als die positiven und höchsten.

2) Von der Kirche heißt es in §. 181:

Diese ist, die offenbar gewordene und realdargestellte Religion selbst, oder die Darstellung des Bandes, wodurch der Mensch wieder an Gott zurückgebunden wird.

Religion aber, und zwar christliche, ist: die offenbar

gewordene Erlösung der Menschheit durch Christus, durch welchen das ewige Verhältniß zwischen Gott und den Menschen hergestellt wird.

3) Ueber das Verhältniß des Staates zur Kirche lautet §. 180:

Wegen der allseitigen Offenbarung der Religion im Staate und durch den Staat (besonders mittelst Edukation, Polizey und Justiz) wird dieser noch nicht zur Kirche, weil hiezu eine besondere Anstalt erfordert wird, wodurch die Religion in Symbolen dargestellt wird, und das religiöse Gefühl der Bürger erhöht werden kann.

Und §. 181 endlich:

Da der Staat und seine Religion nur bis zum Wie der Erlösung geht, dieses aber ignorirt; die Religion dagegen, und insbesondere die christliche, mit diesem Wie anfängt, so ist es offenbar: daß die christliche Kirche vom Staate verschieden sey; und umgekehrt.

So der Verfasser laut Referat, was einerseits lang genug ausgefallen ist, um am Ende doch nichts anders darzuthun, als eine Verschiedenheit zwischen Kirche und Staat, woran ohnehin Niemand gezweifelt hat, noch zweifeln wird, so lang er zwischen Krummstab und Scepter noch unterscheidet — und anderseits wieder zu kurz, um die Koexistenz ohne Subordination beyder Institutionen darzuthun. Um aber dieses Problem nicht etwa bloß scheinbar, sondern reell zu lösen, muß der Philosoph als Jurist einen andern als pantheistischen oder semipantheistischen Standpunkt erstiegen haben.

Ist ihm das nicht möglich, so wird der spekulative Theolog bona vel mala fide katholisch reden und pantheistisch beweisen.

Wie könnte es aber auch anders kommen? Denn

1) Nach der Grundansicht über das Verhältniß des absoluten Seyns zum relativen müssen sich ja nothwendig alle übrigen Verhältnisse reguliren.

Nun setzt aber der Pantheist jenes Verhältniß als Aequale und Einerley mit dem Verhältnisse zwischen Wesen und Form (Seyn und Erscheinen), folglich wird sich auch Religion und Staat zu einander verhalten, wie Idee und ihr Ausdruck. Dann fällt aber auch alles Zeiträumliche der Religion, die Kirche nämlich, unter die Gewalt des Staates; kurz die Kirche als dargestellte Religion ist dem Staate subordinirt bey aller angepriesenen Glorie ihrer Idee, und dieser ihrer Unantastbarkeit von Seite des Staates.

Ferner ein gleich gefährlicher Umstand im System des Pantheismus ist dieser:

2) Ist einmal der wesentliche Unterschied zwischen Gott und Geist aufgehoben, so ist er es auch zwischen Gnade und Freyheit, zwischen Gnaden- und Freyheits-Institutionen in der Menschheit. Jenes aber ist die Kirche, dieses der Staat.

Das Wesen jener ist offenbar verkannt, und beynahe unter den Gefrierpunkt angesetzt, wenn es nur angegeben wird als eine Anstalt, die es mit der Verwaltung der religiösen Symbole zu thun hat (die ihr allerdings keine weltliche Macht je nehmen und geben wollte und konnte), welche Anstalt aber sonst mit allen ihren übrigen Relationen, so wie sie sich nur in Zeit und Raum blicken lassen, der Staatsgewalt alsbald verfallen ist.

Allein — entgegnet man — verhält sich der Staat zur Kirche nicht, wie die Erscheinung zum Wesen, die Form zur Substanz, das Leben zur Idee? *) und zwar zur höheren Glorie der Kirche! — Jedoch —

Nicht zum Vortheil seiner Kirche, sondern des Staates, antwortet hierauf der Katholik mit nein! Denn —

die Idee selbst ist nicht eine, so wie es nicht bloß eine einzige Substanz gibt, nämlich: das sogenante Göttliche.

Mithin fällt auch eben so wenig all und jede Erscheinung in Zeit und Raum Einem Grunde anheim (als seiner Wurzel), als Eine Substanz alles Leben beherrscht. Aber nach Verschiedenheit des Grundes regulirt sich das Begründete.

Frey neben Gott als Substanz steht der Geist als Substanz, das heißt, als organisches Princip einer bestimmten Lebens-Sphäre. Und was man der freyen Kreatur einräumen muß, das darf Gott selbst, und seinem Wirken in Zeit und Raum, nie streitig gemacht werden.

Der neue Lebenskeim der Menscheit in der Person des Gottmenschen hat in Zeit und Raum sich seinen eigenen selbstständigen Organismus angebildet, er hat Priesterthum und Hierarchie gestiftet.

---

*) Sonderbar genug, daß der Pantheist und Konsorten über dem Satze: der Staat verhält sich zur Kirche wie die Erscheinung zum Seyn, wie Zeitliches zur Idee, die Konsequenz vergißt: daß gerade jenes von dieser beherrscht wird. Jenem Axiom zufolge, könnte selbst ein diabolus rotae der Kirche die äußere Weltherrschaft nicht auf die Dauer streitig machen, wenn sie nur auch zuvor in die Weisheit des Pantheismus eingehen könnte.

Daß er sich denselben aber nach dem Typus alles organischen Lebens realisirt hat, das sollte ihm wohl Freunde, aber nicht Feinde zuziehen, weil dadurch ja alles Abnorme vermieden wurde, was die Koexistenz anderer Lebens-Sphären gefährden könnte.

Auch der Umstand kann die Unabhängigkeit beyder Anstalten nicht beeinträchtigen, daß beyde (nach einem beliebten Ausdrucke) an der Erlösung der Gattung arbeiten. Das kann doch nur so viel heißen, als: daß Kirche und Staat von der Sünde, als dem Mißbrauche der Freyheit bedingt sind.

Diese gemeinschaftliche Bedingung aber schließt noch gar nicht ihre wesentlich verschiedenen Sphären aus, weil auch wesentlich verschiedene Principe unter einerley Richtung und Erscheinungsform auftreten können.

Seitdem nun der Abfall von Gott zum Ausfall der Freyheit auf die koexistente Freyheit geworden ist, seit diesem aufgehobenen Gleichgewichte freyer Kräfte, streben diese allerdings, vermög innerer Nothwendigkeit, den Ruhepunkt wieder zu gewinnen.

Und diese Vermittlung im Streite freyer Kräfte kann nur realisirt werden durch das Uebergewicht der Kraft — kurz, durch das statische Gesetz der Stärke.

Dadurch aber, daß nur der Ausfall vermindert und verhindert wird, ist die Quelle desselben, der Abfall, noch gar nicht aufgehoben. Jenes vermag der Staat, dieses vermag er nicht, aber muß es wünschen, daß es bewerkstelliget werde.

Will man also diesen Versuch der Menschheit auf eigner Faust, mit dem großen Titel: Erlösung, wenn auch nur negative beehren; prosit! nur vergesse man dabey auf das Mittel nicht.

Der Verfasser hat daher sehr Unrecht, wenn er den Staatsrechtslehrern zur Last legt, daß sie öffentliches Wohlseyn und Sicherheit des Eigenthums (dieses im weitesten Sinne des Wortes genommen) als den letzten Zweck des Staates aufstellen.

Denn was wird den eigentlich gefährdet durch den Ausfall der abgefallenen Freyheit, als die koexistente Persönlichkeit mit allem ihren Seyn und Haben, deren nothwendige Folge hievon für das Gefühl des Menschen allerdings Unwohlseyn ist.

Man muß daher wohl unterscheiden zwischen dem, was die Menschheit aus sich und durch sich zu Stande bringt, im Streben nach jenem Ruhepunkte, und was ihr gelingt unter dem Einflusse einer höhern Macht. Und daß nur von der Hand Gottes, unter Mitwirkung der kreatürlichen Freyheit, jener Fa-

den wiederum angeknüpft werden könne, der die Erde an den Himmel knüpft; das abermal zu beweisen, wäre hier wohl überflüssig; aber nicht überflüssig ist es, weil es nicht zu oft gesagt werden kann: daß die Freyheit mit Danke annehmen solle, was ihr von der Gnade angeboten wird zu ihrer Verklärung für Zeit und Ewigkeit.

Der Inbegriff alles dessen aber ist: die Kirche Christi.

Daraus aber, daß der Staats-Organismus des heiligen Salböls der Kirche bedarf, daraus folgt noch nicht, daß er ihr dasselbe mit List und Gewalt entfremden müsse, oder daß er sie als seine Magd behandeln dürfe. Mit gleichem Rechte wenigstens könnte ja sodann auch die Kirche den Staat als ihren Diener ansehen. Wechselseitiger Einfluß zweyer Principe schließt ihre wechselseitige Unabhängigkeit noch nicht aus.

Auch die Behauptung des Verfassers: daß ohne Religion so wenig ein Staat entstehen, als bestehen könne, leitet noch gar keine Abhängigkeit ein.

Denn die Religion des Menschen hat ihn so wenig in den bürgerlichen Verein genöthigt, als dieser in ihm den Gottesgedanken erzeugt hat, mit andern Worten: der Glaube an Gott ist so wenig die Bedingung der Staatsentstehung, als der Staat die Bedingung des Glaubens an Gott.

Beyde Erscheinungen aber stehen in der Menschheit nebeneinander, und das zwar mit wechselseitigem Einflusse bey wechselseitiger Unabhängigkeit ihres Grundes.

In beyden Erscheinungen liegt ferner ein doppeltes Element, das heißt, Etwas, was der Nothwendigkeit, Etwas was der Freyheit angehört. Es gibt in beyden was den Menschen ursprünglich sollicitirt, und dem er sodann im klaren oder dunkeln Bewußtseyn beytreten muß, aber auch Etwas, was bey allem Naturzwange seine freye Zuthat ist und bleibt *).

In der Religion ist jenes nothwendige Element die Gnade, der Lichtstrahl Gottes, der in freyer Liebe zwar ausgehend vom Urquell des Lichtes, und das Geistesauge im Menschen berührend, nothwendig das Bild des Ewigen auf seiner geistigen Netzhaut abdrückt; das er aber dann mit Freyheit pflegen oder auch verwischen kann.

*) Die Vernachläßigung des einen Elements, unter rücksichtsloser Begünstigung des andern, liefert auch in den Staatstheorien einen Materialismus, als leidigen Empirismus, und einen Rationalismus, als leidenschaftlichen Republikanismus. Die beseligende Mitte affektirt nicht selten der atomistische Eklektiker.

Im Staate ist jenes nothwendige Element: das statische Gesetz der Vermittlung moralischer Kräfte, die ihren Schwer- und Ruhepunkt suchen, und ihn allein in der Majestät finden.

Sache der Freyheit aber ist: die Form jener Majestät zu bestimmen.

Daß aber auf diese Formgebung der Majestät (ob sie z. B. eine todte des Gesetzes, oder die lebendige eines Gesetzgebers seyn solle, ob dieser selbst sich wieder unter ein Gesetz stelle, das als Weltgesetz auf den Weltschöpfer hinweist) die jedesmalige religiöse Ueberzeugung nicht nur etwa bedeutenden Einfluß habe, sondern sogar von ihr bedingt sey: diese Wahrheit kann nur dann in Zweifel gezogen werden, wenn man vergißt: daß von der jedesmaligen subjektiven Auffassung des Verhältnisses zwischen Geist und Gott nothwendig alle übrigen Verhältnisse regulirt werden.

Die obige Behauptung also: daß kein Staat ohne Religion entstehe, ist nur in sofern wahr, als kein Mensch ohne Religion existirt, folglich auch kein Mensch ohne Religion als Bürger besteht und entsteht.

Die andere Hälfte aber desselben Satzes: daß kein Staat ohne Religion bestehe, ist eben so wahr, als der Satz: daß es keinen theoretischen Atheismus gebe, indem der Denkgeist im niedern und höhern Bewußtseyn des Absoluten so wenig los und ledig werden kann, als er sich des Centrums in der reinen Anschauung des Kreises erwehren kann; wiewohl sich der Denkgeist das Absolute unter mannigfaltigen Bestimmungen denken kann, die für eine persönliche Gottheit bald günstiger, bald ungünstiger ausfallen.

Was nun vom Absoluten, als dem Centralwesen im All der Dinge, gilt, das gilt auch von der Centralgewalt im relativen Universum freyer Kräfte, das heißt im Staatsleben der Menschheit.

Auch hier kann es Formen der Majestät geben, die, dem Urtypus verwandt, wohl auch ganz und gar mit jenen unvereinbar sind. Je abnormer nun das Streben freyer Kräfte im bürgerlichen Verein, desto heftiger und dauerhafter werden die Symptome, desto greller werden ihre Zerstörungen ausfallen, sie mögen welche Autoritäten immer betreffen, es möge das Centrum die Peripherie, oder diese jenes verschlingen. Und umgekehrt, je mehr der Mensch sich und das Weltganze, dem er angehört, verstehen lernt, desto konformer kann und wird er leben in allen Relationen. Das Riegel-

schloß aber, in und außer dem Menschen, ist noch nicht der Schlüssel. — Schlüsselgewalt allein übet die Kirche als Wahrheits- und Gnadeninstitut von Oben, denn nur ihr ist hinterlegt der Schlüssel vom Hause David, der da auf- und zumachet, wie keiner außer ihm, weil ihm alle Gewalt gegeben war im Himmel und auf Erden.

So viel über die höhere Theologie des verehrten Zimmer und ihre Begründung, mittelst Principien des Pantheismus.

III. Es wird jenen Lesern dieser Blätter, die sich mehr mit Philosophie als Theologie befassen, nicht unlieb seyn, aus der Philosophie unsers Verfassers zum Schlusse dieser Arbeit noch ein Hauptdogma hier anzusetzen mit einigen, dasselbe beleuchtenden Reflexionen.

1) Es betrifft überhaupt die Formen unsers Denkgeistes, besonders aber die Formen der sinnlichen Anschauung: Zeit und Raum in empirischer und transcendentaler Bedeutung.

Der Verfasser behauptet: daß dem Verstande sowohl die Kategorien, als dem Sinne seine Sinnlichkeitsformen (empirische Zeit und Raum) erst durch die Sünde entstanden seyen. Dieses offenbare sich vorzüglich am Gesetze der Kausalität; denn vermittelst dieses Gesetzes suche der Verstand: Gott, nicht als den einzigen Grund alles Seyns und Wirkens erkennend, denselben durch eine endlose Reihe von Ursachen und Wirkungen zu ersetzen.

Faßlicher wird diese Behauptung durch die Definition von reinem Raum und reiner Zeit im Gegensatze mit den Definitionen von Beyden in empirischer Bedeutung.

Reine Zeit und Raum, heißt es Seite 322 §. 177, sind die Formen jener ewigen absoluten Verhältnisse, die von Gott selbst gesetzt sind.

Solcher Formen gibt es nur zwey, nämlich: Zeit und Raum, in welchen beyden die Ewigkeit, als Thätigkeit und Leiden (als Bewegung und Ruhe) sich offenbaret.

Daher ist reine Zeit der Modus, wie die Affirmation der Besonderheiten, als solche, sich real und objektiv darstellt.

Der reine Raum dagegen ist der Modus, wie sich, das Gesetztseyn der Besonderheiten (durch Gott und durch sich selbst) als solches real und objektiv darstellt.

Beyde sind als Betrachtungsweisen der Vernunft mit der Sünde untergegangen.

Dagegen ist der empirische Raum der Modus, wie der geistige Organismus des Abgefallenen das Gesetztseyn seiner eigenen und der ewigen Produktionen setzt. So wie die empirische Zeit der Modus ist, wie das Abgefallene von Gott (in seinen, von ihm selbst hervorgebrachten Verhältnissen, welche gegen die göttlichen eingegangen worden) seine eigenen sowohl, als ewigen Produktionen setzt.

Beyde sind selbst Produkte des abgefallenen geistigen Organismus, und als solche, wie Kant richtig bemerkt, die nothwendigen Formen, nach welchen der Sinn des wirklichen Menschen allein wahrnehmen, und der Verstand erkennen kann. So der Verfasser.

Es darf die Leser keineswegs wundern, wie hier der Verfasser ein Axiom von Kant unterschrieben habe, das in seinen Folgen dem Idealismus ex diametro entgegengesetzt ist.

Wie bekannt, nahm der Vater des Kriticismus nur eine Erkenntnißquelle an, und zwar die Erfahrung von außen nach innen. Die Erfahrung von innen nach oben, die galt ihm als Philosophen eine terra incognita, wiewohl sie ihm als Menschen mehr war. Wenn aber nach unserm Verfasser der Mensch als Sünder seine Vernunft (den Sinn für Gott und göttliche Verhältnisse) einbüßt; so ist klar, wie Kriticismus und Idealismus in dem Punkte sich begegnen, daß für ihn nur eine Erkenntnißquelle offen sey, mit den dazu gehörigen Formen, welche sind: die Kategorien und empirische Zeit und Raum.

Eben so klar ist der Unterschied des Idealismus. Denn ist nach diesem der Vernunftverlust reparabel, so muß mit der Vernunft auch ihre absolute Anschauungsform, die reine Zeit und der reine Raum eintreten.

Unser Verfasser unterscheidet sich übrigens von Kant in Bezug auf die Theorie von Zeit und Raum darin:

a) daß der Idealismus das Nacheinander (als Zeit) und das Nebeneinander (als Raum) in der Sphäre des relativen Seyns, von dieser und aus dieser in die transcendentale Sphäre des Absoluten überträgt, dort aber Beydes (Zeit und Raum) doch nur wieder als Formen, wiewohl als Vernunftformen einsetzt.

b) Daß der Idealismus sie nicht als leere Formen aufstellt, indem die Gegensätze des Subjektiven und Objektiven so nothwendig sind, als beyder Indifferenz das Absolute, = Gott.

2) Wie nehmen sich nun aber vom Standpunkte des Po-

sitivismus die Formen des Denkgeistes aus, besonders die der Sinnesanschauung?

Zu diesem Ende muß vor allem bemerkt werden, daß der Positivismus nicht lehre: daß durch die Sünde irgend eine jener Formen entstanden sey, und vorher nicht gewesen wäre. Die Sünde, als Negation des Positiven, kann keine Faktoren setzen, wohl aber versetzen und verkehren.

Es können also mit und durch die Sünde wohl neue Verhältnisse und Richtungen, aber, was alle Verhältnisse bedingt, kann von ihr so wenig aufgehoben als gesetzt werden. Und dieses zeigt sich vorzüglich im formalen Gesetze der Kausalität.

a) Dieses Gesetz wäre für den Verstand und seine Operationen in Zeit und Raum gar nicht vorhanden, wenn nicht die freye Vernunftthätigkeit genöthigt wäre, die Totalität des relativen Seyns im Absoluten, als dem letzten Grunde zu erfassen und zu begreifen. Dem formalen Verstandsgesetze liegt also eine reale Funktion der Vernunft zum Grunde, die mittelst Abstraktion in einen Vernunftbegriff gefaßt, Idee heißt, und deren Widerschein in der untern Region des reflexen Verstandes das formale Gesetz abwirft.

Das Kausalitätsgesetz also, als Vernunftbegriff ist so wenig Produkt der Sünde als die Vernunft selbst.

Aber vielleicht ist's doch sein Widerschein im relativen Seyn? — Auch das nicht — auf dem geoffenbarten Standpunkte.

Denn nach diesem gibt es ja nicht bloß eine Substanz, die Ewige nämlich, sondern es gibt auch eine kreatürliche Substanz, die als solche (in gewissem Sinne) den zureichenden Grund von einer gewissen Summe der Erscheinungen in sich enthält, folglich läßt sich auch das Kausalitätsverhältniß im Relativen statuiren, und zwar mit objektiver Realität, so bald die relative Substanzialität apodiktisch erhoben ist.

Aber das ist Produkt der Sünde in diesem Gesetze, wie es der Verfasser richtig bemerkt und noch richtiger ausdrückt, nämlich: Gott, die absolute Ursache zu ersetzen, durch eine unendliche Reihe von Ursachen und Wirkungen.

Denn auf jenes Ersetzen verfällt der Verstand erst durch und nach dem Gleichsetzen des Relativen mit dem Absoluten (besonders aber durch das partielle Gleichsetzen des Semipantheisten, der sehr gerne Geist und Gott

identificiren möchte, dem aber doch das dumpfe Gefühl seiner Kreatürlichkeit noch immer dumme Streiche spielt).

Ist aber einmal Geist und Gott qualitativ (dem Wesen nach) identificirt; so bleibt freylich nichts anderes übrig, als beyde Faktoren (dem Grade nach) quantitativ zu differenziren *). Jenes Streben aber zur Aequation ist: Sünde κατ' ἐξοχὴν.

Das Sündhafte im Kausalitätsgesetze liegt also klar genug darin, daß ein Relatives als Absolutes behandelt und gehandhabt wird, und es ist allerdings eine Folge der Sünde, des Abfalls von Gott, daß der Geist, der Abgefallene, und der Kreatur verfallene sich in diese so hineinlebt, daß er aus derselben nicht mehr aufzutauchen vermag, ohne die Sündenfluthen mit sich in die Höhe zu ziehen.

b) Das Sündhafte äußert sich auch auf dieselbe Weise bey den übrigen Formen, zu noch größerem Belege: daß darin sein Charakter bestehe, z. B. um nur einiges von den Kategorien zu melden:

Es ist bekannt, daß es nach den tiefsinnigen Untersuchungen eines Klein nur drey Kategorien in objektiver Bedeutsamkeit gibt; und daß die vierte Kategorie bloß von subjektivem Gehalte sey. Jene drey sind die Kategorien der Quantität, Qualität und Relation (die vierte und letzte ist die der Modalität).

Auch ist bekannt, daß jede der vier Kategorien abermal in drey untergeordnete zerfällt.

Daß dieser Verstandestypus seinen höhern Grund in einer Vernunftanschauung (oder Idee) haben müsse, ist eben so gewiß, als der Verstand selbst nichts anderes ist, als: die Synthese von Receptivität und Spontaneität des Geistes, in seiner theoretischen Richtung auf's Erkennen. Einige finden nun jenen höhern

*) Diese quantitative Differenz gibt dann jenen unendlichen Abstand, der durch einen unendlichen Approximationsprozeß der Kreatur aufgehoben werden soll und nicht aufgehoben werden kann. Mit andern Worten: das Unerreichbare ist des Geistes Ziel in objektiver Hinsicht; subjektiv aber ist das Ziel erreichbar, weil es immer erreicht ist. — Tu autem Domine! servabis nos et custodies nos a generatione hac in aeternum. Ps. 11. Denn wodurch unterschieden sich wohl nach dieser durchlöcherten Ansicht die unseligen Inwohner des antiken Tartarus (z. B. die mit einem Siebe wasserschöpfenden Danaiden) von den Bewohnern unserer (holdseligen?) Erde, als durch das Vor und Nach Christus! ohne und mit Christus!

Grund in dem Dualismus zwischen absolutem und relativem Seyn und beyder Wechselwirkung. Dem zu Folge spiegelt sich sodann das Absolute in der Kategorie der Quantität, das Relative in der Kategorie der Qualität, die Wechselwirkung beyder in der Kategorie der Relation. Die Anhänger dieser Prämisse sind nun aber mit dem Schlußsatze gleich fertig, in welchem sie nun das Verhältniß des Relativen zum Absoluten ansetzen, als wenn es ein Verhältniß wäre, des Besondern zum Allgemeinen, der Accidenz zur Substanz. Auf diesem Fundamente erscheint alle Kreatur nur als Modifikation des Kreators, ein Irrthum, der in seiner Totalität den Pantheismus erzeugt.

Diese Ausdehnung aber relativer Verhältnisse auf das absolute Seyn ist gar nicht nothwendig, um das metaphysische Dogma zu retten: daß Urbegriffe des Verstandes ihre Wurzeln in die Idee treiben.

Wir haben ja gesehen, daß das relative Seyn, eben weil es vom Wesen des Absoluten verschieden ist, die Form des Absoluten in und an sich (das heißt als Substanz und Accidenz = nach Wesen und Form) tragen müsse, um sich in seiner Abstammung vom Absoluten zu beurkunden.

Der Dualismus also zwischen Wesen und Form (Seyn und Erscheinen) und beyder Synthese, als Wechselwirkung, findet mithin auch im relativen Seyn seinen Platz, ohne das letztere zum bloßen Phänomen des Einen ewigen Noumenon zu machen.

c) Wir stehen nun bey der Würdigung der Idee von Zeit und Raum.

Wodurch sie sich von der Ansicht des Kriticismus unterscheiden, haben wir bereits erwähnt.

Nach dem Verfasser ist die reine Zeit, oder was eben so viel sagen will, die Idee der Zeit (als Vernunftanschauung) nichts anderes, als: die Idee der Schöpfung im Schöpfungsakte, und die Idee des Raumes nichts anders, als die Schöpfung, nach demselben Akte, folglich die Kreatur selbst in ihrer Totalität.

Und gegen diese Steigerung des Begriffes Zeit und Raum läßt sich nichts einwenden, so lange die Taxation des Verstandes, als Widerscheins der Idee, feststeht. Aber daraus folgt noch nicht, daß die empirische Zeit und der empirische Raum erst mit dem Sündenfalle eingetreten seyen.

Ist die reine Zeit in und mit der Kreation, so wie der reine Raum in und mit der Kreatur entstanden; so folgt

unmittelbar daraus, daß es auch ohne und vor aller Sünde eine empirische Zeit- und Raumanschauung gegeben habe (ausgenommen, man sehe à la Plato jene Schöpfung für nichts anderes an, als für einen Abfall der göttlichen Ideen) — und zwar aus folgenden Gründen:

a) Ist der reine Raum äquale Kreatur, so ist der Grund von dieser Aequation doch kein anderer, als: weil alle Kreatur nicht Gott ist, folglich beschränkte Substanz ist, die Substanz selbst mag in welche Sphäre immer des kreatürlichen Seyns gehören.

b) Die Kreatur als Substanz mit ihren Grundkräften ist bey aller Beschränkung doch der, in gewissem Sinne, zureichende Grund von einer gewissen Summe von Erscheinungen.

Der ursprüngliche Schöpfungsakt wiederholt sich also auf doppelte (das heißt auf eigentliche oder uneigentliche) Weise.

α) Auf eigentliche Weise, weil alle Kreatur auf dieselbe Weise fortgesetzt (erhalten) werden kann, auf welche sie gesetzt worden ist. Die Welterhaltung ist fortgesetzte Weltschöpfung, und Gott selbst ist das kooperirende Princip in allen Kraftäußerungen der Kreatur (der freyen, wie der nothwendigen).

β) Auf uneigentliche Weise, weil eben diese Kraftäußerungen der kreatürlichen Substanz, besonders der freyen, als Affirmationsakte ihrer selbst anzusehen sind, wodurch sich die Kreatur als Grund manifestirt, so wie sich Gott in der Schöpfung als Urgrund real geoffenbaret hat.

Diese Verhältnisse sind ewige Verhältnisse, von Gott selbst gesetzt, und deßhalb von keinem kreatürlichen Willensakte gesetzt — abhängig. —

Und der Antheil der Sünde charakterisirt sich hier abermals, wie immer, nämlich:

a) Indem er die empirische Zeit zum Maßstab der reinen Zeit macht, d. h. kreatürliche Thätigkeit zum Ideal der ewigen Wirksamkeit Gottes ausdehnt; und demnach dessen Kreation als Emanation (Zeugung) behandelt.

b) Indem er den empirischen Raum zum Maßstabe des reinen Raumes macht, d. h. die kreatürliche Schranke als Schranke Gottes aufstellt und mithin alle Erscheinung im Raume, als ausschlüssige Erscheinung des Einen ewigen göttlichen Wesens, das Universum als den Leib Gottes behandelt, in welchem Gott als Weltseele lebet

und webet. So viel über reine Zeit und Raum vom Standpunkte der Offenbarung.

Die empirische Zeit und der empirische Raum aber wäre von demselben Standpunkte aus, nach des Recens. Meinung nicht leicht richtiger bezeichnet, als mit den Worten: Empirischer Raum ist: beschränkte Substanz als Besonderheit; und empirische Zeit ist: ihre beschränkte Kraftäußerung (Kraftentwicklung).

Daraus ist zu sehen:

a. Wie einseitig bey aller scheinbaren Universalität die Definitionen waren von Raum und Zeit, als von einem Neben und Nacheinander der Erscheinungswelt. Zeit und Raum sind in der Idee und im Begriffe gar nicht nothwendig bedingt von der Pluralität der Kreaturen, wiewohl die Pluralität beyden Anschauungsweisen nicht hinderlich ist.

Es bedarf zur Rekonstruktion des Raumes in der Idee keines andern Nebeneinander, als jenes, vermög welchem das relative Seyn als Beschränktes und Endliches neben dem Unendlichen steht; und es bedarf keines andern Nacheinander, um die Zeit ideell zu erheben, als jenes Nacheinander, vermög welchem jede Kreatur (auch wenn es nur eine Einzige gäbe) nicht koätan, nicht koätern mit dem Kreator ist; so wie ferner das Nacheinander in der Kraft-Entwicklung des Individuums allein hinreichend ist, um die Zeit als Begriff zu gewinnen, so wie endlich auch aus dem Gesetze jener Entwicklung der Raum als Begriff subjektiv erhoben wird.

Man ersieht ferner daraus:

b. Wie beschränkt und einseitig die Ansicht des Kriticismus: Zeit und Raum nur als Formen des Sinnes gelten zu lassen, von denen sich folglich im übersinnlichen Gebiete kein Gebrauch machen ließe.

Was dieser Grundlegung wohl zu Statten kam, war allerdings die Spracharmuth, die nur für die Beschränktheit der Physis das Zeichen: Raum, aber keineswegs für die Endlichkeit des Geistes ein eigenes Zeichen besitzt, noch sich des vorhandenen auf eine andere, als uneigentliche Weise zu gebrauchen wähnt, in seiner Uebersetzung auf den Geist, wiewohl sie das Wort Zeit recht eigentlich und mit nichten bildlich, auf die Entwicklung und Kraftäußerung der Menschheit anzuwenden glaubt.

Allein auch in dieser Thatsache wiederholt sich die traurige Wahrheit: Wie vertraut der Denkgeist einerseits mit der Materie geworden ist, und wie unbekannt mit

sich selber anderseits, wenn ihm das Wort fehlt für seine eigene Schranke, und wenn er fürchtet die Uebertragung des vorhandenen Wortes mit der Materialisirung seines immateriellen Wesens bezahlen zu müssen. (So bezeichnet er auch, wie wir früher gesehen, das Urpositive, folglich das Positivste mit negativen Ausdrücken, und umgekehrt, das relativ Negative mit rein positiven Zeichen.)

Als Korollarien aus den bisher aufgestellten Axiomen nur noch Einiges zum Beschlusse.

a. Ist der Geist, als solcher, beschränkte Substanz, so bedarf er keineswegs erst der Materie in der Natur, um beschränkt zu seyn oder zu werden *).

b. Ist der Geist, als solcher, schon beschränkte Substanz; so kann ihm auch seine Thätigkeitssphäre in einer andern, qualitativ verschiedenen Substanz als Schranke angewiesen werden. Mit andern Worten: Geist und Materie (Seele und Leib) können sich als Besonderheiten zur Einheit einer realen und idealen Persönlichkeit vereinen — ohne Widerspruch mit dem Gesetze der sogenannten Undurchdringlichkeit (nur gültig innerhalb der Gränzen der Körperwelt). — Und hiemit hätte Recens. seine Arbeit geschlossen, die er (auch zu Ende wie zu Anfang sey's wiederholt) keineswegs

*) Auch dieß ist Behauptung des Semipantheismus, der konsequent den Grund aller Beschränktheit des Geistes, selbst die Sünde nicht ausgenommen, nicht im Geiste (im Diminutiv-Gotte), nur in der Materie, im Körperlichen finden kann. Daher hat auch die Wanderung des Geistes durch alle Sonnensysteme keine tiefere und höhere Bedeutung, als: daß der Geist, nach seiner Häutung im Tode, auf dem neuen Planeten einen feinern und leichtern Kapot gegen den gröbern und schwerern eintauscht. Wahrscheinlich, weil der Semipantheist weislich erwogen: daß Bürste und Staberl auf Erden applicirt, wohl den Kapot leichter, aber nicht feiner machen können, so daß am Ende die groben Fäden so durchschlagen, wie der Unsinn der antiken Seelenwanderung durch sein auch noch so fleißig ausgestäubtes System. Unsere heutige Naturphilosophie räumt jenen Geschlechtern im Pflanzen- und Thierreiche keinen hohen Grad von organischer Perfektion bey aller scheinbaren Perfektibilität ein, jenen nämlich, die noch unter dem Gesetze der Metamorphose stehen. Und zwar aus dem Grunde: Weil sie die Qualität des Seyns durch die Quantität des Werdens vicariiren. — Wäre hiemit nicht auch schon der Rangort bestimmt, der dem Semipantheismus im Gebiete der Spekulation zukömmt, da man von ihm ohne Injurie sagen kann, er sey ex omnibus aliquid, ex toto nihil?

in der Absicht unternommen hat, um dem bereits verewigten Denker und Lehrer, dem Hochverdienten um ernste Wissenschaft im süddeutschen Vaterlande, seinen Lorber- und Palmenzweig zu entblättern.

Allein der Satz: De mortuis nil nisi bene, hat seine Gränzen, und zwar: Erstens in dem Rechte des Ewigen in aller Zeit, besonders aber in jener, die sich anmaßt: jenes Ewige selbst in Abrede zu stellen, weil seine Vertheidigung nicht bloß dem Wechsel, sondern auch der Gebrechlichkeit unterworfen ist.

Zweytens in dem Rechte der Lebenden, wenn diese beschuldigt werden, den zwar schuldlosen (aber deßhalb noch nicht unschuldigen) Irrthum der Verstorbenen schuldvoll fortzusetzen; wenn jeder denkende Gläubige und gläubige Denker alsbald des Spottnamens eines idealisirenden Positivisten theilhaftig wird, wenn er sich um festere Anfangspunkte zur wissenschaftlichen Begründung seines Glaubens umsieht.

Möchten doch diese idealisirenden Positivisten und Theologen am Sarkophage eines ihrer großen Vorgänger sich tief einprägen: daß Standpunkt und Waffe, zur spekulativen Begründung und Vertheidigung der geoffenbarten Wahrheiten nicht außer, sondern auf dem Boden der Offenbarung selbst zu finden sey, und daß folglich jeder andere Standpunkt, sey er der des Plato oder Aristoteles, nicht nur nicht zum Ziele, sondern vom Ziele führen müsse*). Mögen sie sich endlich durch das Mißgeschick ihres ernsten Vorgängers ermuthiget fühlen: jenen Standpunkt für jede Sphäre menschlichen Wissens so umsichtig als allseitig zu erheben, und den erhobenen zu behaupten im festen Glauben: daß Christus sey das Licht der Welt, und daß wer ihm (auch theoretisch) folge, nicht im Finstern wandle: sondern vom Lichte der Ewigkeit umstrahlt. Im festen Glauben endlich: daß das Brotmesser ihrer Widersacher noch kein Richtschwert, geschweige ein Flammenschwert sey, mächtig genug, ihnen etwa den Eingang in den Tempel der Wahrheit zu wehren, weil sie selbst noch auf ihren Krücken vor der schönen Tempelpforte liegen, und vom Almosen des Glaubens spärlich leben.

---

*) Und wahrlich: die Kirche hat den platonisirenden und peripatetischen Vätern, da, wo sie das eine oder das andere ganz waren, so wenig als den Schellingianischen oder Kantischen Dogmatikern zu verdanken.

Freyheit und Gnade — Geist und Gott haben in ihrer persönlichen Wechselbeziehung unveräußerliche Rechte.

Ein anderes ist die Thatsache, ein anderes die Deutung derselben.

Nun und nimmer wird sich der freye Geist das Recht zu dieser streitig machen lassen, und zwar aus Liebe für das Recht seines Gottes: sich zu manifestiren in der Zeit, das er nicht dem Affen Gottes allein eingeräumet wissen will. Allein die Deutung selbst hat ihre Scylla und Charybdis. Klar und allseitig muß die Thatsache erhoben seyn, um sie deuten zu können.

Die Deutung selbst aber darf die Thatsache nicht destruiren (weder ethisch noch metaphysisch), denn sie hat diese ja zu rekonstruiren. Dieß — das Tagewerk der Einen Philosophie, auf den verschiedenen Gebieten des relativen Seyns.

Ethische Destruktion der historischen Thatsache eines Christus hat einst gemacht (und macht zur Stunde noch) aus dem positiven Christen- und Kirchenthume eine Gaunerey für Schwachköpfe.

Metaphysische Destruktion aber macht daraus bald einen Hohlspiegel von Symbolik, bald ein Schattenspiel mit gelehrten und langen Fingern an den abgekratzten Wänden der Geschichte.

Doch — unermüdet und unerschöpflich in der Deutung ist der freye Geist sowohl im Streben: das Gegebene zu erhalten, als es zu verflüchtigen. In beyde Tendenzen getheilt, steht das Geisterreich sich feindselig gegenüber.

Deßhalb sollten die katholischen Dogmatiker nicht vergessen daß Jerusalems Mauern zum zweyten Male schnell emporstiegen, zwar in bedrängter Zeit, aber unter Arbeitern, die mit Mauerkelle und Lanze gleich umzugehen wußten.

W. Anton Günther.

Art. IV. 1. De *Epitomes Rerum Romanarum*, quae sub nomine *Lucii Annaei Flori* sive *Senecae* fertur, aetate probabilissima, vero auctore, operis antiqua forma. Quaestionum Novarum Libri III. Edidit *Franciscus Nicolaus Titze*, in Caes. Reg. Lyceo Lincensi, Historiae universalis ut et specialis S. Imperii Romano-Germanici Professor publ. ordin. *Lincii* 1804. In Bibliopolio Caes. Reg. privil. *Friderici Eurich*.

2. *Lucii Julii Flori Epitomae Rerum Romanarum*. Opus elegantissimum ac utilissimum aevo Augusteo vindicatum, et primitivae formae suae redditum. Recensuit, Subdititia et Interpolata a textu disclusit, Prolegomena, Conspectum operis, Rationem subsidiorum, Notas criticas, Syllogen priscarum Editionum et Variantium Tabellam cum *Freinshemii* Excerptionibus Chronologicis addidit *Franciscus Nicolaus Titze*, in Caes. Reg. Carolo-Ferdinandea Universitate Pragensi Philosophiae Doctor, et Historiarum Professor C. R. p. o. *Pragae* in commiss. apud *Josephum Kraus*, libr. 1819.

Seit Erfindung der Buchdruckerkunst haben sich die ersten Völker Europas gleichsam das Wort gegeben, die allgemein menschliche Bildung der alten Welt zum Träger und Grundsteine der ihrigen zu machen, und die Gelehrten Italiens, Hollands, Englands, Frankreichs und Deutschlands haben gewetteifert, die schriftlichen Denkmäler, worin sie niedergelegt ist, aus dem Staube der Büchersäle und aus jedem anderen hervorzuziehen, zu sichten, zu erläutern, und mit Hülfe unternehmender Verleger in genauen, oft glänzenden Ausgaben zu vervielfältigen. In den österreichischen Ländern diesseits der Alpen hat die kritische Bearbeitung der griechischen und römischen Literatur mit dem Geschmacke an derselben nicht gleichen Schritt gehalten. Freunde und selbst Kenner der Alten gibt, und gab es von jeher, in allen Ständen; die trefflichsten Ausgaben in allen Büchersammlungen — auf der k. k. Hofbibliothek überdieß einen Schatz von Handschriften, der mit wahrhaft kaiserlichem Hochsinne der öffentlichen Benützung angeboten wird; aber, seltsam genug! seit den Tagen Ferdinands I. und seines Sohnes Maximilian nicht Eine kritische Gesammtausgabe eines sogenannten alten Klassikers; die Alantsee unter unseren Verlegern, die Sambuke unter den Mäcenaten sind eben so selten, als die Cuspiniane, Camers und Melantryche unter unseren Schriftstellern. Ehre daher dem Manne, der sich berufen fühlt, in ein, seit drey Jahrhunderten verwahrlostes Feld den Pflug zu setzen, und abermal zu Ernten eines mit Unrecht verschmähten Ruhmes einzuladen! Dieser Mann ist Hr. Prof. Titze, dessen bisherige Arbeiten im Fache der Kritik, zumal der höheren, das Eigenthümliche ha-

ben, daß sie den unbefangenen Beurtheiler zwar mitunter zu einem, für die Wissenschaft fruchtbaren Widerspruche auffordern, aber selbst, wenn er darin offenbare Irrthümer nachweisen zu können glaubt, Achtung für ihren Urheber einflößen; denn es sind nur solche, auf die man ohne aufrichtige Begeisterung für die klassische Literatur, und ohne mühsam erworbene Gelehrsamkeit nicht gerathen konnte; sie werden mit einer Methode vertheidigt, die sich gleich bleibt, mit einer Folgerichtigkeit, die vor nichts erschrickt, mit einer Gewandtheit, Reinheit und Anmuth des lateinischen Ausdruckes, die zu dem Gewichte der beygebrachten Gründe oft gleichsam ein neues fügen, und mit dem Ansehen zweytausendjährigen Alters täuschen könnten. Alles dieß erhellt vorzugsweise aus der, übrigens reich ausgestatteten Ausgabe Nro. 2, inwiefern sie auf einer Behauptung ruht, die, eben so neu als kühn, nicht stehen kann, ohne die ganze Art des Zeugnisses umzustoßen, das man bisher für Staats- und Gelehrtengeschichte der Römer aus Florus geschöpft. Sie läßt sich in Folgendes zusammenfassen: Der Verfasser der *Epitome* oder *Epitomae Rerum Romanarum*, die Florus Namen trägt, gehört nicht, wie die Vorrede andeutet, dem Trajanischen oder nächstfolgenden, sondern dem Augustischen Zeitalter (also dem sogenannten goldenen römischer Sprache und Gelehrsamkeit) an, und ist der nämliche Julius Florus, an den Horaz zwey seiner Episteln gerichtet. Was in dem Werke selbst dem eben Gesagten widerspricht, ist meist Einschub eines Kennerlings (*sciolus*) aus dem zweyten Jahrhundert, aber auch Glosse und Zuthat späterer Zeit, und verdient ausgeschieden oder verändert zu werden, um dem Ganzen, zugleich mit dem wahren Namen seines Verfassers, seine ursprüngliche, schöne Gestalt wieder zu geben. Die Gründe dieser, so weit sie neu ist, von den Handschriften höchstens durch die Namen Julius Florus, und L. Julius Florus, den einige derselben an der Stirne führen, unterstützten, von Zeugnissen aber völlig verlassenen Behauptung sind keine äußeren; sie mußten aus dem Werke selbst genommen werden, und solche sind es, die Hr. Titze theils in den früher erschienenen Untersuchungen Nro. 1, theils, mit Rücksicht auf diese, in der Einleitung zu Nro. 2 und in den Noten S. 261—495 entwickelt hat. Ehe wir aber darauf eingehen, hält Rec. für Pflicht, mit Benützung der Winke, die uns Hr. Titze in der Vorrede zu Nro. 1 über seine eigene Bildungsgeschichte gibt, zu bemerken: daß sich der würdige Mann frühzeitig zum kritischen Studium der Klassiker hingezogen fühlte,

als Gymnasialprofessor in seiner Vaterstadt (Leitmeriz), wahrscheinlich auf die eigenen Hülfsmittel beschränkt, aber mit brennendem Eifer und besonnenem Fleiße es fortsetzte, und vorzüglich durch den strengen, ja bitteren Tadel, den Gräve über Florus ausgegossen (Nro. 2, Proleg. p, 16), veranlaßt wurde, die Ehrenrettung eines Werkes zu übernehmen, dessen Eindruck auf sein Gemüth er Nro. 1, S. 95 also beschreibt: Mihi in hac censura agenda, una semper observatio quasi facem praeferebat, Nam, cum repetita saepius, atque ex intervallo temporis, lectione *Flori*, perspicerem, multo maximam ejus operis partem omnigenis materiae, formae, styli, sententiarum atque verborum virtutibus excellere, sentiremque, universum narrationis corpus uno quasi spiritu moderante agi, membra moveri singula apte et concinne, oratione circumflui res incoacta, facili, beatissima (certi artificis signa); inter haec tamen nonnulla de inopinato adverterem ab illa felicissima modulatione hinc inde adeo in totum dissonantia, ut essent prorsus tanquam ὄνος, ut aiunt, πρὸς λύραν; *statim non poteram in animum inducere, in uno eodemque scriptore, uno atque eodem tempore, potuisse pugnare, atque inter se conflictari tam diversas naturas,* idem ut, nunc certam quandam chronologiae rationem ipse statuat, nunc in illam sciens prudensque peccet; nunc septingentorum annorum historicam imaginem populi Romani comprehensurum se profiteatur, ac mox novos ducentos annos memoret, ad propositum suum nihil pertinentes: jam narrationis filum ita aequaliter contexat, ita perite colores misceat, adeo efficaciter cunctis picturis animam atque vitam inspiret, ut, quippe in compendario genere, perfecta omnia dicas, nec addi aliquid postules, nec quidquam demtum aut immutatum velis; jam vero ab hac ratione quibusdam in locis temere recedat, et ultra modum excrescat, et diffluat, et se ipsum sine necessitate interpretetur, et misere declamet, et in seriis ludat, et compendiis anxie indiculos praemittat, et inanes ac futiles verborum numeros captet, et se ipsum ruminet, et sibi contradicat, et repente, tamquam opibus suis destitutus, ab aliis corroget, quibus ridicule suffarcinatus incedat. Itaque actutum, causam tantae inaequalitatis altius rimans, *temeratorem aliquem pulcherrimi atque castissimi operis coepi suspicari,* ductusque sapore quodam, ex diutina conversatione concepto, quantum in me fuit, id egi, ut olidum veteratorem per latebras suas indaga-

rem, et ex injusta possessione exigerem, atque ita splendidissimas *Flori* aedes a spectro isto infensissimo liberarem.

Rec. unterschreibt Vieles, was in dieser tief empfundenen und glücklich ausgesprochenen Stelle Geschmacksurtheil ist; er ehrt den Muth, im Gebiete der Gelehrsamkeit unbetretene Pfade zu versuchen, und begreift den lockenden und verlockenden Genuß, Wiederhersteller eines gemißhandelten Kunstwerkes zu werden — theilt aber nicht mit Hrn. Titze die etwas beengende Ansicht, gemäß der so viel Geist und Kenntnisse, als zur Hervorbringung der gelungensten Theile des Florischen Werkes erforderlich sind, mit der Geschmacklosigkeit und Flüchtigkeit, die es in anderen verräth, in einem und demselben Kopfe unvereinbar wären. Die Gelehrtengeschichte aller Völker hat ähnliche Erscheinungen aufzuweisen: die römische aber kann sich diesen schwülstigen, nach Witz haschenden, Zeiten, Begebenheiten, Namen und Titel verwechselnden, und dabey doch hochgesinnten, häufig kräftigen und anmuthigen Florus nicht nehmen lassen, ohne einen merkwürdigen Zeugen jenes Verfalles der geschichtlichen Kunst und des Geschmackes überhaupt einzubüßen, den zwar der gewaltige Geist eines Tacitus überragen, aber selbst die von Trajan eingeräumte Schreibfreyheit nicht aufhalten konnte. Kein schöpferisches, sondern ein nachahmendes Talent, der Geschichte zugewandt, aber ohne den Ernst, den strenge Schule oder großes Geschäftsleben gibt, beredt, belesen und gefallsüchtig, aber in einer Zeit, wo sich die, von den Rostris in die Hörsäle der Deklamatoren verdrängte Beredsamkeit in Putz und Ueberladung — das Leben des gebildeten Römers in Erinnerung an seine ehemalige Größe gefiel, zwängt dieser Florus die Riesengestalten der Vorwelt in das Miniaturgemälde einer bequemen, und immer geistreichen Uebersicht, in der aber, wie Fr. Schlegel irgendwo sagt, eben Manches übersehen wird, und verschmäht eine Prosa nicht, wie sie unter Vespasian aufgekommen war: Exigitur enim jam ab oratore etiam poeticus decor, non *Attii* aut *Pacuvii* veterno inquinatus, sed ex *Horatii* et *Virgilii* et *Lucani* sacrario prolatus. Dial. de Orat. c. 20. Warum soll er nun dem Trajanischen Zeitalter, das er gerade durch seine, mit Vorzügen gepaarten Flecken kennzeichnet, nicht angehören — warum dem Augustischen aufgedrungen werden, für das sein Werk weder großartig genug gedacht, noch, trotz aller Ausscheidung und Umformung, gründlich, eigenthümlich und nüchtern genug ausgeführt ist? Man hüte sich, einem Manne von Herrn Titze's Tüchtigkeit mit dem Verdachte zu nahe zu treten, daß er seine Behauptung nicht werde durch Gründe zu unterstützen wissen, die wohl im Stande wären, manchen Ande-

ren an seiner bisherigen Vorstellung von Florus Zeitalter irre zu machen; aber sie sind, nach Rec. Urtheil, nicht alle von gleichem Gewichte, und die triftigsten von folgenden zwey Stellen des Werkes hergenommen.

L. I. c. 16 wird Campanien also beschrieben: Omnium non modo Italiae, sed toto orbe terrarum *pulcherrima* Campaniae plaga est. Nihil mollius coelo. Denique bis floribus vernat. Nihil uberius solo: ideo *Liberi Cererisque certamen dicitur*. Nihil hospitalius mari. Hic illi nobiles portus, Caieta, Misenus, et *tepentes fontibus Baiae*. Lucrinus et Avernus, quaedam maris otia. Hic amicti vitibus montes, *Gaurus*, *Falernus*, *Massicus*, et *pulcherrimus omnium Vesuvius*, Aetnaei ignis imitator. Urbes ad mare, Formiae, Cumae, Puteoli, Neapolis, *Herculaneum*, *Pompeii*, et ipsa caput urbium Capua, quondam inter tres maximas, Romam, Carthaginemque numerata. Pro hac urbe, his regionibus populus Romanus Samnitas invadit. Wie hätte, fragt Hr. Titze, ein Verfasser, der nicht vor jenem Ausbruche des Vesuvs gelebt, durch den, unter Titus, Herkulanum und Pompeji verschüttet wurden, von diesen Städten, als noch bestehenden reden — wie den Vesuv nicht vielmehr den furchtbarsten, als den schönsten aller Berge nennen können? — L. IV. c. 12 wird die Niederlage des Varus erzählt, mit dem Zusatze: Signa et aquilas duas adhuc barbari possident. Wer sieht nicht, frägt abermal Hr. Titze, daß nur ein Verfasser aus der Augustischen Zeit diese Worte schreiben konnte; da wir aus Tacitus (Ann. I. 60, II. 25) wissen, daß die Römer unter Tiber beyde Adler zurück erhalten? Rec. will nicht mit Fürstenberg (Mon. *Paderborn.*, p. 30) das Stillschweigen des Vellejus gegen eine Thatsache geltend machen, von der Tacitus mit den Worten des Denkmales spricht, das ihr zu Ehren von Tiber errichtet worden; er läßt vielmehr die Beweiskraft beyder Stellen vor der Hand auf sich beruhen, um zunächst diejenigen zu prüfen, in die Hr. Titze mehr oder ganz etwas anderes hineingelegt zu haben scheint, als sie für seine Behauptung beweisen.

Dieß ist sofort der Fall mit den Worten der Vorrede: Si quis magnitudinem imperii cum annis conferat, aetatem ultra putet. Hr. Titze erklärt: protendi aetatem, ad quam *usque adhuc* pervenit, ultra septingentos annos putet, und frägt nun: An non ridiculum et absurdum fuisset, *Florum* ita scribere, si ipse ducentis annis post vixisset? Woher das *usque adhuc?* Florus redet bloß von dem römischen Reiche, das per septingentos annos geworden war, und findet unter

Trajan, was heute noch gilt, daß man es, nach dieser Größe zu urtheilen, für älter halten möchte. Was ist hierin lächerlich oder abgeschmackt? — L. I. 11 vergleicht Florus die unbedeutenden Siege und Niederlagen der Römer im lateinischen Kriege mit späteren, die, an sich weit größer, verhältnißmäßig nicht tiefer gefühlt wurden: Idem tunc Faesulae, quod Carrae *nuper;* idem nemus Aricinum, quod Hercynius saltus, Fregellae, quod Gesoriacum; Tiberis, quod Euphrates u. s. w. Hr. Titze will nicht zugeben, daß ein Mann von gesundem Verstande von Begebenheiten aus Julius Cäsars Zeit, unter Trajan oder Hadrian als von solchen reden konnte, die sich nuper zugetragen. Gleichwohl sagt ein Mann, an dessen gesundem Verstande Hr. Titze gewiß nicht zweifelt (Livius im Prooem.): *Nuper* divitiae avaritiam, et abundantis voluptatis desiderium, per luxum atque libidinem pereundi atque perdendi omnia, invexere, und versteht eben nicht eine jüngst oder kürzlich verflossene, sondern die neuere Zeit, die von ihm mehr als anderthalb Jahrhunderte entfernt lag; wenn man den Anfang des römischen Sittenverderbnisses mit Florus von der Eroberung Syriens — oder mit Vellejus (L. II. 1) von der Zerstörung Carthagos herschreibt. Mit Beziehung auf eine frühere Zeit, ist bey Cicero (*Div.* I. 86) die Philosophie sogar nuper erfunden, und der Florus der Trajanischen dürfte Begebenheiten der Cäsarischen nicht den alten Kriegen mit den Lateinern als res nuperas entgegen stellen? — L. II. 13 werden die Gallier von Camillus so verfolgt: ut *hodie* nulla Senonum vestigia supersint, und ibid. 16 wird das Samniterland so verheert: ut *hodie* Samnium in ipso Samnio requiratur. Hr. Titze verdient Dank für die gelehrte Untersuchung, worin er zeigt, daß dieß *hodie* in beyden Fällen schon, und am schicklichsten von einem Zeitgenossen des Augustus gebraucht werden konnte; aber darum ist es im Munde jedes spätern Verfassers keine Unrichtigkeit, wenn man auch zugeben kann, daß ein solcher ein »sehr flüchtiger Geist« seyn mußte, um es nicht mit dem bestimmteren olim zu vertauschen. — Lib. II. 1 blickt Florus auf die beynahe fünfhundertjährigen Kriege der Römer innerhalb Italien, die er beschrieben, zurück, und fährt, betrachtend, was ihm noch zu beschreiben übrig sey, also fort: Ita (mirum et incredibile dictu) qui prope quingentis annis domi luctatus est (adeo difficile fuerat, dare Italiae caput) *his* ducentis annis, qui sequuntur (populus Romanus) Africam, Europam, Asiam, totum denique orbem terrarum bellis victoriisque peragravit. Hr Titze erklärt hier: Quid sibi vult istud pronomen *his?* Sic, nisi fallor, accurati

scriptores demonstrant reliqua alicujus periodi tempora, *quae usque in suam aetatem pertingunt!* Aber *his* steht ja hier den quingentis annis, videlicet *illis*, qui praecesserant, entgegen, und könnte eben so gut von einem Verfasser herrühren, der die Geschichte Roms bis auf den heutigen Tag fortgeführt hätte. Das Letztere gilt auch von dem reliqua seculi, womit Florus L. II. 16 die zweyte Hälfte seines letzten Zeitraumes bezeichnet, nachdem er die erste centum *hos* priores annos genannt. Hr. Titze hütet sich, dießmal das hos für eine falsche Bedeutung verantwortlich zu machen; allein er frägt: Quid autem sunt *reliqua seculi*, nisi ultra quae nihil reliqui est? Hätte er hinzugesetzt: quod quidem *Florus* sibi narrandum proposuit; so wäre die Erklärung richtig und ungezwungen, aber freylich auch gleichgültig für seine Behauptung. — Ebendas. zählt Florus die Kriege und bürgerlichen Unruhen des letzten Jahrhunderts, das er beschreiben will, auf, und fährt fort: *Denique*, in se ipse conversus (pop. Romanus), Marianis atque Sullanis, *novissime* Pompeji et Caesaris manibus, quasi per rabiem, et furorem, et nefas semet ipse laceravit. Da er nun, sagt Hr. Titze, L. III. 12, »diese hundert Jahre, die er von der Eroberung Carthagos bis auf Cäsar und Pompejus rechnet, selbst die letzten (postremos) nennt, von August aber, »der auf jene Beyden folgte, den Ausdruck gebraucht: de quo »dicemus, so muß seine Absicht anfangs gewesen seyn, die Geschichte bloß bis auf die neuesten Zeiten, d. h. bis auf das »Ende der bürgerlichen Kriege fortzuführen; später aber hat er »seinen Plan geändert, und ihn auch auf Augustus ausgedehnt, dessen Zeitgenosse er folglich gewesen zu seyn scheint.« Rec. antwortet, das novissime heißt zuletzt, weiset auf denique zurück, und hat gar nichts mit den neuesten Zeiten (novissima tempora) zu schaffen; die *postremos* centum annos bezieht Florus, und wer ihn unbefangen liest, auf die vorausgeschickten *superiores* centum anni, pii, et, ut diximus, aurei ...... und in jene schließt er den August durch *que* ein (*Postremi* centum, quos a Carthaginis, Corinthi, Numantiaeque excidiis, et Attali regis Asiatica haereditate deduximus in Caesarem et Pompejum, secutum*que* hos, de quo dicemus, Augustum, ut claritate rerum bellicarum magnifici, ita domesticis cladibus miseri ac erubescendi), muß ihn einschließen: weil er ihm in sein Gemälde der römischen Größe gehört, deren Dauer die erste Zeile seines Werkes auf sieben hundert Jahre bestimmt, und beynahe die letzten Zeilen desselben anerkennen (ausus que tandem Caesar Augustus *septingentesimo* ab urbe condita anno Janum Geminum cludere). Ob seine Zeit-

rechnung übrigens so richtig sey, als sie sich gleich bleibt, gehört nur in so fern hieher, als ein grober Fehler gegen dieselbe eher das Gegentheil von dem vermuthen läßt, was Hr. Titze finden will: daß nämlich Florus unter August gelebt. Wir werden darauf zurückkommen, und verwahren uns, dießmal Florus und seinen eigenthümlichsten Ruhm gegen Hrn. Titze verfechtend, hier nur im Vorbeygehen gegen die, auf das unschuldig fortsetzende de quo dicemus gebaute Fiktion: daß sein Werk durch Ansatz, und nicht mit Einem Guſſe zu Stande gekommen. — L. III. 5 werden Pompejus Kriegsthaten gerühmt: Exceptis quippe *Indis, qui adhuc nos non noverant,* omnis Asia inter Rubrum mare et Caspium, et Oceanum, Pompejanis domita vel oppressa signis tenebatur. Die durchschossenen Worte sollen gerade dem August zu Ohren geredet seyn: weil zu ihm die ersten Indischen Gesandten gekommen; unter Trajan, der nach Rufus (Brev. 20, 21) ganz (?) Indien durchzogen, hätten sie, meint Hr. Titze, anders lauten, und auf diesen Kriegszug deutlicher anspielen müssen. Rec. sieht diese Nothwendigkeit nicht ein für einen Nebensatz, der ja nicht dasteht, um das Zeitalter des Verfassers zu verrathen, aber gewiß demjenigen angehört, in welchem der Kontrast, den er ausdrückt, tiefer gefühlt wurde; dieß aber war das Trajanische. Bey dieser Gelegenheit nehmen wir zugleich aus L. IV. 12 das: sic *tunc* (unter August) Dacia non victa, sed summota atque *dilata* est, in Anspruch, als Schönwort (Kompliment) für Trajan. Hr. Titze sagt darüber: Me quoque, cur enim non fatear? aliquantisper haesitantem tenuit: donec *viderem,* non aliter haec verba accipienda esse, quam ea, quae continenter de Sarmatis dicuntur: *et hos per eundem Lentulum prohibere Danubio, satis fuit.* Rec. sieht anders, und kann sich über die, in diesem Zusammenhange, zentnerschwere Bedeutung der Zeitpartikel *tunc* nicht mit einer Stelle beruhigen, die mit der obigen gar so wenig gemein hat — Ebendas heißt es: Illyrii quoque sub Alpibus *agunt;* sed Augustus perdomandos Vibio *mandat,* qui efferum genus fodere terras *coegit,* aurumque venis repurgare: quod alioquin gens, omnium cupidissima, studiosa diligentia *anquirit,* ut illud in usus suos servare *videatur* . . . . . Daci montibus *inhaerent* . . . . Sarmatae patentibus campis *inequitant.* Hr. Titze sucht in dem, eben nicht ausschließend gebrauchten, Präsens dieser Zeitwörter einen Beystand für seine Meinung, da es doch nur, entweder wie in *mandat,* die Handlung der Anschauung näher rückt, oder sagen will: daß die bezeichneten Völkerzustände der Augustischen Zeit in der Trajanischen noch fortdauern. — Eben-

das.: Musulanios atque Gaetulos, accolas Syrtium, Cosso duce compescuit, unde illi Gaetulici nomen. *Latius victoria patet:* Marmaridas atque Garamantas Curinio subigendos *dedit.* Dieß Präsens *patet* soll gleichfalls kein Behelf der Schreibart seyn, sondern laut für Gleichzeitigkeit des Verfassers mit Cossus zeugen! Aber eben so gut ließe er sich zu einem Zeitgenossen des Scipio Afrikanus machen, wenn sein Werk das Unglück gehabt hätte, als Bruchstück auf uns zu kommen, und mit dem: sed nos *imus* ulterius L. II. 8 zu schließen. — Hr. Titze macht auch die Genauigkeit gelten, womit Florus den Augustus, unter dem er geschrieben haben soll, von L. IV. 4 anzufangen bis zu Ende seines Werkes, schicklichen Ortes, Octavius, Cäsar, Octavius Cäsar, Princeps, und Augustus nennt. Abgerechnet aber, daß dieser Genauigkeit das c. 12 dreymal wiederholte Caesar (st. Augustus) im Wege steht, und durch Erklärung nachgeholfen werden muß: was beweiset sie für das Zeitalter des Verf., der ja in dem unsrigen die Namen und Titel von Cäsars Neffen nicht gegen die Ordnung, in der er sie erhielt, durch einander werfen dürfte, ohne sich lächerlich zu machen? — Die sonderbare Vermuthung von dem Ursprunge des, dem Oktavian beygelegten Namens Augustus, auf die Florus c. 12 (speciosior sanguine, et ipso periculo *augustior*) anspielen soll, während er höchstens mit dem Namen selbst spielt, übergeht Rec., hierin an den, von Hrn. Titze angeführten Sueton sich haltend, der c. 7 dem Munatius Plankus die Ehre der Erfindung mit der ausdrücklichen Bemerkung zuschreibt, daß dieser Name von dem Senate unter andern auch deßhalb beliebt wurde, weil er neu war. — Unter den Cäsarn L. IV. 3 (Marco Antonio, Publio Dolabella Coss. imperium Romanum jam ad *Caesares* transferente fortuna, varius et multiplex civitatis motus erat) könnten freylich bloß der Diktator, August, und dessen adoptirte Söhne verstanden seyn; allein zu ihrer Zeit war, wie Hr. Titze selbst gesteht, die Dauer der Alleinherrschaft nicht so entschieden, daß sie den Ton rechtfertigte, in welchem sie Florus sofort humani generis conversio nennt.

Rec. freut sich, Hrn. Titze auch nach dem Geiste des Florus fragen zu sehen mit dem Einwurfe, den er sich macht: ob ein Zeitgenosse des August wohl gewagt haben würde, von ihm L. IV. c. 3 zu sagen: Populus Romanus, Caesare et Pompejo trucidatis, rediisse in statum pristinae libertatis videbatur: et redierat, nisi aut Pompejus liberos aut Caesar *haeredem* reliquisset. Er löset sich ihn zuerst durch die Bemerkung: daß August's schüchterne Staatsklugheit wohl noch weit

härtere Aeußerungen von Anderen geduldet habe. Zugegeben! Aber duo cum faciunt idem, non est idem, und, was etwa ein Mäcenas sich herausnehmen durfte, würde im Munde eines Erdensohnes, wie Julius Florus, sehr unschickliche Beleidigung des Mannes gewesen seyn, quo nihil majus, meliusve terris di concessere, wie selbst Horaz — welch ein anderer Name als Julius Florus! — sang, und singen mußte. Hr. Titze meint ferner, Florus lenke sofort wieder ein mit den Worten: Gratulandum tamen *est*, quod potissimum ad Octavianum Caesarem Augustum summa rerum rediit: qui sapientia sua atque sollertia perculsum undique et perturbatum *ordinavit* imperii corpus, quod ita haud dubie nunquam coire et consentire potuisset, nisi *unius* praesidis nutu, quasi anima et mente, *regeretur*. Ist dieß aber eine, wie Hr. Titze will, dem August von einem Zeitgenossen dargebrachte Huldigung, oder vielmehr eine Stimme der Nachwelt — eine Bemerkung, zur Beruhigung über die einmal eingeführte Alleinherrschaft niedergeschrieben, deren den Römern etwas anstößigen Namen der vorsichtige Verf. mit dem eines bloßen Präsidiums vertauscht? Rec. entscheidet, ohne sich durch das Präsens: gratulandum *est*, und das Imperfekt regeretur beirren zu lassen, für das Letztere, mit dem Wunsche: Hr. Titze hätte aus B. IV. nicht bloß muthmaßliche Anspielungen, halbe Winke, zweifelhafte Ausdrücke, sondern auch nur Eine Nachricht ausheben können, deren Gehalt und lebenswarmer Ton uns nöthigte, jene Gleichzeitigkeit des Verfassers auf den ersten Blick anzuerkennen. Aber was findet sich? Gerade im B. IV macht dieser Florus, der gleichsam unter August's und Tiber's Augen geschrieben haben soll, ungeheure geschichtliche Verstöße, die zum Theil die genannten Cäsarn betreffen, und Hrn. Titze selbst zuweilen in Verlegenheit setzen. Zur Probe nur einige derselben! Kap. 4 wird mit Verwunderung, in einem Athem erzählt: Oktavian habe noch als Privatmann den Konsul M. Antonius geschlagen, und, nach Mutina's Entsatz, dessen Lager erobert. Hr. Titze berichtigt dieß stillschweigend. — Auf jene Begebenheiten folgt sofort Kap. 5 der Perusinische Krieg, und Lucius Antonius wird mit seinem Bruder verwechselt: Hr. Titze sieht sich genöthigt, das ganze Kapitel auszuscheiden. Kap. 6 wird ohne Abweichung der Hdss. das letzte Triumvirat apud Confluentes inter Perusiam et Bononiam geschlossen, obwohl diese beyden italienischen Städte neunzig röm. Meilen aus einander lagen. Hr. Titze folgert hieraus nicht, was am nächsten zu liegen scheint, daß es dem Verf. an genauer, und insbesondere anschaulicher Kenntniß von Italien gefehlt, sondern sucht durch die Vermuthung inter

Rheni (Italici) insulam et Bononiam zu helfen. Kap. 7 endet Brutus durch Selbstmord schon nach der ersten Schlacht: Hr. Titze bemerkt bloß, daß Andere dieß erst einige Tage später, nach der zweyten, geschehen lassen, entscheidet aber nicht, ob diese Anderen, und darunter ein Plutarch! mehr Glauben verdienen als Florus. Am gröbsten versündigt sich dieser an dem einzigen Ruhme, den sein, wie Hr. Titze glaubt, Gönner, Tiber, sich erworben. Kein Wort von dem Oberbefehle, den er zugleich mit Drusus im Norischen, und ganz allein im Dalmatischen Kriege hatte! Hr. Titze sagt: die Zeitgenossen hätten ja gewußt, daß der Letztere mit dem Pannonischen verbunden gewesen. Aber war denn ein Krieg, der einen eigenen Triumph eintrug, nicht werth, unterschieden zu werden? Schrieb denn Florus bloß für seine Zeitgenossen, und würde, wenn diese gleichsam als Ergänzungsblätter zu betrachten sind, die mangelhafteste gleichzeitige Geschichte noch Tadel verdienen? — Endlich von dem Kriege in Deutschland, und von Dämpfung des großen Pannonischen Aufstandes durch Tiber auch kein Wort! Hr. Titze meint: weil Florus seinen Mann, dessen damalige Staatsklugheit gern alles Aufsehen vermied, allzu gut kannte. Allein, wenn sie ihm rieth, dem Stadtgespräche auszuweichen: konnte sie ihn deßhalb bis zu dem Wunsche verführen, von dem Schauplatze der Geschichte zu verschwinden? Und berührte denn die Dämpfung jenes Aufstandes ihn allein, oder war damit der Ruhm August's und des ganzen röm. Volkes verbunden? Zu Allem diesen kommen indeß noch einige Stellen, die Hr. T. so gut als ganz übersehen, und die sich schwerlich mit seiner Hypothese vertragen. Oder wie? Hätte sein Julius Florus wagen dürfen, dem Augustus die Thränen gleichsam vorzuzählen, die das röm. Volk bey dem Anblicke von Cicero's blutigem Haupte vergossen — wagen dürfen, ihm die Menge der Schlachtopfer vorzuwerfen, durch die er, als Triumvir, seine Sache sogar um den Schein der Gerechtigkeit gebracht (c. 12; Haec, nisi quoque *multa* fuisset, etiam *justa* caedes *haberetur*), oder die Unklugheit, womit er später Deutschland aus bloßer Eitelkeit zum Kriege gereizt, unrühmliche Eroberungen in diesem Lande noch schimpflicher verloren, und dem Reiche, dem das Weltmeer keine Schranken gesetzt, den Rhein zur Gränze gegeben? (Germaniam utinam vincere tanti non putasset! Magis turpiter amissa est quam gloriose acquisita. Sed quatenus sciebat, patrem suum, Caesarem, bis trajecto ponte Rheno, quaesiisse bellum, in illius honorem concupiit facere provinciam. . . Hac clade factum, ut imperium, quod in litore Oceani non steterat, in ripa Rheni fluminis staret. L. IV. c. 12.) Ist es ein Zeitgenosse, der be-

hauptet, daß Oktavian unmittelbar nach der Schlacht bey Aktium, Kleopatra und Antonius nach Aegypten verfolgt habe? Oder hören wir nicht vielmehr einen Späteren, der, ohne einmal bey Vellejus (II. 87) sich Rathes erholt zu haben, das Horazische: ab Italia volantem Remis adurgens (L. I. 36), mit den Worten nachbildet: Regina .. se in altum dedit; mox secutus Antonius; sed *instare velocius Caesar* — nicht wissend, daß der Cäsar (s. Plutarch in Antonius, und Sueton in C. Oktavian) vorerst in Griechenland verweilte, nach Rom zurückkehrte, und den Winter vorüber gehen ließ, bevor er seinen Feind über Syrien in Aegypten aufsuchte. Endlich hätte wohl ein Römer zu Augustus Zeit gesagt: Praeterea (Drusus) .. praesidia atque custodias ubique disposuit per Mosam, per *Albim*, per Visurgim? Wer diese Flüsse in solcher Ordnung oder vielmehr Unordnung aufzählt, muß sich den Lauf der Weser östlicher gedacht haben, als den der Elbe, und scheint der Zeit anzugehören, in der *Tacitus* G. 42 berichtet: In Hermunduris *Albis* oritur, flumen inclitum et notum *olim: nunc tantum auditur.* In dieser Zeit nur war er berechtigt, sich wie auf lange Erfahrung zu berufen, da er der Augustischen Staatsklugheit nachrühmt, daß sie die Ruhe in Spanien auf immer wieder hergestellt, IV. 11: Hic finis Augusto bellicorum certaminum fuit: idem rebellandi finis Hispaniae. Certa mox fides, et *aeterna pax* u. s. w.

Nach der Anordnung von Nro. 1 haben wir es jetzt mit den sogenannten Einschüben (Interpolationen) zu thun, die Hr. T. ausgeschieden wünscht, aber nicht eben aus dem Texte Nro. 2 herausgeworfen, sondern, bescheiden und vorsichtig, bloß mit Haken eingeschlossen hat. Es sind bedeutend viele, größere und kleinere Stellen, die bald gewaltsam aus ihren Fugen gerissen werden müssen, und Lücken machen, oder Trümmer nach sich ziehen, bald, als müßige Anhängsel oder falscher Zierath, auf die leiseste Berührung sich ablösen, und der Hand des Ueberbauers folgen. Die letztern machen die Mehrzahl aus, und werden Hrn. T. insbesondere durch das Ciceronische Schlußwort videretur, und durch die Vergleichungswörtchen quasi, plane quasi, adeo ut, prorsus ut, ut plane, verdächtig, wodurch sie ihr witzelnder Urheber mit der eigentlichen Erzählung verbunden hat, und freylich, da er Witz macht, d. h. Aehnlichkeiten aufhascht, verbinden mußte. Sind es wirkliche Einschübe; so war dieser ihr Urheber in der That! einer der unbegreiflichsten Schief- und Querköpfe, die je in der gelehrten Welt ihr Glück gemacht. Er nimmt sich vor (Proleg. 12), das schöne (folglich vielgelesene) Werk des Horazischen Julius Florus fortzusetzen, läßt

es aber bey dem Vorsatze bewenden, und geberdet sich gleichwohl in der Vorrede (die man sonst hintendrein ausarbeitet), als ob er es fortgesetzt hätte. Hierauf erfrecht er sich, es auf seine Art zu bereichern, d. h. aus eigenem, guten Vorrathe mit Plattheiten, Irrthümern, Widersprüchen — aus Livius, Sallust und Anderen aber mit Diebeswaare, und mit nichts als solchen Zuthaten auszustopfen; und hat das unerhörte Glück, durch sein Machwerk die älteren, echten Ausgaben so gänzlich und schnell zu verdrängen, daß schon Sextus Rufus im vierten Jahrhundert Stellen aus Florus anführt, die Hr. T. für Einschübe erklärt. Die Büchergeschichte hat bis auf die neueste Zeit allerhand, und mitunter schwere Frevel aufzuweisen, die, um irgend einen Preis an geistigem Eigenthume verübt worden; aber wer kennt einen zweyten Fall, in welchen der rein ästhetische Kitzel, es besser machen zu wollen, sich so gröblich, und mit solchem Erfolge an einem Kunstwerke versündigt hätte? Muß uns dieß nicht gegen die Richtigkeit des ersten Mißtrauen einflößen? Wir wollen ihm näher treten!

Gleich von der Vorrede, die vornhinein die siebenhundertjährige Geschichte des römischen Volkes von Romulus bis auf Cäsar August verspricht, wird die Hälfte, d. h. derjenige Theil weggeschnitten, worin der Verf. den Leser vorbereitet: daß er diese Geschichte unter dem Bilde der Entwicklungstufen (gradus processusque) des menschlichen Lebens betrachten wolle, und, nachdem er jene siebenhundert Jahre unter die Kindheit, Jugend und Mannheit des römischen Volkes vertheilt, hinzusetzt: »Von Cäsar August »bis auf unsere Zeit zählt man etwas weniger als zweyhundert »Jahre, in denen das römische Volk gleichsam alt und schwach »geworden, außer, daß es unter Trajan sich wieder kräftig re»get (movet lacertos ist offenbar richtigere Lesart als movit l.), »und, gegen alle Erwartung, gleichsam in erneuter Jugend auf»blüht.« Hr. T. findet nämlich widersprechend, und eines »treff»lichen Verfassers« unwürdig, in der Vorrede von vier Entwicklungsstufen des römischen Volkes zu reden, im Werke selbst aber die vierte (das Greisenalter) zu übergehen, ohne einmal Rechenschaft zu geben, warum er sich auf Ausführung der drey ersten beschränke. »Was konnte ihn abhalten,« frägt Hr. T., »dieß Greisenalter mit dem nämlichen Freymuthe, mit dem er es »der Unthätigkeit der Cäsarn Schuld gibt, zu beschreiben »— was Anderes, als daß es ihm an Stoff gefehlt, d. h. daß »er zu Augustus Zeiten gelebt hat?« Wie also? Wenn F. gesagt hätte: »Von diesem Greisenalter des römischen Volks fühle

»ich mich nicht berufen, zu schreiben; es gehört nicht in den Plan, »den ich mir einmal vorgezeichnet,« so könnte ihm kein Widerspruch vorgeworfen — die zweyte Hälfte der Vorrede nicht füglich abgesprochen werden? Wohlan! Er hat es gesagt, zwar nicht mit dürren Worten, aber für Rec. vollkommen verständlich, da er in der unangetasteten Hälfte der Vorrede ein Gemälde der bewunderungswürdigen Größe des römischen Volkes verspricht, und folglich die Zeit ausschließt, da dieses unter unthätigen Cäsarn aufgehört hatte, groß und bewunderungswürdig zu seyn — aber nicht so ausschließt, daß er sich überhoben glaubte, in der Vorrede dieß vierte Glied seiner Allegorie zu nennen, nicht nur, um diese zu vervollständigen, sondern auch, um zu dem tröstlichen Gedanken übergehen zu können: daß mit Trajans Herrschaft das römische Volk in erneuter Jugend aufblühe. Durch die Ausscheidung räumt sich freylich Hr. T. das, seiner Hypothese ungünstige Zeugniß des Verf. von seiner Lebenszeit, und einige Sätze aus dem Wege, deren Schreibart er meist mit Recht tadelt; aber, was läßt er uns übrig? Ein Bruchstuck, das doch wahrlich keines »trefflichen »Verfassers« würdig ist, da es uns zwar den Inhalt des Werkes ankündigt, aber des Bildes, das demselben seine so eigenthümliche Form gibt, und das erst L. I. c. 8 wie aus den Wolken fällt, nicht mit einer Sylbe erwähnt? Und was für eines Bildes? Eines zusammengesetzten — einer Allegorie, die, ihrem Wesen nach, vor Eintritt des Greisenalters entweder gar nicht erfunden, oder wenigstens zu Augustus Zeiten nicht theilweise ausgesprochen werden konnte, ohne die boshafte, aber gegründete Bemerkung zu veranlassen: daß dem römischen Volke, nachdem es seine Kindheit, Jugend und Mannheit erlebt, nach der Ordnung der Natur und der geheimen Ueberzeugung des Verfassers, nichts übrige, als in das — Greisenalter fortzurücken. Welch' eine Wahrsagung für Tiber — und aus dem Munde seines Comes, Julius Florus, der durch ihn, wie man zu sagen pflegt, sein Glück zu machen hoffte? Verweilen wir noch einige Augenblicke bey diesem Bilde, dessen Keim schon in Livius Vorrede (praevalentis populi *vires se ipsae conficiunt*) liegt, und zu dessen übriger Geschichte Hr. T. den Baustoff mit rühmlichem Fleiße, aber nicht unbefangen, zusammengetragen. Es ward wohl nicht von Julius Florus, sondern von Seneka in einem seiner verlorenen Werke, und in jenem Geiste ausgeprägt, dem Untergang der alten Staatsverfassung und Greisenalter des römischen Volkes gleichbedeutend waren. Haec fuit, sagt der, schon von Gräve angeführte Christ Laktantius, der uns dieß berichtet, und unter diesem Seneka

schlechthin wohl keinen andern als den Philosophen versteht, prima ejus senectus, cum bellis lacerata civilibus, atque intestino malo pressa, rursus ad regimen singularis imperii recidit, quasi ad alteram infantiam revoluta. Amissa enim libertate, quam Bruto duce et auctore defenderat, illa *consenuit*, tanquam sustentare se ipsa non valeret, nisi adminiculo regentium sustentaretur. Welch' ein niederschlagender, aber durch Nero und seines gleichen Ungeheuer, leider! nur allzu sehr gerechtfertigter Gedanke für die weltbeherrschenden Römer, im Greisenalter, an der Schwelle ihres staatsbürgerlichen Todes zu stehen! Aber die Gerechtigkeit, Milde und die glänzenden Waffenthaten einiger spätern Cäsarn, und namentlich Trajans konnten nicht ohne Einfluß auf die staatsrechtlichen Ansichten, und auf die Hoffnungen denkender Vaterlandsfreunde bleiben; es lag dem Fürsten nicht minder als allen gemäßigten Köpfen daran, den Grundsatz anerkannt zu sehen: daß die Größe des römischen Namens, wenn auch durch Unthätigkeit einzelner Cäsarn herabgewürdigt, mit dem Cäsarthume an sich gar wohl vereinbar — dieses wenigstens nicht die Hauptursache ihres früheren Verfalles sey. Da tritt nun dieser L. Annäus Florus, oder, wie er immer geheißen, auf, bemächtigt sich des vor ihm erfundenen Bildes, und sucht es seiner Geschichte der römischen Größe so anzupassen, daß er, dieser wie unbeschadet, noch die Entstehung der Alleinherrschaft in jene einschließen, August als weisen Ordner des zerrütteten Staates, als den Friedenbringer des Weltkreises aufführen, und die Richtigkeit des genannten Grundsatzes gleichsam aus der Erfahrung beweisen kann. In wie fern es ihm hiemit Ernst gewesen, und welche persönliche Vortheile er etwa davon erwartet, oder wirklich geerntet haben möge — kann uns hier gleichgültig seyn; aber Rec. irrt schwerlich, wenn er behauptet, daß diese, um es rein heraus zu sagen, monarchische Ansicht es war, die, verbunden mit der Gemeinfaßlichkeit des Bildes, unter dem Florus die römische Geschichte betrachtet, das Glück seines Werkes größtentheils bestimmt, und es, trotz allen seinen Mängeln, uns erhalten hat: während Livius und Tacitus nur in Bruchstücken — Asinius Pollio's Werk von den bürgerlichen Kriegen, und Andere, die Florus benützt haben mag, gar nicht auf uns gekommen sind.

Mit der Vorrede steht der Schluß des Ganzen, den Hr. T. gleichfalls ausscheidet, in genauester Verbindung. Er lautet: Sic ubique cuncta atque continua totius generis humani aut pax fuit, aut pactio, aususque tandem Caesar Augustus, *septingentesimo* ab urbe condita *anno*, Janum Geminum clu-

dere, bis ante se clusum, sub Numa rege, et victa primum Carthagine. Hinc, conversus ad pacem, pronum in omnia mala, et in luxuriam fluens seculum gravibus severisque legibus coercuit. Ob haec tot facta ingentia *Dictator perpetuus* et *Pater patriae* dictus. Tractatum etiam in senatu, an, quia condidisset imperium, *Romulus* vocaretur: sed sanctius et reverentius visum est nomen *Augusti*, ut scilicet jam tum, dum colit terras, ipso nomine et titulo consecraretur. Es darf nicht befremden, daß ein gründlicher Kenner und Lehrer der Geschichte, wie Hr. T., über solche Irrthümer in Eifer geräth. Mendacia hic sunt! ruft er aus, und weiset nach, daß August den Janustempel selbst zum zweyten Male nicht U. C. 700, sondern 730 geschlossen, und die Diktatur sich auf den Knien verbeten habe. Vollkommen wahr! Aber ist durch die Ausscheidung dießmal die Genauigkeit des Verf. gerettet? Sagt er darum weniger (Kap. 12), daß der spanische Krieg der letzte gewesen; den August nicht etwa in Person (denn dieß liegt weder in den Worten hic finis bellicorum certaminum Augusto fuit, noch in dem Zusammenhange), sondern überhaupt geführt, und macht er diesen Krieg nicht um neun und zwanzig Jahre jünger als die Niederlage des Varus? Läßt sich diese Unrichtigkeit und chronologische Unordnung durch die »geographische Ordnung,« die er befolgt haben soll, rechtfertigen? Oder muß man nicht vielmehr annehmen, daß es ihm hier noch um eine ganz andere, und zwar um jene (Proleg. 5) gerühmte epische Anordnung zu thun war, der er die Zeitrechnung des Terentius Varro aufopferte, um die Zeit der römischen Größe in die runde Zahl von siebenhundert Jahren einschließen, und die Kriegsstürme, die er beschrieben, in endliche Befriedigung des Erdkreises durch August verklären zu können? So mag er sich denn auch eingebildet haben, daß Cäsars Neffe mit dem Janustempel die Reihe aller seiner Kriege geschlossen, und sowohl die immerwährende Diktatur, die er ihm ertheilt, indem er sie mit der Praefectura urbis perpetua verwechselt, als den Beynamen Augustus erst hintendrein zur Belohnung habe erhalten können. Wird unter dieser Voraussetzung begreiflich, wie er nicht nöthig hatte, sein Werk bis auf Augustus Tod fortzuführen, und wie Er in der Vorrede von diesem Cäsar, d. h., nach F., von U. C. 700 bis auf seine Zeit (unter Trajan, der 869 starb) etwas weniger als zweyhundert Jahre zählen konnte; so zieht sie auf der andern keine gewaltsamen, und auf jeden Fall der Willkür verdächtigen Veränderungen des Textes nach sich, und thut übrigens dem Verf. kein Unrecht. Dieser Jüngling, der die Geschichte rednerisch und flüchtig behandelt, und einzelne Thatsachen häufig wendet, nicht

um ernste Belehrung zu geben, sondern um ihnen eine epigrammatische Spitze anzukünsteln, und in dem Leser irgend ein Gefühl anzuregen, um sich selbst zu hören, um auffallend, gelehrt, und geistreich zu seyn, oder mit erborgten Federn zu scheinen — dieser Jüngling nahm es mit der Zeitrechnung nicht genau, wo es sich darum handelte, das Ganze durch einen ergreifenden (imposanten) Schluß zu ründen und zu krönen, und nur, daß ihm Hr. T. in seiner wissenschaftlichen Strenge diese Willkür, Flüchtigkeit und Nachbeterey nicht zutraute — also die allzu günstige Meinung, die er sich in gelehrter Einsamkeit von dem beredten Verf. gebildet — dieß ist es, was ihn zu dem Irrthume über Florus Zeitalter verleitet hat, und zu dem, in der That ehrenvollen, aber die Aussprüche der größten Kritiker, und das alte Sprichwort nicht widerlegenden Versuche: den Mohren, wie er selbst sagt, weiß zu waschen, die Sirene, deren Gesicht und Gesang ihn bezaubert, von dem häßlichen Fische, in den sie endet, zu befreyen. Durch diesen Irrthum selbst ward Hr. T. wieder abgehalten, eine Entdeckung zu machen, die ihm viele undankbare Mühe erspart hätte. Sie besteht darin: daß dieser Florus, der, nach Hrn. T., durch Horazens Epistel (L. I. 3), und namentlich durch die höfische Nebenfrage: Quis sibi res gestas Augusti scribere sumit? Bella quis et paces longum diffundit in aevum? um das Jahr 737 zur Geschichtschreibung bestimmt, und nicht nur von Vellejus, sondern sogar von Seneka und dem ältern Plinius nachgeahmt worden seyn soll — daß dieser Florus selbst in mehr als zwey Kapiteln, worin Hr. T. nur wenige Einschübe findet, und finden kann, der mehr oder minder freye Nachahmer zweyer Dichter ist, deren einer U. C. 818, der andere erst 852 unter Trajan starb. Jener ist Lukan, dieser Silius Italikus — Verfasser, die, bey einzelnen, mitunter großen Vorzügen, den nicht beneidenswerthen Ruhm haben, mehr Geschichtschreiber als Dichter zu seyn, so wie, umgekehrt, ihr Nachtreter Florus, der Schreibart nach, mehr Dichter als Geschichtschreiber genannt zu werden verdient. Die Kapitel, von denen wir zunächst reden, sind das zweyte B. IV. Bellum Caesaris et Pompeji, und das sechste B. II. Bellum Punicum secundum, beyde schon durch ihre, der *Pharsalia* des Lukan, und den *Punicis* des Silius entsprechende Anordnung, noch mehr aber durch ihre Ausdehnung so ausgezeichnet, daß Hr. T. selbst einmal Nro. 1, p. 87 ausruft: Tandem Annibalem evasimus! Kein Wunder! Die Quellen strömten reichlich: was kann einen Florus abhalten, sie abzugraben, und in seine Ufer zu leiten?

Schlagen wir zuerst Lukan auf! Sofort B. I. V. 1 finden wir das bombastische Bella . . *plus quam civilia:* F. umschreibt, ut non recte tantum *civile* dicatur, ac ne *sociale* quidem, sed nec *externum:* sed potius commune quoddam ex omnibus, et *plus quam bellum.* — Lukan besingt ib. 3: populumque potentem, In sua victrici conversum viscera dextra: F. löset auf: Invidens fortuna principi gentium populo illum in exitium suum armavit. — L. entwickelt die allgemeinen Ursachen des Bürgerkrieges I. 160—180: Namque ut opes mundo nimias fortuna subacto Intulit, et *rebus* mores cessere *secundis:* F. hat diese wichtige Betrachtung schon III. 12 verarbeitet: Quae enim res alia furores civiles peperit, quam *nimia felicitas* u. s. w., aber er kommt, von seinem Vorbilde beherrscht, IV. 2 noch einmal darauf zurück: Causa tantae calamitatis, quae omnium, *nimia felicitas.* — L. läßt den Pompejus I. 133 plausuque sui gaudere theatri: F. das römische Volk Ponticos et Armenios triumphos in Pompejanis theatris singen. — Die klassischen Stellen I. 125: Nec quemquam jam ferre potest Caesarve *priorem*, Pompejusve *parem*, und 109—111: populique potentis, quae mare, quae terras, totum quae continet orbem, *Non cepit fortuna duos*, sind Edelsteine, die F. nicht versaumt, sich anzueignen: Nec hic ferebat *parem*, nec ille *superiorem*, Nefas! sic de principatu laborabant, tanquam *duos tanti imperii fortuna non caperet.* — Nach L. rückt Cäsar kaum in Rimini ein: als I. 237 stridor lituum clangorque tubarum Non pia continuit cum rauco classica cornu: und so klingt es auch bey F. prima Arimino signa *cecinerunt!* — L. zürnt über Pompejus schimpfliche Flucht aus Italien, II. 687: ut tempora tandem Furtivae placuere fugae . . . v. 708: *Heu pudor!* exigua est fugiens victoria Magnus; v. 725: pelagus jam, Magne, tenebas, Non ea fata ferens, quae, quum super aequora, victor, Praedonem sequerere maris. F. nimmt sich dießmal kaum die Mühe, die Farben zu verwischen, und sagt: Sed ille per obsessi claustra portus nocturna fuga evasit. *Turpe dictu!* modo princeps patrum, pacis bellique moderator, *per triumphatum a se mare* lacera et paene inermi nave fugiebat. — Cäsar betritt III. v. 97: urbem, *Attonitam terrore*, nachdem ihn andere Städte nicht besser empfangen; ibid. 80: Non illum laetis vadentem coetibus urbes, sed *tacitae* videre metu. F. verschmilzt dießmal ziemlich ungeschickt: quam (urbem) paene *vacuam* metu? Caesar ingressus u. s. w. — Die Massilier sind ib. v. 341 *Moenibus exiguis* alieno in litore *tuti;* F. verdreht bis zum Unsinn Mi-

sera (Massilia) . . . *tutis muris* erat. — L. läßt die Belagerten einen Ausfall machen, ib. 499: audaxque juventus Erupit, und folgt hierin Cäsarn B. C. II. 14: portis se foras erumpunt. F. will das kräftige rumpere nicht aufgeben, und verwandelt den Ausfall in eine Zerstörung des Walles: Graecula civitas . . . vallum rumpere . . ausa, wenn nicht hier vallo erumpere zu lesen ist. Denn allerdings läßt sich zuweilen der Text des F. aus Lukan wieder herstellen, z. B. Anceps, variumque et *cruentum* in Hispania bellum. Allen Handschriften zum Trotz muß hier incruentum gelesen werden; denn L. sagt IV. 1: Caesar . . Martem saevus agit *non multa caede* nocentem, ibid. v. 181: Et quamvis *nullo maculatus sanguine* miles, und ib. v. 274: *Non ullo* constet mihi *vulnere* bellum — ganz mit Cäsar selbst B. C. I. 74 übereinstimmend. Eben so kommt der tapfere Centurio Scäva um seinen eigentlichen Ruhm durch das: cujus in *scuto* centum atque viginti tela sedêre. Rec. liest getrost: cujus in *cute*; denn L. sagt VI. 194: nec quidquam nudis vitalibus obstat Jam, praeter stantes in *summis ossibus* hastas, und v. 205: densamque Ferens *in pectore* silvam, und v. 210: haerentes mota *cute* discutit hastas. — Unter die Vorbedeutungen der Niederlage des Pompejus zählt F. Dux ipse et nocturna imagine theatri sui audiens plausum in *modum?* planctus circumsonare; es soll aber wohl heißen: *in omen* planctus; wie bey L. VII. 9: Nam Pompejani visus sibi sedere theatri, Et *plausu* cuneos certare *sonantes*, Sive per ambages solitas contraria visis Vaticinata quies, magni tulit *omina* planctus. Wir haben oben zwey Stellen übergangen, die Hr. T. gleichfalls für Beweise seiner Hypothese ansieht, und wovon eigentlich bloß die zweyte in so fern hieher gehört, als sie durch eine Lesart aus Lukan verbessert werden kann. Allein, des Folgenden wegen ist es nöthig, beyde anzuführen, und eine dritte damit zu verbinden, die Hr. T. für Einschub hält. Sie sind sämmtlich aus B. I. genommen, und lauten, der Ordnung nach c. 10: Tunc illa Romana prodigia atque miracula, Horatius, Mucius, Cloelia; qui, nisi in annalibus forent, *hodie fabulae viderentur* — c. 11: *Sora*, quis credat? et Algidum terrori fuerunt u. s. w. — c. 12: Hoc tunc *Veji* fuere: nunc fuisse quis meminit? quae reliquiae? Laborat annalium fides, ut *Vejos* fuisse credamus. H. T. vermuthet richtig, daß oben Cora für Sora gelesen werden müsse; bey Lukan, durch den jene Betrachtungen abermals angeregt sind, heißt es in der That VII. 391: Tunc omne Latinum *fabula nomen* erit: Gabios, *Vejosque*, *Coramque* Pulvere vix tectae poterunt mon-

strare ruinae. Aber kehren wir zu dem Pharsalischen Kriege zurück! L. singt IV. 402: Non eadem belli totum *fortuna* per orbem Constitit: in *partes aliquid* sed Caesaris *ausa est*. Sogar diesen Uebergang verschmäht F. nicht: *Aliquid* tamen adversus absentem ducem *ausa fortuna est*. Wie muß er weiter exzerpirt und verglichen haben, da er aus Scribonins Libo, wie ihn Cäsar B. C. III. 24 nennt, nicht bloß einen Oktavins, wie Lukan, sondern, laut allen Handschriften, einen Oktavius Libo macht, der von Antonius genöthigt ward, Brundusium zu verlassen, und die Einschließung aufzugeben. — Rec. hat noch etwa vierzig Verse der Pharsalia angestrichen, deren Glieder (disjecti membra poetae) sich bey F. wieder finden, theils zwischen Missae quoque und dem gleichfalls geborgten *Aderat* puellae forma (L. X. 105), theils anderswo, z. B. III. 21; allein der Raum dieser Blätter gestattet nicht, sie alle anzuführen; es genüge also an folgenden: L. meldet V. 2 von Cäsar und Pompejus: In Macetum terras, miscens adversa secundis, Servavit *fortuna pares*, und VI. 1 — 3: Postquam castra duces . . . Imposuere jugis . . *Parque suum* videre dei: dieß lautet bey F. Sed jam *debitum par* fortuna flagitanie u s. w. Woher er die zweyte Hälfte dieses Kap. genommen, in der ihn Lukan verläßt, und manche bedeutende Abweichung von Hirtius und Plutarch sich zeigt, will Rec. nicht fragen, um zu Demjenigen überzugehen, in welchem unser Verf. Blumen des Silius sich zum Kranze geflochten.

Mit dem: Summa foederum Romanis religio est, nimmt der Deklamator einen gewaltigen Anlauf aus I. 634: Sacrata gens clara fide! Wir enthalten uns, zu dem rupto foedere, das Hr. T. ausscheidet, I. 618 ruptique per enses foederis I. 268 rumpere foedera certus II. 451 Hannibal, abrupto transgressus foedere ripas, und ib. 494 nec pro nihilo est mihi, foedera rumpi, anzuführen. — Kräftig schildert F. den Zustand der belagerten Sagunter: Interim jam novem mensibus fessi fame, machinis, ferro, *versa denique in rabiem fide*, immanem in foro excitant rogum u. s. w. Er durfte hier nur den Dichter abkürzen, oder in Prosa übersetzen, der ihm schon B. I. von 296 anzufangen, reichen Stoff liefert, und B. II. V. 526 aus Sagunt die Fides fliehen, und ihre Stelle von der Furie Tisiphone einnehmen läßt. — Bey F. frägt der Gesandte Fabius den punischen Senat: Quae, inquit, mora est? In hoc ego sinu bellum pacemque porto, utrum eligitis? Succlamantibus: Bellum! Bellum, igitur, inquit, accipite: et, excusso in media curia togae gremio, non sine

horrore [*quasi plane sinu bellum ferret*] effudit. Der auszuscheidende Satz wird wohl von dem nämlichen Verf. herrühren, der durch das, von Hr. T. schonend getadelte bellum effundere sein Muster, und einen Dichter! überbieten wollte. Dieß ist Silius II 381: Fabius Bellum se gestare sinu pacemque profatus, Quid sedeat legere, ambiguis neu fallere dictis, Imperat; ac, saevo neutrum renuente senatu, *Ceu clausas acies gremioque effunderet arma*, Accipite infaustum Libyae, eventuque priori Par, inquit, bellum, et laxos *effundit amictus*. Nirgend ist die Schreibart des F. so abgeschmackt überladen, als gerade in diesem Hauptstücke. Man höre: Igitur ubi semel se in Hispania movit gravis illa et luctuosa Punici belli vis atque *tempestas* [destinatumque Romanis jam diu *fulmen Saguntino igne conflavit*] Statim quodam impetu rapta, medias *perfregit* Alpes . . Ac primi quidem *impetus turbo* inter Padum et Ticinum *valido etiam fragore detonuit* . . Ticino Trebia succedit. Hic secunda belli Punici *procella desaeviit* . . Trasimenus lacus tertium *fulmen* Annibalis . . Quartum et paene ultimum *vulnus!* imperii Cannae. Kein Wunder! Ein Gott begeistert ihn, und kein geringerer als der Jupiter des S. I. 134: Heu, quaenam subitis horrescit turbida nimbis *Tempestas*, ruptoque polo micat igneus aether? Magna parant superi; *tonat* alti regia coeli, Bellantemque Jovem cerno. Auch Juno trägt dazu bey, den Taumel des Verfassers zu vermehren; denn sie freut sich ibid. 40 Annibals: Sanguineo tum laeta viro atque in regna Latini *Turbine* mox *saevo* venientum haud inscia cladum; das Schicksal selbst erregt, oder ist Sturm und Wirbelwind N. 54: Excussus consul *fatorum turbine mentem*, und ebendas. 160 finden wir (die armisona *procella* XV. 39 zu geschweigen) auch *Perfractas* alpes, VIII. 626 aber den Uebergang und die Vorbedeutungen: Nec, tantà miseris jamque impendente ruinâ, Cessarunt superi vicinas prodere clades . . Nec densae trepidis apium se involvere nubes Cessarunt aquilis, und V. 611 das Erdbeben während der Schlacht am Trasimenus, das F., um auch von dem Seinigen hinzuthun, so sinnreich erklärt, daß Hr. T. ihm die Ehre erweiset, die Stelle auszuscheiden. — Nach F. hörte das Gemetzel bey Cannä nicht auf, donec Annibal diceret militi suo: *Parce ferro!* Hr. T. meint, sein unverdienter Liebling sey dießmal sogar genauer als Livius, und müsse weniger bey diesem, als bey Anderen sich Rathes erholt haben. Diese Anderen sind aber bloß zwey Verse des Silius, mit Mäßigung nachgebildet, und zwar X. v. 330 und 331: tum denique Martem Dimisit, tandemque *suis in caede pepercit*. Eben so baut

F. die Brücke über den Bach Vergellus aus Leichen (documenta cladis *cruentus* aliquamdiu Aufidus, *pons de cadaveribus*, jussu ducis, factus in torrente *Vergelli*), die ihm S., mit noch mehr Uebertreibung, von der Leichenbrücke über den Fluß Aufidus zugeführt; X 320: *Sanguineus* tumidas in campos Aufidus undas Ejectat, redditque furens sua corpora ripis, und VIII. 670: *pons* ecce! *cadentum Corporibus* struitur, rejicitque cadavera fumans Aufidus. Die Glieder zu der schönen Antithese: Ducum effugit (l. fugit) alter, alter occisus est: dubium uter majore animo? Paullum puduit: Varro non desperavit hat F. zusammengetragen aus X. 265: Mens abiit; *puduitque fugae*, und ib. 629: Testantur, quod, fisus avis sceptrisque superbis, Laomedontiadum *non desperaverit* urbi. Dem Dichter verdankt er zwar nicht den Irrthum, daß Rom sofort nach der Niederlage den Sklaven die Freyheit gegeben, aber doch den Geist und einzelne Züge der Stellen: Interim respirare Romanus, et quasi ab inferis emergere. Arma non erant: *detracta sunt templis;* deerat juventus: in sacramentum militiae liberata *servitia*, und weiter unten: quamvis tunc, o *pudor!* manu servili pugnaret. Nam hucusque tot mala compulerant; denn X. 599 lautet: ite ocius, *arma Deripite*, o pubes, *templis;* und 642: At patres Fabiusque, procul moerore remoto, Praecipitant curas, raptim delecta juventa; *Servitia* armantur; nec claudit castra saluti Postpositus *pudor;* infixum est, Aeneïa regna Parcarum in leges quacunque reducere dextra, Proque arce, et sceptris, et libertatis honore *Vel famulas armare manus.* — In der Beschreibung von Syrakus zählt F. den Marmorhafen (Laccius, auch der Kleine genannt, Solin pol. cap. 11) und den celebratus fons Arethusae, wohl minder zu den Festungswerken der Stadt, wie Hr. T. zu beweisen sucht, als zu ihren Zierden; so die Quelle wenigstens Sil. XIV. 53 und 295. — Man vergleiche ferner Igitur, *in ultionem patris ac patrui, missus cum exercitu* Scipio mit XV. 20: *patrios patruique piare Optantem Manes* — ferner: *bellatricem* illam, viris armisque nobilem Hispaniam mit 184: *bellorum dira creatrix* — hierauf eodem quippe, quo obsessa est, die capta est.. Hispanica Charthago mit 249: Hanc oriens vidit Titan — tingueret axem, endlich das, Hrn. T. verdächtige: ne quid de virginitatis integritate *delibasse* saltem oculis videretur mit 270: Hanc notam formae concessit, laetus ovansque, *Indelibata* gaudenti virgine donum. — Aber auch außer diesem Hauptstücke hatte er den Dichter vor Augen; denn, wenn er II. 1 von dem römischen Volke sagt: cujus fere magnitudo cala-

mitatibus approbatur; so gibt er nur mit anderen Worten aus III. 584: maxima rerum Nobilior sit Roma malis: während III. 10 der Kraftausdruck hieme creverant Alpes geradezu aus II. 353 polo *crescant* alpes entlehnt ist.

Rec. will F. den Ruhm nicht nehmen, daß er die Sprache genug in seiner Gewalt hatte, um beyde Dichter zuweilen ziemlich glücklich nachzuahmen: genug, wenn aus dieser Vergleichung hervorgeht, daß er sie nachgeahmt, folglich nicht der Julius Florus der Horazischen Epistel seyn könne — und nebenbey, daß die gebildete Prosa bey allen Völkern durch Köpfe verdorben wird, die zwar Empfänglichkeit für die Schönheiten des dichterischen Ausdruckes und genug Aneignungsgabe, aber zu wenig Gedankenreichthum, Tiefe und Geschmack besitzen, um sich seiner auch da erwehren zu können, wo er nicht am rechten Orte ist. Den Einwurf, der übrig bleibt, daß etwa gar beyde Dichter, und darunter der eben so geistreiche als eitle Lukan, bey Florus (dem Horazischen) in die Schule gegangen, und ihm Sachen, Redensarten, Wendungen und Farben abgeborgt, besorgen wir von Hrn. T. nicht, sondern glauben vielmehr, er werde mit uns jetzt überzeugt seyn, daß F, durch ihre vaterländischen Gesänge erwärmt, sich die geschichtlich-rednerische Aufgabe gemacht, sein Gemälde der römischen Größe zu entwerfen, nicht vermeidend, durch seine Darstellung an seine, damals gefeyerten Meister und Muster, oft auch ziemlich schülerhaft, zu erinnern. Ist dieß, so dürfen wir auch hier, mit Vorbeygehung der übrigen sogenannten Einschübe, die, eine und die andere Glosse abgerechnet, mit allen ihren Flecken, ihrem wahren Urheber, dem sogenannten L. Annäus Florus, rechtmäßig wieder heimfallen, auf die beyden Stellen zurückkommen, die wir oben bey Seite gelegt, und, ohne sie länger als Beweise für Hrn. T. Hypothese zu fürchten, sie (a majori ad minus folgernd) geradezu für fremdes Eigenthum erklären. Die Beschreibung Campaniens gehört ursprünglich dem älteren Plinius — eine Ehre, die Hr. T. nicht länger diesem ausgezeichneten Manne streitig machen wird, der III. 9 sagt: Hinc *felix* illa Campania est. Ab hoc sinu incipiunt vitiferi colles et temulentia nobilis succo, per omnes terras inclito, atque (ut veteres dixere) summum *Liberi Patris* cum *Cerere certamen*. Hinc Setini protenduntur agri. His junguntur Falerni, Caleni. Dein surgunt Massici, Gaurani, Surrentinique montes. Ibi Liburni campi sternuntur, et in delicias alicae populatur messis. Haec littora *fontibus calidis* rigantur . . In ora Sava fluvius, Vulturnum oppidum . . *Herculanum*, *Pompeji*, haud procul *adspectante monte Vesuvio*, u. s. w. Freylich hätte F., indem er diese Stelle (s. oben) im

Trajanischen Zeitalter für seine Zwecke benützte, von Herkulanum und Pompeji nicht reden sollen, ohne ein quondam vorauszuschicken; aber, wenn er es nicht für überflüssig hält, da er von Tagen redet, wo beyde Städte noch nicht verschüttet waren (pro *his* regionibus pop. Rom. Samnitas invasit), so dürfen wir, ohne ihm Unrecht zu thun, annehmen, daß er diese Städtenamen unkritisch aus Plinius abgeschrieben, den Kopf voll von dem schönen »Aetnäischen Feuer,« wodurch er das bildliche *procul adspectante monte* Vesuvio zu ersetzen suchte, und das wieder Silius XV. 64 in ihm angefacht hatte. In diesem Falle liefert die Stelle, in der überdieß Capua zur Seestadt gemacht wird, einen neuen Beleg, daß er bey Abfassung seines Werkes Italien nicht näher gekannt hat.

Hutten, und der eben so deutschgesinnte Fürstenberg, den wir bereits genannt, haben, auf F. Zeugniß, die beyden Adler, welche »die Barbaren noch besitzen,« besungen, und man hat diese Siegeszeichen sogar wiedergefunden, zwar nicht in irgend einem Walde an der Weser, sondern in dem — zweyköpfigen Reichsadler; aber gestehen wir jetzt: man hat auf jenes Zeugniß zu viel Gewicht gelegt, und die Vermuthung des Lips. und Nyck.: F. habe diese Nachricht aus irgend einem ältern Verfasser, namentlich aus Livius, geradezu abgeschrieben, ist nicht so grundlos, als Hr. T. glaubt. Rec. wenigstens trägt kein Bedenken, sich dazu mit der Bemerkung zu bekennen, daß sich daraus abermals auf Mangel an anschaulicher Kenntniß von Rom und sogar auf die Lebenszeit des F. Bestimmteres folgern lasse. Er schrieb vor Tacitus, der gerade bey dieser Nachricht von den »zwey Adlern« länger zu verweilen scheint, um seinen flüchtigen Vorgänger stillschweigend zu verbessern, so wie Sueton ihn über die oben gerügten Verstöße in Betreff der ägyptischen Angelegenheiten, und über manche andere berichtigen mag — beyde als einen Verfasser, dessen übersichtliches Werk zu ihrer Zeit das Handbuch aller derer gewesen seyn wird, die, wie jener vornehme Herr, »die Geschichte leidenschaftlich lieben, nur — daß sie sich die »verdammten Namen und Jahrzahlen nicht merken können.« Was diesem F. übrigens zu Gute komme — ob er etwa gar, da er ein so warmer Lobredner vieler Kriege ist, die mehr der Tapferkeit als der Gerechtigkeit der Römer Ehre machen, ein junger und zwar Spanischer Offizier gewesen, der auf einem der Trajanischen Feldzüge sein Werk, warum nicht in Auftrag des Kaisers, seines Landsmannes, der seinem Heere den alten, kriegerischen Geist einzuhauchen wünschte? zunächst für seine Lagergefährten, zum Theil aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben, und von dem Tode

übereilt wurde, bevor er die letzte Hand daran legen konnte — dieß sind Vermuthungen, bey denen wir uns nicht aufhalten wollen, um sofort von den Veränderungen Rechenschaft zu geben, die Hr. T. mit der Form des Werkes vorzunehmen für gut befunden hat.

Er verwandelt die vier Bücher, in die es bisher eingetheilt ward, in drey Lebensalter, die in bald unbestimmte Zeiträume, bald Jahrhunderte (das letzte wieder mit zwey Abschnitten) zerfallen, und denen das Seculum Augusteum beygefügt wird. Die kleineren Theile oder Hauptstücke, ein und achtzig an der Zahl, werden in vier und siebenzig Epitomen zusammengezogen, von denen das Werk selbst Epitomae, nicht mehr Epitome, betitelt wird — Alles im Ganzen sehr schön und faßlich, wenn wir nur auch gewiß wären, daß es F. ist, und nicht Hr. T., der dies Netz so regelmäßig ausgespannt hat; wenn die etwas neuzeitig (modern) klingende Eintheilung eines Geschichtwerkes in Lebensalter nur nicht die Formeln: Haec est illa *prima* . . secunda . . tertia aetas P. R überflüssig machte, wodurch F. sich etwa begnügt, auf die Allegorie der Vorrede von Zeit zu Zeit zurückzuweisen; endlich wenn sie nur nicht auf der irrigen Voraussetzung beruhte, daß das sogenannte Seculum Augusteum, oder beynahe das ganze B. IV eine Zugabe sey, zu deren Ausarbeitung sich Julius Florus erst entschlossen, als er das vorgesteckte Ziel seines Werkes? mit »Cäsars Ermordung« erreicht hatte. Abgerechnet, daß F. in diesem Falle die zwey Verse seines Freundes Horaz ziemlich spät verstanden haben müßte, die ja nicht fragen: wer aus Tibers Gefolge die römische Geschichte überhaupt schreiben — sondern wer die Thaten August's, d. h. seine Kriege und Friedenswerke verewigen wolle? so ist klar, daß Hr. T. aus der Stelle IV. 3: si non . . fax et turbo *sequentis seculi* superfuisset Antonius unrichtig schließt: F. fange mit August ein neues Jahrhundert (das achte U. C.) an; während er bloß von einer unbestimmten, auf die Ermordung Cäsars zwar folgenden, aber in die siebenhundert Jahre seiner römischen Größe noch eingezählten (eigentlich hineingezwängten) Zeit spricht, und bildlich von dem Geschlechte (generatio, successio, wie Cic. Verr. 321), dem August endlich den Frieden gab, und das er, wie es ebendas. c. 12 heißt, lange nach Antonius, »durch strenge Gesetze bändigte.« Man schlage den ganzen F. nach, und man wird finden, daß er unter seculum nirgend ein Jahrhundert, sondern ein Zeitalter von unbestimmter Größe verstehe, das II 16 (Quasi se-

culum illud eversionibus urbium curreret, ita Carthaginis ruinam *statim* Corinthus excepit) nur zwey — ib. 19 reliqua seculi (i. e. aetatis) sogar zweyhundert Jahre beträgt — in gewaltigem Widerspruche mit der Aufschrift, die Hr. T. diesem Hauptstücke (Epit. XVII.) gibt: Epilogus *seculi prioris* cum transgressione ad *seculum posterius* u. s. w. Was man aber Hrn. T. Scharfsinne gern einräumen kann, ist: daß F. sein B. IV erst mit c. 3, P. R. Caesare et Pompejo trucidatis — B. III. schon mit II. 20: Victa ad occasum Hispania anfange, und daß manche Hauptstücke, durch Versehen oder Willkür der Abschreiber, nicht mehr ihren ursprünglichen Umfang haben. So machen I. 22 — 26 wohl nur Eines (Epit. XII) aus; allein mit c. 8, das Betrachtung über die Kindheit des römischen Volkes, war nicht c. 9 zu verbinden, das Erzählung ist, mit der F. das zweyte Lebensalter, und daher auch zwey Handschriften irrig B. II. beginnen. Genug von diesen Veränderungen, über die ein eigener Conspectus belehrt, und die, gleich der Lehre von den Einschüben, zum Theil auf einer nicht ganz bestätigten Entdeckung von gewissen »grammatischen Kunstgriffen« des Verf. (Proleg. 6 — 8) beruhen: um Hrn. T. auf das Feld der Wortkritik zu begleiten, auf dem er sich überall, wo ihm nicht die Truggestalt von Julius Florus und der Musterhaftigkeit seines Werkes entgegen tritt, mit Umsicht und Gewandtheit bewegt. Er hat den Duker'schen Text der zweyten Ausgabe zu Grunde gelegt, und nur in seltenen Fällen verlassen, über die er sich in den Anmerkungen rechtfertigt, die volle zweyhundert Seiten betragen. Alles, was ihm seine äußeren Hülfsmittel anboten, über die eine eigene Abhandlung S. 235 — 257 Auskunft gibt, und worunter, nebst einer Handschrift der k. k. Hofbibliothek aus dem funfzehnten Jahrhundert, Fischers Sammlung von Lesarten, und die, aus einem uralten Codex geflossene Wiener Alantseeische Ausgabe vom Jahre 1511 die wichtigsten sind — Alles, was Hr. T. aus eigenem Vorrathe ausgebreiteter Belesenheit und einer zuweilen äußerst glücklichen Combination schöpfen konnte, ist hier mit unsäglichem Fleiße verarbeitet — bald zu Wiedererweckung älterer, oder zu bescheidenen Vorschlägen neuer Lesarten und Interpunktionen, und zur Anerkennung fremder Vermuthungen — bald zu kleinen Abhandlungen, in denen F. gegen manchen ungerechten Vorwurf siegreich, und immer mit jener gleichsam väterlichen Nachsicht vertheidigt wird, die Horaz gegen die Fehler unserer Freunde fordert. Dieß Letztere ist es, was der Literatur von Hrn. Titze's irriger Grundansicht als unbestreitbarer Gewinn zu Gute kommen wird, an den sich leicht die Betrachtung knüpft, daß es ja überhaupt unserem Geschlechte nicht gegönnt zu seyn scheine, anders

als auf den Umwegen des Irrthumes der Wahrheit näher zu treten. Zu wünschen wäre, Hr. T. hätte die Bruchstücke bey Jornandes neuer Prüfung unterwerfen können, und selbst die in der Historia Miscella zerstreuten beachtet. Diese sind noch gar nicht benützt — jene von dem geistreichen Saumaise und seinen Nachfolgern, aus Mangel vorzüglicher Handschriften, nicht erschöpft, und überhaupt nie gehörig gewürdigt worden. Rec., der Gelegenheit hatte, den Abdruck in Muratori SS. mit drey Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu vergleichen, und die Auflösungen des Gothen einigermaßen unterscheiden gelernt, erklärt sich nicht unbedingt für Jorn. — aber laut gegen die Willkür, womit seine Lesarten, auch wo es an besseren mangelt, bald aufgenommen, bald verworfen werden, und glaubt eine Anzahl Stellen gefunden zu haben, die, seines Wissens noch unberührt, Licht geben, wo uns alle eigentlichen Handschriften des F. im Dunkel lassen, und unberathene Vermuthung so leicht verirrt. Proben davon in folgenden Bemerkungen, die der, ohnedieß vielbenützte Raum dieser Blätter auf das Nothwendigste einzuschränken gebietet.

Vorr. *Nam* tot laboribus. Warum ist noch Niemanden aufgefallen, daß Nam hier nicht bestehen könne? F. sagt, von den ersten Worten anzufangen bis videretur, in Einer Folge dreyerley: daß das römische Volk die größten Thaten verrichtet, in allen Welttheilen gekriegt, und endlich (jam) unzählige Gefahren bestanden. Die Interpunktion muß dieß ganze, echt Florische πρόσωπον τηλαυγές hervorheben. — L. I. C. 1: Hoc *de se* sacerdos *gravida* confessa est. Wie, ehe Romulus geboren, gestand sie schon, daß er (und Remus doch auch) des Mars Sohn und der ihrige? Ganz anders Jorn.: Hoc *sese* sacerdos *gravidatam* c. e. Das gibt die Sache, nackt, aber bestimmt, und bereitet das Gemini erant gehörig vor. Gegen das Latein ist nichts einzuwenden; gravidatus braucht Cicero bildlich, folglich lebte es auch in der eigentlichen Bedeutung. In dieser kommt es in Schriften des goldenen Zeitalters nicht vor; aber dem gehörte F. auch nicht an, und wie, wenn eben die Derbheit des Ausdruckes irgend einem Sprachlehrer oder Erzieher, in dessen Augen die Person des Gottes nichts mehr daran milderte, anstößig war, und die Entstellung veranlaßte? Gräve ist etwa dieser Meinung, und urtheilt: Non haec ex *Jornandis* penu — zumal dicht hinter dem Versprechen, sich an die Worte seines Textes halten zu wollen! Wir wünschten, Hr. T. hätte sich hierüber erklärt. — Hos repertos apud arborem, *regis* pastor tulit in casam, etwas unbestimmt und dürftig gegen Jorn. H. r. a. a, Faustulus, regii gregis p., t. i. c., das mit römischer Pietät den Namen des mitleidigen Hirten verewigt, durch seinen Nu-

merus dem Ohre gefällt, und wegen der ähnlichen Laute regii gregis leicht in die Bruchstücke zerfallen konnte, die sich in den Handschriften finden. — Adhibuere piacula hat alle Handschriften für sich; gleichwohl darf geläugnet werden, daß piacula, ein so feyerliches Wort, je »gottesdienstliche Handlung überhaupt, folglich auch Orakel, Augurien bedeutet haben »könne«. Gräve hat das erhabene adhibere placuit deos aufgenommen; es müßte sich in Handschriften des F. finden, wenn sie sämmtlich aus so alten und unangefeindeten geflossen wären, als Jorn. im fünften Jahrhunderte vor sich hatte. — Vejentes. Sinnreich vermuthet Hr. T. parentes, wozu Parallelen auch in Liv. I. 10, 11, 13. Hier dürfte, den F. von einem geschichtlichen Fehler befreyen, und ihn wiederherstellen, in der That gleichbedeutend seyn. — Placitum *et* diis, ut gentium *imperio* Roma potiretur hätte Hr. T., das überflüssige *et* ausgenommen, dem Texte füglich einverleiben können; die schöne Anordnung wird durch Jorn. und den Zusammenhang, imperio durch die Wiener Ausg. gerechtfertigt. — C. 5 centuriis tribus auxit vortrefflich erläutert; accepit für accipit, und mit Jorn. saevitiam domi für saevitiam jam d. sehr zu billigen. — C. 7: Sed ipse in senatum caedibus, in omnes superbia . . . grassatus entbehrt, nach allen Gesetzen der Schreibart, eines zweyten Gliedes, das, dem senatus gegenüber, mit ihm unter omnes gesammelt wird. Es lautet nach caedibus, in plebem verberibus bey Jorn., der als Geschichtschreiber nicht gewagt hätte, den Text mit einem so alterthümlichen Zuge zu bereichern, als Stylist nicht im Stande war, ihn zu verschönern. — *Quae superbia?* Die Vermuthung *quasi* s. hat viel Empfehlendes. — Sed illud *horrendum*. Ist Jorn. s. i. *horrendius* nicht feiner, und vorzuziehen, obwohl Saumaise warnt? Auch der wohlwollende Widerstand der Fides und des Terminus hatte, wie jedes Wunder, sein Schauerliches. — C. 10 wird nach Pulsis . . regibus eingeschaltet Pop. Rom. — überflüssig, wenn, wie nicht zu zweifeln, F. das Kap. schon mit dem ausgeschiedenen Liber jam — redegerunt (redigeret, Jorn.) angefangen, wie der hier freylich geplünderte Livius sein B. II. — sed ubi *frustrato* circa purpuratum ejus ictu tenetur. Man muß viel hineinerklären, um herauszubringen, daß der tödtliche Streich in so fern fehlschlug, als er den unrechten Mann traf; und wo bleibt die Anschaulichkeit von F. Schreibart? Saumaise fühlte dieß, schützte aber die Vulgata, weil die Handschriften und seine Jorn. bloß frustratum anboten. Die unsrigen zeigen, ohne Interpunktion: f. u., *frustratus* c. p. e., *illato* ictu teneretur (l. tenetur), und machen das Erklären überflüssig. — C. 12: Faliscis f. Falisci eben so richtig als c. 13: Non temere f. N. Cremerae, das auch

zwey Jorn. verwerfen. Kurz vorher: Galli Senones, gens natura ferox, moribus incondita, ad hoc ipsa corporum mole, perinde armis ingentibus, adeo [omni genere] terribilis fuit, [ut plane nata ad hominum interitum, urbium stragem videretur]. Die Haken schließen, nach Hrn. T. Ueberzeugung, Zuthat des artifex ein, der sich durch seine beliebte Formel: ut plane und durch videretur verräth. In der That omni genere ist abgeschmackt, und rührt, Hr. T. hat recht gesehen, nicht von F. her. Jorn. liest: Romano generi, und nun sind wir zwar noch nicht am Ziele, aber doch dahin geführt, einzusehen, daß die Verwirrung mit dem voranstehenden adeo begonnen. Man setze voraus, daß es schon in einer der ältesten Handschriften, am Ende der Zeile, aus haud ita oder haud adeo zusammengeknetet worden — und die Haken sind überflüssig: F. erhält ein Eigenthum zurück, deß' Er sich nach gerade nicht zu schämen, und dem er durch das, nach ut ausgelassene potius recht den Stempel seiner Schreibart aufgedrückt hat. — Allocuti f. Heinse's alloqui ründet den Redesatz. — Liest man, wie man doch offenbar muß, mit Jorn.: ne quis extaret *ex* (nicht in) ea gente, *qui* (nicht quae) incensam a se Romanam urbem gloriaretur; so verdient die ausgeschiedene Hyperbel, zumal in F. Munde, keinen Tadel. — C. 16: gentem . . armis, discolori veste usque ad ambitum *armatam*. Mit Recht wird Saumaise's ornatam gebilligt; es findet sich schon in der Hist. Misc., die, man sollte glauben, nach Handschriften des F., auch c. 17 nicht Samnitium reliqui, sondern Samnites *et Galli* (ursprünglich vielleicht Samnites cum Gallis) gibt, und so den Verf. von dem Vorwurfe kaum begreiflicher Gedankenlosigkeit befreyt, den Hr. T. auf beschwerlicherem Wege zu vernichten sucht. — Der Calidonius saltus der ausgeschiedenen Stelle (auch III. 10) wird dem länderkundigen Silius II. 598 abgeborgt seyn, und daher das folgende *sed* Fabius wieder *sic* F. werden müssen. — C. 18: Hoc enim *Campanos* mag allerdings Schreibfehler seyn f. Calabros, aber das überflüssige pariter ist aus p. r. (Pop. Rom.) entstanden, das Hr. T. im Nebensatze hinter tempore ausgefallen denkt. — Apud Heracleam et Campaniae fluvium Lirim soll ursprünglich gelautet haben: A. H. et fluvium Sirim. Die Hist. Misc. hat sogar A. H. *Lucaniae* urbem, fluviumque *Urin* (l. Sirim) — merkwürdig, wenn auch leiser Zweifel übrigt, ob nicht ihr vielbewanderter Urheber, der noch den Fabius Piktor, Valerius (Antias), und Claudius (Quadrigarius) las, hier berichtige. — Wie soll man sich elephanti conversi in spectaculum belli erklären? Hatten sie denn, etwa im Mitteltreffen aufgestellt, nicht immer die Schlacht vor Augen? Trieb die, sonst gelehrigen Thiere etwa voreilige Neugier in größere Nähe des blutigen Schau-

spiels, oder, wenn Befehl, lag ihr bloßes Zuschauen in des Königs Berechnung? Man höre Jorn., der, Gronovs beneidenswerthe Vermuthung bestätigend, aufbewahrt: donec elephanti, *converso* in spectaculum *bello*, procurrissent, und man wird, echt römisch befriedigt, höchstens wünschen, proruissent lesen zu dürfen; die Wiener Ausg. 3 weniger richtig: converso in *spectacula* bello. — Auch Jorn. Tarentinae *lautitiae* erheben den Triumphzug mehr als T. deliciae, deren vorzüglichste, Himmelstrich und Gegend, nicht einmal aufführbar waren. — L. II. c. 1: Et ecce f. sed e. ziert den Text — *in quem*, nisi *paruisset*, securi districta Imperator navigandi *fecit* audaciam, ist Bruchstück, aus Jorn. zu ergänzen i. q., n. p., s. d. I. *irruisset. Metus mortis* navigandi f. a. — Ferner: mersa *et* fugata hostium classe. Wie lassen sich versenkte Schiffe in die Flucht schlagen? Der verkannte Jorn. hat mersa *aut* f. — Jani's omnium *interjacentium* insularum littora, ist etwas gewaltsam, und mehr gelehrt als beredt gebildet aus omnium *imperia* gentium, insularum littora der Hdſ. Lag nicht o. *emporia* g. näher? — interceptam tempestate victoriam et triumphum periisse naufragio wird, als Glosse, ausgeschieden; aber man setze aus Jorn. hinzu constat, und der Zusammenhang der deklamatorischen Stelle ist klar. — C. 4: Sed experimento deprehensum est, quippe sicut primus impetus eis maior quam virorum est, ita sequens minor quam feminarum. So konnte F. freylich nicht verbinden; aber soll deßhalb, und weil Livius hier berupft ist, schon weggeschnitten werden? Jorn. hat: s. e. d. e. quippe *virtus eorum*, sicut *primo impetu* major u. s. w. Die Hist. Misc., sonst mit ihm übereinstimmend, vertauscht eigenmächtig quippe mit quod. Es dürfte zu heilen seyn: sed experimento *deprehensa virtus eorum:* quippe *quae*, sicut *primo impetu* m. q. v. e., ita *sequente* m. q. f. Einem deutschen Recensenten sey erlaubt, gelegentlich zu bemerken, daß diese Gallier verkappte Landsleute seyn werden. Die Namen ihrer Könige sind auf jeden Fall deutsch; denn Ariovist heißt bekanntlich: Ehrenfest (wie Arimin: Ehrlieb) und Viridomar, im Munde des Römers zerflossen, und sonst gleichbedeutend mit Britomar: Friedenberühmt; mar lebt noch im Schlesischen unmär: geringschätzig. — C. 6: bullis *singulisque* annulis wird man gern mit Jorn. b. *cingulisque et* a. vertauschen. — Ist Saumaise durch die Note S. 323 widerlegt? — C. 7 hat F. unter dem Consul wirklich nicht den Lävinus, den er nennt, sondern den P. Sulpicius, den er nicht nennt, verstanden, und kann er uns zumuthen, etwas Anderes zu verstehen, als er ausdrücklich sagt? Die Interpunktion quibus a mari Consul, a terris, omnia quatiebat sehr zu bil-

ligen. — Sed hunc quoque castra metantem Claudius Nero . . debellat. Wo? War dieser Umstand überhaupt gleichgültig? War er es für einen Sieg, ohne den Rom verloren, und für einen Verf., dem das Horazische Testis Metaurum flumen et Asdrubal bey dieser Stelle gewiß in den Ohren klang? Die Bruchstücke des Jorn. haben hier abermal besser, als selbst die Nazar. Handschrift, für F. Ruhm gesorgt durch: s. h. q., *tantum quod ab* Alpe (l. *Alpibus*) *descenderat*, apudque (*apud*) Metaurum castra metantem u. s. w. — C. 11: crebriora f. crebra, und C. 14: territaret f. territabat mit Recht aufgenommen. — L. III. C. 1: callidissimum hostem f. callidissime h. und jam simulata, jamque vera fuga, baarer Gewinn. — C. 3: vor diem pugnae liest die älteste Handschrift Venere illi quam et in barbaris multa vestigia, woraus Hr. T. meisterhaft bildet *Usu* venere illi *aequi quaedam* e. i. b. *culta* (culti?) v. — C. 4: tam igne quam *fumo*, freylich fehlerhaft, und aus t. i. q. *ferro* entstanden. — C. 5 heißt Pompejus Uebergang über den Euphrates nur in so fern der erste, als er auf einer Brücke geschah — vidit illud grande, impiae gentis arcanum patens, *sub aureo uti coelo*. Hr. T. bildet sub aulaeo, uti sacello, eine Vermuthung, die sich mit jeder älteren messen darf, aber gleichwohl der nachhelfenden Erklärung bedarf, daß das arcanum in Nichts bestand. — C. 6: Sic ille quoque ante felix, dignus nunc victoria Pompejus visus est. Hr. T. wünscht: *Siciliam* quoque ante *Cilix*. Dignus nunc v. P. v. e. Rec. entscheidet sich für die Gronovische Anordnung: Sic ille, ante felix, nunc quoque dignus u. s. w., um der Antithese willen, auf die F. oben vorbereitet hatte durch decus, et nomen, et titulos Pompejo suo *fortuna* quaerebat, um des Gewichtes willen, das er unten wieder (quanta felicitas viri) auf das Glück dieses so unglücklich endenden Feldherrn legt. — Quasi portam observavit, minder kräftig und Florisch als q. p. obseravit, dem in der ausgeschiedenen Stelle inclusum entspricht. — Sed ille *qualis* erat ad nuntium rei *felicissimae temeritatis*, per invios . . tumulos, per intactas vias et nives . . emersus occupat Galliam. Nach Hrn. T. Erklärung (die Grävische ist nicht besser) sollte man glauben, es sey von einer Verwegenheit die Rede, die Cäsarn bloß in außerordentlichen Fällen anwandelte. Der Knoten ist aber nur zu lösen, wenn man liest und abtheilt: S. i., qualis erat, a. n. r. *felicissima temeritate* p. —, per — emersus, o. G. — C. 18: Nam ipse *Julius Caesar* . . . miserabili funere mediam etiam *urbem* perviam fecit. Der falsche Eigenname ist dem F. freylich aufgebürdet worden, und er entgeht auch dem Vorwurfe des Schwulstes, wenn man mit Hrn. T. liest: N. i. *Rutilius* Consul . . . (miserabili fine!) media in turba

per viam defecit; einleuchtend aber ist nur, daß urbem aus turbam entstanden. — C. 19. Sehr wahr, daß F. von dem ersten Sklavenaufstande absichtlich erst hier redet — comminutas copias f. communitasque c. vortrefflich. — Der Uebergang *Positis* (i e. desitis) singulorum hominum poenis wird falsch erklärt: singula Marii membra, quasi totidem singulos homines punita esse, et in uno corpore plures, ut ita dicam, mortes fuisse repraesentatas. Auch bey Lukan, nach dessen B. II. F. diese Gräuel erzählt, folgt auf Ermordung des jüngeren Marius das Gemetzel zu Präneste, und Vers 201: Nunquam *poena* fuit, führte den Verf. zu den *poenis*, über die Hr. T. sich aufhält. — C. 22: respexit, *et*, *si rex eum* classe *juvisset*, quid futurum fuit? wäre sehr annehmbar. — L. IV. C. 2: populationibus, l. *pabulationibus*, laut Caesar B C. I. 55 und 59. — C. 3 verdanken wir Hrn. T. die, von obsidebat verschlungene Partikel des Satzes *At* Octavius. — C. 6 schlägt er mit richtigem Takte vor: Quid contra duos exercitus *unus?* Necesse fuit, v. necesse Caesari fuit, venire in cruentissimi foederis societatem — und C. 9: Infesta primum siti regio, tum quibusdam salinacidis fluviis infestior; novissime aquae et jam ab invalidis et avide hauriebantur, cum noxiae etiam dulces fierent. — C. 12: Quae fuerit *callidarum* gentium feritas war schon Saumaisen verdächtig. Er suchte Alpicarum, das bey Jorn. Alpinarum lautet. — Ante hos Thracum maxime populus desciverat, eine gemachte Stelle (aus Ante ASSE REGUM maxime dicitur der Naz. Handſ.), worauf folgt: Ille *barbarus* et signis militaribus, et *disciplina*, armis etiam Romanis *assueverat*. An diese hat man sich nicht gestoßen; aber jene ist ein wahres Kreuz der Kritiker, und auch Hr. T hat sich daran vergebens versucht, wenn Jorn. zu hören ist: Thraces antea saepe tunc tamen Rometalca regnante sibi a Romanis desciverant. Nam hic barbaros et disciplinae et signis militaribus assuefecerat. Streift man nun die Zusätze ab, wodurch er dem Verständnisse seiner Zeit nachhalf, ohne die in der Naz. Handschrift zum Theil verzerrten Worte des F. zu verdrängen; so wird dieser geschrieben haben: *Thraces antea saepe, tunc Rometalca regnante desciverant.* Ille *barbaros* et *disciplinae*, e. s. m., a. e. R. *assuefecerat*. Die Verwirrung hat, wie man sieht, dießmal der König angerichtet durch seinen fremdklingenden Namen, der, merkwürdig genug, deutsch ist, und höchst bezeichnend für den Reformator, römischer Dollmetsch (Tolke, Dolke) bedeutet; die Thraces sind darüber in den Handschriften zu Grunde gegangen. — Ipse venit Segisamam: castra posuit: *inde partito* exercitu *totam in diem* amplexus Cantabriam. Wer schafft hier Rath? Der

Urheber der Hist. Misc., indem er Sachen sagt, die schwer zu errathen, uns auf F. Worte führen: Igitur Caesar apud Segissamam castra posuit, tribus agminibus totam paene a. C. Es ist nun leicht, Oedipus zu seyn, und, bis posuit mit Heinse, herzustellen: Ipse ad Segisamam castra posuit: inde *tripartito* exercitu *totam* paene amplexus C., was freylich Plan und Gang des Feldzuges trefflich erläutert. — Die Vermuthung, wodurch Hr. L. sic latuit in occuluit verwandelt, gehört zu den gelungensten, die je aufgestellt worden.

So viel zur Würdigung dieser Ausgabe, zu der Freinsheims Jahrtafel bis U. C. 760, zweckmäßig bearbeitet, ein Verzeichniß der alten Ausgaben des F. mit guten Nachträgen zu Panzer, und die Lesarten der geschätzten drey Wiener Ausg. willkommene Zuthaten sind. Möge dies Werk, die Frucht der Nebenstunden eines achtungswürdigen Mannes, bald eine zweyte Auflage erleben! Möge dieser, schon aus der Wiege der österreichischen Buchdruckerkunst hervorgegangene Florus, wenn er auch nicht dem Augustischen Zeitalter angehört, wenigstens beytragen, ein schönes für die kritischen Studien in dem Kaiserstaate herbeyzuführen, und der Herausgeber einst Gelegenheit haben, in der Nähe größerer Hülfsmittel seinen Genius zu bewähren!

M.

Art. V. Res gestae Principum et Regum Poloniae, per *Vincentium* (*Kadlubkonem*) saeculo XII. et XIII. exaratae; quibus accedit Chronicon Polonorum per *Dzierswam* saeculi XIII. scriptorem, compositum. Editio repetita ad fidem Codicum, qui servantur in Tabulario societatis regiae philomathicae Varsaviensis, 1824.

Endlich ist der Wunsch des Herrn Grafen Oßolinski erfüllt: Kadlubeks Chronik ist, sammt seinem Epitomator besonders gedruckt erschienen. Diese an historischen Nachrichten arme, an moralischen und politischen Reflexionen und rhetorischen Phrasen reiche Chronik hatte für die Polen, da die zwey alten Herren, die Vincent sprechen läßt, ihrer Vorfahren Großthaten über alles Maß zu erheben wußten, viel Anziehendes. Sie wurde daher in Polen häufig gelesen, oft abgeschrieben, von vielen aber, der sonderbaren Ausdrücke wegen, gewiß nicht ganz verstanden. Der hundert Jahre spätere Epitomator Dzierswa schnitt die fremden Auswüchse, die zu langen Digressionen weg, und suchte an einigen Stellen chronologische Daten anzubringen, die Vincent gänzlich verschmäht hatte. Er läßt z. B. den ersten Krak 400 Jahre vor Christo, 100 J. vor Alexander regieren, setzt den Tod Boleslaw des Großen

auf das J. 1025, Wladislaws Tod auf das J. 1102, und vermehrte seinen Auszug mit den Krakauer Annalen von 1205 bis 1288. Doch ist diese Zugabe hier weggeblieben, weil der Herausgeber sie nicht dem Dzierswa, sondern einem andern Verfasser zuschreibt, und nach den Worten sicut infra suo loco dicetur, die doch nothwendig das Weitere erwarten lassen, Dzierswa's Werk beschließen zu können glaubte. Daher nun der willkürliche Beysatz: Explicit Chronicon *Dzierswae*, der ganz gewiß nicht in der Handschrift steht. Dieser Auszug nun ist hier unter dem Texte Kadlubeks mit kleinerer Schrift, selbst wo er wörtlich mit diesem übereinstimmt, abgedruckt worden. So stehen S. 147 acht Verse im Texte oben, und dieselben ganz unverändert auch unten. Hätte hier und an viel andern Stellen nicht Raum erspart werden können, wenn man die Wiederholungen nur kurz angezeigt hätte? Daß Einige diesen Auszug fur Kadlubeks Werk hielten, war ein Mißgriff. Im funfzehnten Jahrhundert las man den Vincent in Schulen vor; zu diesem Behufe schrieb Doktor Dombrowka einen Kommentar, aus welchem im Index, mit dem diese Ausgabe versehen ist, mehrere Erklärungen dunkler Wörter genommen sind. Der erste Theil, Colloquium überschrieben, begreift das Gespräch zwischen J. und M., woraus schon der Kommentator den Erzbischof von Gnesen, Johann, und den Bischof von Krakau, Matthäus machte. Auf den Erzbischof Johann scheint doch die Stelle ex tuis Antecessoribus und cui Tu praesides (S. 223) zu deuten. Für den Bischof Matthäus aber läßt sich gar nichts anführen. Ohnehin ist das ganze Gastmal, das Gespräch der zwey alten Herren, dem Vincent zugehört haben will, so wie die Sprechenden J. und M. eine bloße Fiktion, wofür es auch der Herausgeber hält. Der zweyte Theil (de Principatu Casimiri justi) enthält, was die Ueberschrift besagt. Daß Vincent auf Verlangen und Geheiß dieses Fürsten (gest. 1194) seine Chronik schrieb, beweiset der Herausgeber in der Vorrede aus zwey Stellen, worin Vincent den Fürsten selbst anredet. Die Schlußformel: Vidit enim Vincentius etc. (S. 84) bezeichnet das Ende der Geschichte, so weit sie damals reichte, als sie Vincent dem Fürsten Kasimir übergab oder übergeben wollte. Das Weitere (de principatu Lesconis albi) ist nach Kasimirs Tode geschrieben worden. Die polnischen Worte Jako Bog day, womit die Handschrift schließt, lasen Andere in derselben Handschrift Tako Bog day, so gebe es Gott. Daß diese neue besondere Ausgabe der vorigen vorzuziehen, ergibt sich daraus, daß dabey die älteste Handschrift zum Grunde gelegt, ihr Text mit vier andern Warschauer Handschriften und der Dobromiler Ausgabe vom J. 1612 verglichen worden ist. Aus den verglichenen

Handschriften sind aber nur sehr wenige Lesarten in den Text aufgenommen worden: S. 54 die zwey Glossen id est Pruthenis nach Getis, und id est Ruthenis nach Parthis (wo doch im Index richtig bemerkt wird: inconvenienter igitur Parthi pro Ruthenis in nonnullis codicibus MS. sumuntur). S. 145 das Wort Judit, S. 153 der Zusatz Wratislaviensis, S 154 die erklärende Parenthese (ave, salve) nach chere, S. 262 das Wort cyclos (soll es nicht cyclus heißen?), im zweyten Theile S. 43 Brzescze und Drochiczyn, S. 44 scilicet podwoda. Die übrigen Varianten sind am untern Rande angezeigt worden, als im ersten Theil S. 3, 7. 87, 110, 115, 162, 168, 175; im zweyten Theil S. 2, Phoenice vor rarior, S. 57 kam wohl nur vom Rande in den Text. In Dziersw a's Auszuge liest man gar oft bloße Glossen, die jemals über dem Worte oder am Rande standen. Z. B. S. 109 alias oppetet neben obtinet, S. 167 die Erklärung manubia sunt praeda, quae manu ducitur, S. 191 id est non tantum neben non modo, S. 270 id est tametsi nach quamvis, im zweyten Theil S. 62 id est cursorum neben velitum, S. 69 id est Ungarorum neben Pannonorum. Es sey erlaubt, an einem Beyspiele zu zeigen, daß der Epitomator D. die Phrasen seines Autors nicht immer richtig gefaßt. Vincent sagt S. 89 vom Messo, vor seiner Taufe: septem pellicum scortis — nocturnas variare vices consueverat, und Dz. gibt es so: septem pellicibus omni nocte utebatur. — Als Nachläßigkeit des Herausgebers darf man rügen, daß er S. 24 bey Bemmanorum gar keine Variante anführt; wo doch im Index, worin er das Wort Bemmani erklärt, in der Note bemerkt wird: in aliis codicibus dicuntur Lemmani, wie Vincent gewöhnlich die Deutschen nennt. Die Böhmen heißen bey ihm nie anders als Boemi oder auch Pragitae, nie Bemmani. Hier ist also Bemmanorum (tyrannus) ein offenbarer Schreibfehler anstatt Lemmanorum. Die berühmteste Stadt der Lechiten an der nördlichen Gränze von Ungern nennt Vincent S. 38 Carantus (Dz. setzt hinzu id est Cracoviam), und noch einmal auf dieser Seite steht de Carantis Lechitarum; aber S. 39 liest man Corinthiorum und Corinthus offenbar unrichtig. Hier ist doch zu erwarten, daß andere Kodices anders und besser lesen. Man erfährt aber nichts. Die Druckfehler nehmen zwey Seiten ein, und eben so viele könnten noch nachgewiesen werden. S. 295 muß gingivas (oder gengivas) anstatt genginas; im zweyten Theil S. 30 temulentum und temulentorum für tumulentum, tumultam, S. 66 lapis anstatt lapidis, S. 100 vanae anstatt variae gelesen werden u. s. w. Von der Schreibung der Handschrift wollte der Herausgeber nicht zu oft abweichen. Er ließ also harena, hari-

sta, heremus, herebus, dagegen ortus (für hortus), exortans, ebes für hebes, amminiculum, preda, preses, Wulgus drucken. Dieß mag hingehen Aber hanelus, hanelabat für anhelus, anhelabat hätte er nicht unverändert lassen sollen. Noch viel weniger ist zu billigen, wenn aequus (aequitas) und equus nicht unterschieden werden. So steht S. 107 sogar equo violentior (für aequo), und S. 245 aequum et assensorem, wo es equum und ascensorem heißen soll. Im Index, der gemäß seiner Bestimmung nur die Erklärung unverständlicher Wörter enthalten sollte, werden auch die Bedeutungen von ars, artifex, barbarus, bravium, castrum, fortuna, fragrantia, insidiae, magister, pecunia, pius, vectigal, virtus und vielen andern Wörtern angegeben, die der Leser darin nicht suchen wird. Dagegen fehlen darin solche, die des gewöhnlichen Lateins kundige Leser nicht leicht verstehen mögen, wie Adorchia, acrisia, blisare, calcephasius (ein Edelstein), debriare, diocetes (Dz. erklärt es durch Archidiaconum), gades, gelima, genaboda (II. 108), horus, illexobrium, imparat 97 (vielleicht nicht gut gelesen, anstatt improperat), kalas, loripes, mucrilegus 194 (ein Druckfehler für murilegus), olacitas und olax, daher olacissimus (S. 190 steht olocissimus), parastia (sonst proastia), pendilia, praedocinium, proreta (non prora), rosus (II 91), runcemen, saccisparius (in Glossarien findet man nur sacciperium), tondela, trabeare, vespadius, uncia (ein Thier), uranites oder auch Sepones (eine Gattung Vögel). Einige von den gegebenen Erklärungen sind wieder nicht befriedigend oder gar unrichtig. Parthi, populus orientalis, Polonorum vicinus. Man will aber doch erfahren, welches Volk Vincent gemeint habe. Parthia, Parthorum partes sind ganz gewiß das östliche Rußland. Aus der Stelle (II. 120) cunctis Ruthenorum principibus ac Parthorum partibus, läßt sich wohl schließen, daß die Rutheni und Parthi nicht eins sind. Allein Vincent nennt nur die Russen in Rothreussen Ruthenos, die über dem Dnepr wohnenden aber Parthos. Was soll man aus Planci, das wohl Plauci gelesen werden muß, für ein Volk machen? Es steht als Erklärung dabey: vel Plavi populus, de quibus Martinus Gallus Lib. II. Cap. 25. edit. Banthkii. Also sind es eigentlich die aus der russischen Geschichte bekannten Polowzer, später Kumaner genannt, welche der böhmische Dalimil noch im vierzehnten Jahrhundert Plawzi nennt. Bey Dacia liest man die Stelle aus Mart. Gallus: Polonia habet ab occidente Daciam et Saxoniam collaterales. Man kann also doch errathen, daß durch Dacia Dänemark gemeint sey. Dann sollte aber die Stelle aus Tacitus: Germaniam a Dacia et Sarmatia montes Sarmatici dividunt, nicht dabey

stehen, weil Dacia bey Tacitus und Dacia bey Vincent ganz verschiedene Länder sind. Bastarni soll ein Volk in Sarmatien am Dnepr seyn. Bey den alten Geographen wohl, nicht aber bey Vincent. Dieß fühlte der Herausgeber selbst und bemerkt bey der angeführten Stelle (Daci prius cum Polonis, deinde cum Bastarnis male pugnaverant), daß hier von einem den Dänen näher belegenen Volke, etwa von Balthanen (von der Insel Balthia) oder den Batavern (Holländern) die Rede seyn müsse. Allein Vincent fand im Justin die Bastarnen in der Nähe von Dacien, und ließ sie ganz unschicklich auch bey seinen Dänen (Daci) stehen. Carinthia an den Gränzen von Pannonien, ehemals Carnutum (auch Carantanum); nur sollte es nicht heißen: inter Danubium et sylvam Herciniam Lemmani (die Deutschen) und die ganz unverständlichen Mardi (neben den Kroaten), die sich Boleslaw der Große unterworfen haben soll, kommen im Index gar nicht vor. Ungeachtet der zwey Apologien (von Lel. und Ossol.) die den Vincent Kadlubek gegen Brauns und Schlözers Vorwürfe zu retten suchten, ungeachtet der Herstellung eines bessern Textes seiner wortreichen Chronik, wird man den alten Tadel der meisten Polen, von welchem Dlugosch spricht (quod verbosus fuerit, alienarum historiarum diligens, propriarum negligentior scriptor) nicht ungerecht finden. Sollte er nicht auch einen kritischen Kommentar (wie Nestor) verdienen?

Art. VI. 1. Il Conte di Carmagnola, Tragedia di *Alessandro Manzoni. Milano*, 1820.
2. Dasselbe Werk übersetzt von August Arnold. Gotha, 1823.

Manzoni's Trauerspiel ist in der dramatischen Tagesliteratur interessant geworden durch das bedeutende Für und Gegen, welches darüber nicht im großen Publikum, sondern zwischen den würdigsten Vorstehern italienischer, englischer und deutscher Kritik laut geworden; das Werk hat mehrere wahre und belehrende Aussprüche über das Wesen der Kritik veranlaßt, es bietet also den günstigsten Anlaß dar, sowohl die Anforderungen der kritischen Kunst an das Drama, wie gewisse Obliegenheiten der Kritik selbst prüfend zu untersuchen.

Philosophie und Kunst habe sich noch gar nicht ergriffen und wechselseitig durchdrungen, klagte Schiller in einem vertrauten Briefe an Göthe (Alterthum und Kunst, B. V. K. 1), nachdem er über seine romantische Tragödie, die Jungfrau von Orleans, eine sehr philosophische Recension gelesen, in der vom eigentlichen Werke nichts ausgesprochen war, weil der

Uebergang aus allgemeinen Sätzen zu einem bedingten Falle mangelte. Schiller, ein Organon vermissend, wodurch Poesie und Philosophie zu vermitteln wären, sagt: man nenne kritisiren, wenn ein mit dem Werke unbekannter Leser auch nicht die leiseste Anschauung davon gewinne.

Dieser Aeußerung Schillers entspricht, und ihr Thema erweitert eine durch vorliegendes Trauerspiel herbeygeführte Erklärung Göthe's. In Opposition mit anderen Beurtheilungen stellte der Herausgeber von Alterthum und Kunst (B. III. K. 2. S. 60, u. f.) eine wichtige Unterscheiduug produktiver Kritik von der zerstörenden auf. Da jedoch auch durch sie der Streit nicht geschlossen scheint, sondern nur als abgebrochen betrachtet werden kann — denn manche Frage ist noch unerörtert gelassen — so mag hier die Beleuchtung des Gegenstandes fortgesetzt werden. Eine Kritik des kritischen Verfahrens möge die Brücke zu einer Beurtheilung der italienischen Tragödie bahnen, die deren Inhalt, Geist und Bestandtheile vor die Augen der Leser hin zu stellen versuchen wird.

Die produktive Kritik soll, nach Göthe, zuerst fragen, was sich der Autor vorgesetzt habe, ob der Vorsatz vernünftig und verständig sey, und in wiefern dessen Ausführung gelungen; denn sie urtheilt mehr um des Autors, wie um des Publikums willen, und muß jenem nachhelfen.

Viele Menschen nehmen es für Wahrheit, wenn an irgend einem Gegenstand die eine Seite mit ausgezeichneter Schärfe und Klarheit des Geistes beleuchtet, beurtheilt und als das Ganze seines Wesens behandelt wird. Aber mancher bedeutende Zweig des Baumes entgeht dem Blick, wenn das einseitig gerichtete Auge ihn nicht berührt hatte. Dennoch ist das die höhere Wahrheit, welche mehrere, ja vielleicht alle Seiten eines Gegenstandes in Uebereinstimmung zu erblicken, die Kraft verleiht.

Tieferem Nachdenken wird daher bald das Bedenken entgegentreten, ob es wirklich der Verfasser sey, welchen die Kritik vorzugsweise zu beachten habe, und ob nicht gegen den Leser, ja gegen die gesammte Mitwelt, der kritischen Kunst gleiche Pflichten obliegen. Es wird sich zeigen, daß beyde Rücksichten zu eng verschwistert sind, um sich trennen zu lassen.

Für wissenschaftliche Autoren sind zwey Wege offen, in deren einem sie sich stets befinden werden. Bald wird gegenständliche Belehrung mitgetheilt, das Resultat einer Forschung oder Entdeckung geliefert, bald ein Einfluß auf die Zeit ausgeübt, der die Bestimmung der geistigen Richtung, welcher Art sie sey, beabsichtiget. In keinem der beyden Fälle darf die Kritik den Schriftsteller von der lesenden Welt trennen. Haben Autoren ein halb oder ein ganz falsches Resultat aufgestellt, eine halb

oder ganz falsche Richtung genommen; so sind die Leser mitbetheiligt, die Berichtigung geht an beyde.

Das Verhältniß der Kunstwerke, wenn es auch anders erscheint, ist das nämliche. Dichtungen, dramatische vor allem, erwärmen, hegen und nähren die Meinungen, wenn auch nicht des gesammten Volkes, doch bedeutender Massen. Eben sowohl wirken sie auf das Kunstgefühl und den Kunstsinn der Menschen. Beydem ist richtige Empfänglichkeit und Neigung für das Angemessene in allen Dingen, sittlicher, politischer und allgemein geselliger Beziehung nach, verwandt. Drum wünscht man die Kunst so geübt, daß sie die Zeitgenossen anziehen, erfreuen und erbauen soll, nächst der Würdigkeit ihres allgemeinen Geistes, auch durch den Charakter innerer Angemessenheit und richtigen Entsprechens der Theile zum Ganzen. Diese Seite der Kunst darf das Urtheil gewiß nicht übersehen und schwerlich ward sie bey den Alten vernachläßigt. Auch der Engländer ist ihr treu geblieben, wie sich alsbald zeigen wird, und hat darum eine bedenkliche Klippe vermieden.

Denn, daß der Kunstrichter mit dem seiner Beurtheilung unterworfenen Dichter weder zu wenig noch zu sehr eins werde und zusammenfalle, darauf kommt es an. Die Nachtheile des ersteren Ereignisses haben Schiller und Göthe in den mitgetheilten Betrachtungen ausgesprochen. Aber auch die Folgen einer zu engen Vereinigung des Dichters und Kritikers sind bedenklich. Denn leicht verliert letzterer nun diejenige Stellung, welche allein zum richtigen Urtheilen befähigt. Er spricht nicht selten sein eigenes Wohlgefallen aus, und rechtfertigt dieses oft aus bloß subjektiven Gründen. Werde nun, was unter solchen Umständen am wenigsten geschehen sollte, und grade am meisten geschieht, ein Werk als nachahmungswerthes Muster empfohlen; so ist es die Kritik selbst, welche den Verfall der Kunst zu präpariren beginnt. Die Originalität, das besondere Talent, die Gemüthseigenthümlichkeit, ja zuletzt die Manier des Autors, mit der man gelebt haben, gleichsam verwachsen seyn muß, um sich durch seine Produktionen angeregt und befriedigt zu fühlen, werden Gegenstand lebender Beurtheilung; Entwicklungen erscheinen, wie und wodurch solche Werke den Regeln und Ansprachen der Kunst ein Genüge geleistet haben. Der englische Kunstrichter hält so treffend die richtige Linie, daß an seinem Urtheil sich darstellen läßt, was eine auf engen Umfang beschränkte Kunstkritik leisten kann und leisten soll, um für musterhaft zu gelten.

Manzoni hatte, die Anlage seines Werkes bey den Landsleuten zu rechtfertigen, in der Vorrede den bekannten Theatereinheiten den Krieg gemacht. Der Engländer meint aber, eine

bedeutendere Verletzung derselben würde nöthig gewesen seyn, um einer Verzichtung auf sie bey den Italienern Eingang zu verschaffen. Ein Ausspruch, der, an sich wahr und nothwendig, achtungswerth wird, in sofern er gegen die Latitudinarier in der dramatischen Kunst gerichtet ist. Sollen jene Einheiten auch nicht durch Aufopferung wesentlicher Erfordernisse und höherer Schönheiten erkauft werden; so gewähren sie doch einen herrlichen Genuß, und bleiben immer eine köstliche Zugabe. Müllner treffen Vorwürfe anderer Art, aber löblich bleibt sein Bestreben, einer bloßen Nachläßigkeit zu steuern, die sich wider das Gesetz der Einheiten auflehnte. Vielfach und trefflich ist dieser Gegenstand der Kunstlehre erörtert worden; aber ein Punkt durchaus praktischer Natur scheint dem Blick völlig entgangen zu seyn, und vielleicht hat ihn zuerst jener Ausspruch des englischen Kritikers angeregt, daß die Verletzungen bedeutender seyn müßten, wie die, welche der Italiener unternommen.

Wenn sich eine Begebenheit und Handlung nicht grade an weit aus einander liegenden Punkten abwickelt, wenn geringe Zwischenräume der Zeit deren Hauptmomente trennen, dann sey der Dramatiker beflissen, dem Leser und Zuschauer den Genuß eines ununterbrochenen Zusammenhangs zu gewähren. Unglaublich viel läßt sich in der Kunst leisten, diesen zu gewinnen, und an Cervantes Muster ist zu lernen, wie sogar die Novelle dergestalt komponirt werden kann, daß sie den befriedigenden Eindruck einer gemessen fortschreitenden, selbst äußerlich durch nichts unterbrochenen Folge hervorbringt.

Wenn also in gewissen, nicht in allen Fällen die Rücksicht des einen Orts und der einen Zeit die Bedeutung verliert; so kommt es auf das Merkmal an, und auf die Bedingungen, welche zu einer Komposition von freyerem Zuschnitt befugen. Gewiß muß der Stoff selbst, die Eigenschaft der Fabel eines Drama, die Entscheidung geben. Im Sujet ist mehr oder minder der Geist angedeutet, in welchem das Werk behandelt seyn will, und dieser Geist wird dem Dichter sagen, welchen Maßstab die Anlage fordert. Auch das sind Gesetze, diejenigen Gesetze, für welche der Dichter sich empfänglich machen soll. Denn Anarchie thut nirgends wohl, aus bloßer Neigung zur Gesetzlosigkeit sollen daher auch die dramatischen Einheiten nicht verletzt werden, und die Dichter den Zuschnitt ihres Stoffes in Akte und in Scenen nicht beginnen, bevor sie geprüft haben, ob unbesiegliches Hinderniß in der Anlage dazu dränge, oder ob Geist und Styl des zu dichtenden Drama erfordern, daß entfernte Zeiten und Oertlichkeiten gleichsam durch Schritte eines Riesen verknüpft werden.

Göthe hatte Manzoni gelobt, daß er leise anfangend, auf beschränktem Gebiet in mäßigem Grade den Gebrauch der neuen Freyheit versucht habe, um dadurch nach und nach ihr sicheren Eingang zu verschaffen. Der Engländer, sich gegen die unvermerkte Usurpation erklärend, bleibt nicht nur auch darin dem Geiste seiner Nation getreu, daß er ein Privilegium in Anspruch nimmt, sofern im Gegenstand Grund und Befugniß zur Abweichung von der Regel liegt; sondern er liefert auch zugleich hiefür eine nähere Andeutung, die in der Folge näher ausgeführt werden soll.

Ferner hatte der Londoner Kritiker sich über das Verhältniß der Rhetorik zur Poesie im Grafen Carmagnola ausgesprochen, und wenn Göthe, um ihn hierüber kommentirend zu widerlegen, den Text zerschnitten und die einzelnen Absätze glossirt hat; so scheint dieß des Engländers sehr vernünftige Meinung zu entstellen und zu zerstören. Daher wird es nöthig, um ein richtiges Urtheil zu liefern, den Text in seinem ursprünglichen Zusammenhange wieder herzustellen. Dem Werk, sagt der Kunstrichter, fehlt Poesie; dennoch ist die Schlußscene in der That ergreifend. Mit diesem Lobe und dem einer der Gelegenheit angemessenen Beredsamkeit sey das Stück entlassen.

Daß Manzoni's Werk mehr Rhetorik denn Poesie enthält, ist, wie der Verfolg zeigen wird, gegründet, und eine ungetheilte Stimme stellt die Poesie einer Sophokleischen Tragödie höher wie das Pathos und die Rhetorik mancher andern Dramen. Jeder Leser des italienischen Trauerspiels wird den Eindruck erfahren, daß das, dem Sujet inwohnende Leben sich nicht unmittelbar genug vor des Zuschauers Augen entfaltet. Die Handlung, statt sich zu selbst eigener Entwicklung herzustellen, wird dem Hörer kund aus Situationen, welche nicht die Hauptmomente selbst gebend, sich nachträglich auf sie beziehen und wohl der Rhetorik bedürfen, um der Bezugnahme auf alle hinter die Kulisse gestellte Hauptmomente die Kraft eines lebendigen Gemäldes zu leihen. Des Engländers sehr richtiges Urtheil sagt folglich, daß die Poesie in Manzoni's Werk der Rhetorik den Platz lasse, diese letztere jedoch einfach und der Sache angemessen sey. Nur den Moment, wo der Graf von den Seinigen scheidet, sehen wir unter unsern Augen vor sich gehen. Daß dieser Umstand die Schlußscene ergreifender mache, als die kaum pathetischen bloß rhetorischen Wechselreden den übrigen Theil des Drama, das erkennt der Engländer eben so billig an, wie er sich wahrhaft nachsichtsvoll ausläßt über den etwas seltsam eingeschobenen Chor, dessen Charakteristik weiter unten folgen wird.

Göthe's Urtheil athmet einen völlig abweichenden Geist; denn es wendet sich an des Dichters Eigenthümlichkeit, an sein

überzeugendes Rednertalent, seine Gabe, elegisch zu rühren und lyrisch aufzuregen, in geistvoller Entwicklung der Zweckmäßigkeit und Besonnenheit, mit welcher Manzoni den Vorsatz, der ihn zur Dichtung antrieb, ausgeführt hat.

Doch schon über den poetischen Vorsatz erwachen manche Bedenken, und ein Beurtheiler, dessen Prüfung beyde berücksichtigt, Leser und Dichter, sieht sich genöthigt, jene Bedenken auszusprechen.

Selten mangelt dem Unglück, durch welches ein Mensch weggerafft wird, ein bestimmter Charakter, der eben ihm die tragische Beschaffenheit gibt. Klare Verschuldung, Verrath, Irrthum, Mißverständniß, Uebereilung, Zweydeutigkeit und namenlose Einwirkungen anderer Art bilden den Kreis, aus dessen Mitte eine der Verderberinnen hervortritt. Was einen Coriolan, einen Wallenstein, einen Essex stürzte, das wissen wir deutlich genug. Ein Zug von Verwandtschaft reiht aber jene Helden und Carmagnola's Schicksal an einander. Uebermüthig durch seine Feldherrngabe war auch der Römer. Derselbe trunkene Stolz erscheint im böhmischen Herzoge mit einer nicht völlig aufgeklärten Zweydeutigkeit des Charakters verschwistert, und beym englischen Seehelden mit Intrigue und Mißverständniß in Kampf gerathen. Aehnliche Elemente stehen dem Falle Carmagnola's im Hintergrunde. Aber die Bearbeiter der genannten Sujets waren beflissener, den Zuschauer über die Vermittlungen des Falles ihrer dramatischen Helden aufzuklären, als im Dunkeln zu lassen. Und wie der Leser ihnen dafür dankbar ist, so verpflichtet sie die Geschichte, den Charakter, welchen ihr Stempel den tragischen Ereignissen aufgedrückt, nicht zu verwischen.

Es gehört sogar, wenn die Geschichte sich zuweilen geheimnißvoll verschleyert, auch das zur dichterischen Virtuosität, selbst dieser ihren Geist und Charakter nachzuahmen, und Shakspear's musterhafte Weise ist hier zum Vorbilde zu wählen. Aber man unterscheide, ob ein räthselhaft geheimnißvolles Zusammentreffen von Verhältnissen und Umständen den Helden stürzte, oder ob das dramatische Werk bald durch die Unbestimmtheit der Darstellung, bald durch unüberlegtes Benutzen einzelner Einwirkungen oder durch Hervorheben eines Nebenumstandes zur theatralischen Hauptsache, den Hörer in den Zustand der Ungewißheit versetzt.

Nutzte nun Manzoni eine dichterische Befugniß, oder handelte er weise, wenn er, statt das Zusammenwirken mehrerer Anlässe zu benutzen, einen einzelnen als entscheidend heraus hob? In der Regel erwirbt der Dichter ein glückliches Motiv von theatralischer Wirkung, wenn er es vermag, einer einzigen Triebfeder habhaft zu werden. Plan und Anlage des Stücks gewinnen an Klarheit, Einfachheit, Anschaulichkeit. Auch der momentane

Eindruck wird lebendiger, freylich durch Aufopferung aller Vorzüge jenes Tiefsinns der Komposition, die, wie bey Shakspear's Dramen der Fall ist, periodisch den stillen Reiz und das Verlangen erneuert, die verborgene Unerschöpflichkeit der sinnigsten Kunstabsichten abermals zu genießen, tiefer zu durchdringen.

Doch Manzoni hat sich einmal für die Wahl eines einzigen Anlasses zum Fall seines Helden entschieden; nur von dem, was daraus folgt, kann also die Rede seyn.

Die Geschichte, wie der Dichter selbst sie dem Leser vorlegt, berichtet, daß nach dem Siege bey Maclodio die siegreichen Soldaten des Condottiere die Mehrzahl der Gefangenen, die gemacht waren, frey gegeben hätten, worauf Carmagnola, als dieß ihm Vorwürfe der Bevollmächtigten des Raths zugezogen, auch noch die letzten Vierhundert entlassen habe. Diesen Umstand nützt Manzoni als Hauptmotiv. Es ist eine sichtbar eingreifende Kraft, und einige minder glückliche Thaten des Grafen dienen nur, die Wirksamkeit jenes Hauptanlasses zu verstärken.

Dieser Entscheidung des Dichters spricht mancherley das Wort. Bestimmt ein sehr eigenthümliches, kaum in gleicher Art abermals eintretendes Verhältniß das Schicksal eines merkwürdigen Mannes, dann sey dies Verhältniß dem Dichter heilig. Welchen Vortheil gewährt nicht schon die bestimmte Individualisirung der Situation, die davon unzertrennlich ist. Mit ihr gewinnt jedes Drama sogleich Lokal, Umgränzung, festes Zeitverhältniß und eine Kette von Bedingungen, welche den Autor gegen das Schwankende einer unbestimmten Allgemeinheit verwahren.

Aber der sonderbare, fast eigensinnige Zufall, der Manzoni's Tragödie begründet, geht hervor aus der Natur einer Kriegsverfassung, die auf Miethhelden beruhte. Anzunehmen ist, daß die Condottieri jener Zeit sich in hohem Maße beliebt machten, und absonderlichen Ruf bey dem ihnen verdungenen Kriegsvolk erwarben, wenn sie ihre Kriegsgefangenen milde behandelten. Sogar ist es möglich, daß die bekämpften Scharen sich leichter und ohne sonderlichen Widerstand von einem Feldherrn besiegen ließen, dessen Grundsatz, den gemachten Gefangenen unmittelbar nach gewonnener Schlacht zu entlassen, sie kannten. Durch solchen Kriegsgebrauch haftet aber auch jedem Condottiere eine gewisse Zweydeutigkeit an, die den kleinen Staaten und Mächten ein Bedenken dabey geben mußte, Soldkrieger in ihre Dienste zu nehmen. Hätte die nach der Schlacht von Maclodio erfolgte Freylassung der Gefangenen durch Carmagnola's Truppen nicht mit einer damals gebräuchlichen seltsamen Weise der Kriegführung zusammengehangen, so würde sie eine derjenigen willkürlichen Zufälligkeiten gewähren, die der Dramatiker

höchst selten gebrauchen kann, wie z. B. der Sturz eines Pferdes, das Ertrinken in einem Strom, sofern nicht auch in dergleichen sogar eine Bedeutsamkeit höherer Art ausgesprochen ist, wie z. B. bey Barbarossa's Ertrinken im Kalykidnos, oder Karl des Kühnen Sturz bey Nancy und andern Fällen.

Gerade nun, weil allein einem Condottiere dasjenige begegnen konnte, was dem Grafen Carmagnola nach gewonnener Schlacht widerfuhr, ist es nothwendig, die Motive des Drama und dessen Organisation streng auf jenes Verhältniß zurückzuführen. Dieß kann auch so weniger Schwierigkeit finden, als schon in der Sache die Bedingungen eines zweckmäßigen Erfüllens dieses Anspruchs liegen. Erfordert z. B. das Drama, daß der Held schnell einem Gefahr bringenden Verdacht bloß gestellt werde; so besitzt der Dichter ein Mittel, das ihn leicht zum Ziele führt, die tragische Person in eine bedenkliche Lage zu versetzen. Im gegebenen Falle aber läßt sich dem äußerlich sehr brauchbaren Hülfsmittel zugleich eine innere Bedeutung höherer Art leihen. Ein an sich unwürdiges Verhältniß verändert in Beziehung auf den Zuschauer seine Natur, wenn es diesem die ewige Wahrheit erneuert, daß jedes in sich Unrechte niemals seinem Untergange entgeht. Ein Staat, der des Geldes und der Miethlinge bedarf, um des Krieges Funktionen, die aus einer anderen Quelle hervorgehen sollen, zu verrichten, wird, dem Despoten gleich, nie des Mißtrauens gegen die in Sold genommenen Krieger entbunden. Das bestätigt die Geschichte durch manches bittere und tragische Beyspiel; Carmagnola's Fall aber, wie Manzoni denselben auffaßt, ist die individuellste Erscheinung eines Unglücks von höchst allgemeinem Charakter, von weit durchgreifender Wahrheit. Gab daher im italienischen Trauerspiel das Entlassen der Gefangenen die Katastrophe, so mußte vom ersten Moment an die gesammte Aufmerksamkeit dem Condottiere-Verhältniß zugeführt werden, und es frägt sich, ob dieß geschehen, ob Manzoni, wie behauptet worden, eine natur- und kunstgemäße Absicht verfolgend, sein Vorhaben musterhaft ausgeführt habe.

Bejahet dieses der kompetenteste Kunstrichter unserer Tage, nennt er, gegen das allgemeine Urtheil ankämpfend, die Arbeit klassisch, und wird hiermit gleichsam ein Werk unserer Zeit für den Kanon der zeitgemäßen Tragödie erklärt, dann wäre es ein Beweis von Gleichgültigkeit gegen den Ausspruch, wenn der Deutsche, dem mehr wie dem Britten, mehr wie dem Franken, mehr wie dem Italiener der Kompaß fehlt, der ihn auf dem bewegten Ozean der Dramatik zurechtweisen könnte, nicht zur gründlichsten und besonnensten Prüfung schreiten wollte, ob er den Andeutungen folgen darf, die aus dem anempfohlenen Drama zu schöpfen sind.

Mag es an der Tagesordnung seyn, im Urtheil über das Trauerspiel gewisse Grundsätze einer früheren Kunstlehre leicht zu nehmen, denen zuerst Tieck den Krieg mit einer Keckheit ankündigte, die vielleicht geistreicher war als ersprießlich; so möchte es doch auf einem Irrthum beruhen, wenn auf die Ansprüche an den ersten Akt, oder die sogenannte Exposition durchaus nicht ferner gehört werden soll. Sie werden daher hier ein Mal wieder erwachen.

Ein Krieg, welchen die Venetianer mit Beystand der Florentiner dem Herzoge von Mayland ankündigen wollten, war — so erzählt Manzoni seines Helden Leben — lange schon im Senat besprochen worden, als der mit Visconti, dem er früher gedient, zerfallene und zur Stadt des heiligen Markus geflüchtete Carmagnola dort erlebte, daß eine Anstiftung des Mayländers gegen sein Leben fehlschlug. Der Doge, sonderbar genug, macht nun im Rath den Antrag, Carmagnola's Meinung zu hören, und der Autor, in andern Punkten von der Geschichte abgehend, hat dieser historischen Notiz grade treu bleiben wollen. Darum beginnt das Stück mit nachstehenden Worten, die eine eigene Uebersetzung wieder geben mag:

Langwier'ger Wägung naht der Schluß. Es kam
Der Tag, ihr edlen Herrn, den ihr beraumtet
Dem Endurtheil, und abgestimmt soll werden
Heut über jenes Bündniß gegen Maylands
Herzog, zu dem uns drängend Florenz mahnt.
Doch wäre hier noch irgend wer unkundig
Des niedern Anschlags blutig finstrer Art,
In dem Venedig hier, der heil'gen Stätte
Für Fried' und Recht, vor euch gewagt, der höre;
Denn Noth thut daß ihn kenne wer heut stimmt.
Graf Carmagnola's Mord versucht' ein Flüchtling!
Der Streich ging fehl; der Mörder liegt in Fesseln.
Er war gedungen, und wer ihn gedungen,
Den nannt' er auch. Es ist derselbe Herzog,
Deß Abgesandten hier verweilen, Frieden
Um unsrer Freundschaft einz'gen Preis antragend *).

*) Zur Vollständigkeit des Urtheils bedarf es eines Blickes auf das Original.

E giunto il fin di lunghi dubbi, è giunto,
Nobili uomini, il dì che statuito
Fu a risolver da voi. Su questa lega
A cui Fiorenze con sì caldi preghi
Incontra il Duca di Milan c' invita,
Oggi il partito si porrà. Ma pria,
Se alcuno è qui cui non sia nota ancora
Che vile opera di tenebre e di sangue
Sugli occhi nostri fu tentato, in questa
Stessa Venezia, inviolato asilo
Di giustizia e di pace, odami etc. etc.

So fortfahrend entwickelt der Doge die Motive des mayländischen Herzogs zum Mordanschlag, indem er behauptet, jener hasse den Grafen und befürchte, Venedig möchte sich seines Armes gegen ihn bedienen. Dadurch wird die Frage vermittelt, ob nicht von Carmagnola selbst der weiseste und treueste Rath zu erwarten sey. Eine Antwort läßt der Dichter die Senatoren nicht aussprechen, sondern er gibt nur die Notiz für die Schauspieler: »Segni di adesione.« Das Nächstfolgende wird mit bloßer Pantomime abgemacht. Niemand spricht ein Wort; der Graf tritt ein, und der Doge verfolgt seine Anrede noch weit in die zweyte Scene hinein.

Diese Verse enthalten rhetorischen Werth, aber auch verschiedene Mängel. Z. B. das Ende der Zweifel kann nicht da seyn, bevor der Rath noch einen Entschluß gefaßt hat. Diesem Unbestimmten versuchte die Uebersetzung abzuhelfen.

Was sich darthun läßt, das muß die Kritik rückhaltlos aussprechen. Wenn also hier erklärt wird, daß der Eingang des italienischen Trauerspiels den Anfänger verrathe, so ist dies Urtheil weder die Frucht eines nachträglichen Grübelns, noch aus dem Bestreben entstanden, mangelhafte Seiten mühsam aufzusuchen. Der erste Eindruck hinderte, Glauben an die innere Wahrheit des Werkes zu gewinnen, weil die Voraussetzungen, worauf dessen Theile und die einzelnen Situationen beruhen, theils sich selbst, theils gegenseitig einander aufhoben. Nur die Gründe dieser Wirkungen aufzufinden, ist ein kritisches Nachdenken bemüht gewesen.

Mit einem Widerspruch empfangen den Leser die ersten Verse, und alsbald schließt sich diesen eine neue Widernatürlichkeit an. Der Senat hatte lange über den Krieg gegen Mayland debattirt, ein Schluß soll gefaßt werden, und der Doge spricht die ganz unwahrscheinliche Supposition aus, irgend einem Anwesenden könne der Angriff auf Carmagnola's Leben unbekannt geblieben seyn, lediglich um sich den Anlaß zu bilden, ihn vorzutragen. Aber die That hatte großes Aufsehen erregt, der Doge nennt sie, vor den Augen der Versammelten vorgefallen (sugli occhi nostri), und ihr Einfluß auf den Gegenstand der Berathung war höchst bedeutend. Also jeder der versammelten Senatoren mußte von ihr wissen, der Doge konnte das Gegentheil nicht voraussetzen. Geschah es nun doch, dann fordert beydes, das Kostüme der Rathsversammlung wie das Interesse der Zuschauer, einen bestimmten, fest diplomatischen Vortrag. Aber in unbestimmten Zügen, diskursiv und gleichsam wie einer Stadtneuigkeit gedenkt der Vortragende des wichtigen Vorfalls. Auch erregt das Ereigniß bey denen, die zum ersten Mal es hören, keine Verwun-

derung; Niemand fragt nach den Beweisen, nicht ein Einziger verliert ein Wort darüber, und der Doge, ununterbrochen fortsprechend, schließt die Rede mit dem wohl sonderbaren Vorschlage, den Rath des Mannes zu hören, deß leidenschaftlich feindselige Gesinnung gegen Visconti durch das letzte Ereigniß nur gesteigert seyn, und dessen Ausspruch man zuvor wissen konnte. Aber ein stummes Beyfallszeichen erfolgt, und der Graf tritt ein.

Solche überall unzuläßige Unnatürlichkeiten stören, wenn sie im Eingange stehen, jede spätere Situation, weil sie den dramatischen Glauben; oder, richtiger gesprochen, den Glauben an die dramatische Wahrheit des Werkes aufheben. Ein Senat, wie der dargestellte, ist nichts, und sollte doch etwas seyn. Denn die beyden wirksamen Potenzen bilden eben der Senat und Carmagnola, oder der Charakter der venetianischen Regierung und der Charakter des Condottierewesens. Sie sind es, die, des Verfassers eigener Absicht gemäß, gegen einander wirken und in Konflikt treten. Manzoni hatte den Stoff einmal so gewählt und benutzt, daß das Tragische hervorgeht mehr aus der Macht der Verhältnisse, wie aus der Persönlichkeit der Individuen. Richtig also führte er den Leser zuerst an den Senat; aber nun fordete die Darstellung des Senats den ihr angemessenen Charakter. Wollte man auch das Kolorit der venetianischen Individualität erlassen — wiewohl die Handlung aus einem ganz individuellen Staatsverhältniß hervorgeht — so durfte doch diejenige Wahrheit und Angemessenheit nicht mangeln, mittelst welcher das Rathskollegium erst Rathskollegium ward.

Der Dichter, dieß vergessend, übt Voltaires Kunst, manche widernatürliche Dinge hinter dem Prunk einer pathetischen Sprache zu verbergen, welche Lessing dem Franzosen vorwarf, dessen sonstige Verdienste als Dramatiker nicht verkannt werden mögen. Und weil wir verleitet werden möchten, die dramatische Kunst abermals darein zu setzen, daß Dichter eine Sprache erwerben, deren scheinbare Angemessenheit oder äußerlich täuschende Einstimmung den Leser über die wesentliche Unnatur der Komposition verblendet, scheint die Erscheinung der Manzonischen Tragödie eine Situation zu erneuern, welche Lessing verpflichtete, den Organismus der Semiramis, so wie A. W v. Schlegel den Organismus der Phädra zu zergliedern, um darzuthun, daß diesen beyden Werken eine organische Gestaltung mangle. Denn wo sich Adern bilden, die kein Blut enthalten; Lungen, die mit der Luft nichts gemein haben; Muskeln, denen die Spannkraft, Nerven, denen die Reizbarkeit fehlt, da ist uns kein organisches Wesen gegeben, und der Name Mensch wird am wenigsten einem

Gebilde jener Art geziemen, das, so beschaffen, ihn sich anmaßen wollte.

Also auch klassische Eigenschaft wird Manzoni's Trauerspiel nicht in Anspruch nehmen dürfen. Göthe's Worte: »männlicher Ernst und Klarheit walten stets zusammen, und wir möchten daher Manzoni's Arbeit klassisch nennen,« drohen also fast, den echten Begriff des Klassischen zu verdunkeln. Ernst und Klarheit sind mancher dramatischen Dichtung vaterländischer Autoren nicht abzusprechen; wir nennen hier beyspielsweise auch den trefflichen Anfang eines Trauerspiels, Robert Guiscard, von Heinrich von Kleist, ein Fragment, das neben echter Klarheit und Männlichkeit auch noch eine bewundernswerthe Plastik und seltner dramatischer Verstand schmücken. Aber jene Eigenschaften erschöpfen nicht das Wesen des Klassischen. Nicht das ist Sophokle's Virtuosität, daß er vermag, die innere Unwahrheit der dramatisch zu nutzenden Verhältnisse, die Unvollkommenheit solcher Bedingnisse, aus welchen die Tragödie hervorgehen soll, falls sie nämlich wirklich mangelhaft sind, dem Sinne des Zuschauers zu entziehen oder zu verbergen. Wie der alten Plastik eine der Wahrheit und Wirklichkeit durchaus gemäße Anschauung des Körperbaues zum Grunde lag, eine Echtheit des Umrisses, die Reiz, Anmuth und andere Mittel nicht bedurfte, um die tadelhafte Darstellung der Grundform zu verbergen; so beruht der höchste Vorzug der alten Tragödie in einer alle Seelenkräfte befriedigenden Wahrheit und innern Nothwendigkeit sämmtlicher dramatischer Voraussetzungen und Darstellungen. Einem öffentlichen Vorgange leiht die griechische Bühne auch wirklich den Charakter unverfälschter Oeffentlichkeit. Sollen Meinungen sie bestreiten, so kämpfen diese wahrhaft gegen einander; eine Leichenklage wird echter Erguß der Trauer u. s. w. Darum geht in klassischer Poesie alles natürlich und nothwendig zugleich, eins aus dem andern hervor. Aber das Gegentheil von dem allen bemerkt man am Eingange des Trauerspiels Carmagnola; dieser Introitus belehrt sogar, daß, wenn ein Vorgang an einer Oertlichkeit zur Anschauung kommt, die nicht ganz passend dafür ist — woran Manzoni so großen Anstoß nimmt, daß er die Befugniß des Ortswechsels erweitern will — dieß weniger unnatürlich ist und sich leichter ertragen läßt, wie wenn innerer Unzusammenhang der Bedingungen, welche den dramatischen Organismus unsichtbar aber wesentlich bestimmen sollen, das Ganze untergräbt. Daß die Hauptmomente, worüber der Zuschauer Belehrung braucht, in einen Monolog zusammengedrängt worden, ist auch bey dem gewählten Gegenstande bedenklich. In der Regel schöpft der Zuschauer die Kenntniß von der Lage der Dinge am

liebsten aus einer thätigen und zweckmäßigen, den Sinnen sich darstellenden Wechselwirkung. Aber Umstände können die Sache verändern und Ausnahmen begründen. Mit der neuen italienischen Tragödie ist dieß nicht der Fall. Einer Zusammendrängung der Thatsachen bedurfte es nicht. Die Handlung ist einfach und kurz, so sehr, daß es dem Dichter schwer ward, fünf Akte damit zu füllen; er mußte Episoden einflechten. Ferner mangelte die Nöthigung, weit aus einander liegende Vorbedingungen möglichst gedrängt zusammen zu stellen, oder eine ungetheilte Ansicht recht individuell unwidersprochen und kontrastlos darzulegen. Gründe, wie diese können zuweilen wohl zum Monolog bestimmen, aber dann sey er auch sehr verständig auf den Zuhörer mitberechnet, um diesem klar zu werden. Das läßt sich nicht erreichen durch einen Vortrag, welcher, wie der unsers Doge, an einen Senat gerichtet ist, gegen den sich manches schon als bekannt voraussetzen ließ, so daß die Rede oft bloße Bezugnahme auf Vorhergegangenes war.

Weil aber der Zuschauer die Eingangsworte eines Drama selten vollständig empfängt, weil von der ersten Scene in der Regel viel verloren geht, wird der Monolog gern als Eingang vermieden, und geübte Dramatiker lieben, zuvor einen Inzidentpunkt über die Bühne zu führen, der geschickt in die eigentliche Handlung hineinlenkt. Indessen bedurfte das Süjet des Grafen Carmagnola selbst dieses Hülfsmittels nicht. Der Dichter konnte, seinen Absichten gemäß, die sogenannte Exposition in eine trefflich wirkende dramatische Handlung verwandeln, ohne in den Hauptbedingungen seiner Komposition eine Veränderung vorzunehmen. Nach der langen Unentschiedenheit des Senats bot der Angriff auf Carmagnola's Leben ein Ereigniß dar, günstig, um den zweifelhaften Stand der Sache entscheidend zu fixiren. Carmagnola's Freunde durften aus neu entstandenen Gründen für ihren Begünstigten auftreten. Es lag nahe, Visconti's Motive für das gewagte Unternehmen zu entwickeln, und dadurch auch dem Zuhörer die Lage der Sache vollkommen klar vorzulegen. Nun pflichtete vielleicht ein Anhänger des Grafen dem Doge bey, etwa in folgenden Worten:

Visconti's That entreißt uns langem Schwanken!
Ein Herrscher hemmt was er besorgt, und Sorge
Weckt der geprüfte Gegner. So der Herzog;
Nicht unser Bund mit Florenz schafft ihm Furcht,
Nein, Carmagnola, als des Bundes Feldherr.
Dieß ist der Grund, aus dem er Dolche kaufte,
Der Unbesonnene, uns Lehren gebend,
Was ihm zu schaden wir beginnen müssen.

Ein gegen Carmagnola gestimmter Senator konnte antworten:

Im Vorgang, der schlichthin sein Ziel verfolgte,
Erspäht dein Scharfsinn mehr als er enthält,
Verflochtnen Plan, fremdart'ger Absicht Antheil.
Visconti ward gekränkt; er will sich rächen.
Des Wildes Bahn schlägt der Verfolger ein
Und seines Gegners Fährte sucht der Mörder.
Weil nun der Greis den Schirm Venedigs wählt,
Fällt hier der Schlag. Dieß folgt ganz aus sich selbst.

Ein anderer gleich gesonnener Rathsherr durfte einfallen:

Und möcht' auch Carmagnola, wenn er uns
Mit Eifer dient, den Herzog hart bedrohn;
So sind wir seiner Treu ja noch nicht sicher.
Er liebt die Gattin, und ihr Blut ist Mailands,
Ist der Visconti Blut. Dies Blut gab ihm
Ein Fräulein, seltner Tugend holden Spiegel.
Wer sichert uns, ob dieß ihn nicht sehr bald
Vom neuen Bund zurück zum alten führt.

Verrückten so die widersprechenden Ansichten den Standpunkt, wich die Möglichkeit der Einigung und nahte der bey öffentlichen Verhandlungen nicht seltene Moment, daß Leidenschaftlichkeit das Sachgemäße entfernt, das Unpassende aber herbey führt, dann war es für den Doge Zeit, mit dem seltsamen Vorschlage aufzutreten, Carmagnola's Rath zu hören, geschähe es auch nur zum Ueberfluß. Das Unnatürliche, wenn die angeregten Gemüther darauf eingingen, erschien gemildert, und dem Grafen war eine Antwort voll imponirender Klugheit gegönnt. Denn sein eigenes Verhältniß unberührt lassend, konnte er sich in den Standpunkt der Florentiner versetzen und darthun, wie dieser Staat, wenn er an Venedig keinen Verbündeten zum Kriege gegen Mayland gewinnen sollte, einem Bündniß mit dem Herzoge dieses Landes zur Bekämpfung Venedigs schwer entgehen möchte. Solche Ansicht war fähig, alle früheren Rücksichten niederzuschlagen, auch entsprach sie der Anschauungsweise, Denkart und Erfahrung eines Condottiere. Was Carmagnola Florenz zumuthete und unterschob, hätte nur seiner eigenen Weise entsprochen, und all das Unbestimmte ließ sich vermeiden, das diese Scene beym Verfasser charakterisirt. Denn hier ergießt sich der Graf in Betheurungen des unwiderstehlichen Dranges, sich für Venedig aufopfern zu wollen, in Versicherungen, wie sein und der Republik Heil einen Weg gingen, und in Bekräftigungen, daß der letzteren Lob und Würdigung sein einziges Ziel sey, nachdem er dem Mailänder abgesagt. Diese rednerischen Versicherungen durften dem Senat keinen Glauben erwecken, dem Zuschauer aber nehmen sie die Möglichkeit von Carmagnola eine feste Vorstellung zu fassen. Besser gewirkt hätte ein Vortrag, der

Schärfe des politischen Blickes verrieth, und dem die Versicherung treuer Ergebenheit in wenigen energischen Worten nachfolgte.

Kam so das Drangvolle der beyderseitigen Situationen, des Senats und Carmagnola's, zur sinnlichen Erscheinung, so konnte diese erhalten bleiben, wenn der Graf nicht abtrat, und wenn ein Scenenwechsel unterblieb, der nur vermittelte, daß aus einem Monolog, aus einer Privatmittheilung, welche der Senator Marco dem Grafen macht, der Leser wiedererzählt hört, was er in früheren Auftritten sich darstellen sah. Wollte der Dichter vielleicht den Eindruck malen, den die nach Wunsch ausgefallene Wahl auf Carmagnola hervorbrachte, seine Ungeduld schildern und sein Familienverhältniß andeuten, so ließ dieß alles sich in anderer Weise leichter und besser bewirken. Was sich auf die wirklichen Verhältnisse bezog, konnte vor Carmagnola's Auftreten abgehandelt werden, und durfte die Stelle der bedeutungslosen Reden füllen, die der Senat auf die Bahn brachte. Hatte Carmagnola hiernächst durch Entfaltung einer gediegenen Ansicht in die getheilten Stimmen eine Art von Einigkeit gebracht, und trat er während der Ueberlegung der Rathsherren seitwärts: so war Zeit und Gelegenheit gewonnen, um einen Blick in sein Inneres thun zu lassen. Auch hätte es wohl gethan, vor Augen zu sehen, in welcher Weise, während des Moments der That, Carmagnola seine Ernennung zum Feldherrn aufnahm, wogegen nun sein Freund das Geschehene vorläufig erzählen, gleichsam aus der Schule plaudern muß.

Die dramatische Kunst waltet also nicht frey, nicht ausgebildet in diesem ersten Akt, noch verräth er einen tüchtigen Kern poetischer Innigkeit. Das Sittliche, eine mächtige Triebfeder, die Herz und Gemüth in Bewegung setzt, fehlt ihm ganz. Es war nur auf Darlegung eines Verhältnisses, und zwar eines rein nach außen gewendeten Verhältnisses abgesehen; um so mehr wurde Aeußerlichkeit der Handlung verlangt. Nicht nur diese konnte der Verfasser durch bloßes Benützen aller schon präparirt daliegenden Erfordernisse und Vorbedingungen erreichen, sondern auch einer der weisesten Regeln des schwerlich genugsam verstandenen Aristoteles genügen, nämlich den Zuschauer von Anbeginn erfüllen mit Furcht und Mitleid für Carmagnola, weil das Doppelartige seiner äußern Lage wie seiner innern Richtung sich vorläufig bereits darstellen ließ, und als Zugabe wäre ein überflüssiger Scenenwechsel erspart worden.

Ueber diesen letzteren, so wie über das Prinzip der Orts- und Zeitstätigkeit hat der Verfasser zwar scharfsinnig gesprochen, aber mehr den Scharfsinn des Sachwalters wie das Ueberlegungs-

vermögen eines weisen Richters verrathen. Es ist ja weniger der Ortswechsel, wie das Zerstückeln der Handlung, was vermieden werden soll. Schöner Gliederung, plastischer Proportion ist auch das Drama fähig, und wenn unter gewissen Umständen es dadurch gewinnen kann, wenn entfernte Zeiten und Gegenden den Blicken vorgeführt werden; so möchte in andern Fällen jene Stätigkeit der Handlung den Vorzug verdienen, welche das Ganze unzertheilt läßt. Kann das Drama den Charakter kontinueller Folge und Entwickelung aus einem Entstehungspunkte auch in der äußern Erscheinung darstellen, das Hülfsmittel der Verknüpfungen ablegend, um so wohlgefälliger geht es alsdann auch hier durch dem äußern Sinn ein. Der Stoff wird angeben, unter welchen Umständen auf solche Gestaltung hingearbeitet werden soll, und dann auch mehrentheils die Andeutungen für das Vorfahren des Dichters enthalten. Zuweilen will ein Sujet allen Beziehungen nach antithetisch wirken. Nicht des Helden Entzweyung mit denjenigen Bedingungen seines harmonischen Daseyns allein, deren Störung die Zerrüttung bildet, welche die Alten Fatum sollen genannt haben, sondern Antithesen, die im weiten Hintergrunde seiner Existenz selbst zerstreut liegen, und im Begegnen mit dieser Kontraste stiften, deren Drangvolles als Macht der Verhältnisse zu bezeichnen wäre, liefern tragische Sujets. Liegen nun diese letztern Antithesen sogar örtlicher Rücksicht nach fern aus einander, kann es dann wohl entsprechen, sie in dramatischer Darstellung zusammen drängen zu wollen?

Hatten also die Gegner gewisser Regeln des Aristoteles auch Recht, so blieb ihr Scharfsinn, indem er jene bekämpfte, doch mehr bey den Nebenmotiven stehen, wie er die Grundursachen ergriff. Den Helden der Vorzeit erwuchs das Unglück aus Verhältnissen des Stammes und Geschlechtes, des Hauses, der Stadt, der Angehörigen, oft des besondern Gottes, dem sie näher standen. Die wirkenden Motive lagen nicht sporadisch in Thrakien, Hesperien, Persien u. s. w. zerstreut, sondern befanden sich, der Regel nach, in örtlicher Nähe. Ein Denker, der über die Tragödie schrieb, als ihre Blüthenzeit vorüber war, durfte also wohl bemerken, vielleicht auch einschärfen, daß ein Drama durch die wohlthuende Einheit einer plastischen Gliederung ungemein gewänne.

Aber jenes menschliche Unglück, dessen Anlässe weithin zerstreute Antithesen bilden, ist auch in unsern Tagen nicht das einzige, nicht einmal das gewöhnlichere. Aus dem Gemüthe des Menschen, aus seinen nächsten Umgebungen geht manches Unheil hervor. Hier hat die Natur schon die wichtigen Momente nahe bey einander hingelegt, und, was diese bereits vorbereitet

hatte, zu vollenden, wird oft der Kunst gelingen. Die Fabel zu Manzonis Trauerspiel näherte sich den Stoffen der letzteren Art so sehr, daß sie gleichsam die Oertlichkeiten angab, auf die sich das Drama beschränken konnte, ohne die tragische Grosartigkeit einzubüßen, und beschränken mußte, wenn es nicht unter den Erfordernissen eines Kunstwerkes stehen bleiben wollte. Nämlich die erste Oertlichkeit sollte ganz der Rathssaal, die zweyte ganz der Kampfplatz bilden. Das konnte füglich auch geschehen, denn das Verhältniß zwischen Carmagnola und Marco ist weniger noch denn Episode, es ist nur Lückenbüßer; unnöthiger Weise folglich unterbricht es den Zusammenhang.

Wenn der Verfasser den zweyten Akt auf das Schlachtfeld nach Maclodio versetzt, so überspringt er zwar einige frühere Waffenthaten Carmagnola's; allein er war zu dieser Anordnung befugt, der entscheidende Moment konnte nicht unmittelbar, genug den Vorgängen im Senat angefügt werden. Wäre doch nur auch dem Zuschauer eine Anschauung des Charakters jener Schlacht, oder vielmehr jenes Treffens geworden!

Ueber die Annahme des angebotenen Gefechts sind die Anführer uneinig, und daraus spinnt der Dichter eine sich der Haupthandlung verflechtende Episode an. Dieß durfte geschehen, wenn der Fabel des Stücks eine Episode angemessen gewesen wäre, weil man im zweyten Akt gern eine Nebenhandlung vorbereitet, die späterhin zur Ausfüllung dieser oder jener Lücke wieder als Zwischenscene benutzt werden kann. Aber der Stoff des vorliegenden Werkes ist so einfach, fast antik, daß er dergleichen Hülfsmittel nicht bedarf. Wenn daher der Dichter funfzehn Seiten mit der Meinungsverschiedenheit der mayländischen Hauptleute anfüllt: so erkennt man bald, daß er nur dem Akt einen Inhalt geben wollte; denn die Entfaltung der Streitfrage forderte eine gedrängte Darstellung, weil es auf Entscheidung einer rein strategischen Frage ankam. Der venetianische Condottiere hatte seinen Gegner in eine verfängliche Position gelockt; rechts und links waren Sümpfe, ein sich krümmender Damm trennte beyde Heere. Daß über die Annahme der Schlacht Streit entstand, daß Pergola, als Carmagnola's entschiedenster Gegner, davon abrieth, sagt die Geschichte; und der Dichter, wenn er über Mehreres hinweg ging, konnte auch dieß unberührt lassen. Nahm er aber die geschichtliche Thatsache in seine Darstellung auf, dann mußte sie mit höchster Klarheit behandelt werden. Kurze Bestimmtheit hätte die seitenlangen rhetorischen Ausmalungen verschiedenartigen Inhalts verdrängen müssen. Der Hauptsache sind drey kurze Auftritte von eben so viel Seiten eingeräumt. Sie tragen ganz den Charakter der Zwischensce-

nen, und ihnen folgt zum Schlusse des Aktes der sechs Seiten lange Chor.

Jene Scenen so wie der Chor bieten der Kritik reichhaltigen Stoff dar. Ob der Feind in die Schlinge gehen werde, darauf mußte Carmagnola gespannt seyn. Aber wir sehen im Moment, wo das mayländische Lager sich in Carmagnola's Zelt umwandelt, diesen mit einem Soldaten diskursiv in das Zelt treten. Er muß den Krieger bereits ausgefragt haben; denn letzterer eröffnet die Scene mit den Worten:

Signor, l' oste nemico è in movimento.
La vanguardia è sul argine, e s' avanza.
Il Conte. I condottieri dove son?
Sold.
Qui tutti
Fuor della tenda i principali: e stanno
Gli ordin vostri aspettando.
Il Conte.
Entrino tosto.

Kriegerisches Gepräge trägt diese Behandlung nicht; weder das Zelt, noch die Meldung durch den Soldaten. Gern sähe man Carmagnola auf dem Schlachtfelde selbst, wenn gleich ihn dorthin zu stellen immer kein leichtes Problem ist. Der Chor scheint nun also das Bild von der Schlacht ersetzen zu sollen, nach welchem der Leser verlangt, ein lyrischer Erguß die Befriedigung gewähren, die jener bedarf. Aber sogleich frägt sich, wie der Chor auf die Bühne komme, aus welchen Personen er bestehe, und welche Darstellung die Scene gebe. Eine Beybehaltung des vom Grafen verlassenen Zeltes dürfte nicht passend seyn, wahrscheinlich also müßte der Vorhang fallen. Aber der lyrische Gesang soll doch einen Bezug zum Vorgefallenen haben, ihm sich anschließen, dem entsprechen, was etwa nunmehr hinter dem Vorhange sich zutragen möchte. Dieß ist ein siegreicher Ueberfall, das Gelingen einer wohl überdachten strategischen Maßregel, welches die Truppen zweyer Miethhelden vollbringen. Dennoch entwerfen die Verse das Gemälde eines langwierigen, blutigen, weit ausgedehnten, Länder verwüstenden Volkskrieges, der Frauen und Töchter, Greise und Kinder, Freunde und Verwandte hinmordet, Hütten und Palläste zertrümmert, alle Verhältnisse umkehrt. Auch ist die Lyrik nicht besonnen genug, und die Aufnahme manches individuellen Zuges aus den besondern italischen Verhältnissen in das allgemeine Gemälde war abzuweisen. Dabey erhebt sich die Frage, wer den Chor vortragen soll. Daß es der Dichter thue, will nicht recht einleuchten; denn der Gesang beginnt im Tone kampflustiger Helden; weiterhin glaubt man auch wieder Greise, oder Priester, oder das weibliche Geschlecht klagen zu hören.

Der dritte Akt enthält Carmagnola's Zerwürfniß mit den Bevollmächtigten des Raths von Venedig, schon mannigfach vorbereitet, und durch das Entlassen der Gefangenen sich vollendend. Carmagnola's Charakter spricht sich nicht bestimmt genug aus; über einen wichtigen Umstand bleibt der Zuschauer im Ungewissen. Der glückliche Sieger äußert sich mit plötzlich hervortretendem, ganz unerwartetem Trotze. Es hat den Anschein, als ob er Glückes trunken den übereilten Schritt wage, auch noch den letzten vierhundert Gefangenen die Freyheit zu schenken. Dann aber auch sieht es wieder aus, als habe eine unwiderstehliche Kraft und Richtung des Edelmuthes ihn überwältigt, als solle der junge Pergola sehen, in welchem Grade er gerecht und doch fähig sey, dem Feinde zu vergeben. Diese Häufung der Motive schwächt die Physiognomie und den Charakter des Grafen, und hier gerade wäre klares Hervorheben des Streitpunktes frey von allen Nebenverhältnissen das Wahre gewesen, nämlich der Konflikt, der aus der Stellung eines Condottiere zur Politik des Rathes hervorgeht. Es war an seinem Orte, wenn die verschiedenartigen Ansichten der einzelnen Rathsglieder abermals erwachten. Jeder von ihnen trat zu dem vorigen Standpunkte seines frühern Antagonismus zurück. Der eine fürchtete in Carmagnola den Verwandten der Visconti, der andere den als Miethhelden stets zweydeutig bleibenden Krieger, letzterer konnte aber dabey doch Stolz und Uebermuth, Edelsinn und Stolz walten lassen und darlegen.

Der Senat will nach der Veruneinigung mit dem Feldherrn diesen nach Venedig locken. Ein Rathsherr, Marco, Carmagnola's Freund, hatte die Versicherungen unverbrüchlichster Treue abgelegt, hält aber sein Gelübde nicht, als jener Umstand in der Versammlung zur Sprache kommt und macht sich darüber lange und bittre Vorwürfe. Der bey weitem größte Theil des vierten Aktes beschäftigt sich mit der Darstellung dieses Verhältnisses. Wir wissen bereits, was über den Grafen verhängt ist, werden aber noch einmal an sein Zelt geführt, theils um aus einem Gespräch mit dem Unterfeldherrn Gonzaga zu erfahren, daß dem Sieger bey Maclodio ein Angriff auf Cremona mißglückt ist, theils um zu sehen, wie das Blatt überbracht wird, welches ihn unter freundlicher Vorspieglung, nämlich durch den Vorwand, über den von Visconti angetragenen Frieden Rath zu pflegen, nach Venedig lockt. Dieser Akt enthält also fast noch weniger, wie der zweyte, und ein Theil seines Inhalts könnte sogar wegbleiben. Schon dieß führt darauf, daß eine Abtheilung des Trauerspieles in drey Aufzüge sich besser empfohlen hätte. Auch die Fabel deutete darauf hin, und

gewisse Fabeln, namentlich solche, die mehr durch Entwicklung, wie durch Verknüpfung und Komposition dargestellt seyn wollen, gewinnen bey der Zerlegung in drey Akte.

Ob dieß mit einer gewissen Zahlenmystik Verbindung habe, sey dahingestellt; genug daß Carmagnola's Schicksale einen Stoff geben, der, seiner schönen Einfachheit wegen eine Gliederung verlangt, die solchen in wenig Hauptmassen abtheilt. Daß der erste Akt im Rath, der zweyte im Felde zur Entwicklung kommen will, ist schon gesagt worden, aber so daß der erste Aufzug sich ohne Scenenwechsel anordnen ließ, und im zweyten konnten die Ortsveränderungen bedeutend beschränkt werden. Es kann dieß also zur Bestätigung der mehrmals wiederholten Behauptung dienen, daß die Dramatiker dem Winke, welcher in ihrem Stoffe selbst liegt, Gehör leihen, und da bemüht seyn sollten, das Mögliche zu leisten, wo die Fabel selbst schon erklärt, sie wolle nicht zerstückt seyn, und wo sie dem Dichter beynahe andeutet, welche Gliederung in Akte und in Scenen ihr zusagt.

Ueber die fünfte Handlung, die nach obigen Fingerzeigen die dritte wäre, nur weniges! Es fragt sich, ob dieser Aufzug besser angelegt ist, wenn Carmagnola's Angehörige früher bereits die Bühne betreten hatten, oder wenn sie nun zum ersten Mal erscheinen. Will der Dichter rühren, oder will er ergreifen? darauf wird es ankommen. Rührung befördert eine vorherige Bekanntschaft mit dem Familienverhältniß; ergreifender wird die Scene durch den unvermittelten, unvorbereiteten Auftritt von Gemalin und Tochter. Die Gründe davon werden im Wesen des Rührenden und des Ergreifenden liegen. In unserem Trauerspiel überwiegt das Ergreifende, und so wäre wohl recht, daß die Angehörigen des Grafen nicht früher schon über die Bühne gegangen wären. Aber es liegt im Wesen, es gehört zu den Gesetzen des Drama, daß auch das Ueberraschende zuvor angekündigt sey. Hierunter ist kein direktes Hinleiten auf den überraschenden Moment verstanden, sondern beym Eintritt jenes Moments muß dem Zuhörer die Erinnerung erwachen, früher bereits etwas der nun überraschend eintretenden Situation Entsprechendes vernommen oder geahnt zu haben.

Durch die Schlußscene stark zu erschüttern, dazu ist des venetianischen Miethhelden Tod ungemein geeignet, und Manzoni's Tragödie, bey der Wirkung, die sie auch jetzt hat, dürfte bey einer richtigeren Behandlung bedeutend mehreres leisten. Denn noch ist die Schlußscene zu reich an Rhetorik und an Wendungen, welche kalt lassen. Sind es die Angehörigen Carmagnola's, worauf der fünfte Akt sich stützt, dann kann die Trennung von jenen dem Dichter sehr fruchtbar werden, wenn er sei-

nem Helden zum ersten Male ein Gefühl davon gibt, was der Besitz und Verlust eines Lebensverhältnisses bedeute, in welchem der Mensch nicht Miethling ist, nämlich das Verhältniß der Blutsverwandtschaft.

Oft geschieht es, daß eine schöne Liebe zwischen Vermählten waltet, beyde jedoch deren wahre und höchste Kraft in ihrer ganzen Fülle nicht gekannt haben, bis ein herbes Unglück, ja wohl gar der Tod sie darüber aufklären muß. Wäre Carmagnola, die Gemahlin mit ehelicher Treue und Zärtlichkeit liebend, noch nie von dem tiefen Gefühle durchdrungen gewesen, in ihr ein Gut zu besitzen, von dem kein Unfall ihn trennen und wegreißen könne, erwachte ihm die Gewißheit davon in dem Moment, wo er sie und die Seinigen verlieren soll, brächte gerade der Verlust erst ihm jene Gewißheit; so griffe der Schluß des Trauerspieles ungemein schön in den Inhalt der früheren Darstellung ein. Der Unglückliche, nun das Bitterste erst kennen lernend, würde ahnen, der Zuschauer fühlen und einsehen, wie alles schmerzliche Unglück nur Wirkung, letzte Folge eines Verhältnisses ist, dessen Natur früher schon nicht die rechte war, sondern irgend einen Mangel in sich trug. Denn jedes echte, dem göttlichen Willen gemäß im göttlichen Wesen begründete Verhältniß, möge es auch noch so lange unfruchtbar erscheinen, breitet zuletzt doch belohnend und erquickend seine wohlthätigen Zweige über den Menschen aus. Carmagnola, zu etwas Besserem bestimmt, als zum Miethhelden, und in diesem Verhältniß untergehend, sähe im Unglück, das ihn ergreift, die Quelle seiner wahrhaften Glückseligkeit geöffnet, nämlich er würde erkennen, wo bisher er nur Miethling war, und wo Miethling zu seyn er aufhören werde.

Sollte ein Schluß dieser Art, dem Geist des alten Trauerspieles zusagend, nicht auch den Wahrheiten unserer Religion entsprechen? Der Dichter hätte nicht nöthig, das Christenthum, wohl gar dem leeren Worte nach, oder als einen geistig unsichtbaren deus ex machina, eingreifen zu lassen. Die Fabel unseres Trauerspieles so behandelt, daß ohne Einführung der Kirche sie doch dem Geiste derselben entspräche, würde bestätigen, daß auch andere Religionen wohl Wahres enthalten können, die Allwahrheit aber, wie der Mensch sie bedarf, allein in dem Christenthum sey.

Würdige Aussichten schlössen dadurch der neuern Tragödie, vielleicht sogar der Bühne überhaupt sich auf. Die Verschiedenheit der Dinge rührt nicht stets vom inneren Geiste, oft auch von den äußeren Bedingungen her. So, wenn äußere Formen das alte und neue Drama unterscheiden, möchte eine Verwandtschaft beyder, die im echten Wesen wahrer Pietät liegt, keineswegs auf-

gehoben seyn. Dieß festgestellt, darf der Wortkram aufhören, der, von dramatischen Einheiten redend, nur zu einer Verkennung der inneren Natur beyder Bühnen führen kann. Die Veredlung unsers Theaters bezweckend, würden wir nicht fragen, ob Grieche oder Franzose, Britte oder Spanier nachzuahmen sey. Ist dem Deutschen die Gabe, sich mit mehreren Nationalitäten, d. h. mit mancherley Spaltungen ewiger Urwahrheit in verschiedenen Volksthümlichkeiten zu befreunden, nicht verliehen, um sich bald in diese, bald in jene Aeußerlichkeit zu vergaffen, sondern soll er durch die Verschiedenheit aller äußeren Medien, welche oft der Sprachverschiedenheit vergleichbar sind, vordringen, und gelangen zur inneren Geisteseinheit; so wird er auch in dem hier angedeuteten Wege erkennen und auffassen können, wie das Menschengeschlecht in allen Formen des Daseyns ein Verlorenes wiedersucht, von dem ein lebendiges, sich ihm annäherndes Abbild herniedergekommen. Es ist nicht unmöglich, nicht einmal sehr fern liegend, daß auch die neuere Bühne sich abermals zum Vorhofe ewiger Mysterien verkläre. Denn Momente, wo das Nichtige sich überbietet, verkünden oft die neu anbrechende Morgenröthe des Unvergänglichen.

Diese letzte, der Beurtheilung eines Drama gegebene Wendung erklärt hoffentlich eine gewiß nur scheinbare Strenge, mit der manches Einzelne zergliedert worden. Gerade weil Manzoni einen früheren Lobredner gefunden, durfte Rigorismus gegen ihn als einen Autor geübt werden, der manchen Mitgenossen überflügelt, welchen unsere Zeit preiset. Wo strenges Urtheil und unbedingtes Lob die Wage halten, kann der Dichter sich unmöglich gekränkt fühlen.

Ein Gegenstand, über welchen frühere Stimmen dissentirten, läßt sich nicht zum Vorwurfe späterer Betrachtung machen, ohne ein Bestreben nach Erschöpfen der Materie walten zu lassen, das leicht erscheinen kann als Sucht, Recht zu behalten. Es heißt in solchem Fall: viel oder nichts! d. h. erschöpfend sprechen oder gar nicht.

Noch ist ein Charakterzug der Tragödie Manzoni's unerörtert geblieben, der nicht allgemein gebilligt, doch löblich seyn dürfte. Wenigstens sagt Göthe: »Ueber eine Verfahrungsart, die Scenen auf diese Weise an einander zu reihen, könnten die Stimmen getheilt seyn; uns gefällt sie als eine eigene Weise gar wohl.« Es ist viel über diese Anordnung zu sagen. Byron liebte sie, namentlich in seinen früheren Werken, und fand Gegner, die aus jener Ursache das Trauerspiel Manfred undramatisch nannten. Es hatte sich, wenn auch nicht gerade in Druckschriften, das Urtheil gebildet, Byron entbehre der Anlage

zum Dramatiker. Ungenannt war schon damals der Unterzeichnete gegen jene Meinung aufgetreten, und will hier etwas, das auf erschöpfendere Entwicklung Anspruch macht, wenigstens kurz andeuten. Dramatische Werke, deren Natur zum Lyrischen sich neigt, vertragen leicht ein bloßes Anreihen der Scenen; denn das Auseinanderfallen im Aeußern und Einzelnen, wenn es dadurch zu besorgen stände, wird durch eine nach innen wirksame Einheit des Geistes und der Stimmung wiederum verhindert. Echte Lyrik weiß so mächtig zu wirken, daß der ununterbrochene Faden eines inneren Geistzusammenhanges vorwaltend bleibt, wenn auch die einzelnen Partieen fragmentarisch an einander gestellt werden. Anders ist es mit Dramen, die, auf Rhetorik und Pathos beruhend, gleichzeitig einen Konflikt äußerer Kräfte politischer Natur entwickeln. Sorgsames und kunstvolles Verknüpfen der Scenen ist diesen Bedürfniß, wenn es nicht möglich seyn sollte, den Charakter einer leicht fortgehenden Entwicklung vorwalten zu lassen, worin eins aus dem andern folgt.

Manzoni glücklich zu übersetzen, hatte Göthe für schwierig erklärt; aber die vorliegende Verdeutschung des Herrn Arnold leistet dennoch zu wenig. Das Vorwort enthält einige gute Bemerkungen über die mancherley Weisen, ein Drama zu genießen, und ein Dichterwerk in andere Sprache zu übertragen. Manche Leser, so heißt es, wollen im Drama überhaupt nur Buntes vorgehen sehen; sie suchen ein Leeres für die eigene Leerheit. Andere stehen auf der Stufe einer unbewußten und unentwickelten Vernunft, ingleichen der mehr oder minder geläuterten Gefühle. Manche endlich wollen das Denken auch auf Gegenstände der Kunst anwenden; ihnen ist die Einheit des Ganzen und der Gedanke das wesentlichste, so, daß das Einzelne den vollen Werth nur in Bezug auf die Gesammtheit erhält. Die Uebersetzungen theilt die Vorrede ein in worttreue, sinntreue und freye, die Charakteristik einer jeden ist durchdacht und angemessen.

Aber Herrn Arnolds Uebertragung steht seinem Raisonnement sehr nach. Der Bau der Perioden und der Jamben erschwert das Lesen und das Sprechen. Oft liegen leichte und glückliche Abänderungen ganz nahe, und manche hätten sogar das Original verbessern können, das oft geringe Sorgfalt verräth; wie z. B. in der aus der vierten Scene des zweyten Aktes schon mitgetheilten Stelle, wo der Soldat des Grafen Frage nach den Hauptleuten, mit den Worten beantwortet:

Alle sind die Ersten
Vor deinem Zelte, sie erwarten deine
Befehle dort.

Das Wort principali hat irre geleitet, und leicht ließ sich sagen:

Vorm Zelt steht draußen
Der Obersten gesammte Zahl; sie warten
Nur deiner Ordre, Herr.

Ein Urtheil über die Verdeutschung des Chorgesanges fände viel zu sagen und zu erinnern. Ein Zeugniß harter und undramatischer Versifikation gibt folgende Stelle, in der ohnehin das l' hai detto nicht getroffen ist:

Du sagst einem Krieger,
Der mehrmals schon gekämpfet und gesiegt
Eh einen Banner du gesehen noch,
Zum ersten Mal heut dieß.

Oder wenn Marino spricht:

Nicht ist ein Feldher jener wie ihn fordert
Die Ehr' und Würde dieses Staats. Nicht werde
Gefragt, warum den Herzog er verlassen u. s. w.

Wilhelm von Schütz.

Art. VII. 1. *M. Tullii Ciceronis* de Republica, quae supersunt, edente *Angelo Majo*, Vaticanae Bibliothecae Praefecto. *Romae*, MDCCCXXII.

2. Staatswissenschaftliche Betrachtungen über Cicero's wiedergefundenes Werk vom Staate. Von D. Karl Salomo Zachariä, großherzogl. badischem geheimen Hofrath und Professor ꝛc. — Heidelberg, in A. Oßwaldts Universitäts-Buchhandlung, 1823.

3. La république de *Cicéron*, d'après le texte inédit, récemment découvert et commenté par *Mai.* Avec une traduction françoise, un discours préliminaire et des dissertations historiques, par *M. Villemain*, de l'académie françoise. *Paris*, 1823.

4. Ueber die Nachricht von den Komitien in der Republik des Cicero, von Niebuhr. Bonn, 1823.

5. *M. Tullii Ciceronis* de Republica, quae in Codice Vaticano supersunt etc. recensuit et compluribus in locis emendavit *Ferd. Steinackerus.* Accedit epistola *Godofredi Hermanni. Lipsiae*, *Hartknoch*, 1823.

6. Der Staat von M. Tullius Cicero, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Friedrich von Kobbe, herzogl. Oldenburgischem Kammersekretär. Göttingen, bey Vandenhoeck und Ruprecht, 1824.

7. Die Republik des Cicero u. s. f. mit einer historischen Abhandlung von Herrn Villemain, Mitgliede der französischen Akademie. In das Deutsche übertragen von J. M. Pierer. Erster Theil. Fulda, 1824.

Die großen Namen der griechischen und römischen Schriftsteller haben durch den Gehalt und die vollendete Form ihrer

Werke ein so überwiegendes Ansehen bey der literarischen Welt behauptet, daß selbst die Bruchstücke derselben oft mehr gelten, als manche vollendete Arbeiten neuerer, auch gefeyerter Männer. Seit die Hoffnung immer mehr verschwand, ganze Manuskripte aufzufinden, und namentlich die Rollen zu Pompeji und Herkulanum zwey Jahrhunderte hindurch kaum etwas gegeben haben, was die unendliche Mühe des Aufrollens lohnte; seit einer der berühmtesten Chemiker alle Mittel vergebens versucht hat, diese Rollen lesbar zu machen, die, mit Buchstaben besäet, das Aussehen eines Zusammenhanges geben, berührt man sie aber, sofort zerstieben, oder einen unauflösbaren Knoten bilden — die den Leichnamen, vom Blitze getroffen, gleichen, welche aussehen als lebten sie, sobald man sie aber anrührt, in Staub zerfallen — seitdem hat bekanntlich der gelehrte Mai ein änderes Mittel entdeckt, in wiederbeschriebenen oder verwischten Rollen (in codicibus rescriptis aut palimpsestis) bisher unbekannte Stellen der Alten aufzufinden, welche seine Mühe schon reichlich gelohnt haben.

Das bedeutendste aus den von ihm aufgefundenen Bruchstücken ist wohl umstreitig das oben genannte Werk. Eine seit achtzehn Jahrhunderten verstummt gebliebene Stimme aus jener alten Hauptstadt der Welt; eine Stimme von Cicero, von welchem einer der größten Sterblichen, Cäsar sagte: sein Lorber sey um so herrlicher, als der militärische, als es mehr sagen wolle, die Gränzen des menschlichen Geistes, als die eines vergänglichen Reiches erweitert zu haben — eine Stimme über Fragen, welche denen so ähnlich sind, oder so ähnlich scheinen, welche auch unsere Zeit so mächtig angeregt, so gewaltsam getheilt, so heftig erschüttert haben, mußte die Aufmerksamkeit vieler Zeitgenossen in vorzüglichem Maße auf sich ziehen. — Daß man vorzugsweise in Deutschland sich damit befassen würde, diese Bruchstücke zu erörtern und zu benützen, ließ sich erwarten *).

Cicero schrieb seine sechs Bücher von der Republik im Jahre 700 nach Erbauung Roms in seinem 54sten Jahre. Er hatte bey Abfassung dieses Werks eben den Zweck, wie Polybius bey seiner Geschichte, nämlich zu zeigen, durch welche Staatskunst, durch welche Kräfte und welche Sitten das römische Volk die Herrschaft der Welt errungen habe; denn da Cicero in den Zeiten des Verfalls der Republik lebte, so strebte er auf alle Weise dahin, der Strenge der alten Sitten wieder das ge-

*) Man zählt bis jetzt schon an zehn in Deutschland erschienene Ausgaben oder Bearbeitungen dieser neu aufgefundenen Fragemente.

bührende Ansehen zu verschaffen, und so den alternden Staat wieder mit junger Kraft zu beleben. Er sagt selbst: »Welch ein größeres oder besseres Geschenk können wir dem Staate bringen, als wenn wir die Jugend unterrichten und belehren? besonders in Tagen und bey Gewohnheiten, durch welche sie so ausgeartet ist, daß man sie nur durch allgemeine Anstrengung retten und im Zaume halten kann?«

Cicero verlegt den Zeitpunkt seiner Gespräche über die Republik in die glänzendste Periode des römischen Namens, in die Zeiten des jüngern Scipio, des ersten Mannes seines Jahrhunderts. Diese Tage Scipio's waren auch die herrlichsten Roms, in Sitten einfach, weit hinstrahlend in Siegen. Karthago war gefallen; es waren der mazedonische Perseus, der illyrische Gentius, das achäische Korinth nicht mehr; Rom triumphirte über Numantia, über den Andriskus, den Aristonikus und viele andere; es war von griechischen Gelehrten angefüllt, die Redner erhoben sich; in voller Frische blühte die Poesie des Ennius, Plautus, Cäcilius, Terentius, Pakuvius, Akzius und Azilius. So sehr war Rom auf dem Gipfel des Glücks, daß eben der große Afrikanus als Censor die Gebetsformel zu ändern vorschlug, nämlich die Götter zu bitten, daß sie nicht das Glück der Römer mehrten, sondern es erhielten.

Da nun Cicero diese glorreiche Epoche zu seinen Gesprächen wählte, so führte er auch die vortrefflichsten Männer derselben redend ein: Nämlich Scipio, Lälius, Philus, Manilius, Mummius, Tubero, Rutilius, Scävola, Fannius.

P. Cornel. Scipio Aemilianus, der jüngere, Afrikaner, zugleich Numantiner genannt, war Sohn des Paul Aemil, der den Perseus überwunden hatte. Zu Lehrern hatte Scipio den Polybius, Panätius, Metrodorus. Im J. R. 608 zerstörte er Karthago, und 621 Numantia; Konsul war er zwey Mal.

Lälius, des Scipio Freund, hatte den Zunamen des Weisen; Valerius nennt beyde das berühmte Paar edler Freundschaft. Auch Thaten erfüllten sein Leben, denn er besiegte den Viriathus und bey Karthagos Eroberung war er Legat des Scipio.

Philus, als Redner berühmt, war Konsul im Jahr 618. Mummius genoß die Ehre, Scipio's Freund zu seyn. Tubero, Enkel Paul Aemil's, war Anhänger der Stoa, er übertrieb den Schein, überall als Stoiker zu gelten.

Rutilius wird als Jüngling diesen Gesprächen beywoh-

nend gedacht, später ging er nach Smyrna in Verbannung. Vellejus nennt ihn einen der besten Männer aller Zeiten.

Scävola erwarb sich als Rechtsgelehrter die größte Auszeichnung.

Fannius, des Lälius Eidam, aber strenger oder härter als dieser im Leben und in Lehrbegriffen.

Den Eingang zum Gespräch bildet der Gedanke, daß jeder Mann aus allen Kräften sich bestreben müsse fürs Beste des Staates zu arbeiten. Da die ersten Worte fehlen, so hieß es etwa so: »Ohne in Staatsdiensten gewesen zu seyn, würde M. Camillus Italien nicht von den Galliern, M. Curius, C. Fabricius, Coruncanius nicht vom Ueberfalle des Pyrrhus; noch G. Duellius, Aulus Atilius, L. Metellus vom Schrecken von Karthago befreyt haben; noch hätten die beyden Scipionen das entstehende Feuer des zweyten punischen Krieges mit ihrem Blute gelöschet, noch würde, da es mit größerer Macht entbrannte, Quintus Maximus dasselbe beschränkt, M. Marcellus es fast erstickt, oder P. Afrikanus von den Thoren dieser Stadt hinweg in die Mauern Karthago's geschleudert haben.«

»Dem M. Cato, einem unbekannten, nur durch eigene Größe sich erhebenden Manne, von dessen Beyspiel wir alle, die wir uns auf die nämlichen Gegenstände verlegen, zum Fleiße und zur Tugend geführt werden, war es gewiß gestattet, sich in Tusculum, diesem gesunden und nahen Orte, in Muße zu ergetzen. Aber dieser Mann wollte lieber, da ihn keine Noth dazu zwang, bis in sein hohes Alter von Wogen und Stürmen herumgetrieben werden, als in dieser Ruhe und Muße auf das angenehmste leben.«

»Ich übergehe unzählige Männer, von denen jeder diesem Staat Nutzen brachte; ich will jener, welche nicht weit von unserer Zeit entfernt sind, nicht erwähnen, damit sich niemand beklage, als sey er oder einer der Seinen übergangen. Nur das sey meine Behauptung: der menschlichen Natur ist die Tugend als nothwendig eingeboren, und ihr ein solcher Antrieb, das Gemeinwesen zu vertheidigen, beygegeben, daß ihre Kraft alle Reize des Vergnügens und der Muße überwindet.«

»Es ist aber nicht hinreichend, die Tugend wie irgend eine Kenntniß zu besitzen, ohne sie ins Werk zu setzen. Denn eine Kunstfertigkeit, auch wenn sie nicht ausgeübt wird, kann dennoch als Wissenschaft bewahrt werden; die Tugend beruht aber nur auf ihrem eigenen Gebrauch; der größte Gebrauch davon ist die Regierung eines Staates und die Vollbringung der Dinge nicht in Worten, sondern in der That, die jene in den Winkeln

der Schule ertönen lassen; denn die Philosophen sagen nichts, was gut und recht ist, das nicht die schon gesagt und festgesetzt hatten, die den Staaten Gesetze gaben. Woher die Frömmigkeit? von wem die Verehrung der Götter? woher das Völker- oder selbst das Civil-Recht, wie es genannt wird? woher Gerechtigkeit, Treue, Billigkeit? woher Scham, Enthaltsamkeit, Scheu vor Schande, Ruhm und Ehrliebe? woher die Ausdauer in Mühen und Gefahren? Nur von jenen Männern, die den Grund dazu durch ihre Lehren gegeben, durch Sitten bestätigt und durch Gesetze geheiligt haben. Xenokrates, einer der ausgezeichnetsten Philosophen, soll auf die Frage, welchen Gewinn seine Schüler aus seinem Unterrichte zögen, geantwortet haben, »daß sie das freywillig thun, wozu sie die Gesetze zwingen«; daher jener Bürger, der alle durch den Befehl und durch die Strafe der Gesetze zwingt, das zu thun, wozu die Weisen nur Wenige durch Ueberredung bewegen, auch selbst jenen Lehrenden vorzuziehen ist. Welche noch so vortreffliche Rede von diesen kann einem wohl eingerichteten Staate, dem öffentlichen Rechte oder den Sitten vorgezogen werden? So wie ich dafür halte, daß große und, mit Ennius zu reden, weitherrschende Städte Dörfern oder Burgen vorzuziehen sind, so glaube ich auch, daß die, welche diesen Städten mit ihrem Rath und mit ihrem Ansehen vorstehen, selbst an Weisheit weit denen vorzuziehen seyen, die an gar keinem öffentlichen Geschäfte Theil nehmen. Und da wir die mächtige Begierde in uns fühlen, das Erbtheil des Menschengeschlechts zu mehren, und den Zustand der Menschen durch unser Nachdenken und durch unsere Anstrengungen sicherer und wohlhabender zu machen, eine Begierde, zu der uns selbst die Natur aus allen Kräften reizt, so halten wir uns denn auf jener Bahn, welche immer die der vortrefflichsten Bürger war, die nicht auf jene, zum Rückzuge mahnende Zeichen achten, welche selbst solche zurück rufen, die schon weit voran geeilt waren.«

»Diesen so gewissen und so einleuchtenden Beweisen entgegnen diejenigen, die Anderes behaupten, wie vielen Arbeiten jene sich unterwerfen müssen, die der Vertheidigung des Staats sich hingeben; wahrlich ein geringes Hinderniß für einen wachsamen und thätigen Mann, ein Hinderniß, das nicht nur in so wichtigen Dingen, sondern selbst in unbedeutenden Arbeiten, Pflichten und Geschäften zu verachten ist. Man führt noch die Gefahren des Lebens an, und tapferen Männern wird schändliche Todesfurcht entgegengesetzt: diese aber halten es vielmehr für beklagenswerth, durch die Natur und durchs Alter aufgezehrt zu werden, als eine Gelegenheit zu haben, dieses Leben, von dem sie doch die Natur abrufen würde, für das Vaterland hinzugeben.

Dann aber halten sich unsere Gegner für unwiderstehlich und sehr beredt, wenn sie die Unglücksfälle der berühmtesten Männer, und die Unbilden, die ihnen ihre undankbaren Mitbürger zufügten, aufzählen. Sie führen aus der griechischen Geschichte die Beyspiele an, wie Miltiades, der Sieger und Bezwinger der Perser, als die Wunden noch bluteten, die er bey einem glänzenden Siege auf der offnen Brust empfangen hatte, ein Leben das vor den Geschossen der Feinde geschützt geblieben, in den Gefängnissen seiner Mitbürger aushauchte; wie Themistokles, aus seinem Vaterlande, das er befreyt hatte, verbannt und geächtet, nicht in die Häfen der von ihm geretteten Griechen, sondern in die Buchten der Barbaren, die er heimgesucht hatte, geflohen sey. Es fehlt nicht an Beyspielen der Unbeständigkeit und Grausamkeit, deren die Athenienser gegen ihre erlauchtesten Bürger sich schuldig machten; die bey ihnen erzeugt und oft wiederholt, auch sogar in diesem unsern ehrwürdigen Staate nicht selten, wie sie erwähnen, sich ereignet haben. Bald wird die Verbannung des Camillus angeführt, bald die Eifersucht gegen Ahala, oder der Volkshaß gegen Nasika, die Vertreibung des Länas, die Verurtheilung des Optimius, die Flucht des Metellus, das furchtbare Unglück des Marius, der Mord der Heerführer, das Verderben so Vieler, das bald darauf erfolgte. Ja auch mein Name wird dabey erwähnt, und ich glaube, weil ihnen das Gefühl beywohnt, daß sie meinem Rathe und meiner Gefahr ihr Leben und ihre Ruhe verdanken, so nehmen sie sich das Unglück, das mir zustieß, mehr und dankbarer zu Herzen« u. s. f.

»Als ich das Konsulat beschloß, und in der Versammlung des römischen Volkes den Eid ablegte, das Vaterland sey gerettet, und das Volk jenen Schwur wiederholte, da fühlte ich vollen Ersatz für alle Ungerechtigkeiten und zugefügte Beschwerde. Obwohl auch mein Unglück mir mehr zur Ehre als zur Last gereichte, da mehr Ruhm als Beschwerde darin war, und ich empfand eine größere Freude bey dem Verlangen der Guten nach mir, als Schmerz bey dem Jubel der Schlechten. Aber, wäre mein Loos anders gefallen, als ich sagte, könnte ich klagen? denn es wäre mir nichts Unerwartetes geschehen, nichts Härteres, als ich bey solchem Erfolge meiner Thaten wohl vermuthen konnte. Mir war es gegönnt, von der Muße noch angenehmere Früchte zu genießen als Andere, wegen des mannigfachen Reizes der Studien, denen ich seit meiner Jugend oblag; bey öffentlichem Unglücke konnte ich gleiches Schicksal mit allen übrigen theilen, ohne mehr als Andere darunter zu leiden; nicht aber besann ich mich einen Augenblick, mich den fürchterlichsten Stürmen und

wie aus ihren Ufern gerissenen Strömen entgegen zu werfen, um die Bürger zu retten, und durch eigene Gefahr den Frieden der Uebrigen zu gründen. Denn nicht darum hat uns das Vaterland gezeugt und erzogen, daß es von uns keine Dienste empfangen sollte, oder um als eine Dienerin unserer Bequemlichkeit sichere Zuflucht, und unserer Muße behaglichen und ungestörten Genuß zu gewähren, sondern daß es aus unserm besten Erkennen und aus unsern Gemüths- und Geistesgaben selbst für sich den größten Gewinn ziehe, und uns nur so viel zu unserem Privatgebrauche überlasse, als es für sich überflüssig findet.«

»Die anderen Ausflüchte, die sie noch zur Entschuldigung nehmen, um desto leichter in Unthätigkeit zu leben, sind in keiner Weise zu berücksichtigen. Sie geben vor, daß größtentheils Männer in Staatsdienste treten, die zu nichts Gutem taugen, mit denen die Gleichstellung schmählich sey, und mit ihnen zu thun zu haben, besonders bey geschehender Aufregung des Volks, beklagenswerth und gefährlich. Deßhalb gezieme es sich nicht für einen Weisen, die Zügel zu ergreifen, da er die wüthenden und ungezähmten Bewegungen des Pöbels nicht nieder zu halten im Stande sey; noch für einen edelmüthigen Mann, mit schlechten und verworfenen Gegnern zu streiten und Schmähungen zu erleiden, oder sich auf solche Beleidigungen gefaßt zu machen, wie sie ein Weiser nicht ertragen solle; als ob die, welche rechtschaffen, standhaft und mit Geist begabt sind, nicht eben darin die schönste Rechtfertigung in Staatsdienste zu gehen fänden, damit sie nicht genöthiget seyen, schlechteren Männern zu gehorchen, oder zusehen zu müssen, wie diese den Staat zu Grunde richten, während sie selbst, wenn sie zu helfen begehrten, es nicht könnten.«

»Wer würde aber die Ausnahme zugeben, wenn sie noch sagen, der Weise solle nur allein dann ein Staatsgeschäft auf sich nehmen, wenn Zeit und Umstände ihn dazu nöthigen; als wenn für irgend Jemanden eine größere Nothwendigkeit Statt finden könnte, als bey mir; und was hätte ich in dieser ausführen können, wenn ich nicht damals Konsul gewesen wäre? hätte ich aber Konsul werden können, wenn ich nicht von Jugend auf eine Bahn verfolgt hätte, auf welcher ich, vom Ritterstande geboren, zu der höchsten Würde gelangen konnte? Niemand kann daher plötzlich, oder wann er will, dem Staate helfen, und wäre dieser auch von den schwersten Gefahren bedrängt, sobald er nicht auf dem Platze sich befindet, auf welchem er solches zu thun vermag. Dieß scheint mir das Sonderbarste in den Reden der Gelehrten, wenn sie sagen, sie könnten auf ruhiger See das Steuer nicht führen, weil sie es nie gelernt hätten, und es sich nie angelegen seyn ließen, dann aber selbes zu ergreifen gedächten, wenn

die Fluth von den stärksten Stürmen erregt sey. Denn sie sagen öffentlich und scheinen sich sogar etwas darauf einzubilden, daß sie von der Art und Weise, Staaten einzurichten oder zu erhalten, nie etwas gelernt haben, noch lehren, und glauben, die Wissenschaft dieser Dinge sey nicht den Gelehrten oder Weisen, sondern denen zu überlassen, die sich damit ausschließend beschäftigen. Daher, wer sollte es glauben, versprechen sie ihre Hülfe dem Staate nur dann, wenn die Noth sie zwingt; da sie, was doch viel leichter wäre, ihn nicht zu leiten verstehen, da gar keine Gefahr droht. Zugegeben aber, wenn es denn wahr wäre, der Weise mischte sich mit Willen nicht in Staatsgeschäfte, er übernähme sie nur dann, wenn ihn die Umstände zwingen, so würde ich doch dafür halten, ein Weiser solle die Staatswissenschaft ganz und gar nicht außer Acht lassen, schon deßhalb, um sich mit allen Mitteln bekannt zu machen, von denen er nicht wissen kann, in wie fern er einmal genöthigt seyn werde, sie zu gebrauchen.«

»Es gibt nichts, worin die menschliche Tugend so sehr zur Erhabenheit der Götter emporsteigt, als in der Einrichtung neuer Staaten, oder in der Erhaltung der bestehenden.«

* * *

Der hier behandelte Gegenstand ist derselbe, welchen Cicero auch an andern Stellen, auf eine besonders belehrende und glänzende Weise aber zu Anfang des dritten Buchs vom Redner behandelt hat, in welchem er nachweiset, wie sich in Athen, und Griechenland überhaupt, die vorzüglichste unter den Schulen der Philosophen von Theilnahme an den Geschäften des Forums gänzlich zurück gezogen habe, und zwar aus dem nämlichen Grunde, aus welchem jene Theilnahme grade am nothwendigsten gewesen wäre, wegen der überwiegenden Herrschaft schlechter Bürger. Indem Cicero das Bild des wahren Staatsmanns entwirft (der Begriff des Redners war von diesem in den alten Republiken unzertrennlich) — verlangt er beyde Stücke von ihm, die Weisheit der Schule und die ächteste Kenntniß des Lebens, weil die Kunst einer die blinde Menge lenkenden Beredsamkeit, ohne diese beyden wesentlichen Eigenschaften, vielmehr dem blanken Messer zu vergleichen sey, in die Hand des Rasenden gegeben. Um des Heils der Republiken willen verlangt er, daß ihre besten und nach der Erkenntniß des Besten strebenden Bürger alle Kräfte anwenden sollen, um durch eine würdige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten das Gemeinwohl zu vertheidigen und zu mehren; — und von diesen Weisen selbst verlangt er, daß sie das Leben und die wirklichen Angelegenheiten und Aufgaben desselben nicht bloß in allgemeinen Begriffen, sondern auch aus lebendiger Erkenntniß und Erfahrung zu beurtheilen sollen gelernt haben.

Wir sehen uns demnach hier auf das Gebiet der streitigen Fragen über Idee und Praxis versetzt, für welche der Ausspruch und das Zeugniß Cicero's von bleibendem Gewichte ist — ungeachtet der unendlichen Verschiedenheit zwischen dem Zustande und den Bedürfnissen der Bürgervereine im heidnischen Alterthum, und jenen der neueren christlich-europäischen Reiche. Der römische Redner hatte eine vertraute Kenntniß des Besten, was die griechische Weltweisheit darbot, mit dem strengeren, großartig praktischen Sinne der weltbeherrschenden Stadt vereint, und war durch Verbindung von Schule und Leben, Idee und Staatserfahrung gleichsam ein glänzendes Vorbild den folgenden Jahrhunderten, um zu zeigen, was das Alterthum in dieser wichtigen Beziehung wollte und erreichte.

Folgende Verschiedenheiten zwischen der alten und neuen Welt sind hier vor allem in Betrachtung zu ziehen. Zuerst daß ein wesentlicher Theil der Zwecke, welchen die Alten durch Ineinandergreifen der Philosophie und der Staatsführung erreicht zu sehen wünschten, in viel mächtigerer Weise durch die christliche Weltreligion, da, wo die Staaten sich mit derselben in wohlverstandener Art in Harmonie setzen, erreicht wird. Dann überhaupt, daß die Idee des Vaterlandes und Staates den Alten etwas weit Unbedingteres und Heiligeres als uns vorstellte, die Idee der Kirche gewisser Maßen mit vertrat, die der Familie aber so zu sagen in sich verschlang — während in der neueren Welt die Sphäre des Staates enger gedacht werden muß, auf welche der von Cicero erwähnte Satz des Xenokrates Anwendung findet, »daß die Staatsgesetze Alle das zu thun zwingen, wozu die Weisen nur Wenige durch Ueberredung bewegen.« — Endlich auch, daß die historische Monarchie für den Schirm der Rechte Aller stärkere Garantien darbietet, als der Buchstab der Gesetze in den republikanischen Stadtverfassungen der Alten es vermochte, in welchen häufig solche Krisen sich bildeten, welche den weisern Bürgern die Pflicht aufzulegen schienen, mit ernster und aufopfernder Widmung hinzuzutreten, um das gefährdete Vaterland gegen die Wuth sophistischer und tyrannischer Demagogen zu vertheidigen.

Aber dessenungeachtet besteht auch heut zu Tage, wenn gleich angewendet auf eine ganz andere Lage der Welt und der Staaten, dasselbe Bedürfniß eines richtigen Verhältnisses zwischen Theorie und Praxis; — und die Vernachläßigung der folgereichen Fragen, welche die Bestimmung dieses Verhältnisses für öffentliche Angelegenheiten zum Gegenstande haben, — ist eine der reichlichsten Quellen öffentlichen Unheils und zahlreicher Unordnungen, auch für die neuen und neuesten Zeiten.

Die Wichtigkeit dieser anziehenden Untersuchung, wenn gleich eine erschöpfende Erörterung hier keineswegs ihre Stelle finden kann, wird einer vom eigentlichen Gegenstande der vorliegenden Anzeige unabhängigen Digression vielleicht eine geneigte Aufnahme sichern; in welcher wir, durch einige fragmentarische Bemerkungen mehr auf die besagte Untersuchung hinzuweisen, als sie wirklich durchzuführen unternehmen.

1) Es ist in der heutigen, besonders auch vaterländischen Literatur, so weit dieselbe öffentliche Angelegenheiten zum Gegenstande hat, ein wesentlicher Mangel, daß jene, welche durch ihre Stellung die meisten und wichtigsten praktischen Erfahrungen machen, nur selten etwas schreiben, was dienen könnte, über die in den Dingen selbst liegenden Bedingungen der Ausführbarkeit und Zweckmäßigkeit wohlgemeinter Entwürfe, oder die beste Anwendung an sich richtiger Grundsätze das Urtheil besonnener Leser aufzuklären. Es war ein mit Unrecht überhörtes Wort des Geschichtschreibers Schmidt an den berühmten Justus Möser: »möchten doch mehrere Männer in Deutschland, die selbst Einfluß in die Regierung besonderer Länder haben, nur hie und da etwas zu Papier bringen; wie ungleich größeren Vortheil würde man daraus ziehen können, als aus den Schriften so vieler Universitäts-Statistiker, die sich so sehr anhäufen!« Es ist die Rede von einer solchen höheren, und mit sittlicher Würde verbundenen Lebensweisheit, als für den geistreichen Egoismus und die zum Prinzip erhobene Eitelkeit, Machiavelli, Retz und Chesterfield, jeder in seiner Weise, mit der naivesten Virtuosität geschrieben haben.

2) Der schon oben genannte vorzügliche Mann, welcher eine ihm eigne Schärfe und Stärke der Gedanken mit seltenem praktischen Geist und Blick verband, und dessen Schriften bis herab in manche unbedeutend scheinende Fragmente der Jugend des Vaterlandes nützlicher noch, als Cicero's Werke seyn können — Justus Möser — schrieb bekanntlich einige sehr lesenswerthe »Betrachtungen über Theorie und Praxis« aus Anlaß eines Aufsatzes von Kant »über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig seyn, taugt aber nicht in der Praxis.« Diese Betrachtungen sind auch wegen der beyspielsweise darin vorkommenden Anwendung auf die Frage von monarchischer und republikanischer Regierungsform und auf die durch Aufhebung des Leibeigenthums und der Institute der Feudalität in den Staaten Europa's entstandenen Lücken besonders lesenswerth. — Möser sagt in denselben: »Es mag leicht seyn, daß mancher Empiriker auf den Theoretiker mit Verachtung herabsieht; indeß hat es mir doch immer so geschienen, als wenn diese Verachtung nicht sowohl die

wahren Theorien, als vielmehr den Theoretiker treffen solle, der kaum seinen eignen Horizont übersieht, und nun schon eine Weltkarte entwerfen will. Die Theorie selbst kann wohl ihren Werth nie verlieren; und wo es so scheint, da ist gewöhnlich der Fall (wie Herr Kant sehr richtig bemerkt), daß ihrer nicht genug vorhanden ist. Aber eben diesen Vorwurf möchte ich den Theoretikern machen, die in ihren Prinzipien zu hoch steigen, da sie doch aus einem Prinzip der reinen Vernunft nichts als reine Resultate ziehen können. Ihre idealischen Fanale stehn so hoch, daß kein Steuermann solche entdecken und sich darnach richten kann; und ich befürchte, daß die jungen Leute, die mit geschärftem Blick darnach auszusehen angewiesen werden, bey dem geringsten Wölkchen ihr Schiff auf Klippen führen werden.«

Und an einer andern Stelle: »Bisher haben Grotius und andere große Philosophen zuerst Erfahrungen gesammelt, und nach denselben ihre Theorie erweitert. Die neuen Theoretiker hingegen ziehen sich immer mehr von gegebenen Fällen zurück, und die Folge davon ist, daß jene in der wirklichen Welt brauchbarer sind, als diese, welche über Recht und Unrecht, ohne Einmischung irgend einer That lehren. Ein jeder praktischer Staatsmann kennt, wie der Theoretiker, gewisse große Grundsätze; allein wie und wo er davon in einem gegebenen Falle die Anwendung machen müsse, darüber glaubt er von dem Theoretiker, welcher von reinen Vernunft-Prinzipien ausgeht, nichts lernen zu können, weil dieser kein Gott ist, in dessen Verstand alle wirklichen Individuen gegenwärtig waren, ehe sie einmal erschaffen worden, und er folglich seine allgemeine Theorie auf individuelle Fälle mit menschlichem Vermögen nicht ausdehnen kann.«

Könnte man nicht diese Worte als Vorhersagung dessen betrachten, was wir aus so schicksalreicher Erlebung kennen lernten, der Zerstörung und des vielfachen Unheils nämlich, welches jene Anmaßung der Theoretiker, oder doch ihrer unverständigen Schüler bewirken muß (eine Anmaßung, welche so großen Antheil wenigstens an Ausbruch und Ausbildung der neueren blutigen und unblutigen Revolutionen hat) — reine Abstraktionen, ohne eigentliche Lebenskunst im Großen und ohne wahre Kenntniß der menschlichen Natur und der Dinge, wie sie sind, mit blinder Unbedingtheit auf die größten Verhältnisse anzuwenden?

3) Einen andern Nachtheil können theoretische Einsichten mit sich führen, wenn sie von der Art sind, daß z. B. ein bestimmter Stand, welchem sie mitgetheilt werden, dieselben nicht auf seinen Beruf mit Nutzen anwenden kann, und sie dennoch ihn hiezu entweder verleiten, oder seine Kraft unnützer Weise theilen und lähmen. Hierüber sagt derselbe staatsweise Mann:

Diejenigen, welche wie ein General Ziethen oder ein Kapitän Cook (vorzugsweise) durch lauter Erfahrungen und Handlungen unterrichtet werden, greifen geschickter an, und wirken mächtiger, als andere, die durch schriftlichen und mündlichen Unterricht gezogen sind, und der Landmann, wenn er nur auf der rechten Stelle steht, kann alles, was er in seiner Sphäre gebraucht, auf jene Art lernen. Die Aufklärung durch Handanlegen, oder in der Werkstätte der Natur, wird daher noch selbst einer Realschule mit Recht vorgezogen. Keiner trägt ein Unglück standhafter, als ein Landmann, keiner stirbt ruhiger, als er u. s. w., und warum? weil seine Tugend nicht auf Sylben, sondern auf Totaleindrücken der Schöpfung, die er so wenig in deutliche Begriffe auflösen, als mit Worten bezeichnen kann, beruht. Bey der Anatomie der Totaleindrücke gehet vieles von dem Eindrucke des Ganzen verloren, und der Mann, der von dem Anblicke der wohlthätigen Schöpfung überwältiget, auf sein Antlitz niederfällt und verstummt, drückt mehr Dank aus, als ein anderer, der sein Glück dem Urheber der Natur in unvollkommenen, endlichen Zahlen herrechnen kann. Die Wissenschaft des letzteren ist Luxus der Seele; und dieser kann ihn mit der Zeit von dem Ackerbau abziehen, da nichts so sehr schmeichelt, als die Vielwisserey.«

Hält in unserer Zeit mit dem Bestreben, einiges echte und auch viel falsches Gold der menschlichen Wissenschaft, ausgeprägt in den Scheidemünzen der Tagesblätter, in die größtmögliche Cirkulation zu setzen, auch wohl eine weise Fürsorge gleichen Schritt, damit die heilsamen Totaleindrücke einer Erziehung an der rechten Stelle und in der Werkstätte der Natur nicht unnöthiger Weise zersplittert, und die Stärke wahrhaft wohlthätiger Erkenntniß nicht gelähmt werde?

4) Ein großes Uebel besteht darin, daß es so sehr häufig nur eine einzige besondere Richtung des menschlichen Totalerkennens, eine getrennt und einseitig entwickelte Geisteskraft ist, in deren Verfolgung man zu Resultaten gelangt, welche man sodann sehr voreilig in praktische Gesetze verwandeln will.

Alle Theorien, welche nur aus scharfer Anwendung einer einzelnen Kraft oder Eigenschaft zusammengesetzter und organisch-lebendiger Wesen geschöpft wurden, sollten nicht allein für sich selbst die Feuerprobe echter Kritik bestehen, ehe sie allgemein als richtig und unumstößlich anerkannt würden, sondern auch wenn ihre Richtigkeit unbezweifelt wäre, sollten sie dennoch nicht eher in praktische Grundsätze verwandelt werden, als bis andere Denker mit gleichem Genie und Glück, und gleich großem spekulativen Scharfsinn auch das Verhältniß untersucht

hätten, in welchem der Gegenstand zu andern Kräften und Bedürfnissen der menschlichen Natur steht, oder wie er sich dem Erkenntnißvermögen darstellt, wenn dieses in einer andern Richtung thätig ist, und von andern Bedingungen ausgeht. So würde das unbefangene Urtheil in den Stand gesetzt werden, bey der Anwendung auf zusammengesetzte Wesen, abgezogenen Theorien auch nur in ihrer Verbindung und gehörigen Zusammensetzung praktische Gültigkeit beyzulegen. — Es möchte daher wohl der Idee einer weisen Staatsführung entsprechen, daß zwar jede an sich wahre Theorie und jeder große Theoretiker höchlich geehrt, gegen ein zu frühzeitiges Verwandeln der ersteren in einen praktischen Grundsatz aber so lange mit aller nöthigen Energie Vorkehrung getroffen werde, bis die eben so schweren als unerläßlichen Bedingungen erfüllt sind, unter welchen solches zum wahren Wohl der Menschheit geschehen kann.

5) Auch ist ein Nachtheil, der nicht übersehen werden kann, daß so häufig halb verstandene und nur bis auf den halben Weg erschöpfte Theorien angewendet werden. Hierher gehört eine Bemerkung des staatswirthschaftlichen Schriftstellers Lowe, welche dadurch auffallend ist, daß sie den erwähnten Vorwurf auch vielen englischen Staatsmännern macht, von denen man sonst annimmt, deß sie mehr und in größerer Anzahl als in den meisten andern Ländern, eine große praktische Schule mit ernstem Studium verbinden. In wie fern diese Bemerkung für England richtig und begründet ist, vermögen wir nicht zu beurtheilen. »Eine Ursache ist vorhanden, sagt jener Verfasser, der wir keinen geringen Theil der Schuld unserer politischen Unfälle in unserem Zeitalter zuschreiben müssen. Das ist die Erziehung des größten Theiles unserer Volksvertreter, die ihrer Bestimmung zu Staatsgeschäften schlecht angemessen ist. Einer großen Mannigfaltigkeit von Dingen eine vorübergehende Aufmerksamkeit schenken, heißt die Dinge nur oberflächlich auffassen, und führt nie zu einer gründlichen Kenntniß derselben. Soll man eine hinreichende Ueberzeugung von etwas erlangen, und seine Meinungen auf gründliche Einsicht der Natur der Sachen bauen, so muß man sich auf wenige Gegenstände beschränken, diesen wenigen, ausgesuchten Gegenständen eine lange mühsame Untersuchung widmen, und sie mit fortgesetztem Nachdenken bis in ihr Innerstes verfolgen. Der Mangel dieser Genauigkeit und Gründlichkeit in den literarischen Arbeiten, und gewissermaßen auch in den Gewerbsprodukten ist es, der da macht, daß die vielversprechenden Talente unserer südlichen Nachbarn jenseits des Kanals uns oft in den erregten Erwartungen täuschen, und daß der äußere Glanz, den sie ihren Werken geben, seltner auch eine entsprechende

innere Güte und Gründlichkeit in sich schließt. Dagegen zeichnen sich in Deutschland so viele Männer, die sonst weniger glänzen, gerade durch jene Genauigkeit und Sorgfalt in ihren Werken aus, und verschaffen ihnen dadurch, daß sie sich nur auf ein Fach legen, aber dieses recht vollkommen lernen, Solidität und Gründlichkeit. Schauen wir uns unter uns selbst um, und suchen unter uns solche Leute, die sich in den Wissenschaften, in dem Handelsfache, in den Künsten auszeichnen, so werden wir immer finden, daß dieses solche Personen sind, die sich ausschließlich einem Fache gewidmet haben. Diese Beschränkung auf wenige Objekte macht die Basis solcher Charaktere aus. Dadurch lernen sie ihr Fach ganz und durch und durch verstehen, und unterscheiden sich dann von jener leichtgläubigen Menge, die sich von Allem und Jedem leicht überreden läßt, sobald man sie nur mit glänzenden Worten zu überschütten, ihren Neigungen zu schmeicheln oder Scheingründe angenehm vorzutragen versteht, &c.«

6) Jenem Fehler einer zu großen Ausbreitung und eben darum Oberflächlichkeit des Erkennens, steht der nicht weniger schädliche entgegen, wenn ein Fach einseitig und isolirt, mit gänzlicher Verkennung des Zusammenhangs mit andern Fächern und Wissenschaften behandelt wird. Es führt dieß auf eine Untersuchung, die eben so wesentlich, als fein und schwieriger Natur zu seyn scheint, nämlich zu erörtern, innerhalb welcher Gränzen und welchen Maßes der menschliche Geist sich zu halten habe, wenn er seine einsame Bahn geht, mit ungetheilter Kraft und intensiver Stärke seinen Gegenstand erfaßt — um nicht eben diesen Gegenstand seiner natürlichen Stellung gegen andere zu entrücken, und die allgemeine Harmonie der Erkenntnisse zu stören. Das einzelne Streben und Forschen soll in dem richtigen Verhältniß zum Totalzwecke der Menschheit und des Individuums stehen. Die Störung desselben geschieht auf verschiedene Weise, durch Unbedingtheit oder durch Einförmigkeit, durch Uebertreibung oder durch Manier. Es ist nicht die Einsamkeit der einzelnen Wissenschaft an sich, nicht die stark vorwiegende Betreibung des einen Faches selbst und an sich, welches den Nachtheil bringt; — sondern die falsche und verfehlte Richtung des Studiums ist es, indem das Verhältniß desselben zu andern Zweigen des Erkennens weder mit Deutlichkeit erkannt, noch mit glücklicher Ahnung gefühlt wird. — Es sollte aber jeder bey irgend einem partiellen Anbau — und die einzelne Wissenschaft ist ja nichts anderes als ein solcher — sich es in bescheidner und demüthiger Widmung gegenwärtig erhalten, daß sein Werk eben nur ein Bruchstück ist, welches nur dann seine Bestimmung erfüllt, wenn es mit andern, eben so wichtigen oder noch viel wichtigeren Thei-

len des Ganzen im richtigen Ebenmaß steht. Er wird zwar den besondern Bau mit solchem Eifer und Sorgfalt fördern müssen, als machte derselbe das Ganze allein aus, weil ja wirklich dieses Ganze nicht vollführt werden kann, ohne den einzelnen Bau; — allein er wird mit eben so großer Vorsicht darauf bedacht seyn, daß die Stelle für denselben richtig gewählt und bemessen, daß der Bau nicht über seine passende Höhe hinauf getrieben, und daß derselbe nicht, aus bequemer Gleichförmigkeit der Behandlung, von irgend einer Seite vernachläßiget werde, und am wenigsten von solchen, wo derselbe mit andern in Verbindung stehen soll. — Eine weitere Verfolgung dieses Gegenstandes kann nicht hierher gehören; es würden fürwahr nicht kleine Nachtheile zn erörtern seyn, welche in neueren Zeiten aus zu großer Getrenntheit, Vereinzelung und prätendirter Unabhängigkeit der verschiednen Zweige des menschlichen Erkennens und Thuns hervorgegangen sind.

7) Aber noch anziehender und beziehungsreicher dürfte die Untersuchung werden, wenn nicht bloß das Verhältniß der abstrakten Theorie zu praktischen Grundsätzen, nicht bloß das Verhältniß der einzelnen Wissenschaft zu allen übrigen, — sondern überhaupt das Verhältniß der Erkenntniß (auch vorausgesetzt, daß alle innern Bedingungen derselben erfüllt wären) zum gesellschaftlichen und Privatleben zur Sprache gebracht würde.

In unserer Literatur, in der Schreibe- und Kunstwelt fehlt es oft nicht so sehr am rechten Leben, oder doch nicht an Hinweisung darauf, wie dieses Leben erforscht und aus den Meistern aufgefaßt werden sollte, — als bey der Anwendung des Erkennens in wirklicher Berührung mit Menschen in der Sprach- und Umgangswelt, die eigentliche Belebung der Wahrheit vielfach versäumt, ja oft ganz und gar vermißt wird.

Viele von denen, welche sich mit den Wissenschaften befassen, streben allerdings nach echter Wahrheit, sammeln viele richtige Kenntnisse, und ordnen sie mehr oder minder glücklich. Aber ihre Wissenschaft und Gelehrsamkeit bleibt zu abgeschlossen und unempfänglich für natürlich-schöne und belehrende Beziehungen des Lebens. Die Wissenschaft ist in ihnen gleichsam ein todter Schatz, an den man sich jedoch oft mit Nutzen wenden, und sich Raths erholen kann, wenigstens wie bey einer Encyklopädie oder einem guten Kompendium; — aber sie verbindet sich nicht innig mit individuellem und persönlichem Leben, sie entbehrt jenes Zusatzes von That, jener Veredlung und Beseelung, wodurch sie selbst belebte Wahrheit, höheres Leben wird.

Aehnlich denen, welche Gaum und Nerven an geistige, starke Getränke verwöhnen, stumpft sich oft in ihnen mehr und mehr der

Sinn für feinere, vielleicht glanzlose und klein scheinende, aber dennoch wichtige Aufgaben und Verhältnisse des Lebens ab, welche ihr Interesse nicht erwecken, während sie sich in ihrer schon einseitig, und vielleicht in einer oder der andern Richtung zerstörend gewordenen Beschäftigung nach immer stärkeren Reizmitteln umsehen.

Diese Vernachläßigung des Lebens, in allzu einseitigem Ringen nach allgemeiner Erkenntniß, zeigt ihre nachtheilige Wirkung keineswegs etwa bloß in Eigenheiten und Schwächen, welche von Lebemännern und Praktikern mehrentheils sehr unberufen getadelt werden; auch nicht bloß in geringerer Fähigkeit und Brauchbarkeit für diese und jene praktische Aufgabe, mit der sich der wissenschaftliche Mann weniger vertraut gemacht hatte: — endlich auch gar nicht allein in einer einsamen Stellung gegen die größere Welt, gegen das, was die Meisten thun, welche vielerley Vortheile oder auch Nachtheile haben kann; — sondern die wichtigeren Verluste dürften folgende seyn:

a. Daß die bedeutende Quelle der Belehrung hinwegfällt, welche aus jenem Verkehr von Geben und Nehmen hervorgeht, in welchem einerseits der höher und universeller gebildete Mann dem minder Begabten, der aber in irgend einem bestimmten Geschäfte ganz zu Hause ist, oder sonst Anlage und Streben für nützliche Dinge hat, Kräftigung dessen gibt, was er selbst schon für wahr erkannte, oder wirksamere Bestimmtheit dem vorher nur undeutlich Gefühlten; — und dafür von diesem, indem derselbe von seiner eigenen Sache und Lebensangelegenheit gut spricht, oft noch mehr zurückerhält, an vielfachen Aufschlussen und an praktischem Gehalt allgemeiner Vorstellungen.

b. Ohne jene Sorgfalt und jenes Studium fürs Leben (wir meinen hier überall, wie sich von selbst versteht, nicht den Verkehr der Eitelkeit, sondern jenen des Wohlwollens und der natürlichen Bestimmung) und für die praktische Behandlung desselben wird der, sey es auch noch so gut Belehrte nicht jenen Gewinn einer wahrhaft nützlichen Einwirkung auf Andere haben, welcher nur dadurch möglich wird, daß die individuellen Bedürfnisse des Andern durchschaut, und von dem eignen Wissen die ganz besondere zweckmäßige Anwendung gemacht wird, um dessen Zweifel aufzulösen, dessen Ansichten zu berichtigen, die in ihm nur gleichsam schlummernde und verborgene, oder durch lebhaftere Eindrücke übertäubte Erkenntniß zu Klarheit und Stärke zu wecken, und ihn eben dadurch in die Fassung zu setzen, die Wahrheit, welche der Lehrende ihm entgegenbringt, in ihrer vollen Reinheit aufzufassen. Ein Polyhistor ist von dem Sokratischen Weisen bekanntlich oft durch eine große Kluft getrennt. — Auch die gründlichste

Abhandlung über einen Gegenstand ist ganz so, wie sie da vorliegt, nur für zweyerley Individuen passend, nämlich für jene, welche das innere Bedürfniß haben, wie der Autor, die Sache ganz durchzudenken, und für jene, welche wenigstens dazu angeregt werden, demselben in seinem Ideengange zu folgen. Andere brauchen nur Einiges daraus, ein Mehr oder Weniger, als Ergänzung oder Erweckung, und für diese weit größere Zahl ist der Gelehrte im Leben unnütz, wenn er von seinem Wissen gar keine andere Anwendung zu machen weiß, als nur die, erschöpfende Traktate zu schreiben.

c. Es fällt ein großer Theil der Belehrung aus dem Widerspruch Anderer, und aus der Verschiedenheit der Meinungen und Vorstellungsarten hinweg, wodurch neben der vollständigeren Erkenntniß der Sache selbst, auch die beste Weise erlernt wird, das, was man aus Gründen wünscht und will, ungeachtet des Widerspruchs Anderer durchzuführen. Durch Uebung und Erfahrung nur schärft sich das Talent, mit Beseitigung unnöthigen Meinungsstreites die Fragen auf ihren einfachsten Ausdruck, auf ihre praktisch unentbehrlichste Stellung zurückzuführen, und sodann die Zustimmung der unbefangenen Zuhörer durch eine glückliche und dabey die Freyheit der Meinung in Anderen schonende und ehrende Sachführung zu gewinnen.

d. Man lernt von Menschen im persönlichen Umgange oft mehr als aus Büchern, eben wegen der individuellen Beziehungen, auch weil öfters die Verständigsten wenig schreiben; oder weil in Büchern manches todt und unverstanden bleibt, was durch die kleinen Hülfen, welche aus dem persönlichen Verhältniß und der Bemühung des Andern in Bezug auf den Hörenden, aus der gegenseitigen Beziehung von Lehre und Einwurf, Gabe und Empfänglichkeit ausfließt — Licht und Leben wird!

e. Das Wichtigste ist wohl, daß der Geist auf dem Wege der bloßen Erudition nicht zu dem gelangt, was für alle Mittheilung und Wirkung auf Andere die Hauptsache ausmacht, nämlich zu der edlen Kunst, das Summum von Ideen in der kürzesten Zeit, oder die größte, geistige Wirkung mit den einfachsten Mitteln hervorzurufen. Dieses setzt Leichtigkeit und Grazie, Klarheit und Ordnung schon voraus, unbeschadet der mühsamsten Forschungen, welche zu den Vorbedingungen und einzelnen Bestandtheilen erfordert wurden. Alle Schwierigkeit sollte verschwinden und gleichsam vom Hauche des Lebens verschlungen seyn. Die einzelnen Forschungen und Ideenreihen selbst successiv mitgetheilt, aber zu keinem lebendigen Ganzen verbunden, würden nur zerrissene auseinanderfallende Bruchstücke bilden, und des besten Werthes, des geistigen Lebens entbehren.

Es ist hier nicht der Ort, diese Kunst einer lebenvollen Mittheilung und die herrlichen Früchte eines richtigen Einklangs zwischen Leben und Wissenschaft vollständig zu schildern.

8) Es bedarf nicht erst einer ausdrücklichen Erinnerung, daß die bisher betrachteten Nachtheile, welche eine zu abgezogene und unvermittelte, eine noch unerprobte und anmaßende, eine zu vereinzelte und einseitige, eine unnütze oder lähmende, eine vielsüchtige und oberflächliche, oder eine vom Leben zu sehr abgewendete Wissenschaft in ihrem Gefolge haben kann, nichts dem Werthe und Ruhme der wahren Wissenschaft selbst benehmen. Diese hat, wie die echte Kunst, ihre eigne Größe und Adel; sie ist eine der mächtigsten, wirksamsten und edelsten Kräfte in der natürlichen Ordnung der Dinge; sie ist nicht nach ihren unmittelbaren Früchten und Wirkungen allein zu beurtheilen, sondern sie setzt die größten Geister aller Jahrhunderte mit einander in Verbindung, und die Sphäre ihrer Wirksamkeit ist der Zusammenhang der Zeiten und Völker. Aber auch zugleich für näher liegende, untergeordnete praktische Zwecke ist es oft von dem wesentlichsten Nutzen, ja von unerläßlicher Nothwendigkeit, daß dem Takt, dem Blick, der Geübtheit des Empirikers eine gründliche Wissenschaft zu Hülfe komme. Das ist dann jene praktische Wissenschaft, wodurch die Natur der jedesmaligen Aufgabe deutlicher verstanden, die Eigenschaften des Gegenstandes, wovon es sich handelt, vollständiger erkannt, der Zweck, welcher erreicht werden soll, und die besten dazu führenden Mittel schärfer beurtheilt werden. Unentbehrlich ist die Wissenschaft da, wo das eine oder das andere der hier genannten Stücke ohne dieselbe gar nicht vorhanden seyn kann, wie z. B. für alle jene Aufgaben der Fall ist, welche ohne Kenntniß der Geschichte des betreffenden Gegenstandes nicht gelöst werden können, oder wenn die Eigenschaften desselben so vielfach in einander greifen, daß eine Sicherheit des Handelns ohne wissenschaftliche Sonderung nicht möglich ist, oder endlich, wenn die zu brauchenden Mittel besondere Studien voraussetzen. Denn wenn, ohne die praktische Tüchtigkeit zu vermindern, scharfe theoretische Einsicht derselben zur Seite steht, so wird diese den Erfolg nur erhöhen, und ihn auch in den Fällen sichern können, wo die dunklere Einsicht des bloßen Praktikers nicht ausreicht. Die Verbindung des rechten Wissens mit der rechten That war allemal das, wornach die größten Männer in alten und neuen Zeiten getrachtet haben, und wenn, bey der Beschränktheit und Mannigfaltigkeit der menschlichen Gaben, sich nicht beydes in gleichem Maße bey demselben Manne vorfindet, so scheint der größte Erfolg nur durch eine Verbindung mehre-

rer gesichert werden zu können, wodurch das Mangelnde gegenseitig ersetzt wird.

9) Es ist noch übrig, an das sittliche Prinzip, als die erste Grundlage und wichtigste Bedingung praktischer Nützlichkeit zu erinnern. Die höchste Praxis bleibt allemal die Tugend, wie es zunächst durch die nothwendigen Wirkungen ihres Gegentheils, der verschiedenen Laster, einleuchtend wird. — Der geschickteste Feldherr z. B. ist seinem Vaterlande von keinem Nutzen, wenn er auf Verrath sinnt, oder wenn er im Augenblicke der That ungemessener Sinnenlust nachhängt; — der klügste Staatsmann vereitelt die Frucht seiner Anstrengungen, wenn er das Recht beugt; — erfolgreiches Zusammenwirken wird nicht Statt finden, wo Eifersucht und Neid herrschen; — Uebermuth und Korruption wird Manche an Stellen bringen, welchen sie nicht gewachsen sind, und stolzer Eigensinn wird den Rath der Weisen verachten und vereiteln; — Selbstsucht wird gleichgültig sich erweisen bey allgemeiner Noth, und Zorn und Haß wird jegliches Gemeinwesen zerrütten und zerstören.

Es ist nicht minder einleuchtend, daß überall den so genannten natürlichen Tugenden ihr eigner Segen beywohnt, und daß sie Gedeihen über die Handlungen derer bringen, welche sie ausüben; denn die Mäßigkeit erhält die Kräfte, die Klugheit lenket und wendet sie an, die Tapferkeit besiegt Hinderniß, und die Gerechtigkeit gibt Einklang und Ordnung.

Und mit der Theorie der Tugend, der wahren praktischen Philosophie, verhält es sich fast eben so, als mit der Wissenschaft und Praxis in anderen Dingen. Vom höchsten Werthe ist dem Menschen jede wahre, wenn gleich nur unvollkommene, natürliche und traditionelle Lehre von Gott, von des Menschen Bestimmung und Würde, von dem Zusammenhange der Tugenden und von den menschlichen Pflichten, — wenn es gleich wahr bleibt, daß die Lehre der Tugend noch keineswegs tugendhaft macht. Bey den Alten war es ganz vorzüglich der Inbegriff von jenen hauptsächlichen Grundlehren, welche das Ganze des Menschen zum Gegenstande haben, — nicht aber einzelne Abstraktionen — was sie mit dem Namen der Philosophie bezeichneten, von der sie wollten, daß dieselbe mit ihrer erleuchtenden Kraft auch das Staatsleben durchdringen, und zur Erziehung des Staatsmanns den Grund legen sollte.

10) Die Erwähnung der Tugend als höchster Praxis erinnert an das Verhältniß der christlichen zur natürlichen Tugend. Es ist vielleicht nirgends mit einfacherer Klarheit dargestellt, als es Franz v. Sales im Theotimus X. 8. gethan hat. Uns genügt, daran zu erinnern, daß die natürlichen Tugenden in der

christlichen erst ihre wahre Sicherstellung und Vollendung finden, und daß, wenn überhaupt der gewisse Segen der Tugend anerkannt werden muß, die christliche Tugend als die allererste und wichtigste Quelle wahrer und daurender Wohlfahrt auch für die Staaten und für die menschliche Gesellschaft überhaupt zu betrachten sey.

Die Religionslehre ist aber jener höchsten und reinsten Tugendübung noch in einem ganz besonderen Sinn unentbehrlich, indem sie sich zu derselben nicht etwa bloß als herrschender Gedanke, als theoretische Einsicht zu einer praktischen Verrichtung verhält, welche allenfalls auch durch ein dunkles Totalgefühl glücklich ersetzt werden könnte. Die christliche Tugend entspringt und zieht Nahrung aus der Lehre, als dem Worte Gottes; schon darum, weil sie in Glauben und Liebe vorzüglich besteht, Liebe aber überhaupt nicht ohne zureichende Kenntniß von den Eigenschaften und Thaten dessen, der geliebt werden soll, die zur Liebe entflammen, vorhanden seyn kann. — Die wahre Religionslehre, das Werk der christlichen Kirche, ist daher diejenige Wissenschaft und Doktrin, welche auch die wahre Staatsweisheit als die Basis aller Kraft und alles Gedeihens ehren wird.

11) Schließlich möchte zur Vergleichung mit einigen der hier angedeuteten Gesichtspunkte nicht unschicklich seyn, hier noch der Darstellung des Herrn Professors *Zachariä* zu erwähnen (in dem unter 3. im Titel genannten Werke) — welche dahin geht, zu zeigen, daß es ganz eigentlich *die Naturwissenschaften* seyen, wodurch der Stand der Gelehrten in unserem Jahrhundert seine Stellung am besten ausfüllen werde. »In den Staaten des heutigen Europa (p. 63 u. fg.) gibt es einen eigenen Gelehrtenstand, eine Anzahl Männer, welche sich der Bearbeitung und dem Vortrage der Wissenschaften ausschließlich widmen. Je mehr die gesammte europäische Kultur, je mehr das Uebergewicht der europäischen Staaten über die andern Staaten des Erdbodens auf den Fortschritten, welche wir in den Wissenschaften gemacht haben, beruht, desto mehr hängt unsere Gegenwart und unsere Zukunft theils von der inneren Kraft, theils von der politischen Stellung jenes Standes ab«. (Von denen *allein*, möchten wir hiebey bemerken, welche sich der Bearbeitung und dem Vortrage der Wissenschaften *ausschließlich* widmen, kann die richtige Verbindung von Wissenschaft und Leben unmöglich gegeben werden. Weder die Ausbildung der Wissenschaft selbst, noch weniger aber das richtige Wechselverhältniß zwischen ihr und dem Leben können erreicht werden, ohne mächtige Einwirkung und Hülfe von Seite des Lebens selbst. Wahr ist indessen unstreitig, daß sehr viel davon abhängt, sowohl für Gegenwart, als Zu-

kunft, daß der eigentliche Gelehrtenstand seine wahre Stellung verstehe, daß er an dieser seiner Stelle das Rechte leiste, und daß sodann auch diese Leistungen die gebührende Anerkennung finden. »In dem Mittelalter,« fährt der Verfasser fort, »hatte dieser Stand die Kirche zur Stütze; die Theologie mit ihren Hülfswissenschaften war die Hauptwissenschaft; der Gelehrtenstand war mit der Kirche und durch die Kirche selbstständig, geehrt, bedeutsam. Die Lage dieses Standes blieb auch in den Zeiten der Reformation und bis ins siebenzehnte Jahrhundert in der Hauptsache dieselbe; nur daß er jetzt der Spaltung in der Kirche das Gewicht verdankte, welches er früher unter dem Schutze der in sich selbst einigen und durch sich selbst mächtigen Kirche gehabt hatte. Doch die Zeiten änderten sich. Die Wissenschaft der urkundlichen Rechte wurde die politisch bedeutendere Wissenschaft; die Rechtskundigen hielten das politische Ansehen des Standes, wenn auch nicht mit der Macht ihrer Vorgänger, dennoch, da der Rechtszustand der europäischen Staaten die Geschichte und die Rechte vieler Jahrhunderte zur Grundlage hatte, glänzend genug aufrecht Aber unsicher ist die Macht, die nicht auf sich selbst ruht. In der Gelehrtenrepublik selbst entbrannte ein Parteykampf; das Unglück kam von den Philosophen; lange eingesponnen oder eingezwängt (!?) wollten diese den Glauben, die Kirche, das Recht, den Staat, alles nach den ewigen Gesetzen der Vernunft (oder was sie dafür hielten) meistern und umgestalten. . . . . Aber nicht der Stand der Gelehrten gewann bey dieser Neuerung. Die Weisheit der Schule war zu einem Gemeingute des Volks geworden. Die Rechte, einfacher und verständlicher, bedurften weit weniger als ehemals einer künstlichen Auslegung, oder einer geschichtlichen Begründung. Das Christenthum, nun weniger unter der Herrschaft des Kirchenthums, hatte sich seinem ursprünglichen Geiste, dem Charakter einer Volksreligion, mehr und mehr genähert. Wer kann, wer soll nun in dieser so bedenklichen Zeit*) das alte Ansehen und den alten Einfluß des Gelehrtenstandes stützen oder wieder herstellen? Nur die, welche die Naturwissenschaften bearbeiten, scheinen der Ausgabe gewachsen zu seyn. Das Gebiet dieser Wissenschaften ist ohne Gränzen und ewig dasselbe; der Naturforscher kann in seinem Reiche nicht durch der Menschen Witz und Willkür beengt werden; sein Beruf, dem Interesse eines jeden Zeitalters entsprechend, ist

*) Seltsam! der Verfasser nennt die Zeit bedenklich, in welcher, wie er eine Zeile vorher sagt, sich das Christenthum seinem ursprünglichen Geiste mehr und mehr genähert haben soll!

dennoch vorzugsweise dem Geiste unsers Zeitalters befreundet. Denn das ist die Richtung dieses Zeitalters, den gesellschaftlichen Zustand auf die ewigen Gesetze der sittlichen Natur des Menschen zurückzuführen. Noch manches andere ließ sich für die politische Wichtigkeit der Naturwissenschaften sagen. Jedoch ist erinnert worden, daß man, je weniger man hat, desto mehr gibt.«

Wir bedauern, nicht errathen zu können, was der Verfasser hier aus der Besorgniß verschwiegen zu haben scheint, er möge weniger über den Gegenstand zu besitzen das Ansehen tragen, wenn er mehr davon verriethe und mittheilte. Einverstanden übrigens, daß das Studium der Naturwissenschaften eines derjenigen ist, welches dem besondern, vom Staatsleben unabhängigen Gelehrtenstande vorzugsweise obliegt, und eine eben so friedliche als freye Beschäftigung darbietet — so erscheint es uns dennoch unmöglich, daß auf diesem Wege abgesonderter und independenter Naturbetrachtung eine richtige Einsicht in die sittliche Natur des Menschen, oder überhaupt eine Wahrheit höherer Ordnung und wesentlicher Wichtigkeit gewonnen werden könne. Diejenigen, welche allein das richtige Verhältniß zwischen Wissenschaft und Leben herstellen, und allein auch die Resultate der Naturerforschung selbst für sittliche und geistige Wahrheiten benutzen können, sind doch wahrhaft und zu allen Zeiten die wahren Theologen, die rechten Philosophen, die wirklichen Staatsweisen, die umfassenden Geister überhaupt, welche Gelehrsamkeit mit höherer Lebenskenntniß und zugleich mit Glauben verbinden. Eine entgegengesetzte Ansicht würde sich ja folgerecht — was gewiß von der Meinung des Verfassers fern liegt, — endlich in jene unselige Richtung der Naturanbetung und eines neuen, mit christlichem Namen sich schmückenden Heidenthums verlieren, welches, nachdem es das Christenthum seines übernatürlichen Charakters beraubt, und eben darum aufgelöst und entweiht hat, auch die Natur als der Beziehung auf ihren allmächtigen und heiligen Urheber entkleidet, nur in todter und profaner Wissenschaft auffaßt. Ihre beste Schilderung findet sie vielleicht in der bekannten Strophe des Dichters:

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit;
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit;
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem Todtenschlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die *entgötterte* Natur!

Nach dieser langen Abschweifung, wozu uns das ganz vorzügliche Interesse des Gegenstandes verleitete, kehren wir zu dem Werke Cicero's zurück.

Nach der obigen Einleitung geht Cicero mit vieler Kunst, die aber sehr natürlich scheint, näher zu seinem Hauptgegenstande. Er sagt, da er den Vortheil gehabt habe, selbst einiges in Staatssachen zu leisten, und immer die Gewohnheit liebe, alles, was zu thun und zu arbeiten sey, auf Grundsätze zurückzuführen, so habe seine Stimme vielleicht einiges Gewicht; er wolle jedoch nicht selbst reden, sondern die bedeutendsten Männer ihres Jahrhunderts und der römischen Republik reden lassen, so wie es ihm Rutilius zu Smyrna in seiner Jugend erzählte, deren Gespräch alle bedeutenderen Punkte der Staatsverwaltung berührt habe. Der Gang des Gesprächs ist folgender.

Der jüngere Scipio Afrikanus beschließt, die lateinischen Ferien in seinen Gärten zuzubringen, und dort seine Freunde zu versammeln. Zuerst und zeitlich früh kommt Tubero, der bald das Gespräch mit Scipio auf die Astronomie zu leiten sucht. Ferner kommen Furius und Rutilius, darauf wird des Lälius, Mummius, Fannius, Scävolas Ankunft gemeldet. Scipio steht auf, um dem Lälius entgegen zu gehen und bietet ihm dann den Ehrenplatz in der Mitte an; »denn es war bey ihnen eingeführtes Recht, daß Lälius den Afrikanus im Felde wegen seines außerordentlichen Kriegsruhmes wie einen Gott verehrte; zu Hause aber Scipio den Lälius, der auch der ältere war, wie seinen Vater behandelte.« Später tritt Manilius herein, Philus wünscht das Gespräch über Astronomie fortgesetzt. Es wird Einiges über die vom Archimedes verfertigten Globen des Weltsystems und die Mondesfinsternisse gesprochen, was den niedrigen Stand der Kenntnisse der Alten in der Astronomie zu zeigen scheint. Scipio beschließet dieses erste Gespräch auf eine wahrhaft erhabene Weise. »Was soll der in den menschlichen Dingen für vortrefflich halten, der die Reiche der Unsterblichen durchforscht? was für dauernd, der dem Ewigen nachstrebt? oder für ruhmvoll, der einsieht, wie klein die Erde sey, sowohl die ganze, als auch der Theil, der von Menschen bewohnt ist; und wir, die wir auf einem so kleinen Theile derselben leben, den meisten Völkern unbekannt, hoffen dennoch daß unser Name weit verbreitet werde und allenthalben berühmt sey?«

»Gibt es eine Herrschaft, gibt es Würden, oder ein Königthum, welches vorzüglicher wäre, als wenn der menschliche Geist alles Menschliche geringschätzend und für niedriger achtend als Weisheit, allein von ewigen und göttlichen Dingen bewegt wird? —

überzeugt, daß zwar der Name der Menschen allen gemein ist, aber nur die es wahrhaft sind, welche die der Menschheit eigenthümlichen Vollkommenheiten an sich tragen« u. s. w.

Lälius (ein anderer Sokrates) sucht dann das Gespräch vom Himmel, von der Astronomie, und insbesondere von der Untersuchung über eine gesehene Nebensonne auf die Erde, auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zu leiten, und erwähnt einiger Verse des Ennius, deren letzter so lautet:

»Quod est ante pedes nemo spectat; coeli scrutantur plagas.«

»Auf das, was vor unsern Füßen liegt, blickt Niemand; des Himmels Räume durchspähen sie.« —

»Warum forscht der Enkel des Paulus, sagt Lälius unter andern, der einen solchen Oheim hat, der von der angesehensten Familie und in dieser berühmten Republik geboren ist, nach der Erscheinung von zwey Sonnen, und untersucht nicht lieber, warum in einer Republik zwey Senate sind und beynahe zwey Völker u. s. f.?« Dann wird Scipio gebeten, daß er erkläre, welchen Zustand des Staates er für den besten halte.

Nach einigen Entschuldigungen fährt Scipio fort, und gibt zuerst seine Definition vom Staate; er redet hernach von den drey Arten der Regierung: der Monarchie, der Aristokratie und Demokratie, und von deren Beschaffenheit. — Hierauf schildert Cicero mit Klarheit, Bestimmtheit und jenem Reiz der Sprache, der ihm eigen ist, die verschiedenen Verfassungen, läßt dann im 31 — 35. Kapitel die Anhänger der Demokratie und Aristokratie auftreten, und ihre Sache mit Feuer und Beredsamkeit vertheidigen, bis endlich Lälius den Scipio frägt: und du Scipio, welche Regierungsform hältst du für die beste? — Scipio antwortet: »Du hast Recht mich zu fragen, welche ich für die beste halte; denn es gibt keine von allen, insbesondere genommen, die ich durchaus billige, und ich ziehe einer jeden insbesondere eine Regierungsform vor, die aus allen dreyen zusammengesetzt ist. Wenn ich mich aber auf eine derselben in ihrer Einfachheit und Ungetheiltheit beschränken müßte, so würde ich die königliche vorziehen, und ihr meinen ungetheilten Beyfall geben. Bey der ersten der genannten Gattungen finden wir zuvörderst den Vaternamen im Könige, der für seine Unterthanen wie für seine Kinder sorget, nur darauf bedacht, sie zu erhalten, nicht sie zu unterjochen; so daß offenbar die schwächern und geringern durch die Anstrengung eines besten Leiters und zugleich vortrefflichen Mannes gewinnen. Um ins Klare zu kommen, müssen wir dem Aratus nachahmen, der, wenn er sich vorbereitet, von großen Dingen zu reden, sich verpflichtet hält, zuerst von Jupiter zu reden. Denn von ihm müssen wir beginnen, weil ihn

Weise sowohl als Unwissende einstimmig den König der Götter und Menschen nennen.« — Von dem Glauben fast aller Nationen an die alleinige Leitung Jupiters, folgert Cicero weiter, sey auch der Nutzen der Regierung Eines Mannes abzuziehen, und fährt fort: »Bediene dich eines Schlusses von der und deiner eigenen Erfahrung hergenommen, Lälius! — Derjenigen, die du machst, wenn du dich zufällig gegen Jemand aufgebracht fühlst. — Lälius. Dieß geschieht mir öfter als ich wünsche. — Scipio. Wie dann, wenn du zornig bist, läßt du dein Gemüth ganz vom Zorne beherrschen? — Lälius: Wahrlich nicht, sondern ich ahme dem Tarentiner Archytas nach, der, als er auf seinen Landsitz kam, und alles anders fand, als er es befohlen hatte, zu seinem Meier sagte: Du Unglücklicher, ich würde dich zu Tode züchtigen, wenn ich nicht im Zorne wäre. — Recht gut, sagte Scipio; Archytas betrachtete also den Zorn, jenen nämlich, der mit der Vernunft im Widerspruch ist, wie eine aufrührische Bewegung der Seele, und wollte ihn durch die Gewalt seines Verstandes bändigen; denke noch Geiz, Herrsch-, Ruhmsucht oder Wollüste hinzu, und du wirst leicht einsehen, daß wenn in den Seelen der Menschen eine königliche Oberherrschaft bestehen soll, Eines darin Herr seyn müsse, nämlich die besonnene Ueberlegung (Consilium), der beste Theil des Geistes; herrscht aber diese, so haben Wollüste, Zorn und Wuth ihre Macht verloren. — Lälius. Ja so ist's. — Scipio. Achtest du einen solchen Gemüthszustand? — Lälius. Ueber alles. — Scipio. Du würdest daher nicht gut heißen, wenn die Ueberlegung entflöhe, und die Leidenschaften und schändlichen Begierden die ganze Seele einnähmen? — Lälius. Ich hielte ein solches Gemüth und einen so beschaffenen Menschen für das unglücklichste Wesen. — Scipio. Du willst also, daß alle Theile der Seele unter einer Oberleitung und Herrschaft stehen, und daß sie der besonnenen Ueberlegung unterworfen seyn sollen. — Lälius. Ja dieß wünsche ich. — Scipio. Warum nimmst du denn Anstand, nicht das Gleiche von den Regierungsformen zu denken? da es doch einleuchtend ist, daß es keine vorherrschende Gewalt gibt, wenn die Leitung der Geschäfte Mehreren zugleich übertragen ist; denn eine vorherrschende Gewalt, wenn sie nicht eine ist, hört auf, es zu seyn.«

»Aber«, sagt Lälius (im 39. K. 1. B.), »was liegt daran, ob einer oder mehrere herrschen, wenn nur bey den Mehrern die Gerechtigkeit herrscht? — Scipio. Weil ich sehe, Lälius, daß meine Zeugen wenig über dich vermögen, so brauche ich dich noch selbst zum Zeugen, um meine Behauptungen zu beweisen. — Lälius. Wie so? — Scipio. Als wir unlängst auf dem Formia-

num waren, bemerkte ich, daß du deinen Leuten wohl einschärftest, nur Einem zu gehorchen. — Lälius. Freylich, dem Meier. Scipio. Und zu Hause, hast du da mehrere, die über deine Geschäfte die oberste Aufsicht führen? — Lälius. Allerdings nur Einen. — Scipio. Und dein gesammtes Hauswesen führt ein anderer als du? — Lälius. Nein, ich selbst. — Scipio. Warum glaubst du denn nicht ebenfalls, daß auch in den öffentlichen Angelegenheiten die Regierungen Einzelner, wenn sie anders gerecht sind, die besten seyen? — Lälius. Du bringst mich dazu, und ich muß dir fast beypflichten.«

»Scipio. Du wirst dieß noch mehr, wenn ich erst, übergehend die Gleichnisse vom Steuermann und Arzt, daß es besser sey, wenn nur beyde ihrer Bestimmung werth sind, jenem ein Schiff anzuvertrauen, diesem einen Kranken, als Mehreren zugleich, zu wichtigern Dingen gekommen bin. — Lälius. Welche sind diese? — Sc. Wie, du wüßtest etwa nicht, daß durch die Grausamkeit und Tyranney eines Tarquinius das ganze Königthum beym Volke verhaßt wurde? — Lälius. Ich weiß dieß. — Scipio. — Also weißt du auch dieß, wovon ich im Verlaufe dieses Gesprächs bald weitläufiger zu reden Gelegenheit haben werde, daß das Volk nach Vertreibung des Tarquinius in einen der wüthendsten Freyheitstaumel gefallen sey: dem die Verbannungen der Schuldlosen folgten, die Einziehungen so vieler Vermögen, die jährlichen Konsulate, die gesenkten Fasces vor dem versammelten Volke, die Appellirungen in jeder kleinen Sache, der Auszug des Volkes, und die Führung beynahe aller Angelegenheiten durch das Volk? — Lälius. Ja so verhält es sich, wie du sagst. Und dieß zwar im Frieden und Ruhe, erwiederte Scipio; denn es ist wohl vergönnt zu scherzen auf dem Schiff, wenn keine Gefahr droht, oder in einer leichten Krankheit. Aber so wie die Mannschaft auf dem Schiffe, wenn plötzlich das Meer im Sturme aufrauscht, oder der Kranke, sobald das Uebel ernsthaft wird, die Hülfe eines Einzigen sucht; so ist bey uns das Volk im Frieden und Ruhe selbst der Herr, es droht sogar seinen Vorgesetzten, verwirft, übergeht, lästert sie; im Kriege aber gehorcht es nur einem Könige; denn hier gilt ihm die Rettung mehr als der Uebermuth. In schwereren Kriegen hat selbst unser Volk nur Einem ohne Theilnehmer seine ganze Gewalt übertragen, und der Name desselben drückt schon seine Macht aus.« u. s. w.

»(41. K.) Ist aber das Volk eines gerechten Königs beraubt, wie Ennius von dem Tode des besten sagte, so verschließt es die Sehnsucht nach ihm im Herzen, und ruft dabey, o herrlicher Romulus, Romulus, den die Götter zum Schutze des Vaterlandes zeugten! O Vater, o Retter! o Blut von Göttern ent-

sprossen? Solche nannten sie nicht Heroen, denen sie nach dem Rechte gehorchten; auch nicht Könige; sondern Beschirmer des Vaterlandes, Väter und Götter. Und dieß wahrhaftig mit Recht; denn sie setzen hinzu: »Du führtest uns zu den Räumen des Lichts«, weil sie dafür hielten, daß ihnen die Gerechtigkeit des Königs Leben, Ehre und Glanz verschaffte. Es wäre ihre Neigung in ihren Nachfolgern geblieben, hätten die Könige sich nicht geändert; aber du weißt, daß durch die Ungerechtigkeit eines einzigen unser ganzes Staatswesen zusammenstürzte. — Lälius. Ja, ich weiß es, und bemühe mich, den Lauf dieser Veränderungen nicht blos bey dem unsern, sondern bey jedem andern Volke zu erkennen.«

(42.) »Wenn ich werde meine Meinung über die beste Staatsform auseinandergesetzt haben, so mögen wir noch weitläufiger über diese Veränderungen sprechen, die jedoch in jenem Staate sich weniger leicht ereignen werden. Was nun das Königthum betrifft, so ist die erste und sicherste Veränderung die: Wenn der König ungerecht wird, so schwindet auch zugleich das unterscheidende Merkmal dieser Gattung, er wird Tyrann, eine sehr schlechte, und mit der besten dennoch zusammengränzende Gattung. Bemächtigen sich die Vornehmen des Staats, was sich oft ereignet, so tritt alsdann die zweyte der drey Staatsformen ein; sie ist der königlichen verwandt, wenn sich die Vornehmen wie mit väterlicher Fürsorge das Wohl des Staates angelegen seyn lassen. Hat das Volk für sich selbst den Tyrannen vertrieben, so ist es vielleicht zur Mäßigung geneigt, in so fern Sinn und Vernunft ihm beywohnen, und freuet sich seiner That, und will die Staatsform, die es begründet hat, auch aufrecht erhalten. Wenn aber das Volk je einem gerechten Könige Gewalt anthut und ihn des Reichs beraubt; oder, was öfter noch geschieht, das Blut der Edlen kostet, und den Staat seinen Lüsten unterwirft, dann möge man nicht glauben, daß tobende Meeresflut und des Feuers Gewalt nicht leichter zu besänftigen wäre, als die im ausgelassenen Uebermuth zügellose Menge.«

(43.) »Dann geschieht, was Platon so lichtvoll sagte: »Wenn des Volkes unersättliche Schlünde vom Durste nach Freyheit verzehrt sind; und es durch Hülfe böser Diener den Becher derselben, nicht nachdem er klug gemischt und zubereitet worden, sondern in ungedämpfter und allzu berauschender Stärke geleert hat, — dann wird es seine Magistrate und Fürsten, so fern sie nicht gar weich und nachsichtig sind, und ihm reichlich den Trank der Freyheit darreichen, verfolgen, verleumden, anklagen; Aristokraten

sie scheltend, Dränger, Tyrannen. Du kennst diese Stelle. — Lälius. Ja, ich kenne sie sehr gut. — Scipio. Sie heißt weiter. »Diejenigen, die den Vorgesetzten gehorchen, sind von diesem Volke angefeindet, es heißt sie freywillige Sklaven; die aber, welche in öffentlichen Würden wie Leute aus dem Volke sich benehmen und solche Männer des Volks, welche bewirken, daß zwischen Obrigkeiten und Volk kein Unterschied sey, diese erheben sie bis zum Himmel und ersticken sie fast mit Ehrerweisungen, dergestalt, daß in so einem Staate alles von der Freyheit durchdrungen werden muß; daß auch in keinem Privathause noch eine Herrschaft bestehe, und dies Uebel sich selbst bis zu den Thieren erstrecke. Ja sogar der Vater muß den Sohn fürchten; der Sohn den Vater vernachläßigen; alle Scham soll fern seyn, damit gänzliche Freyheit überall herrsche; es soll auch keinen Unterschied zwischen Bürgern und Fremden geben; der Lehrer soll seine Schüler fürchten und ihnen schmeicheln; die Schüler aber die Lehrer gering achten; die Jünglinge maßen sich das Ansehen der Greise an, die Greise steigen zu den Spielen der Jünglinge herab, um diesen nicht gehäßig und beschwerlich zu werden. Daher geschieht auch, daß die Sklaven sich vielfache Freyheit herausnehmen; die Gattinnen gleiches Recht wie die Ehemänner behaupten. Aus dieser ungemessenen Freyheit geht dann hervor, daß die Gemüther der Bürger so reizbar und widersetzlich werden, daß sie beym geringsten Anschein eines höhern Willens auffahren, und denselben nicht ertragen können, und daher auch die Gesetze vernachläßigen, um ganz ohne Regierung zu seyn.« — Dann setzt Scipio weiter, dem Plato folgend, auseinander, wie aus dieser gänzlichen Auflösung wie aus einem Stamme der Tyrann hervorwachse und gleichsam erzeugt werde, und aus der Freyheit eines ausgelassenen Volks dessen Sklaverey entstehe; wie alles, was zu viel ist, selbst beym Wetter, auf den Feldern, in Körpern, sich zum Uebel wenden müsse. »Aus diesem unzähmbaren und wüthenden Volke wird meistens irgend ein Führer gewählt, aus Haß gegen die gedemüthigten und von ihren Plätzen vertriebenen Edlen, ein verwegener, mit Lastern befleckter Mann, der die am meisten verfolgt, die um das Vaterland die größten Verdienste hatten; alles demselben Preis gebend, Fremdes und Eigenes. Weil sie aber als Privatleute in Furcht schweben, so gibt man ihnen die Befehlshaberstellen, und verlängert sie ihnen immer aufs neue; gibt ihnen sogar Leibwachen, wie zu Athen dem Pisistratus, bis sie sich endlich zu Tyrannen derjenigen aufwerfen, welche sie erhoben haben. Werden diese von den guten Bürgern überwältigt, so erholt sich der Staat. Werden sie aber von Bürgern ver-

drängt, welche selbst dreist und verwegen sind, so entsteht eine Faktionsherrschaft; eine zweyte Art von Tyranney, wie sie auch leicht aus jener oft vortrefflichen Regierungsform der Aristokratie entsteht, wenn die Großen durch irgend eine Verdorbenheit vom rechten Wege abgeleitet werden« u. s. w.

(45.) »Da sich die Sachen nun so verhalten, so ist meiner Meinung nach die königliche Regierungsform bey weitem die beste aus den dreyen; die königliche aber wird von der übertroffen, die aus den besten Dingen der drey gleichmäßig zusammengesetzt und abgewogen ist. Denn es muß im Staate etwas Hervorragendes und Königliches geben; einiges soll dem Ansehen der Großen anheim gegeben bleiben; einiges möge auch dem Beschluß und Willen der größern Zahl überlassen seyn.« Diese Verfassung habe, so wird ausgeführt, eine größere Festigkeit, wogegen jene ersten Elemente, wenn sie allein und isolirt bleiben, leicht in ihr Gegentheil ausarteten. Eine Umwälzung sey in diesem Staate ohne große Fehler der Regierenden nicht vorauszusetzen, da eine Ursache dazu nicht so leicht vorhanden sey, indem Jeder auf seinem Platze befestigt und er dem Sturz oder Falle nicht so leicht ausgesetzt sey.

Im zweyten Buche gibt Cicero seinen näheren Zweck an, in der Geschichte des römischen Staates seine Theorie vom Staate zu entwickeln, und zieht dieses der Platonischen, bloß auf Dichtung beruhenden Weise vor. Den Ursprung der Stadt durch Romulus erzählt er, wie nach ihm Livius. Er rühmt die Weisheit des Romulus in Anlegung der Stadt; wie sie im Lande gelegen alle Vortheile desselben, und an einem solchen Flusse gebauet auch Vortheile der See genieße, ohne deren Nachtheile. Cicero stellt alles dieß mit unübertroffener Kunst dar, und bemerkt, daß keine andre Stadt Italiens zur Weltherrschaft so gut hätte gewählt werden können. Er führt den Charakter des Romulus aus, und legt besonders viel Gewicht auf die Erzählung, daß Romulus unter die Götter versetzt worden sey; denn ähnliches könne nur von ungewöhnlichen Menschen geglaubt werden, besonders bey schon so weit vorgerückter Bildung der Völker. Es werden sodann die Einrichtungen des Numa einzeln ausgeführt, wobey dem Polybius folgendes Zeugniß gegeben wird: »wir wollen vorzüglich unserm Polybius folgen, dem an Genauigkeit der Zeitforschung niemand gleich kommt.«

Bey der auch jetzt herrschenden Neigung, alles intellektuelle Leben der Griechen und Römer anders woher zu leiten, scheint die Bemerkung des Manilius übersetzenswerth, wozu ihn die Berichtigung der Sage veranlaßte, daß Numa Zeitgenosse des Pythagoras gewesen. »Ich bin wohl der Meinung, daß wir nicht

durch Kenntnisse, die über die See oder vom Auslande zu uns gekommen, erzogen wurden, sondern vielmehr durch solche, welche die Heimath erzeugte.«

Erst nach dem Tode des Ankus Marcius, unter L. Tarquinius leitet sich, nach Cicero, nicht ein Bach, sondern ein ungeheurer Strom griechischer Künste und Wissenschaften nach Rom. Bis auf den Tod des Ankus Marcius, gesteht indeß Cicero selbst, weiß man nicht viel mehr von der römischen Geschichte, als die Namen der Könige.

Nicht geringes Lob wird dem Servius Sulpicius ertheilt; dieser Theil ist voll Lücken.

Derselbe enthält eine, selbst in dieser fragmentarischen Gestalt merkwürdige Darstellung der bekannten Eintheilung des römischen Volks in Klassen und Centurien durch Servius, wodurch er erreichte, daß »die bey weitem größere Menge weder durch eine stolze Ausschließung vom Stimmrecht gekränkt, noch auch durch Uebergewicht gefährlich wurde.« — »Niemand ward,« sagt hier Lälius, »der Theilnahme beraubt, und doch hatten diejenigen das meiste Gewicht, denen am besten Gedeihen des Staates das meiste gelegen war.« —— »Servius hatte Sorge getragen, was allzeit im Staate beobachtet werden soll, daß die Mehrzahl nicht das mehrste gelte.« Diese letztere Aeußerung bildet freylich wohl einen scharfen Gegensatz zu den modernen Theorien, nach welchen die Mehrzahl nicht allein über alle Dinge in höchster Instanz entscheiden, sondern auch die Regierungsgewalt selbst und ihr ganzes Daseyn ein Geschöpf der Mehrzahl seyn soll *).

Hierauf kommt Cicero auf den Tarquinius zu sprechen, und nennt ihn nicht mehr einen König, sondern einen Tyrannen, welcher, befleckt mit dem Blute eines gerechten Königs, von einem Verbrechen ins andre getrieben worden, und durch ungerechten Gebrauch der Gewalt den Umsturz des königlichen Regiments herbey geführt habe. Wenn Cicero in dieser Darstellung den

*) In diesem Kapitel (II. 22) findet sich auch die dunkle Stelle, deren verschiedene Lesung einen gelehrten Streit zwischen dem berühmtesten jetzt lebenden Forscher der römischen Geschichte, Herrn Staatsrath Niebuhr, und dem Herausgeber dieser Fragmente, Herrn Steinacker, veranlaßt hat, welcher bereits bis zur Replik und Duplik gediehen ist. In der oben angeführten Schrift bedient Herr Niebuhr sich der hier aufbewahrten Andeutungen des Cicero zur Aufklärung eines bestrittenen Punktes in jener Eintheilung des römischen Volks, und mit gewohntem Scharfsinn als einer Bestätigung dessen, was er in seiner römischen Geschichte über die Progression der Vermögensbestimmung der Klassen (von 1, 3/4, 1/2, 1/4, 1/8,) und über die Verhältnisse aufgestellt hatte, welche zwischen der Eintheilung der Klassen und jener der Legionen bestanden.

Brutus als den Privatmann darstellt, welcher zuerst in Rom die Lehre gegeben habe, daß da, wo es die Rettung des Staats gelte, niemand Privatmann sey; so ist dieß allerdings ein Zug, der an das Prinzip der Schwäche und der Unstätigkeit in aller heidnischen Politik erinnert, und den ein vom Christenthum erleuchteter Philosoph nicht in sein Gemälde würde eingetragen, oder doch ganz anders bedingt und begründet haben. Cicero entwirft dann weiter ein gehäßiges Bild der Tyranney, und dieser gegenüber das Bild eines vollkommenen Monarchen, welches leider uns nicht aufbewahrt, und um welches es um so mehr Schade ist, weil es der beredte Mann gewiß mit seiner einsichtsvollen und gerechten Liebe für die Monarchie entworfen hatte. Leider wird auch die schöne Darstellung von den Eigenschaften eines weisen Staatsmannes in diesem Buche uns nur sehr unvollständig überliefert: »Ein solcher kluger Mann gleicht einem, wie wir in Afrika sahen, der auf einem gewaltigen und ungeheuren Thiere sitzt, und dies Thier bändiget und führt, indem er es durch eine leichte Ermahnung, nicht durch Schläge lenkt, wohin er will,« u. s. w. Dann wiederum eine beklagenswerthe Lücke über die Gerechtigkeit, »ohne welche das öffentliche Wohl auf keine Weise bestehen kann,« und am Ende des Buchs wird der Gegenstand des folgenden in dieser Art angegeben: »Es muß daher, bevor wir weiter gehen, vor allem erwiesen werden, daß es durchaus falsch sey, daß der Staat ohne Ungerechtigkeit nicht könne regieret werden; sondern daß dieß nur wahr sey, daß der Staat ohne höchste Gerechtigkeit auf keine Art Bestand haben kann. Wenn es euch gefällt, so wollen wir für heute hier abbrechen, und das übrige (denn Vieles steht noch zurück) auf morgen aussetzen.«

Leider beginnt das dritte Buch wieder nur mit höchst dürftigen Bruchstücken, von denen uns eins der heil. Augustinus im Werke de Civitate Dei, lib 11, 21, aufbewahrt hat. »Auf Aller Bitten entschloß sich Lälius, die Gerechtigkeit in Schutz zu nehmen, und, so sehr er konnte, die Behauptung aufzustellen, daß nichts dem Staate so gefährlich sey, als die Ungerechtigkeit, und daß das Gemeinwesen durchaus ohne große Gerechtigkeit nicht bestehen oder sich erhalten könne.« Ein anderes, nicht minder schönes Bruchstück erhielt Augustinus (contra Julian. pelag. IV. ff. 60). »Im dritten Buche seines »Staates« sagt Cicero: die Natur habe den Menschen nicht wie die rechte, sondern wie eine Stiefmutter in's Leben geführt, mit nacktem, gebrechlichen und schwachen Körper, und mit einem Geiste, der vor Beschwerlichkeiten zittert, den die Furcht einnimmt, der zu Arbeiten träge, für Leidenschaften entzündbar ist, in dem aber gleichsam verhüllt ein gewisses göttliches Feuer des Gemüthes und Herzens liegt.«

Lactantius führt ein anderes Bruchstück des dritten Buches an: »Welche Reichthümer würdest du einem Manne, der durch sie (die Tugend) begeistert ist, bieten? welche Macht? welche Reiche? Diese hält er für menschlichen, seine Güter für göttlichen Ursprungs. Wenn aber der Undank der Menge, oder der Neid von vielen, oder mächtige Feinde die Tugend ihres Lohnes berauben: so genießt sie doch noch mannigfachen Trostes, und erhält sich durch eigenen Glanz« — — — »Wenn die Gewohnheit der Willkür noch weiter um sich greift, und unsere Regierung statt zum Recht zur Gewalt Zuflucht nimmt, so daß die, welche uns noch willig gehorchen, allein noch der Schrecken fesselt; so werden unsere Tage vielleicht noch ruhig vorübergehen; ich bin aber um unsere Nachkommen und um die Unsterblichkeit unseres Staates besorgt, der ewig dauern könnte, wenn wir wieder zu den Einrichtungen und Gewohnheiten unserer Väter zurückkehrten.«

L. III. c. XXIII. Scipio. »Jetzt komme ich zur dritten Gattung, bey der sich vielleicht einige Schwierigkeit ergeben wird; ich meine die, bey der das Volk alles thut, und in seiner Gewalt hat; wenn die Menge jeden straft, den sie will; wenn sie mißhandelt, beraubt, einkerkert, verschwendet wie sie will; scheint es dann nicht, o Lälius, daß es um das allgemeine Wohl gut stehe; denn wir sagen ja, daß der Staat, das öffentliche Wohl (res publica) die Sache des Volkes sey? Darauf erwiedert Lälius: »niemals werde ich entschlossener behaupten, daß kein Staat sey, als wenn er ganz auf der Macht der Menge beruht.« Volk heißt ihm jene Vereinigung von Menschen, »die ein gemeinsames Gesetz verbindet.«

So wenig blieb uns von diesem großen Gegenstande im dritten Buche aufbewahrt.

Noch ungleich verstümmelter ist das vierte Buch, das von den anziehendsten Gegenständen gehandelt zu haben scheint: von dem Zustande und den Sitten der Frauen, von der Erziehung, dem Luxus, von den öffentlichen Spielen und vom Theater. Der heil. Augustinus, Epist. XCI., sagte schon: »Sieh nur mit welchen Lobeserhebungen Cicero in seinem »Staat« die Nüchternheit, Enthaltsamkeit, die eheliche Treue, die keuschen, ehrbaren und guten Sitten rühmt.«

Vom fünften Buche ist nicht einmal so viel gerettet, daß man daraus auf den Inhalt schließen könnte. Wahrscheinlich war darin die Rede vom Zustande der Gerechtigkeitspflege, welcher in den alten Republiken, im Ganzen genommen, weit entfernt war von jenem sichern und unparteyischen Gange der Gerichte, deren Ansehen in den neuern Monarchien sich fast überall begründet hat.

Das sechste Buch sollte das Siegel auf das ganze Werk drü-

cken, und den Staat, durch menschliche Weisheit und Kunst eingerichtet, durch die Hülfe und Macht der Götter befestigen. Dieses letzte Buch handelte von der Religion. Cicero mit dem Wunsche, den römischen Staat auf seine alten Gesetze, Einrichtungen und Sitten zurückzuführen, wird in diesem Buche gewiß auch den Glauben der Väter empfohlen haben; doch drang sein Geist vorwärts in jene Regionen des Ueberirdischen, und schwang sich, durch die platonischen Ideen geleitet, zu Einem Schöpfer aller Dinge, und zum Glauben an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, auf. Der Traum des Scipio, der so würdig dieses Gespräch über den Staat beschließt, bleibt das schönste Fragment dieser großen Schöpfung; und kann auch christlichen Lesern den Weg zeigen, auf welchem der letzte Endzweck der menschlichen Gesellschaft gesucht werden soll.

Angelangt am Ende unseres Gesprächs erscheint es uns wie eine jener Ruinen, in der sich die Größe des menschlichen Geistes und der einfache Glanz des Alterthums abbildet; wir sehen auch in diesen wenigen Trümmern die Kraft, Besonnenheit und Geistesfülle jenes Mannes, der den tempelräuberischen Verres gedemüthiget, und die Frechheit des Catilina niedergedonnert hatte; der als Redner selbst seinen Feinden Thränen entlockte und die Seelen seiner Zuhörer lenkte, wohin er wollte; und als die öffentliche Freyheit in die Hände eines Usurpators gefallen war, sich mit Gegenständen der Philosophie beschäftigte, und den aus dem Quelle Plato's geschöpften Ideen im lateinischen Gewande die schönste Ausbildung und Gestaltung gab. Den Unterschied zwischen seinem »Staate« und dem Platonischen gibt Cicero selbst an, indem er sagt, seine Grundsätze seyen nicht wie jene auf Erdichtung gebaut, sondern sie bewähren sich in der Geschichte des römischen Gemeinwesens; sie sind daher praktischer, als die Platons, und wenn schon nicht immer mit dem Schwunge und dem Glanze der Phantasie des griechischen Philosophen ausgestattet, so sind sie doch zusammenhängender, und nicht so eklektisch, wie die des Aristoteles.

* * *

Die kommentirenden Abhandlungen und Anmerkungen, womit die oben genannten Herausgeber diese wichtigen Fragmente ausgestattet haben, beziehen sich auf die Zeit, worin das Werk geschrieben worden, auf die Veranlassung dazu, auf das genauere Verhältniß zur griechischen Philosophie; auf die Erwähnung des Werkes in den übrigen Schriften des Cicero sowohl, als in andern, heidnischen und christlichen Schriftstellern; auf die Lesart, den Sinn, oder die Schönheit einzelner Stellen — auf die aus der ältesten römischen Geschichte angeführten Erzählungen endlich, und die wegen Glaubwürdigkeit derselben angestellten Un-

tersuchungen. Vergleichungen mit neueren Systemen und politischen Theorien kommen nur sehr gelegentlich und theilweise vor.

Das unter 2. angeführte Werke, aus welchem wir schon oben einiges mittheilten, macht es sich aber zur besonderen Aufgabe, die Ideen der Alten über Politik mit einigen politischen Bestrebungen und Erscheinungen der neueren Zeit zu vergleichen. Eine solche Vergleichung müßte unseres Erachtens von der Feststellung des Hauptunterschiedes ausgehn, welcher zwischen der gemischten Staatsverfassung, wie die Alten sich dieselbe dachten, und der Theorie des modernen Repräsentativ-Systems sich darstellt. Jene Verbindung der Monarchie mit Aristokratie und Demokratie, wovon den Alten z. B. in der spartanischen Verfassung ein, wenn gleich nur unvollkommenes Vorbild gegeben war, läßt sich mit dem Repräsentativ-Systeme der neuesten Zeiten nicht auf eine und dieselbe Linie stellen.

Ueberhaupt handelte es sich bey jenen republikanischen Einrichtungen und Stadtverfassungen, in welchen die Häupter der Republik, dann die Senate und die Bürgerversammlungen ihren besondern und getrennten Antheil an der Regierung des Staats hatten, in welchen aber die Bürger diesen ihren Antheil eben so gut, wie die ersten Magistrate und die Senatoren den ihrigen, selbst und persönlich ausübten. Diese Einrichtung konnte daher ihrer Natur nach ursprünglich nur bey kleinen Staaten, und was wohl zu bedenken ist, nur zu Gunsten eines kleinen Theils, einer Auswahl der Bevölkerung, der vollberechtigten Bürger nämlich Statt finden, und der bey weitem zahlreichere Theil war zu desto strengerer Abhängigkeit verurtheilt. Eine Aehnlichkeit mit neueren Land- und Reichstagen, Ständeversammlungen, Parlamenten ꝛc. könnte vielleicht eher in den föderativen Einrichtungen und Versammlungen des Alterthums, als in den einzelnen Städteverfassungen desselben gesucht werden. Bey solchen Bundesvereinen waren es aber natürlich die Republiken als moralische Personen, als ungetheilte Körper, welche ihr Stimmrecht durch das Organ ihrer Abgeordneten ausübten.

Das Ideal der Alten nun, auf das erreichbar Beste gerichtet, ging auf nichts anders, als auf das richtigste Verhältniß, und auf eine durch Weisheit begründete, durch Gerechtigkeit aufrecht erhaltene Harmonie zwischen den angegebenen Bestandtheilen des Ganzen. »Wie beym Saiten- und Flötenspiel, sagt Cicero,« und wie selbst beym Gesang und im Vortrag der Melodie ein gewisser Einklang unter den abgesonderten Tönen gehalten werden muß, jede Abweichung aber von derselben, jede »Dissonanz dem gebildeten Ohr unerträglich ist; und so wie jener »Einklang aus dem richtigen Maß der verschiedenartigsten Töne »entstanden, dennoch durchaus gleichmäßig und in sich überein-

»stimmend ist; also wird auch ein aus den höchsten und untersten, »so wie aus den mittleren und Zwischenordnungen weise zusam»mengefügter Staat das Allerverschiedenste im Einklang verbinden; »und was im Gesang von den Musikern die Harmonie genannt »wird, das ist im gemeinen Wesen die Eintracht, das engste Band, »und das beste Unterpfand für die Unverletzlichkeit, — welches »aber ohne Gerechtigkeit in keiner Weise bestehn kann.«

Durchaus verschieden von der erwähnten Grundlage der Staatsverfassungen ist aber jene des theoretischen eigentlichen und reinen Repräsentativ-Systems. Man geht in demselben davon aus, daß die gesammte Bevölkerung, das Volk in unbestimmtester Vorstellung, Souverain und Schöpfer aller öffentlichen Gewalten sey. Dieser niemals zu findende, und eigener Handlung durchaus unfähige Souverain soll nun repräsentirt werden durch Geldbesitz und Mehrzahl. Der ein gewisses Maß von Geldeinkünften besitzende Theil der Bevölkerung erwählt, nach der Mehrheit in jeder Fraktion der ganzen Ziffer, einen engeren Ausschuß von Individuen, von welchem nun die Mehrzahl der jedesmalige Repräsentant der Souverainitat, oder richtiger zu reden, für den Augenblick der Souverain selbst ist. Es ist hier also nicht von schon vorhandenen, durch die Natur gegebenen Bestandtheilen des Staats und einem harmonischen Einklange unter denselben die Rede; sondern vielmehr von einem abstrakten Begriffe des Volks, der Menge in unbestimmter Bedeutung, welches an sich eben so wenig einen einzigen und bestimmten Willen haben und äußern kann, als wenig man es zu finden, zu sehen und zu greifen vermag, welchem man aber durch arithmetische Operationen einen Repräsentanten, oder vielmehr einen absoluten, wenn gleich wandelbaren Herrn aufzufinden sucht. Von einer solchen fingirten Repräsentation eines unbekannten und unsichtbaren Obern hatte der schlichte Verstand der Alten wohl keine Ahnung; sie war dem spitzfindigen und unfruchtbaren Scharfsinn der neuesten Zeiten aufbehalten.

Die Unhaltbarkeit einer solchen Vorstellungsweise ergibt sich aus ihrer falschen Grundlage. Man geht in politischen Theorien entweder von der Anerkennung einer natürlichen, nach Anordnung eines höheren Willens bestehenden Obrigkeit in kleineren und größeren Verhältnissen aus, oder aber nicht. Jenes, wenn man das Daseyn einer Autorität und eines Gesetzes der Gesellschaft unabhängig von der willkürlichen Zustimmung der einzelnen Privaten voraussetzt, welches Gesetz diejenigen auszulegen und auszusprechen haben, welche dazu nach der Natur der Gesellschaft, und nach der geglaubten Fügung eines höheren Willens berufen sind. — Dieses wenn man Autorität und Gesetz allein als die Frucht willkürlicher Verabredung der Privaten betrachtet. In

jenem Falle handelt es sich bey Verfassungsfragen von Konzentrirung, Reinigung und geordneter Einheit der gesetzlichen Autoritäten, welche nach der natürlichen Ordnung und durch höhere Fügung gegeben sind, und da seyn sollen; — in diesem Falle beginnt man eigentlich damit, das Daseyn der wahren Autorität zu läugnen, die Herrschaft wird als ein von den Regierten selbst herrührender und revokabler Auftrag gedacht. Nach der ersten Grundansicht werden auch die Wahlen, wo man sie anwendet, die Person allemal für die Würde, für die ehrwürdige und geheiligte Autorität erwählen, mit welcher sie bekleidet und welche durch sie ausgeübt werden soll, ohne daß jener geheiligte Charakter selbst, und die davon ausfließenden Rechte vom Willen der Wählenden abhangen: wie davon, wenn wir nicht irren, selbst in der Ehe das schönste und sprechendste Vorbild gegeben ist. Nach der andern Ansicht aber macht man die eigentlichste Natur der Autorität und ihre ganze Befugniß selbst erst von dem Willen derer, die unterworfen seyn sollen, abhängig, welcher Willen, als der wahre und absolute Souverain, allerdings auch berechtigt seyn muß, seine eignen Schöpfungen immer wieder umzustürzen. Dieses aber ist unstreitig eine falche Basis zu nennen, weil das Wesen aller Autorität dadurch verkehrt wird. Gleichwie die väterliche Gewalt nicht von dem Willen der Kinder herrührt — was eine Absurdität wäre, zu behaupten, — gleichwie auch das Verhältniß und die Befugniß des Ehegatten zur Gattin von dem Willen der letztern ganz unabhängig ist, wenn sie gleich dessen Person mit der allergrößten Freyheit erwählte; — also ist auch in minder innigen, minder bindenden und ganz anders gearteten Verhältnissen unmöglich, daß das, was in menschlichen Dingen die Herrschaft führen und das Erste seyn soll, von dem herfließe, was unterworfen seyn soll, daß der Lehrling den Lehrer, der Schüler den Meister, die Privaten das eigentliche Wesen der Obrigkeit und der königlichen Herrschaft machen und erschaffen sollten.

Die Theorie des reinen Repräsentativ-Systems ist daher etwas, was mit den Ideen der Philosophen des Alterthums vom Staate sich nicht in Vergleichung stellen läßt. Und auch eine zusammengesetzte Theorie, welche einen Theil der obrigkeitlichen Gewalt als gegeben voraussetzt, einen Theil aber als dem Repräsentativ-System in der ausgeführten Bedeutung entspringen läßt, entzieht sich jener Vergleichung, weil eben dieses Zusatzes wegen etwas ganz anders daraus wird, als was die großen Alten im Auge hatten.

Allerdings würde man sich nicht geringen Täuschungen aussetzen, wenn man, wo von bestehenden oder versuchten Verfassungen die Rede ist, dieselben bloß nach theoretischen Systemen be-

urtheilen wollte, mit welchen sie eine äußere Aehnlichkeit haben, oder welche auf die Einführung derselben Einfluß hatten. Es kommt vielmehr darauf an, welche gesellschaftliche Positionen in That und Wirklichkeit dadurch Gewicht und Geltung erhalten. Dem reinen Repräsentativ-System entspricht in der Wirklichkeit nur beständig abwechselnde Faktionsherrschaft; dort aber, wo die Sachen einen geregelten und mehr oder minder festen und erhaltenden Gang angenommen haben, müssen nothwendig noch ganz andre Vorstellungen und ganz andere Thatsachen Einfluß gewonnen haben. Vielleicht wurde, einem gewissen Theile nach, die Vertretung von organisirten Körperschaften, Städten und Gemeinden vermittelt; oder es ordnete und beschränkte ein Gesetz die Wahlen; oder es ist die Aristokratie, welche sie leitet und beherrscht; oder es wußte die Regierung durch künstliche Mittel eine gewisse Fixität der Beschlüsse zu sichern u. s. w.

Wollte man nun aber irgend einen neueren faktisch-gegebenen Zustand der Dinge mit den, an einer Staatsverfassung des Alterthums nachgewiesenen Ideen alter Schriftsteller vergleichen, und das Resultat einer solchen Vergleichung für die Beurtheilung neuerer Einrichtungen benutzen, so müßte man suchen, zuvörderst festzustellen, was die veränderte Lage der Welt, und die ganz andere Aufgabe für die neueren Staaten in diesen als Grundbedingung voraussetzt. Vor allen käme hier das Daseyn der christlichen Religion, das Faktum einer der ganzen Welt dargebotenen, auf Geist und Wahrheit begründeten Glaubenslehre und geistigen Weltkirche in Betracht. Hierauf wäre die Natur der christlich-europäischen Monarchie, wodurch große Reiche begründet worden, und unter einander in die engste Verbindung gesetzt sind, und deren Bestimmung es ist, eine große Einheit ohne zerstörende und zermalmende Unterdrückung zu vermitteln, gegenüber den Despotien des Orients, und auch gegenüber der Römerherrschaft zu erörtern, und zu vindiciren. — Es wäre ferner der Versuch zu machen, die Bestimmungen aufzufinden, nach welchen die untergeordneten Obrigkeiten und Stände einer Nation dem Begriff der Monarchie gemäß, eine Mitwirkung bey der Gesetzgebung haben können, ohne die wesentliche Natur der Monarchie zu gefährden — wenn gleich, wie wir schon oben bemerkten, neuere Land- und Reichstage fast eher mit den Bundeseinrichtungen der Alten, als mit den Versammlungen der Agora in einzelnen Städten sich möchten vergleichen lassen. — Endlich möchten denn auch die Bedingungen untersucht werden, unter welchen auch über eine durch den strengen Begriff der Monarchie bestimmte Gränze und Abmarkungslinie hinaus, die Zusammensetzung der monarchischen mit der republikanischen Gewalt, unter der höheren Einheit des Reichs, wovon es sich han-

delt, unter der Monarchie des Reichsgrundgesetzes, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Bestand und Dauer haben könnte. So nur, scheint es, könnten die Vergleichungspunkte mit den Erfahrungen und Ideen der Alten festgestellet und klar geordnet, und nur unter solcher Vorbedingung die Vergleichung selbst mit Nutzen und Frucht angestellt werden. Auch hier gilt, und wohl mehr als bey manchen andern Materien der alte Satz: qui bene distinguit, bene docet.

Der Verfasser der Betrachtungen ist in seinen vergleichenden Bemerkungen von einer solchen präliminären Sichtung und Unterscheidung keineswegs überall ausgegangen. Dieselben haben daher nothwendig oft eine ungewisse und schwankende Haltung, wenn sie gleich im Einzelnen Nutzbares enthalten und das Nachdenken erregen. Ein gewisses Bestreben, entgegengesetzte Interessen und Systeme zu vermitteln, welches oftmals seines Zweckes auch im Gebiete der bloßen Theorie verfehlt, reicht nicht hin, um Sätzen, welche nicht von einer festen Unterscheidung der Grundbegriffe ausgehen, das Gepräge von Reife und praktischer Gültigkeit zu geben. Diese Bemerkung dürfte wohl manche der Betrachtungen treffen, welche in diesem Werkchen sowohl über das Verhältniß des Staats zur Kirche, als der politischen Institutionen vorkommen. Wir beschränken uns auf nur wenige Anführungen.

Unter den Ursachen, aus denen die Alten im Staate viel wesentlichere, und das Ganze der menschlichen und sittlichen Interessen in weit höherem Maße umfassende Befriedigung suchten, als wir, betrachtet auch der Verf. mit Recht als die hauptsächlichste, daß ihnen der Bestand einer Kirche, im christlichen Sinne des Wortes, unbekannt gewesen. »Das Christenthum,« heißt es p. 18, »hat bey den heutigen europäischen Völkern der ausschließlichen »Herrschaft, der Allgenügsamkeit des Staats für immer einen »Damm gesetzt. Bey den Griechen, bey den Römern, war die »Religion, oder richtiger der Dienst der Götter, nur eine Staats»anstalt. Unser Glaube steht unabhängig vom Staate fest. Das »Christenthum ruht auf einer geschichtlichen und einer sittlichen »Beglaubigung. Wir sind als Christen, Menschen im höchsten »und schönsten Sinne des Wortes, Weltbürger und Bürger einer »andern Welt. Neben dem Staate steht die Kirche (weder die »Griechen noch die Römer hatten ein eigenthümliches Wort für »diesen Begriff, die Sache war ihnen unbekannt); — ein Ver»ein, durch welchen der Zweck der heutigen Staaten, der Idee »gemäß, auf die Bekräftigung des Rechtsgesetzes beschränkt wird. (?) »Alle Versuche, die man gemacht hat, die christliche Kirche...... »in eine bloße Staatsanstalt zu verwandeln (denn was stände so »hoch, daß es der Mensch nicht zu sich herabzuziehen suchte), konn»ten wegen des weltbürgerlichen Geistes oder wegen der sittlichen »Würde des Christenthums nur unvollständig gelingen.«

Dieses alles enthält viel Wahres; doch ist es, wie es hier ausgedrückt ist, nicht durchaus richtig. Daß die Religion bey den ältern Griechen und Römern nur eine Staatsanstalt war, kann wohl nicht behauptet werden. Auch dem Gottesdienste der Alten lagen heilige Traditionen der ursprünglichen Offenbarung zum Grunde, wie aus mannigfaltigen Forschungen immer deutlicher und zuverläßiger hervorgeht; — wahr ist aber allerdings, daß dieser Gottesdienst bey weitem mehr in den Bereich des zwingenden bürgerlichen Gesetzes fiel, als die der ganzen Welt zur freyen Annahme gepredigten Geheimnisse der göttlichen Liebe, welche den Inhalt des Christenthumes ausmachen. — Von der andern Seite aber kann man auch den Zweck der Staaten, der Idee nach, gewiß nicht auf das bloße Rechtsgesetz beschränken, ohne denselben ihre schönste Bestimmung und Vorzug, auch in ihrer Sphäre der Religion zu dienen, abzusprechen. Gewiß sollen sie, ohne der durchaus geistigen Natur der Religionswahrheiten irgend Gewalt anzuthun, auch innerhalb dem Bereich der bürgerlichen Gesetzgebung dahin mitwirken, daß die Zwecke des Christenthums leichter, allgemeiner oder vollständiger erreicht werden.

Und in Widerspruch mit dem, was der Verfasser in der angeführten Stelle sagte, stehen andere Aeußerungen, in welchen von der angeblichen Nützlichkeit der Reformation die Rede ist, und von den Vortheilen, welche die neueren Monarchien, wegen jener innern und nothwendigen Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, aus dem Grundsatze des Protestantismus sollen ziehen können. — Wie kann es dem Verfasser, wie so vielen andern Stimmführern, die ähnliche Ansichten zeigen, entgehen, daß der richtige Grundsatz jener ewigen und unveräußerlichen Unabhängigkeit der Kirche gerade eine der stärksten Grundfesten und am schärfsten charakterisirenden Eigenschaften des Katholizismus ist? daß selbst die Hierarchie des Mittelalters ganz eigentlich von diesem Grundsatze ausging, und von dieser an sich wahren und großen Idee in den Doktrinen der damaligen Zeit nur manchmal eine zu weit greifende Anwendung gemacht wurde? Und wie kann man dagegen verkennen, daß der Protestantismus, indem er den Körper der Kirche zerriß und seines sakramentalischen Charakters beraubte, das ganze äußere religiöse Leben in die Abhängigkeit vom Staate bringen, und also mehr oder weniger zur Staatssache machen mußte? — Solche Widersprüche können nur entstehn, wenn man die Erscheinungen der Geschichte mit getrübtem und befangenem Blicke betrachtet, so sehr, daß man etwa die Grundsätze der katholischen Kirche mit der Simonie, ihrer ärgsten Feindin, verwechselte; oder die Behauptung einer gesetzlosen Unabhängigkeit von aller geistlichen und von Gott selbst geleiteten Autorität in

Glaubenssachen, eine Behauptung, wodurch der selbstständige und geheiligte Charakter des Priesterthums aufgelöset wird, mit der Unabhängigkeit der Kirche vom Staate ganz ungehörig vermengte.

In ähnlicher Unklarheit befangen, sagt die Schrift an einer andern Stelle p. 228: »Thatsache ist es, daß sowohl in der protestantischen als in der katholischen Kirche das Kirchenthum im Verfall ist; daß ferner die katholische Kirche für den Verlust, den sie an zeitlichen Gütern und an weltlicher Macht erlitten hat, durch einen geistigen und geistlichen Gewinn entschädigt worden ist. Ohne den Cölibat der katholischen Geistlichen — wie friedlich und freundlich würden beyde Kirchen neben einander bestehen?«

Woher kommt, möchte man fragen, dem Verfasser diese Zärtlichkeit für das eheliche Glück der katholischen Geistlichen, und die gutmüthige Hoffnung friedlicher und freundlicher Harmonie des Katholizismus und Protestantismus durch die Vermittlung zärtlich liebender Gattinnen? — Man sieht nicht recht ab, worin der geistige und geistliche Gewinn bestehen soll, den gerade die Aufhebung des Cölibates den katholischen Priestern gewähren würde. Ist es wahr, daß die Geistlichkeit oft geistig gewinnt, wenn sie von der Bürde weltlicher Reichthümer und Ehren, wenn auch durch ungerechte Angriffe, enthoben worden, wozu soll sie denn gerade auf einer andere Seite, durch die Sorgen und bindenden Verhältnisse der Ehe, aufs tiefste in die Angelegenheiten des Lebens verflochten werden?

Auf rein politischem Gebiete sagt z. B. die Schrift, p. 24: — »Die Lehre der Alten, daß die Volksherrschaft nicht für große Staaten tauge, behält auch in unseren Tagen ihren Werth...... sie bestätigt den Grundsatz, daß man auch bey der Organisation der Repräsentativ-Verfassung, je größer der Staat, desto mehr alle die Formen und Einrichtungen zu vermeiden hat, welche im Geiste der Volksherrschaft sind.« — »Besonders durch die Gemeindeordnung kann man diesem Geiste huldigen.«

In diesen Sätzen liegt unstreitig politischer Verstand. Wie stimmt aber hiemit zusammen, wenn z. B. p. 73 der Grund einer rechtlichen Verpflichtung in dem Willen der Mehrheit, »als dem allein übrig bleibenden, und am wenigsten widerrechtlichen Maßstab« gesetzt wird, oder wenn p. 79, aus dem Grundsatz der rechtlichen Gleichheit, die Folgerung gezogen wird, »daß das Urtheil über die Fähigkeit und Würdigkeit zum Regieren der Mehrheit der Bürger zustehn müsse?« Kann etwas mehr im Sinne der Volksherrschaft seyn, als dieses? — Erhellt die Falschheit solcher Sätze nicht aus der eignen Natur der Autorität, welche gewiß die Befugniß in sich schließt, daß Wenigere in vorkommenden Fällen über Mehrere gebieten? und selbst aus der Idee des

Rechts, welches geradezu aufgelöst wäre, wenn man demselben absprechen würde, sich gegen die größere Zahl behaupten zu dürfen? Die Wahrheiten, welche das Gefühl zur Annahme solcher Sätze bestechen, müßten in ganz anderer Weise bedingt, und auf ganz anderem Wege entwickelt werden.

Art. VIII. Die Schauspiele des berühmten Castilianischen Dichters Don Pedro Calderon de la Barca, metrisch treu übersetzt von G. N. Bärmann, d. W. W. Doktor und C. Richard, Major. Zwickau. Gebrüder Schumann, 1824. Band 1 — 4.

Die vier Schauspiele dieser ersten Lieferung einer neuen wörtlichen Uebersetzung, die Brücke von Mantible; das Leben ist Traum; der Schwarzkünstler; Mariamne, sind deßhalb von Herrn Bärmann zunächst gegeben, weil die Gebrüder Schumann vor mehreren Jahren einen Abdruck des spanischen Textes derselben nach Apontes Ausgabe in ihrer Druckerey besorgten. Der neue Uebersetzer ist dadurch sogleich bey Nr. 1 mit A. W. von Schlegel, und bey Nr. 2, 3, 4 mit Gries in Konkurrenz gerathen. Bey den folgenden Stücken wird dergleichen hoffentlich sich vermeiden lassen, denn der spanische Dichter wie das deutsche Publikum verdienen dabey eine billige Berücksichtigung. Da die Anzahl der Dramen des Calderon so groß ist, können die Uebersetzer leicht eine Vertheilung treffen. Vor allen Dingen kömmt es doch darauf an, daß der deutsche Zuschauer oder Leser den reichen spanischen Dichter vollständig kennen lerne, so weit dieß überhaupt aus Uebersetzungen möglich ist. Nur die vereinigten Kräfte mehrerer werden alle Werke Calderons für uns übertragen, bey uns ihnen Bürgerrecht verschaffen können. Es ist gewiß der Sache förderlich, wenn jeder Arbeiter darnach ringt, es besser zu machen als seine Mitarbeiter, aber in der Meinung, daß ihm dieß gelingen werde, sich um die Leistungen der übrigen nicht zu bekümmern, das heißt doch in der That, das große Werk, woran man arbeitet, weit dem vorübergehenden und mißlichen Glanz und Ruhm unserer Person nachsetzen.

Rec. hat durch seine frühere Abhandlung über Calderon's Schauspiele im Anzeige-Blatt der Wiener Jahrbücher sich mehrere höchst ehrenvolle und erfreuliche Beweise von Theilnahme, theils öffentlich, theils anderweitig erworben. Bey dieser günstigen Aufnahme würde es undankbar seyn, wenn er keine Notiz nehmen wollte von den Einwürfen gegen sein am Schluß hingeworfenes Urtheil über den Weg, welchen ein Uebersetzer Calderons einzuschlagen habe. Er führte daselbst eben nur ein Bey-

spiel an, wo ein Spaß des Gracioso im Magico prodigioso gegen jede wörtliche Uebersetzung sich sträubte, und überließ es den Lesern, daraus weiter zu schließen. Herr Bärmann hat den Namen der Libia in Liana verwandelt, und gibt die dort aus Gries und dem Orginale mitgetheilte Stelle:

Traun, Lian' ists, die die Gluth
Aller Sinnen in mir anfacht!
Denn vertraulich locket Jeden
Ihres Namens Vor- und Nachklang;
Wenig Lettern und man ruft:
»Liana, komm! Komm an, lieb' Anna!«

Wir wiederholen hier, nach unserer Ueberzeugung wird eben so wenig bey diesen Worten Bärmanns, als bey den früher angeführten des Herrn Gries das deutsche Publikum, vor den Bretern versammelt, lachen, gewiß aber wird das spanische Publikum Calderon's bey den Worten des Originals gelacht haben. Solche Beyspiele sind dem Rec. mehr als funfzig zur Hand, aus allen bis jetzt verdeutschten Schauspielen Calderon's, doch beweist Eins so viel als alle, und die Sache verdient eine weitere Erörterung, welche wir bey dieser Gelegenheit einleiten wollen. Wir hoffen dadurch zu zeigen, daß jene flüchtigen Worte am Schlusse der Abhandlung über Calderon weder als vorübergehender Einfall hingeschrieben sind, noch außer Zusammenhang mit unsern übrigen Bestrebungen und Ansichten stehen.

Ueber die Entstehung des Reims in den romanischen Sprachen, und somit im Spanischen, denken wir in einem der nächsten Hefte dieser Jahrb. Einiges mitzutheilen. Im Deutschen steht Wurzel und Kern des Wortes fast nackt da, die Endungen, Flexionen, Abwandlungen u. d. m. sind unbedeutend, und verhallen bey uns, die wir gern gerade und ohne Umschweise zum Ziel hin wollen. Im Spanischen und Italienischen ist es umgekehrt. Die regelmäßig gebildeten Endungen der Zeitwörter, Participia und derivirten Substantiva geben unzählige Reihen mit gleichlautenden Endsylben; worin der Kern des Wortes eingehülset liegt. Darum ist der älteste und natürlichste Gleichklang der Deutschen die Alliteration. Darum herrscht in unsern Reimen der Konsonant vor, und unsre Reime sind von gröberem Korn und gewaltiger. Das innere Band, welches die sich reimenden Worte verknüpft, und eben den Reiz des Reimes macht, weil es auf die geheime Verwandtschaft der Dinge hinspielt, dies Band läßt sich leichter im Deutschen herausfühlen als im Italienischen und Spanischen, wo bey der Menge der sich reimenden Wortbiegungen dem Zufall und der Willkür viel mehr Spielraum gegönnt ist, und der Hauptwerth des Reims, die Verwandtschaft, zuweilen sehr in den Hintergrund tritt. In dieser Urverschiedenheit der

deutschen und jener zwey romanischen Sprachen ist die unumstößliche Thatsache begründet, daß der deutsche Uebersetzer des Calderon, Bojardo oder Ariosto wenigstens zehn Mal so viel (ganz mechanisch genommen) Schwierigkeiten zu überwinden hat, wenn er die Versmaße des Originals beybehalten will, als die ursprünglichen Dichter selbst. Denn wenn wir z. B. die im spanischen Sprachschatze möglichen Assonanzen auf ein spanisches Wort zählen, und daneben die auf ein deutsches, so erhalten wir mehr als zehn gegen eins, wobey wir auf Mannigfaltigkeit, Wohlklang u. d. noch gar nicht Rücksicht nehmen wollen. Das ist nun einmal so, und wir Deutsche können uns darüber vielleicht beklagen, etwa wie darüber, daß wir nicht das neugriechische Theta unter unsern Konsonanten haben und aussprechen können, aber ändern können wir es nicht. Wir müssen die natürlichen Schranken anerkennen. Es kommt also dadurch unvermeidlich ein weit größerer Zwang in die Uebersetzung, wenn der Originaldichter und der Uebersetzer mit gleichem Genie ausgerüstet sind, und jeder über seine Sprache die gleiche Herrschaft besitzt. Wenn man uns nun auch alles dieß zugesteht, so glaubt man dadurch doch nur die Schwierigkeiten einer metrisch treuen Uebersetzung erwiesen zu sehn. Allein bey der vorausgesetzten Nothwendigkeit des Beybehalters der Calderon'schen Versmaße sollen diese Schwierigkeiten einen jeden von der Uebertragung Calderon's zurückschrecken, der nicht technische Meisterschaft genug besitzt, zehn Mal so viel zu leisten, als der Spanier geleistet hat. Worauf beruht denn nun aber die Annahme einer solchen Nothwendigkeit? Auf falscher Anwendung richtiger Prinzipien, scheint uns, auf einseitiger Erklärung der alten Lehre von der Identität des Geistes und der Form in jedem Kunstwerke. Form, Gestalt ist alles, worin und wodurch ein Inneres, geistiges und unsichtbares, ein Aeußeres, wahrnehmbares und in die Sinne fallendes wird. Ist das Kunstwerk ein echtes, d. h. ein schönes, d. h. ein solches, aus dessen in Zeit und Raum eingeklemmtem Daseyn die Harmonie und Fülle des höchstens Wesens herausblitzt und strahlt: so ist es lediglich die Gestalt oder die Form, worin die Schönheit ausgeboren erscheint, und mit Zerstörung dieser Gestalt fällt dies einzelne Kunstwerk wieder zurück in den Abgrund des allgemeinen Urseyns, aus welchem es hervorgegangen. Je ätherischer nun das Kunstgebilde ist, desto inniger haben sich Geist und Form durchdrungen, und desto durchsichtiger ist die Gestalt. Wie Minerva in voller Rüstung aus dem Haupte des Jupiter sprang, so springt jedes Kunstwerk zugleich mit der Form in die Erscheinung. Das ist der Sinn der Lehre von der Identität oder Untrennbarkeit des Geistes und der Form. Allein man wende sie nur auch richtig an. Sonderbarer

Weise hält man in einem Gedicht Form und Versmaß für gleichbedeutend. Aber keineswegs erschöpft hier das Versmaß den Begriff der Form. Vielmehr ist ja die Sprache selbst, im ganzen Umfange des Worts, die Gestalt, Form, in welcher der Dichter sein Werk in die Welt treten läßt. Das dem einzelnen Dichter jedes Mal beliebige Vermaß ist nur eine Modifikation der Sprache. So ist bey jedem echten Dichter Geist und Form, das ist, Inhalt und Sprache, identisch und untrennbar; also auch das Zubehör der Form, das Metrum, ist, wie es untrennbar ist von der Sprache, so auch untrennbar vom Inhalt oder Geist. Wer also ein wirkliches Gedicht abkürzt, verändert, ihm ein anderes Versmaß gibt, der zerstört nicht bloß dessen Form, sondern mit der Aenderung der Form geht auch eine Wandelung im Geist desselben vor, das Gedicht wird ein anderes. Aber bedenkt man denn dabey nicht, daß hier immer und immer nur vom Original die Rede ist? daß ein jeder Uebersetzer als solcher ein zweyter Vater und Erzeuger wird, der in eine durchaus neue Form, nämlich in die Sprache, worin er übersetzt, das Original gießt? Wer Inhalt und Form des Werkes zusammen in unveränderter Eigenthümlichkeit kennen lernen will, der wende sich an das Original. Er lerne die fremde Sprache. Zur wirklichen Kenntniß kann er nur auf diesem Wege gelangen. Alles andre ist Halbwissen. Für wen sind denn nun unsere Uebersetzungen eigentlich bestimmt? Wir glauben, daß mit der Beantwortung dieser Frage auch die übrigen hier gemachten Schwierigkeiten sich lösen lassen.

1) Die erste Klasse von Uebersetzungen ist bestimmt zum Hülfsmittel für den, welcher eine Schrift, in fremder Sprache geschrieben, verstehen lernen und studiren will. Hier ist strenge Wörtlichkeit unerläßliche Bedingung. Nur einer, der ganz in den Geist und die Sprache des Original-Schriftstellers eingedrungen ist, darf sich an eine solche Arbeit wagen. Gerade die schwierigsten und dunkelsten Stellen des Urtextes, wo oft die gelehrtesten Kommentatoren ein geheimnißvolles Schweigen beobachten, muß ein tüchtiger Uebersetzer der Art, indem er gezwungen ist sie in einer anderen Sprache wieder zu geben, beleuchten und erklären. Eben dieß macht den unschätzbaren Werth dieser Arbeiten. Musterhafte Beyspiele hiervon geben die vortrefflichen Uebertragungen griechischer Klassiker ins Lateinische, z. B. des Plato von Marsilius Ficinus, und des Demosthenes von Hier. Wolf. Gesteigert wird der vorzügliche Gehalt derselben noch, wenn die Dichter auch im Versmaße des Originals wieder gegeben werden, wovon, um nur Eins anzuführen, die Gedichte der Anthologie von Hugo Grotius übersetzt ein glänzendes Beyspiel geben. Von neueren möchten wir etwa den Vir-

gil des J. H. Voß hierher rechnen. Aber keinem dieser Männer wird, wenn er sein Ziel sich deutlich vor Augen gestellt hat, es eingefallen seyn, mit seiner Arbeit einem solchen Publikum zu gefallen, wie das war, für welches sein Original-Schriftsteller schrieb. Da die Griechen das, was wir Sprachgelehrsamkeit nennen, nicht besaßen, das Verständniß des Lateinischen aber, seit es eine todte Sprache geworden, nur im Besitz wirklicher oder angehender Gelehrten ist, so liegt es hier zu Tage, wie widersinnig es wäre, wenn etwa Hier. Wolf sich eingebildet hätte, mit seinem römischen Styl denselben Eindruck auf Studierende zu machen, den Demosthenes, auf das von seiner Rednerbühne versammelte atheniensische Volk gemacht. Auch werden die Leser von Voß Aeneide in allem Betracht himmelweit verschieden seyn von den Römern, welchen Virgil zu einem National-Dichter geworden. Eine solche deutsche Uebersetzung des Calderon, Dante u. d. in dem Metrum des Originals halten wir schlechthin für unmöglich. Wir erinnern hier nur an die Glossen im Calderon. Eine wörtliche prosaische Uebertragung des ganzen Calderon wird nicht leicht ein Gelehrter jetzt in der Absicht drucken lassen wollen, um auf diesem Wege angehenden Sprachforschern das Studium zu erleichtern. Aber in Abhandlungen über einzelne Werke des Dichters besonders schwierige Stellen auf diese Weise zu erläutern, würden wir für sehr verdienstlich halten, so wenig auch jetzt derley an der Mode ist.

3) Wir gehen jetzt sogleich zur dritten Klasse, und lassen die zweyte erst nach jener folgen. War in der ersten Klasse die Eröffnung des Verständnisses des Urtextes die Hauptsache, bedurfte es dazu großer Gelehrsamkeit und Selbst-Entäußerung, so kommt es in der dritten vorzüglich auf die verjüngende Reproduktionskraft des Uebersetzers an, und bedarf Kenntniß des Bedürfnisses der Besseren in unserem Volke, und der Mittel auf sie zu wirken. Das Ziel dieser Uebersetzungen ist unter den gegebenen Bedingungen, welche Muttersprache, Zeit und Land auflegen, das für unser Volk zu werden, was die Original-Verfasser dem ihrigen waren. Nur Werke der Dichtkunst können hier in Betracht kommen. Kein echter dramatischer Dichter hat jemals bey der Abfassung seiner Schauspiele sich als sein Publikum Leser gedacht, für welche er schriebe, sondern Zuhörer und Zuschauer vor welchen seine Dramen von der Schaubühne herab aufgeführt würden. Wollen wir nun die Schauspiele des Auslands wirklich verdeutschen, d. h. sie in Deutschland einheimisch machen und einbürgern, wollen wir eine analoge Wirkung auf die im Schauspielhause vom ersten Range bis zur Gallerie versammelte Masse hervorbringen, so kann von einer wörtlichen Uebersetzung, von Beybehaltung der spanischen National-Metra so wenig die Rede

seyn, als von einer Aufnahme spanischer Wortspiele und Späße, die sich auf Spitzbuben und Straßen in Madrid zu Calderons Zeit beziehn *). Der reproducirende Bearbeiter hat hier Gelegenheit, sein Geschick und seinen guten Willen zu zeigen, und in der That ist ein gewandter Schauspieler zu Arbeiten der Art mehr geeignet, als Gelehrte und Belletristen gewöhnlich gern zugeben mögen. Nur muß das Original nicht in die Oberflächlichkeit und Leere der jetzigen deutschen Bühne herab gezogen werden, sondern umgekehrt diese durch jenes veredelt. Wie dies Verfahren uns das natürliche und richtige scheint, so beweist auch die Geschichte der Poesie den Erfolg desselben. Bey geringer eigner Schöpfungskraft der römischen Bühne wandte sich auch Terenz nach dem Auslande, und erborgte von Menander und Diphilus Inhalt, Gang und Einzelnheiten seiner Lustspiele. Aber eine Uebersetzung nach solchen Regeln, wie sie jetzt an der Tagesordnung sind, verfaßt, der römischen Volksmenge von der Bühne herab zu bieten, das durfte ihm wahrhaftig nicht einfallen. Wir hatten in Deutschland eine Zeit, wo das Epos und die abenteuerliche Erzählung in ihrer Blüthe standen. Manche unsrer Dichter zogen es damals auch vor, statt die Helden des deutschen Sagenkreises zu besiegen, Abenteuer der ausländischen Romantik nach provenzalischen oder nordfranzösischen Vorbildern zu erzählen. Aber Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Wirnt von Gravenberg haben wohl gefühlt, daß sie ihren deutschen Gedichten eine deutsche Form geben mußten, wenn sie von deutschen Männern und Frauen gehört und gelesen seyn wollten. Fischarts Rabelais, einige Balladen von Herder, Bürger und Göthe nach ausländischen Volksliedern frey gedichtet, haben bey uns nicht geringen Eindruck gemacht. Unter allen Künsten ist die Dichtkunst am wenigsten beschränkt. Sie setzt bey dem Hörer keine »aparte« Bildung voraus, sondern nur ein unverdorbenes Gefühl, einen lauteren Sinn. Diese Receptivität hat jeder, »dem des Lebens Quelle noch rein und lauter durch den Busen fließt.« So schafft die Poesie das Band, welches die verschiednen Stämme, Stände, Geschlechter und Alter eines Volkes wieder verknüpft, und dieß ist wahrlich kein verächtliches Ziel und kein kleiner Lohn, wornach der Verfasser einer freyen Uebersetzung mit dem Original-Dichter wetteifernd ringen kann.

4) Wie in spätern Zeiten zwischen den eigentlichen Gelehr-

*) Ganz in diesem Sinne gibt Horaz die Regel: De Arte poet. 133: Nec verbum verbo curabis reddere, fidus Interpres. —

ten und den schlichten Kunstfreunden und Kunstfreundinnen aus allen Ständen sich noch eine zweyte mittlere Klasse einfand, ausgehend von höher strebenden der dritten, oder von Anfängern der ersten: so bildete sich für deren Bedürfnisse auch allmälich eine eigne Literatur, mit eignen Instituten, Journalen u. d. m. Von hier aus werden die eleganteren Leihbibliotheken gegründet und erhalten, in dieser Literatur herrscht der Zeitgeist mit tyrannischer Willkür. Vieles Schätzbare, manche wesentliche Fortschritte verdanken wir dieser neu gewonnenen Richtung; aber auch manche verderbliche, hemmende und beklagenswerthe Rückschritte gehen von hier aus. Die ansehnliche Menge von Lesern dieser Klasse macht jetzt freylich ganz andere Ansprüche an einen Uebersetzer ausländischer Gedichte, als wir zu Nr. 1 und Nr. 3 angedeutet haben. Nr. 1 würde unerträglich steif und pedantisch erscheinen, Nr. 3 dagegen gar nicht den Namen einer Uebersetzung verdienen. Aber alle guten Eigenschaften beyder Klassen sollen sich nach dem Wunsch unsrer Freunde in einer genügenden Uebersetzung vereinigt finden. Treue, Wörtlichkeit, Beybehaltung des ausländischen Versmaßes mit allen Eigenthümlichkeiten, Eleganz, Glätte, Einwirkung auf das Volk, Innigkeit, Deutschheit im höchsten Sinne des Worts u. s. w. Wir behaupten nun, dieß alles zusammen werde sich dann in der Arbeit eines eben so genialen als gelehrten Uebersetzers finden, wenn die Sprache des Originals mit der Sprache der Uebersetzung eine Urverwandtschaft hat, und wenn überdieß der Original-Dichter sich nicht dem lokalen und temporellen seiner nächsten Sphäre zu sehr hingegeben hat. So wird der Deutsche den Engländer übersetzen können, und so hat nach unsrer Meinung A. W. v. Schlegel den Shakspeare übersetzt. Daher der unberechenbare Einfluß des Schlegelschen Shakspeare auf das dramatische Bestreben unsrer Zeitgenossen. Ferner kann der Spanier so den Italiener übersetzen *), aber wir sind der festen Ueberzeugung, daß kein Deutscher den Calderon so verdeutschen könne.

Noch ein Paar Proben der neuen Uebersetzung. Schlegel verdeutschte wirklich die bedeutenden Eigennamen der komischen Elfen im Sommernachtstraum, und der Rekruten in Heinrich dem Vierten, Theil 2, weil für den deutschen Leser sonst nicht allein der Spaß, sondern auch der Sinn jener Shakspeareschen Stellen ganz wegfiel. Und das ist doch keine Kleinigkeit. H. Bärmann aber hat wie H. Gries in La vida es sueño dem Gracio so auch im Deutschen den Namen Clarin (d. i. Zinke) gelassen. Nun möge er selbst sagen, ob Stellen wie p. 109 bey ihm:

---

*) Cervantes spricht dieß schon im Don Quixote aus.

Einzustecken
Sind vor Allem die Clarinen,
Bläst Geheimniß erst aus ihnen,
Schallt's zum Todtenauferwecken *);

für den deutschen Hörer genießbarer sind, als bey H. Gries, wo gleichfalls die vielen weitläuftigen Wortspiele mit Clarin übersetzt sind, aber unerklärlich bleiben. Kein Deutscher in der Welt kann es besser machen, der den Namen Clarin in der Uebertragung beybehält.

Wir wollen noch aus El mayor monstruo los zelos die berühmte alte Letra mit der zarten Wendung der Mariamne hinzufügen:

Calderon V. 523, 2.

Ven muerte tan escondida,
Que no te sienta venir,
Porque el placer del morir
No me vuelva á dar la vida. —
Mar. Vuelvelos á repetir,
Porque yo con ellos pida:
Las dos. Ven muerte tan escondida.
Que no te sienta venir.
Mar. Mas si á advertir.
Llego, mi ansia entretenida
El canto impida,
Que ya no los quiero oir.
Las dos. Porque el placer del morir
No me vuelva á dar la vida.

Bärmann S. 175.

Komm o Todesengel, schwebe
Unvermerkt zu mir herab,
Daß die Sehnsucht nach dem Grab
Mir nicht neues Leben gebe! —
Mar. Wiederhole! Laß nicht ab,
Daß die Bitte sich erhebe:
Beyde. Komm, o Todesengel, schwebe
Unvermerkt zu mir herab!
Mar. O, laß ab;
Daß nicht Hoffnung mich erhebe.
Lied, verschwebe;
Werde mir nicht Hoffnungsstab:
Beyde. Daß die Sehnsucht nach dem Grab
Mir nicht neues Leben gebe.

---

*) — Porque ha de estar
Guardado en prision tan grave
Clarin que secretos sabe,
Donde no pueda *sonar*.
Bey Gries, p. 273.

Ortes III. 371.

Komm, o Tod! doch komm so leise,
Daß es nicht bemerkt die Brust;
Damit nicht des Sterbens Lust
Mich zurück ins Leben weise.
Mar. Mit mir wiederholen mußt
Du noch einmal diese Weise.
Beyde. Komm, o Tod! doch komm so leise,
Daß es nicht bemerkt die Brust.
Mar. Unbewußt
Ziehn mich fort der Töne Kreise;
Gram, o weise
Immer neu mir den Verlust!
Beyde. Damit nicht des Sterbens Lust
Mich zurück in's Leben weise.

Man sieht, H. Bärmann hat tüchtig gerungen, seinen großen Vorgängern nachzueifern. Und wir wünschen ihm, wie allen, welche die klassischen Werke ausländischer Dichter auf diesem oder irgend einem andern Wege bey uns einzuführen sich bemühen, Anerkennung und Eingang bey dem deutschen Volke; damit wenigstens unsre Nachkommen aus dem Schmutz und der Seichtigkeit unsrer Roman- und Schauspiel-Lektüre sich herausarbeiten mögen Was übrigens den Versuch des Hrn. Bärmann betrifft, volle und kräftige Assonanzen an die Stelle der bis jezt gebräuchlichen im Deutschen eintreten zu lassen, so geben wir dabey Folgendes zu bedenken. Wenn von der einen Seite dadurch die Unbedeutenheit und Eintönigkeit glücklich vermieden ist, so treten dagegen diese seltnen Assonanzen z. B. auf *aa* mit einer Gewalt auf, welche in feyerlichen Reden von Wirkung ist, aber in leichten Intriguen-Stücken und zarten Liebes-Scenen unpassend und anspruchsvoll wäre; etwa als wenn ein Lied, bestimmt zur Guitarren-Begleitung, mit Trompeten und Pauken akkompagnirt würde. Die Schuld davon liegt abermals nicht an dem neuen Uebersetzer, bey welchem wir Fleiß und Talent in eminentem Grade zu bemerken glauben, sondern eben in jenen unatürlichen Schwierigkeiten, deren Ueberwindung die Urverschiedenheit der deutschen und spanischen Sprache schlechthin unmöglich macht.« F. W. V. Schmidt.

Fragment von Matthäus v. Collin.

Friedrich Schlegels sämmtliche Werke. Wien, bey Jakob Mayer und Compagnie. 8. Erster bis neunter Band. 1822 bis 1824 *).

Die in Folge der Ankündigung auf funfzehn Bände berech-

*) Wir glauben wohlwollenden Lesern der Jahrbücher dieses kurze Fragment, diesen ersten Anfang einer recensirenden Abhandlung, welche

nete Sammlung beginnt in den ersten zwey Bänden mit den wichtigen Vorlesungen über die Literatur. Die drey folgenden Bände enthalten des Verfassers Studien über das klassische Alterthum und die Theorie und Kritik der alten und neuen Poesie. Der

---

ihres Gegenstandes wegen ein vorzügliches Interesse versprach, als ein Erinnerungsblatt an den verewigten Collin, nicht vorenthalten zu sollen. Der Tod unterbrach auch diese Arbeit, so wie andere, deren Verlust wir allerdings mehr zu beklagen haben, spätere Erzeugnisse seiner eignen Muse. Auf der Mitte der Lebensbahn, höchst unerwartet für alle seine Freunde, wenn er gleich in den letzten beyden Jahren nicht seiner vollen früheren Gesundheit genossen hatte; — tief begriffen im Vordringen an ein weiter gestecktes Ziel, als die schon rühmlich erreichten, und in diesem innern Streben durch äußere Pflichten und Verhältnisse aufgehalten vielleicht, aber nicht gehindert; — hingegeben demselben mit dem Ernste eines nach Wahrheit dürstenden Geistes und der Sammlung eines dem Schönen ganz offenstehenden Gemüthes; — so schied er schnell hinüber in »das Land der Erkenntnisse,« in die Heimat der Geister, wo er jetzt näher steht der ewigen Wahrheit, und der urkräftigen Schönheit. — Er hinterläßt seinen Freunden und allen, die ihn gekannt, die Erinnerung und das schmerzliche Vermissen einer durchaus wohlwollenden, und edel meinenden Persönlichkeit. — In einer Zeit der Verneinung und Auflösung hat er nicht geläugnet, sondern geglaubt, und seine Hoffnung auf einen festeren Grund, als auf die wandelbaren Täuschungen des Zeitgeistes gesetzt. Diese Treue gegen die höchste Wahrheit war das Fundament, worauf sein Charakter ruhete, und sich in verschiedenartigen menschlichen Verhältnissen als redlich, muthig und getreu bewährte. Mit der innigsten Liebe nahm er Theil an einem von ihm geglaubten Fortgange deutscher Nationalbildung, mitten unter so großen Abirrungen, Hemmungen und falschen Richtungen, welche er einsah und beklagte. Dem eigentlichen Liberalismus war sein innerstes Wesen feind. — Die Eigenthümlichkeit seiner Geistesweise schien eine Verbindung männlicher und kritischer Besonnenheit mit Phantasie und einem wahrhaft kindlichen Gemüthe zu seyn; ein gewisses Bedürfniß nach Maß und innerer Einfachheit war ihm für alle geistigen Richtungen angeboren. Die Herausgabe seiner nachgelassenen Schriften würde das Bild zu vervollständigen dienen, welches er selbst von sich in seinen Werken gegeben hat. — Was und wie viel ihm diese Jahrbücher verdanken, ist den Lesern derselben bekannt. Er betrachtete sie als eine Anstalt, bestimmt, die wissenschaftliche Ausbildung zu fördern und rechtlich gesinnten, von einem Schwindelgeiste der Neuerungssucht nicht ergriffenen Gelehrten sowohl des In- und Auslandes Gelegenheit zu geben, ihre Ideen zu entwickeln, und auf so manches, was die Zeit fordert, hinzuweisen; — würdelose Anfeindungen und Verdrehungen aber hatten auch ihn nur mehr noch angetrieben, dieses Unternehmen durch gründliche Leistungen zu unterstützen. Er fuhr fort, es zu thun, auch als dasselbe seiner Leitung sich nicht mehr erfreuete, und ungeachtet sein Genius ihn zu andern Arbeiten anlockender mahnen mochte. Man darf sagen, daß er noch scheidend die Anerkennung ihrer Bestrebungen und fest im Auge gehaltenen Zwecke bethätigte.

sechste Band gibt die so einflußreich gewordenen Ansichten und Ideen von der christlichen Kunst; der siebente romantische Sagen und Dichtungen des Mittelalters; der achte und neunte aber die Gedichte: seit ihrer ersten Erscheinung ein theures Eigenthum der Freunde der Poesie. Der zehnte Band, die vermischten Schriften enthaltend, durch die für das Verständniß der Geschichte des Geistes des Verfassers so wichtigen Fragmente einer der interessantesten, ist noch nicht erschienen. (Diese Erwähnung bezeichnet die Zeit, wo dieser Anfang geschrieben wurde. Der zehnte Band ist bekanntlich jetzt schon seit einiger Zeit erschienen.)

Wie dieß bey Werken, welche die Theilnahme der Nation im Ganzen erwarten lassen, nunmehr herkömmlich wird, erscheint die Sammlung in mehreren Auflagen: um auch diejenigen zu befriedigen, welche sich zu schämen anfangen, daß die deutsche Literatur, der anständigen Ausstattung fremder Auflagen gegenüber, von dem Auslande als im Schmutze nachläßiger Pressen groß geworden, sich darzustellen genöthigt ist. Es sind nämlich durch die lobenswerthe Sorgfalt der Verlagshandlung fünf verschiedene Auflagen des Werkes veranstaltet, worunter drey von vorzüglicher Schönheit; aber auch die wohlfeilste auf gewöhnlichem Druckpapier empfiehlt sich noch durch Nettigkeit, und theilt den Vorzug strenger Korrektheit mit den übrigen.

Es haben vielleicht manche, mit der Bildungsgeschichte des Verfassers vertraute Freunde der Literatur gewünscht, daß in dieser Sammlung die Zeitfolge der Entstehung der verschiedenen Werke beobachtet würde, weil es von höchstem Interesse ist, einen so seltenen Geist in seiner Entwicklung selbst zu beobachten, und die Stufenfolge einer so merkwürdigen Ausbildung mit ihm nochmals zu durchwandeln. Allerdings wäre dieß höchst belehrend, und für die Geschichte der deutschen Literatur selbst aufklärend gewesen; der Verfasser hat es aber vorgezogen, indem er mit den Vorlesungen über Literatur beginnt, das Resultat unter sich oft streitender Ansichten, wie es sich in ihm bey vollendeter Reife des Geistes festgestellt hatte, voraus zu senden, um damit allen Zweifel über das Eigentliche seiner Ueberzeugungen im Gebiete des Schönen schon im Beginn zu beseitigen. Der Gewinn, welcher hieraus für das Verständniß des Gesammtstrebens des Verfassers hervorging, ist so groß, daß jener Wunsch dagegen billig verstummt.

Als Friedrich Schlegel vereint mit seinem Bruder auf die deutsche Literatur einzuwirken anfing, war diese zwar keineswegs arm an rühmlichen Erzeugnissen einer wahrhaft nationalen Poesie und Kritik; aber theils ihrer eigenen Schätze unkundig, theils durch ein unziemliches einseitiges Wohlgefallen an dem bereits erworbnen Besitzthume in edleren Fortschritten gehemmt

und zu einer oberflächlichen nichtigen Selbstüberschätzung herabgesunken. Das Uebel war durch die Gehaltlosigkeit der damaligen Kunstkritik herbeygeführt worden, welcher die philosophische Basis fehlte; denn sie hatte sich von Musterbildern der Poesie sowohl des Inlands als des Auslands, der neuern Zeit und des Alterthums willkürliche Begriffe des Schönen abgezogen, nach welchen sie sowohl die einheimischen Erzeugnisse des Zeitalters beurtheilte, als auf die Bildung selbst der Kunstwerke nachtheilig und lähmend wirkte. Doch hatte die Nation, eine sonderbare Erscheinung, bey diesem schlimmen Stande der Kunstbeurtheilung im Allgemeinen, dennoch gerade im Fache der Kritik Heroen einziger Art aufzuweisen, mit welchen sich kein geehrter Geist der Nachbarvölker vergleichen durfte: Lessing, Winkelmann und Herder. Die Kritik Lessings hatte edle Früchte getragen, indem sie manches schätzbare Dichtertalent, besonders im Schauspiele, auf eine edlere Bahn führte; für die Fortbildung des Geistes aber zur Begründung einer umfassenden Schönheitslehre blieb sie aus mancher Ursache unfruchtbar, und die Gesammtheit des Strebens dieses einzigen Geistes blieb, bis Friedrich Schlegel seinem großen Vorbilde eine eigene tiefsinnige Untersuchung widmete, unbegriffen; er stand in der deutschen Literatur als eine Autorität da, aus welcher jeder nach Maßgabe der eignen Einsicht unhaltbare Regeln abstrahirte, die man als Gesetze aufzwingen wollte, ohne ihre Unanwendbarkeit zu ahnen.

Winkelmann hatte seine Ansichten über bildende Kunst bey dem größten Reichthume gepflogener Studien endlich mehr aus unmittelbarer Anschauung gewonnen, als philosophisch in sich erzeugt und ausgebildet. Seine erhabenen Aussagen über das Schöne, welche zunächst die bildende Kunst trafen, litten zwar die Anwendung auf die Kunst im Allgemeinen, oder forderten vielmehr dazu auf; und man darf sagen, daß durch ihn zuerst die Ahnung des Wesens der Schönheit wie eine Morgenröthe nach langer Nacht in den Gemüthern wach wurde; die Natur seiner Untersuchungs- und Darstellungsweise selbst aber brachte es mit sich, daß, ehe nicht andere, vorbereitende oder erklärende Untersuchungen von anders ausgestatteten Geistern der Nation durchgeführt und vollendet waren, seine Ideen nur von den Ausgezeichnetsten der Nation erfaßt werden konnten, da sie, eine gleichsam unvermuthete und überraschende, in ihrem innersten Wesen isolirte Erscheinung mehr durch die Kraft einer edlen und gereinigten Phantasie, wie die Natur begünstigten Dichtern sie mitgibt, als auf dem Wege der Untersuchung dem Leser sich aneigneten. Zu dieser schwierigen Auffassung Winkelmanns, zu welcher selbst Lessing sich nicht berufen zeigte, war nun Her-

der, obwohl in Manchem von Winkelmann abweichend, wahrhaft ausgerüstet, und im edelsten Sinne reich und glänzend begabt. Wir irren wohl nicht, wenn wir behaupten, daß ohne den Vorgänger Winkelmann, wenn auch der das Denken so gewaltig aufregende Lessing voraus gegangen war, kein so die Wesenheit des Schönen erfassender Denker, wie wir ihn in Herder besitzen, zum Vorschein gekommen wäre.

Die Art aber, wie Herder die Winkelmann'sche Schönheitslehre in sich aufnahm und fortbildete, war die eines durchaus selbstständigen Geistes. Er war so weit entfernt von jener Einseitigkeit, zu welcher Winkelmann durch die ihm natürliche Hinweisung auf hellenische Kunstbildung verführen konnte, daß er vielmehr das Schöne im Umkreise der Dichtung der ganzen Erde aufsuchte, älterer deutscher Poesie, in sofern sie ihm bekannt wurde, Anerkennung gewann, und die Untersuchungen über die Schönheit der Dichtung mit jener über die Schönheit des Lebens selbst verband, dessen Eigenthümlichkeit er bey den verschiedenen Völkern der Erde würdigte. Die Idee der Menschheit, welche in Folge dieser rühmlichen Arbeiten in seinem Gemüthe sich bildete, stärkte seinen Geist für die ganze Folgezeit seines Lebens zu rastloser Bemühung, das menschliche Daseyn in dessen Tiefen zu ergründen. Er hat, diesen Zweck verfolgend, sowohl den Weg der Philosophie als der Geschichte eingeschlagen, und die Poesie der Völker vorzüglich in dieser Hinsicht gewürdigt. Von einem so hohen Standpunkte aus hätte es, weil der Dichtung der würdigste Inhalt und eigentliche Seele gegeben worden war, unmöglich bleiben sollen, die Nichtswürdigkeit leerer Spiele für einen Gegenstand der Poesie zu betrachten, oder sich in leeres Formelwesen zu verlieren. Wenn aber auch ein Kreis edler Geister aus diesem neu aufgegangenen Lichte des Schönen Leben sog, und andere durch das Studium Klopstocks und der Griechen, oder dem Scharfsinne Lessings folgend, gehaltvolle Werke gründeten oder beförderten, so war doch noch von den ersten falschen Bestrebungen nach einer Kritik des Schönen, der die Philosophie fremd geblieben war, eine solche Masse der sinnlosesten Begriffe und ein solcher Wust inhaltsleerer Dichtung durch die Nation verbreitet, daß ihr Zustand in Hinsicht auf Poesie trostlos genannt werden durfte. Denn da man vor Lessing und Klopstock in der Literatur gleichsam nur versuchsweise aufgetreten war, und mit jedem kleinen Produkte der Einbildungskraft einen mächtigen Sieg, des Apollo werth, feyern zu können glaubte, ließ sich die Gewohnheit, große Freude an kleinen Dingen zu empfinden, nicht sogleich beseitigen ———

Anzeige=Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XXVIII.

Das erste Hauptstück des königlichen Buchs.

(Nach dem Directorium humanae vitae des Joannes de Capua.)

Erstes Hauptstück.

Höre nicht auf Einflüsterungen gegen diejenigen, welche du einmal als treue Freunde und Rathgeber erprobt hast. Denn sobald der Neidische bemerkt, daß du einem zugethan bist, und ihm Beweise deines Wohlwollens gibst, wird er alle möglichen Ränke hervorsuchen, ihn dir verdächtig zu machen, damit sich dein Wohlwollen in Haß verwandle, und deine Wohlthaten in Zurücksetzung.

Zeige mir zuerst, sagte der König zu Bidpai, wie es der Arglistige und Boshafte anfängt, um die zwischen Menschen bestehende Freundschaft aufzulösen und in Feindschaft zu verkehren. Denn wohl habe ich die Worte gehört: Laß nicht zu dir den Verleumder, der sogar sich selbst verwundet, um andere zu tödten. Aber wie soll ich ihn erkennen, zeige mir seine krummen Wege und Schliche.

Erz. 1. Bidpai antwortete: Es war einmal ein reicher Kaufmann, der wußte gar wohl wie es in der Welt herging, und hatte mancherley Gutes und Böses erfahren. Nach langem Reisen in viele und entfernte Länder hatte das Alter ihn erreicht; sein Haar war weiß, und die Kraft seines Leibes gering. Da ließ er seine zwey Söhne kommen, welche, zwar herangewachsen, noch wenig gedacht und ausgeführt hatten. Sie lebten gemächlich in dem Ueberfluß ihres Vaters, und hatten weder Einsicht noch Neigung zu irgend einem Geschäft. Zu diesen sprach er:

Nach meiner Erfahrung bedarf, wer in diesem Leben ist, drey Dinge: hinlängliches Vermögen; guten Leumund bey seinem Nächsten; und die zuversichtliche Aussicht auf die Güter, welche in jenem zukünftigen Leben für die Gerechten aufgehäuft liegen. Jedes dieser drey Güter kann aber nur durch folgende vier Stücke erreicht werden: dadurch, daß man den Reichthum auf rechtmäßige Weise an sich bringt; daß man das Erworbene gehörig erhält und verwaltet; daß man von dem Erworbenen den Dürftigen mittheilt; daß man bey den von oben her verhängten Unfällen sich geräuschlos und ohne Widerstreben zurückzieht. Wer nun eins dieser vier Dinge vernachläßigt, kann jene drey Güter nicht erlangen. Denn wenn er den Reichthum nicht rechtmäßig an sich gebracht hat, kann er nicht würdig noch sicher dessen genießen; denn wie gewonnen so zerronnen. Wenn er aber den rechtmäßig erworbnen Reichthum nicht gut verwaltet, wird er bald zu der Zahl der Armen gehören. Denn wer immer auch nur weniges ausgibt, und gar nichts hinzuthut, wird bald seinen ganzen Reichthum verschwinden sehn, wie der Metallkalk allmälich als Staub zerstiebt. Wenn aber der Reichthum auch gut erworben und

weise verwaltet, den bedürfenden Hausgenossen und Fremden aber nichts davon mitgetheilt wird, so wird er auch bald sich einen Ausweg suchen und den Besitzer verlassen, wie das Wasser die Röhren sprengt, wenn es sich immer mehr in denselben häuft, und nirgend einen Ausweg finden kann. Wer endlich bey hereinbrechenden Unfällen nicht bescheiden sich zurückzieht, und kleinen Verlust ruhig erträgt, geräth in Gefahr durch ungestümen Widerstand gegen das Unvermeidliche alles zu verlieren. Denn der Sturm entwurzelt den Baum, aber das Rohr behält seine Stelle.

Erz. 2. Die Söhne wurden durch diese Worte bewegt, und wählten sich jeder ein Geschäft. Der ältere wurde Kaufmann, und zog mit seinen Gütern von einem Land in das andre. Dazu schaffte er sich einen Wagen an, den zwey Stiere zogen. Aber durch die große Anstrengung ward der eine mager und kraftlos, so daß er einmal in einer sumpfigen Gegend stecken blieb, und gar nicht von der Stelle zu bringen war. Er ward abgespannt, und mit großer Mühe aus dem Schlamme herausgezogen. Allein dieß hatte seine Kräfte gänzlich erschöpft, so daß der Kaufmann seinen Weg ohne ihn fortsetzen mußte. Der zweyte Stier, welcher mit dem Kaufmann davon zog, konnte den Schmerz über die Trennung von seinem Gefährten nicht ertragen, und starb bald darauf in einer Herberge vor Sehnsucht. Jener, in der Einöde zurückgelassen, erholte sich aber allmälich, und ging dann gemächlich weiter. Bald wurde das Land fruchtbarer; das Wasser des Sumpfes bildete einen Bach, und wässerte eine gras- und blumenreiche Wiese. Auf diese begab er sich, ließ es sich hier wohl seyn, und ward bald feist und behaglich, denn er hatte weder Sorge noch Arbeit. Da sein Muth nun so gewachsen war, wollte er ihn gern auslassen, und fing deßhalb an mit den Hörnern in dem Boden zu wühlen, und ein so fürchterliches Gebrüll auszustoßen, daß es weit umher wiederhallte.

Nicht fern davon wohnte in seiner Höhle ein Löwe, ein König vieler Thiere; denn es gehorchten ihm noch viel andere Löwen, Bären, Panther, Wölfe, Füchse und mancherley große und kleine, wilde und zahme Thiere. Er war jung, hielt einen zahlreichen Hofstaat, und seine Unterthanen fürchteten ihn. Die grausamsten Tieger und wildesten Elephanten der Nähe und Ferne achteten ihn; denn oftmal hatte er sich im Kampf mit ihnen gemessen. Aber nie hatte er einen Stier gesehen, noch sein Brüllen gehört. Deßhalb gerieth er in große Angst und Verwirrung, da er den unbekannten Ton hörte, und wußte sich nicht zu rathen. Denn er wollte seine Furcht keinem seiner Unterthanen zeigen, um nicht verachtet zu werden. Nun verließ er seine Höhle nicht mehr unter mancherley Vorwänden, und seine Seele war betrübt.

Unter seinen Hofbedienten zeichneten sich lange schon zwey Füchse durch ihren Eifer aus, Namens Kelileh und Dimneh. Beyde waren klug, verschwiegen, rathvoll und beredt. Außer dem war Dimneh verschlagen, ränkevoll, ehrgeizig und selbstsüchtig. Dieser durchschaute auch zuerst den Gemüthszustand des Löwen, und sagte zu seinem Vetter Kelileh: Siehst du nicht, Vetter, welche Veränderung mit dem Löwen sich zugetragen hat? Sonst ging er täglich auf die Jagd, und sah wie die Unterthanen es trieben, jetzt ist er wie gebannt in seiner Wohnung, und der Unmuth seines Herzens macht, daß er gegen jeden zürnt, der sich ihm naht. — Kelileh antwortete: was richtest du thörichter Weise deine Aufmerksamkeit auf solche Dinge? Werden wir beyde doch geachtet und geliebt, und noch zeigt sich uns keine Gefahr. Laß uns treulich unsern Beruf erfüllen, dem Könige dienen, und nicht eindringen wollen in

Geheimnisse, die Gefahr bringen können. Denn wer thut was nicht seines Amts ist, und sich in Dinge mischt, die ihn nichts angehn, kann leicht das Schicksal des Affen haben, welcher Holz spalten wollte.

Erz. 3. Ein Zimmermann hatte sich auf einen großen Balken gesetzt, wie auf ein Pferd, um ihn zu spalten. Er bediente sich dazu zweyer Keile, von denen er den hintersten mit Gewalt so lange hineinschlug, bis der vorderste ganz lose saß. Dann nahm er den vordersten, und steckte ihn noch weiter hinter, und trieb wieder diesen so tief, bis er jenen herausnehmen konnte, und so immer fort. Ein in der Nähe wohnender Affe betrachtete ihn bey diesem Geschäft mit vieler Aufmerksamkeit. Darauf ging der Zimmermann zu einer andern Verrichtung etwas bey Seite. Augenblicklich sprang der Affe hervor, auf den Balken hinauf, setzte sich zurecht wie der Arbeiter, und fing auch an zu arbeiten. Sein Schwanz hing durch das halbgespaltene Holz hindurch. Der Zimmermann hatte nur den letzten Keil darin stecken lassen; der Affe zog auch diesen heraus, ohne den andern vorher hinein getrieben zu haben, weil er den wahren Zusammenhang und die Folge der Arbeit nicht begriffen hatte. Sogleich sprang das Holz so heftig zusammen, daß der Schwanz des Affen jämmerlich zerquetscht wurde, und eingeklemmt blieb. Da rief er in seinem Schmerz: Meine Beschäftigung ist, die Früchte des Feldes und Waldes zu genießen, wie konnte ich so einfältig seyn, Holz spalten zu wollen? Während er diese späten Verweise sich selbst ertheilte, kam der Zimmermann wieder, und fand ihn in diesem kläglichen Zustande. Statt ihn loszumachen, schlug dieser ihn mit einem Stock todt unter den Worten: Das verdient der, welcher Meister seyn will, ohne seine Lehrjahre gehalten zu haben.

So kann es auch dir gehen, wenn du es darnach anfängst, fuhr Kelileh fort. — Ich verstehe dich, versetzte Dimneh; aber man ist nicht in der Nähe der Großen, nur um zu trinken und essen, sondern um höher zu steigen, und Ehre und Ruhm zu erwerben. Denn dadurch können wir unsere Freunde erfreuen, und unsere Feinde betrüben. Es liegt in der Natur niedriger und gemeindenkender Seelen, sich mit dem Gegenwärtigen zu begnügen, und daran seine Freude zu haben. Und der Hund ist glücklich, wenn er zufällig einen trocknen Knochen findet. Aber der Hochfahrende hängt sein Herz nicht an Kleinigkeiten, und leichte Dinge; sondern er strebt nach dem Höchsten und jagt dem nach, was ihn dahin führen kann. Auch der Löwe setzt wohl dem Hasen nach; wenn er aber das Kamehl erblickt, kümmert er sich nicht mehr um jenen, sondern jagt diesem nach. Weißt du nicht, daß der Hund so lange mit dem Schwanz wedelt, bis er ein Stückchen Brot erbettelt hat, der große Elephant aber die ihm dargebrachte Speise verschmäht, und endlich nur durch Schmeicheleyen bewegt wird, sie zu genießen? Der erhaben Denkende, glücklich ans Ziel Gelangende und Freygebige lebt viele Jahre hindurch in dem Munde der Leute, wenn er auch sein Alter nicht hoch bringen sollte. Aber wer in einem beschränkten und dunkeln Kreise sein Leben hinschleppt, hat wenig gelebt, wenn er auch das späteste Alter erreicht. — Kelileh antwortete: Bedenke, daß jeder sein eigenes Maß hat, über welches er nicht hinaus kann, und womit er sich begnügen muß. Wir werden von den Vornehmsten des Hofes geehrt; wir können mit unserem Maß zufrieden seyn. — Dimneh erwiederte: Du hast Recht; der Edle strebt aber immer höher hinauf, wie der Gemeine unmerklich immer tiefer hinabsinkt. Das siehst du am Hahn; mit seinen bunten Federn und tüchtigen Flügeln könnte er sich in die Lüfte erheben; aber du findest ihn auf dem Misthaufen,

wo er Körner hervorkratzt. Denn von unten hinauf zu klimmen ist schwer, leicht aber von der Höhe hinab zu steigen, wie der Stein nur mit großer Mühe hinaufgeschafft wird, von selbst aber in die Tiefe herunterrollt. So müssen auch wir, wenn die Gelegenheit geboten wird, aus allen Kräften nach oben streben. — Kelileh: Was beabsichtigst du jetzt? — Dimneh: Ich will den Gemüthszustand des Löwen benutzen, um ihm näher zu kommen und sein Vertrauter zu werden. Denn ich sehe, daß er ganz rathlos und niedergeschlagen ist. Vielleicht gelingt es mir durch diesen Anlaß in seine Gunst zu kommen. — Kelileh: Woher weißt du, daß der Löwe niedergeschlagen ist? — Dimneh: Ich errathe sein Inneres, denn der Verständige kann die geheimen Gedanken des Andern erkennen, wenn er seine Mienen und Gebärden beobachtet. — Kelileh: Und wie hoffst du bey dem Löwen Gnade zu finden, da du nie den Königen ganz nahe gewesen bist, noch weißt, wie man mit ihnen umgehen muß? — Dimneh: Der Verständige weiß sich auch da zu nehmen, wo er noch Neuling ist, der Unverständige aber vergreift sich auch in dem, was sein beständiges Geschäft ist. — Kelileh: Der Herrscher wählt nicht immer den Vorzüglichsten zu seinem Vertrauten, vielmehr oft den, welcher ihm gerade am nächsten ist, wie die Weinrebe nicht gerade die größten und stärksten Bäume umschlingt, sondern die ihr nächsten. Wie willst du nun dem Löwen dich nahen, da du noch so fern von ihm bist? — Dimneh: Sehe ich doch, daß die ihm Nächsten auch früherhin es nicht waren, sondern von unten sich hinaufarbeiteten. Denn man sagt, daß wer am Hof ist, und seinen Hochmuth unterdrückt, seine Leidenschaften verbirgt, und allen es Recht zu machen sucht, bald dem Könige lieb wird. — Kelileh: Gesetzt, dir gelingt es dem Löwen nahe zu kommen, wie willst du seine Gunst erlangen? — Dimneh: Ich werde seine Gesinnung und seine Neigungen erforschen. Sehe ich, daß er etwas Nützliches unternehmen will, werd' ich ihn noch mehr zu der Ausführung anfeuern, und ihm alle Vortheile desselben aus einander setzen. Sinnt er aber auf etwas Schädliches, so will ich ihm alles Verderbliche darin entwickeln, und zwar mit demüthigem Ausdruck und süß schmeichelnden Worten, und so hoffe ich soll der Löwe mich vor allen andern lieb gewinnen. Ueberhaupt kann nur der Kluge der Wahrheit ihre Würde verschaffen, und auch die Unwahrheit wie Wahrheit ausschmücken, so wie der Maler auf derselben Tafel die Gegenstände als nah und fern erscheinen läßt. — Kelileh: Bestehst du einmal fest auf deinem Vorsatz, so mußt du sehr vorsichtig zu Werke gehn. Nur ein Thor sucht unnöthiger Weise folgende vier Dinge auf, und nur ein Weiser kann der Gefahr entgehn, wenn er zufällig darein verwickelt wird. Erstlich, Vertrauter des Königs seyn. Zweytens, den Weibern Geheimnisse anvertrauen. Drittens, versuchen wie Gift schmeckt und wirkt. Viertens, über das Meer reisen. Denn der König ist gleich einem schroffen und unzugänglichen Berge, prangend im Schmuck fruchtreicher Bäume und duftender Blumen, aber auch voll wilder und reißender Thiere. Wohl bewaffnet muß also seyn, wer hinauf will; das Ersteigen ist schwierig und mühselig, und der Aufenthalt oben gefährlich. — Dimneh: Ganz wahr, aber wer Gefahren scheut, erreicht seinen Zweck nicht, und wer alles fürchtet, muß auch alles entbehren. Denn es heißt auch, kein Kleinmüthiger unternimmt folgende drey Dinge: den Dienst um die Person des Königs, den Seehandel, und den raschen Angriff des Feindes. Auch gibt es für den Hochherzigen nur zwey würdige Aufenthaltsorte, nämlich der königliche Hof, und die der Beschauung der Dinge gewidmete Einsamkeit. So lebt der Elephant

in der Wüste, oder im königlichen Pallast. — Kellleh: Ich tadle deinen Vorsatz. Geh, und thu was du nicht lassen kannst.

Dimneh eilte hierauf in den königlichen Saal, und warf sich vor dem Löwen nieder. Der Löwe fragte die Umstehenden, wer er wäre. Sie antworteten: Dimneh, Herr, der Sohn des Kasri. Der Löwe sagte: Ich kenne den Vater. Hierauf rief er Dimneh zu sich heran, und sagte: wo hältst du dich jetzt auf? Ich finde mich täglich in deinem Vorsaal ein, erwiederte Dimneh, in der Hoffnung dir vielleicht einmal in etwas nützlich seyn zu können. Denn ich glaube daß zu gewissen Dingen der König auch niedrige und unbekannte Diener gebrauchen kann. Nehmen wir doch zuweilen auch den weggeworfnen und unbeachtet liegenden Span von der Erde auf, um uns das Ohr zu reinigen. — Da der König diese Worte vernahm, sagte er zu denen um ihn: Oft kann der Verständige und Einsichtsvolle durch die Dunkelheit seines Standes verborgen bleiben. Doch enthüllt sich oft sein innres Wesen durch wenige Worte bey schicklicher Gelegenheit, wie das Feuer an jeglichem Ort die Finsterniß durchstrahlt, und sein Wesen kund gibt. Auch kann das beste Schwert nicht das verrichten, wozu die Nadel gebraucht wird. — Da nun Dimneh merkte, daß seine Worte dem Löwen gefielen, sagte er: O König, alles was um den König ist, erhält seine Bedeutung und seinen Platz nur durch ihn. Wie der verschiedne in der Erde verborgen liegende Same nur seine Eigenthümlichkeit zu erkennen gibt, wenn er aus dem Schooß der Erde hervorsprießt, so zeigt auch jeglicher durch die aus seinem Innern hervorgehenden Reden sein eigenthümliches Maß. Demgemäß wird der König jedem seine rechte Stelle anweisen. Hält man doch den für einen Thoren, welcher mit seinem Hut die Beine bedecken will, oder mit seinen Schuhen den Kopf. Wer den Saphir und die Perlen in Bley faßt, erniedrigt mehr sich als die Perlen. Der Herrscher muß die Unterthanen kennen, wie der Feldherr die Soldaten. Nicht durch die Masse allein vollführen die Feldherrn ihre Unternehmungen, sondern durch die richtige Anstellung und Vereinigung der verschiedenen Kräfte. Und der Feldherr verachtet keinen, auch nicht den kleinsten seiner Untergebnen; denn das Kleine ist nicht klein, wenn es Großes fördert. Sind doch wenige kleine Edelsteine schätzbarer als viele große Feldsteine; und wer einen Feldstein mit Mühe weit schleppt, erhält dafür allenfalls einen Groschen, wer aber einen Edelstein einem bringt, was keine Anstrengung erfordert, bekommt ein gutes Geschenk. Auch darf der Herrscher nicht allein die von altem Adel an sich ziehn, sondern alle, welche ihm nutzen können. Eben so wenig muß er sich mit seiner nächsten Umgebung begnügen, sondern auch von fern her die Einsichtsvollen und Gebildeten herbeyrufen. Ist uns doch nichts näher, als der eigne Leib, aber befällt ihn eine Krankheit, so sucht der Kranke auch die fernsten Arzneymittel hervor. Die Maus ist dem König nahe, denn sie schmarotzt in seinem Pallast. Aber obwohl sie so nah ist, wird sie nicht so geehrt als der Falke. Zwar haust der Falke weit im Forst, aber wegen seines Werthes wird er herbeygerufen, und von den Königen auf der Hand getragen. — Die freymüthige Rede des Dimneh gefiel dem König, und er sagte zu seinen Begleitern: Er hat Recht. Der König darf das Vorzügliche nicht übersehen, wenn es auch unten steht. — Hierauf entfernten sich die andern, und er blieb mit Dimneh allein, welcher den günstigen Augenblick zu benutzen dachte, und sagte: Mein König, entschuldige die Dreistigkeit meiner Frage durch den Wunsch dir nützlich zu werden. Wie kommt es, daß du schon so lange dich inne hältst, und nicht wie vormals

dich deinen Unterthanen zeigst? — Der Löwe wollte seine Furcht verbergen, da hörte er plötzlich das wiederholte Brüllen des lustigen Stieres, und alle Verstellung war vergeblich. Zitternd sagte er zu Dimneh: Jene Stimme hat mich verhindert auszugehn, ich weiß nicht von wem sie kommt, und fürchte, daß der Leib des Thieres so gewaltig ist, wie sein Gebrüll. Und ist es so, dann muß ich aus meinem Reiche fliehen. — Dimneh antwortete: Fürchte nicht, mein König, großes Geschrey, denn meist ist es leer und nichtig. Das hoch aufgeschoßne Rohr wird leicht zerbrochen.

Erz. 4. Man erzählt, daß ein hungr'ger Fuchs auf Raub ausging, und in einem Walde einen Baum antraf, an welchem eine Trommel aufgehängt war. Der Wind aber trieb die Zweige gegen die Trommel, so daß die Schläge weit hin schallten. Der Fuchs fürchtete sich erst dem Getöse näher zu kommen. Dann aber, von Hunger und Begier getrieben, ging er muthig darauf los. Denn er hoffte, es müsse ein feistes Thier mit tüchtigem Fleisch seyn, welches solchen Lärm erheben könnte. So stieg er auf die Trommel hinauf, und zerbiß mit vieler Mühe das Fell. Aber er fand innen alles hohl und leer. Da rief er: Ach, ich sehe, daß große und geschwätzige Dinge oft unbedeutend und kraftlos sind.

So kann es auch uns jetzt gehen, da wir uns vor dieser Stimme erschrecken. Wenn du aber erlaubst, will ich hin, und sehn was es ist, und dir bald wahrhaftigen Bericht abstatten —. Der Löwe war es zufrieden, und sandte ihn fort. Aber kaum hatte Dimneh das Zimmer verlassen, so ergriff den König von neuem Unzufriedenheit und Furcht. Er bereute was er gethan, und sagte zu sich: Wie konnte ich mich nur so blind dem Dimneh hingeben! Sagt man doch, der Herrscher müsse nicht einem trauen, der sich durch lange Vernachläßigung beleidigt halten könnte, noch dem Habsüchtigen und Unersättlichen, noch dem, welcher in seiner Noth vom Könige nicht unterstutzt worden, noch dem, welcher um Vermögen und Ehre gekommen ist. Dimneh kann erbittert seyn, daß er bey seinen großen Einsichten zu lange Zeit verachtet im Vorzimmer hat harren mussen, und hat vielleicht hinterlistig mich berückt, um zu erfahren, ob etwa jenes Thier mächtiger und kraftvoller sey als ich. Findet er aber dieß, geht er wohl zu ihm über, und erzählt ihm meine Schwächen. Beunruhigt durch solche Gedanken trat er ängstlich hervor, um sich nach Dimneh umzusehn Freudig eilte er zurück, damit Dimneh seine Besorgnisse nicht merken sollte. Als dieser zu ihm hineintrat, rief er aus: Was hast du ausgerichtet? — Dimneh erwiederte: Ich habe das brüllende Thier gesehn; es ist ein Stier. Ich habe dicht neben ihm gestanden, und mit ihm gesprochen, und er hat mir nichts zu Leide gethan. — Der Löwe sagte: Halte das nicht für einen Beweis der Ohnmacht des Stieres. Denn auch der Orkan zerreißt nicht die niedern Grashälmchen der Wiese, aber die gewaltigen Baumstämme des Waldes schleudert er entwurzelt zur Erde. Auch vertreibt sich der Adler nicht die Zeit damit, daß er Fliegen fängt — Dimneh antwortete: Glaube nicht, mein König, daß der Stier so mächtig ist. Wenn du befiehlst, will ich ihn zu dir führen, und er wird dir gehorsam seyn, und dir dienen. — Der Löwe, hierüber erfreut; gebot ihm zu thun, wozu er sich erboten hatte.

Dimneh begab sich also auf die Wiese, wo der Stier weidete, und sagte ihm ganz dreist: Der Löwe schickt mich zu dir, und befiehlt dir zu ihm zu kommen. Wenn du eilst, seinen Befehl zu vollziehen, will er dir die bisherige Nachläßigkeit verzeihen, daß du ihm bis jetzt noch nicht deine Aufwartung gemacht hast. Wenn du aber noch länger zögerst, muß

ich ihm hierüber Bericht abstatten. — Der Stier antwortete: wer ist dieser Löwe, der dich zu mir schickt? und wo hält er sich auf? — Dimneh erwiederte: Er ist der König der Thiere, und hält sich hier in der Nähe auf mit seiner ihm untergebenen Heeresmacht. — Da fürchtete sich der Stier, und sagte: wenn du mir dein Wort verpfändest, daß mir kein Leid geschehn soll, will ich dir folgen. — Dimneh versicherte dieß eidlich, und führte dann den Stier zum Löwen. Dieser nahm ihn freundlich auf, und fand Wohlgefallen an ihm, und erkundigte sich, wie er in diese Gegend gerathen sey. Darauf erzählte der Stier alle seine Schicksale. Und bald wurde er dem Könige so lieb, daß ihn dieser zu den höchsten Ehrenstellen erhob, zu seinem geheimen Rath machte, und ihn über alle andern Räthe setzte. Dimneh ward bey jeder neuen Gunstbezeugung des Königs von immer heftigerem Neide gequält, so daß er ihn zuletzt nicht mehr in sich verschließen konnte, und sich seinem Vetter Kelileh entdecken mußte. Er ging deßhalb zu ihm, und sagte: Wunderst du dich nicht über meine Einfalt, wie ich, um dem Löwen nützlich zu seyn, mir selbst so geschadet habe, da ich ihm den zugeführt habe, der mich jetzt verdrängt hat? Ich will aber jetzt meinen vorigen Platz wieder gewinnen. Denn der Verständige muß vorzüglich zwey Dinge sich angelegen seyn lassen. Zuerst überlegen, welches Gute und Böse ihm widerfahren ist, dann das vermeiden, wodurch ihm Böses entstanden ist, und das hegen, wodurch ihm Gutes geworden ist. Zweytens muß er das bevorstehende Schöne und Schlechte im Geist sich vorhalten, und das Schöne zu erreichen trachten, das Schlechte aber von sich abwehren. Das habe ich gethan. Ich habe überlegt, wie ich das vorige Vertrauen des Königs wieder gewinnen könne, und ich finde kein andres Mittel, als daß ich den Stier durch List aus dem Wege räume. Denn dieß ist mir gewiß nützlich, vielleicht auch dem Löwen. — Kelileh: Ich sehe nicht, was dem Löwen der Umgang mit dem Stier schadet. — Dimneh: Der Löwe ist ganz in seinen Händen, und kümmert sich um gar keinen andern mehr. Durch sechs Dinge aber geräth ein König in Verachtung, und befördert seinen Sturz. Erstlich, wenn er nicht das den Umständen Angemessene thut, und da nachgiebig und mild ist, wo Widerstand und Strenge nöthig sind, da aber hart verfährt, wo Schonung nützlich wäre. Zweytens, wenn er nicht tüchtige, verständige und treue Diener und Rathgeber hat. Drittens, wenn seine Untergebnen in beständigem Zwiespalt sind. Viertens, wenn er von unvernünftigen Lüsten beherrscht wird. Fünftens, wenn er vom Zorn sich hinreißen läßt. Sechstens, wenn er bey jedem leichten Anstoß des Augenblicks unsicher schwankt. — Kelileh: Wie willst du aber den Stier verderben, der viel stärker ist als du, und Freunde und Diener in Menge hat? — Dimneh: Meine Geringfügigkeit und Schwäche macht mich nicht muthlos. Oft sind Kräftige von Unbedeutenden niedergeworfen. — Kelileh: So ist es. Aber hüte dich wohl, daß du nicht, indem du jenes beabsichtigst, dich selbst in großen Schaden bringst. Wie leicht dieß möglich sey, mag dich folgende Geschichte lehren:

Erz. 5. Ein Einsiedler erhielt von einem König als Ehrengeschenk mehrere kostbare Gewande. Ein Dieb hatte davon gehört, suchte den Einsiedler auf, und sagte zu ihm arglistiger Weise: Ich wünsche dein Schüler zu werden, deßhalb komme ich von fern her, obwohl ich arm und nackt bin, um durch das Zusammenseyn mit dir deine Tugenden mir anzueignen. Der Einsiedler nahm ihn auf, und faßte Zutrauen zu ihm. Als dieser aber einst verreisen mußte, ergriff der Dieb die Gelegenheit, entwendete die Kleider, und lief damit davon. Bey der Rückkehr vermißte

der Einsiedler den Schüler und das kostbare Geschenk. Er machte sich also sogleich auf den Weg, um den Dieb einzuholen. Da traf er unterweges zwey Böcke an, welche so gewaltig mit den Hörnern gegen einander kämpften, daß das Blut zur Erde floß. Indeß kam ein Fuchs dazu, und leckte begierig das hervorströmende Blut der Streitenden. Da er aber im Genuß nicht um sich sah, trafen ihn die gegen einander Rennenden unversehens mit ihren Hörnern so gewaltig, daß er todt zur Erde fiel, und von ihren Füßen zertreten wurde.

Der Einsiedler setzte seinen Weg fort, und traf erst spät in der Nacht in einer Stadt ein. Da er nicht wußte, wo er ein Unterkommen finden sollte, gerieth er in das Haus eines Weibes, welches mit einem Mädchen zusammen wirthschaftete. Dieses Mädchen wurde von einem Mann häufig besucht, welcher die Frau des Hauses nicht leiden mochte, obgleich sie ihn für sich zu gewinnen suchte. Vor Eifersucht und Wuth außer sich, beschloß sie diesen Mann umzubringen. Sie hatte deßhalb in dieser Nacht ihm so oft eingeschenkt, daß er seinen Rausch ausschlafen mußte. Darauf ergriff sie ein dünnes Rohr, in dessen eine Oeffnung sie ein starkes Gift gethan hatte, und steckte es in die Nase des Schlafenden. Sie selbst nahm die andere Oeffnung in den Mund, um ihm das Gift durch die Nase in das Gehirn zu blasen. Allein in demselben Augenblick nieste der Mann so heftig, daß das Gift durch das Rohr dem Weibe in Mund und Kehle zurückgetrieben wurde. Sie stürzte sogleich auf die Erde, und gab ihren Geist auf. Der Einsiedler hatte alles dieß aus einem Nebenzimmer beobachtet, wo man ihm eine Schlafstelle angewiesen hatte. Mit Tages Anbruch entfernte er sich, und suchte den Dieb zu treffen.

Gegen Abend begegnete ihm ein Schuhmacher, der ihn die Nacht bey sich aufzunehmen wünschte. Er führte ihn also mit sich nach Hause, und empfahl seiner Frau für ihn auf das beste zu sorgen, da er selbst von einem Freunde zum Nachtessen eingeladen war. Diese Frau hatte einen Liebhaber, und die Frau eines benachbarten Barbiers diente als Unterhändlerin. Als der Mann fort war, sagte das Weib zur Kupplerin: Rufe mir doch meinen Liebhaber, meine Gute! denn mein Mann ist nicht zu Hause. — Sogleich lief die Unterhändlerin, und holte ihn herbey. Die Ehebrecherin setzte sich mit ihm vor die Hausthür. Da kam plötzlich der Schuhmacher etwas berauscht wieder, und erblickte beyde. Doch that er, als sähe er den Mann nicht. Sobald er aber mit ihr im Zimmer war, band er sie an einen Pfeiler, und schlug so lange auf sie los, bis er ganz müde war. Dann ließ er sie stehn, legte sich zu Bett, und schlief ein. Da trat die Frau des Barbiers durch die offne Thür hinein, und sagte zu ihr: Ey Liebe, dein Liebhaber ist draußen, und ist böse, daß du ihn so lange allein läßt. — Jene aber antwortete kläglich: Sieh nur mein Unglück. Aber thu mir doch den Gefallen, und laß dich nur den Augenblick hier für mich anbinden, bis ich mich bey ihm entschuldigt habe. Ich bin gleich wieder hier. — Die willfährige Frau des Barbiers war es zufrieden, band ihre Nachbarin ab, und ließ sich fest machen. Als die Frau eben hinaus war, wachte der Mann auf, und rief sie. Die Kupplerin aber schwieg still, um nicht erkannt zu werden. Der Schuhmacher gerieth nach vielem vergeblichen Rufen in den höchsten Zorn, weil er das Schweigen für ein Zeichen von Tücke hielt, nahm ein Messer, schnitt ihr die Nase ab, und gab sie ihr in die Hand mit den Worten: schenke sie deinem Freunde. Dann begab er sich wieder zu Bett, und schlief ein. Als nun die Frau des Schuhmachers wieder kam, sah sie was ihrer Freundin begegnet war, bedauerte sie herzlich, band sie los, und ließ sich wieder fest-

binden. Die Kupplerin ging darauf betrübt und ohne Nase nach Hause. Die Schuhmacherfrau aber überlegte, wie sie sich unschuldig stellen könne. Zu dem Ende rief sie überlaut: Du Herr, mein Gott! bin ich schuldig, erbarme dich nicht meiner; hat mich aber mein Mann in falschem Verdacht, so gib, daß meine Nase mir wieder so gesund werde, wie sie immer gewesen ist. Nach diesen Worten rief sie ihrem Mann zu: Steh auf, du Bösewicht, steh auf, und sieh die Wunder Gottes zur Bekräftigung meiner Unschuld! Meine Nase ist wieder gesund wie immer! — Der Mann erwiederte: Schweig, Nichtswürdige! Willst du Gott mit deinen ruchlosen Reden versuchen? — Als er eben aufgestanden war, und Licht angezündet hatte, sah er mit großem Erstaunen, daß ihre Nase völlig wieder hergestellt war. Es reute ihn also was er gethan, er band sie los, bat um Verzeihung, und versöhnte sich mit ihr.

Die Frau des Barbiers überlegte indeß voll Angst, wie sie ihre Schmach verbergen könne. Als nun gegen Morgen vor Sonnenaufgang ihr Mann zu seinen Geschäften gehen wollte, sagte er ihr, während er sich ankleidete: Gib mir mein Besteck, Frau; denn ich habe heute ganz früh eine wichtige Operation vor. — Sie aber reichte ihm absichtlich nur das Scheermesser. Er sagte: gib mir doch das ganze Besteck. — Sie gab aber wieder nur das Scheermesser. Und da es das dritte Mal eben so ging, so warf ihr der ergrimmte Barbier das Messer im Zorn wieder zu. Es war aber noch ganz finster. Die Frau faßte sich also mit fürchterlichem Geschrey nach der Nase, und rief überlaut: meine Nase, meine Nase! Da strömten die Nachbarn und ihre Brüder und Verwandten von allen Seiten herbey, und schleppten den armen Mann vor den König, der ihn verhörte, und ihn, da er sich nicht hinlänglich rechtfertigen konnte, den Schergen überlieferte. Diese banden ihn, und sollten ihn unter Peitschenhieben durch die Straßen der Stadt führen. Das Volk versammelte sich um ihn, um die Strafe anzusehn; da trat auch der Einsiedler mit herzu, und erblickte unter dem Haufen den Dieb, welcher die ihm gestohlnen Kleider anhatte. Er trat also zum König, und sagte ihm: Glaubst du, mein Gebieter, daß der Dieb die Gewande gestohlen hat, welche mir deine Gnade verehrt hat, und die ich suche? oder daß die Böcke den Fuchs getödtet haben? oder daß das Gift das Weib umgebracht hat? oder daß dieser gebundne Barbier die Nase seines Weibes abgeschnitten hat? Keinesweges. Sondern jeder selbst ist Schuld an dem Unglück, das ihn betroffen hat. Ich, durch den Ehrgeiz, mir einen guten Schüler zu erziehn, und die übrigen ebenfalls durch verblendende Leidenschaften. — Und so erzählte er den ganzen Hergang der Sache, wie er selbst ihn beobachtet hatte. So kannst auch du, so endigte Kelileh die Erzählung, dir selbst schaden, indem du einem andern etwas Uebles bereiten willst.

Du hast Recht, antwortete Dimneh; ich will jetzt aber nicht mir etwas Angenehmes verschaffen, was ich noch nicht besessen habe, sondern nur in meinen vorigen Stand zurückkehren, den ich durch die Dazwischenkunft des Stieres verloren habe. Ihn muß ich zu entfernen suchen. — Kelileh: Die Könige schützen die, welche sie einmal zu ihren Günstlingen erhoben haben, und lassen sie nur aus sehr triftigen Gründen sinken. Warum schwimmt das Holz auf dem Wasser, und geht nicht zu Grunde wie der Stein? Weil das Wasser eine Ungerechtigkeit zu begehn glaubt, wenn es das zu Boden wirft, was es ernährt und groß gemacht hat, und dem es Blüthe und Frucht geschenkt hat. — Dimneh: Freylich genießt der Stier alle diese Vorzüge, aber ich habe schon gesagt, daß viele höchst

Mächtige von Ohnmächtigen sind überwunden worden. Die Fabel vom Raben möge das beweisen:

Erz. 6. Ein Rabe hatte in einem Walde sein Nest am Abhang eines Berges. In einer Spalte desselben hauste eine Schlange, welche alljährlich die Jungen des Raben aus dem Neste holte und verschlang. Zuletzt konnte es der Rabe nicht länger aushalten, und wandte sich an einen Fuchs, seinen Freund, um ihm sein Leid zu klagen. Er sagte ihm zuletzt: du weißt nun, wie es mir gegangen ist; ich habe mir jetzt vorgenommen, die Schlange im Schlaf zu überfallen, ihr die Augen auszukratzen, und so mich an ihr zu rächen. — Ja nicht, sagte der Fuchs, und denke vielmehr auf ein Mittel, wie du deinen Zweck erreichst, jenem weh zu thun, ohne dir selbst zu schaden. Denn sonst möchte es dir gehn, wie jenem Vogel, der selbst umkam, als er einen Krebs umbringen wollte.

Erz. 7. Ein Fischreiher wohnte nämlich bey einem mit Fischen angefüllten See, und ernährte sich aus demselben manches Jahr. Endlich ward er alt, und ungeschickt zum Fangen. Vom Hunger gequält spazierte er langsam und mißvergnügt am Ufer entlang Da begegnete ihm ein Krebs, und sagte ihm: Du scheinst mir trübsinnig und muthlos. Was ist dir? — Wie sollte ich nicht mißvergnügt seyn! antwortete der Reiher. Bis jetzt habe ich von den Fischen dieses Sees im Ueberfluß gelebt. Heute aber sind Fischer hierher gekommen, die zu einander sagten: Es ist schade um die vielen schönen Fische dieses Sees. Wir wollen große Netze ausspannen, und sie alle mit einander einfangen. Das werden sie nun gewiß thun, und dann habe ich nichts zu leben. — Der Krebs eilte erschrocken zu den Fischen hinunter, und erzählte ihnen was er gehört hatte. Sie versammelten sich in Eil, begaben sich zu dem Reiher, und ihre Oberanführer sprachen zu ihm: Wir sind hier, um uns deinen Rath auszubitten. Denn der Verständige bedient sich auch des Rathes seines bisherigen klugen Feindes, wenn beyden eine gemeinschaftliche Gefahr droht, deren Abwendung beyden gemeinschaftlichen Nutzen bringt. — Der Reiher erwiederte: Ihr seht, daß wir zu ohnmächtig sind, uns mit den Menschen in einen Kampf einzulassen. Ich weiß also nichts besseres, als daß ihr euch nach einem andern lieblich unter Gebüsch und Schilf versteckten wasserreichen Teich begebt. Ich will euch allenfalls dahin führen, wenn ihr wollt. — Die Fische sagten: Führe uns nur, denn wir wissen sonst uns nicht zu helfen. Der Reiher: Ich fürchte zwar, daß die Fischer eher ihre Absicht ausführen, als ich euch alle in Sicherheit gebracht habe; doch will ich alle meine Kräfte aufbieten, euch fortzuschaffen. — Und so fing er an täglich mehrere Fische fortzutragen, wie die andern meinten in den versprochnen Teich, in Wahrheit aber auf einen fernen einsamen Hügel, wo er sie verspeiste. Nicht lange nachher fürchtete sich auch der Krebs länger im See zu bleiben, und sagte zum Reiher: führe mich hin, wo meine Gefährten sind. Der Reiher ergriff ihn, und trug ihn hin, wo er die andern Fische verzehrt hatte, um auch ihn zu verschlingen. Der Krebs aber bemerkte aus der Ferne die weißen Gräten der Fische, welche auf dem Hügel aufgehäuft lagen. Sogleich erkannte er die arglistige Absicht des Vogels. Und er sagte in seinem Herzen: Jeder, der in die Hände seines Todfeindes geräth, muß Leben gegen Leben setzen, und die Ränke seines Gegners zu Schanden machen, damit er wenigstens nicht verächtlich umkomme, wenn er unterliegt. — Und hierauf packte er mit seinen Scheeren so plötzlich und gewaltig den Hals des Reihers, daß dieser erwürgt zu Boden sank. Der Krebs aber kehrte in den See zu den Fischen zurück, und erzählte ihnen alles. Von nun an lebten sie ungestört in ihrem Wasser fort.

Hieraus kannst du sehn, fuhr der Fuchs fort, daß oft der, welcher andre fangen will, in seine eignen Netze verstrickt wird. Ich rathe dir daher der Schlange etwa auf folgende Art beyzukommen. Suche dir eins von den Kleinodien aus, woran die Menschen ihr besonderes Vergnügen finden, und trage dieß in der Luft fort, doch so langsam, daß sie dich sehn und verfolgen können. Fliege dann damit bis an die Höhle der Schlange, und wirf es dort hinein. Die Besitzer des Kleinods werden dir nacheilen bis dahin, und wenn sie die Schlange bey derselben finden, dieselbe tödten. — Der Rabe befolgte den Rath, fand eine Frau, welche in einem Garten sich badete, und ihr kostbares Geschmeide auf eine Bank gelegt hatte. Der Rabe nahm es, erhob sich langsam damit in die Luft, so daß die herbeygerufnen Leute ihn im Gesicht behielten. So führte er sie bis an die Felsenspalte der Schlange, der er den Raub zuwarf. Die Verfolger nahmen ihn sogleich nach sich, und tödteten die Schlange mit Steinwürfen. So ward der Rabe für immer von den Verfolgungen seiner Feindin befreyt.

Dieß Beyspiel habe ich dir erzählt, setzte Dimneh hinzu, um dir zu zeigen, daß durch Klugheit oft die Gewalt überwunden werden kann. — Kelileh antwortete: Es würde passen, wenn der Stier bloß stark und kräftig am Körper wäre, aber er ist auch verständig und vorsichtig. Darum kannst du glauben, daß er sich vor dir in Acht nehmen wird, und deine Nachstellungen vereiteln. — Dimneh: Allerdings ist er das. Aber ich habe den Vortheil, daß er mir traut, weil ich es bin, der ihn zum König gebracht hat. Deßhalb hoffe ich, es soll mir gelingen, ihn aus der Welt zu schaffen, wie es dem Hasen gegen den Löwen gelang.

Erz. 8. Es lebte einmal ein Löwe in einer höchst fruchtbaren und anmuthigen Ebne, wo auch viele andre Thiere ihren reichlichen Unterhalt fanden. Sie hätten sich da vortrefflich befunden, wären sie nicht von beständiger Furcht vor dem Löwen gequält worden, der täglich ihrer viele zerriß und verschlang. Endlich hielten sie eine Rathversammlung, und schickten alsdann Gesandte an ihn, welche ihm sagten: O Herr, und König! Wir wünschen sehr, dir die Mühe der so beschwerlichen Jagd zu ersparen, und auch uns von der unaufhörlichen Besorgniß für unser Leben zu befreyen. Du erjagst mit vielem Schweiß und Anstrengung zuweilen täglich kaum eins von uns, wir aber bringen unser Leben in beständiger Angst zu. Wir haben also beschlossen, alle Tage eins von uns durch das Loos zu bestimmen, was dir zu deinem Bedürfniß abgeliefert werden soll. — Der Vorschlag gefiel dem Löwen, und der Vertrag ward durch wechselseitigen Eid besiegelt. Es geschah auch eine Zeit lang nach der Verabredung. Einen Tag fiel das Loos nun auf den Hasen. Dieser sprach zu den andern Thieren: Traut mir, und steht mir bey, meine Brüder, denn ich bin gesonnen Euch von dem drückenden Zins zu befreyen. — Sie antworteten: Wir sind bereit zu thun, was du haben willst. — Der Hase fuhr fort: Befehlet dem, welcher mich an den Löwen ausliefern soll, die Sache nicht zu übereilen, sondern unter Weges sich mit mir aufzuhalten, bis die Mittagstunde vorüber ist, dann aber sich irgendwo zu verbergen, und mich allein zu lassen. — Das soll geschehn, sagten die Thiere. — Und der Hase machte sich auf den Weg, und hielt sich dabey sehr lange auf, so daß der Löwe vor Hunger ganz wüthend wurde. Endlich sah er den Hasen allein auf sich zukommen, und rief ihm zu: Warum hast du so lange auf dich warten lassen, und bist nicht, wie die früheren, zur rechten Zeit hier, wie deine Pflicht ist? — Der Hase erwiederte: Ich sollte einen andern Hasen zu dir führen, und begab mich zur bestimmten Zeit

auf den Weg. Aber da kam uns ein großer Löwe entgegen, raubte den dir bestimmten Hasen, obgleich ich ihm betheuerte, daß er für dich als Mahlzeit erscheinen müsse. Er aber achtete meiner Reden nicht. Wenn du dich überzeugen willst, so komm mit mir, ich will dich zu ihm führen. — Der Löwe rief von Zorn entbrannt: Zeige mir ihn, ich will dir folgen. — Der Hase aber führte ihn nach einem tiefen klaren Brunnen, und beugte sich über ihn, so daß ihn der Löwe unten im Wasserspiegel neben sich sehn konnte. Darauf sagte er zu dem hinabblickenden Löwen: Siehst du, da steht der Löwe, der mir den Hasen genommen hat, und neben ihm ist der Hase. Er hat ihn noch nicht verzehrt. — Dabey zeigte er auf sie beyde hin, wie sie im Wasser abgespiegelt waren. Der Löwe ließ sich berücken, stürzte sich in den Brunnen hinab, und ertrank. Der Hase aber kehrte fröhlich zu den andern Thieren zurück.

So, hoffe ich, fügte Dimneh hinzu, wird mir der Stier zu seinem eignen Verderben trauen. — Kelileh: Wenn du ihn stürzen könntest, ohne dadurch dem König wehe zu thun, so möchte es seyn. Denn freylich hat er uns allen geschadet, indem er ausschließlich die Gunst des Löwen besitzt. Wenn du aber diesem durch dein Unternehmen mißfällig werden müßtest, so rathe ich dir durchaus ab. — So endete diese Unterredung.

Dimneh ging hierauf mehrere Tage nicht an den Hof, dann aber erschien er endlich scheinbar verstört und mißmuthig. Da der Löwe dieß bemerkte, sagte er ihm: Was fehlt dir? Warum hast du dich so lange nicht sehn lassen? — Herr, antwortete Dimneh, es lastet ein schreckliches Geheimniß auf mir. — Der Löwe: Sprich, denn wir sind ohne Zeugen. — Dimneh: Wenn der, welcher geheime Dinge anzeigen muß, weiß, daß seine Rede dem Hörer unangenehm seyn muß, und ihn aus seiner Ruhe aufschrecken, so befindet er sich wahrlich in großer Verlegenheit, und weiß weder recht zu reden, noch ist ihm erlaubt zu schweigen. Nur das eine kann ihm Muth machen, daß er sich bewußt ist, aus Zuneigung für den Hörenden zu reden, und die Hoffnung ihn stärken, daß der Hörer seine Worte als den Erguß der Treue und des Eifers betrachtet. Da ich nun deine Weisheit und Güte kenne, mein König, bin ich so dreist, mich an dich zu wenden, und das deßhalb. Doch noch einmal muß ich erwähnen, daß du, obwohl du meine reine Ergebenheit nicht bezweifeln magst, doch wahrscheinlich in diesem Fall mich für einen Verleumder halten wirst. Doch wenn ich erwäge, daß das Leben aller deiner Unterthanen an dein Leben, deine Wohlfahrt, deine Macht geknüpft ist, so müssen alle Rücksichten schwinden, und ich darf dir nichts von dem verhehlen, was deine Wohlfahrt so nah angeht. Denn der Knecht, der seinem Herrn seine ergebne Gesinnung nicht offen zu erkennen gibt; der Kranke, der dem Arzt seine Krankheit verheimlicht; der arm Gewordne, der seinen Freunden dieß verhehlt, diese drey handeln thöricht und strafbar. — Der Löwe: rede, was ist? — Dimneh: Mir ist auf beglaubigte Art mitgetheilt worden, daß der Stier zu deinen obersten Staatsbeamten und Heerführern heimlich sich geschlichen hat, und ihnen gesagt: Ich habe durch meinen vertrauten Umgang mit dem Löwen seine Einsicht und Stärke kennen gelernt, und gefunden, daß es ihm an beyden sehr fehlt. — Diese seine Worte beweisen, daß er ein undankbarer Verräther ist. Denn zum Lohn dafür, daß du ihn vor allen erhöht hast, und dir gleich gestellt, geht der Niederträchtige darauf aus, dich vom Throne zu stürzen. Ich beschwöre dich, mein König und Herr, nimm diese Sache nicht leicht. Denn die Weisen sagen: wenn ein Herrscher erfährt, daß einer nach seinem Reiche trachtet, gleich-

viel worauf sich stützend, so muß er diesem zuvor kommen, und ihn erdrücken, bevor er zu mächtig wird. Geschieht dieß nicht, so kann der Schade unheilbar werden. Deine Weisheit übertrifft zwar bey weitem die meinige, aber ich bitte dich, laß dich nicht durch deine Zuneigung für den Verräther blenden, sondern beuge dem Unheil vor. Wir finden, daß in Beziehung auf ein großes Unglück die Thiere sich auf drey verschiedene Arten verhalten könnten. Die Ersten und Vorzüglichsten sind solche, die bey Annäherung desselben durch richtige Anschauung aller Umstände und ihrer Lage einen Ausweg finden, um der Gefahr aus dem Wege zu gehn. Dieß sind die Vorsichtigen und Besonnenen. Die Zweyten sind die Thätigen und Betriebsamen, welche wohl von einem Unglück betroffen werden können, aber doch dann Mittel finden sich heraus zu wickeln, und deren Verstand dann nicht gelähmt, sondern geschärft wird. Die Dritten endlich sind ganz stumpf und träge; sie sehn das herannahende Uebel nicht, werden ohne es zu wissen von demselben überfallen, und ohne sich helfen zu können von ihm erdrückt. Die Geschichte von drey Fischen mag ein Beyspiel dazu geben.

Erz. 9. In einem Teiche, der an einen Fluß stieß, lebten drey Fische. Der eine war träge und stumpf, der zweyte thätig und betriebsam, der dritte vorsichtig und besonnen. Der Teich befand sich ziemlich weit von den Wohnungen der Menschen. Doch kamen eines Tags zwey Fischer, und beschlossen ihre Netze in demselben auszuspannen. Kaum hatte der vorsichtige Fisch, durch die ungewöhnliche Erscheinung von Menschen aufmerksam gemacht, diese Absicht bemerkt, so entfernte er sich aus dem Teich in den vorbeyströmenden Fluß. Bald darauf kehrten die Fischer mit ihren Netzen wieder, und verstopften vorläufig den Durchgang vom Teich zum Fluß. Darauf breiteten sie ihre großen Netze aus. Jetzt sah der zweyte betriebsame Fisch die große Gefahr, in welcher er schwebte; da tadelte er sich selbst, und sagte: schon recht, das ist die Strafe der Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit. Was soll ich nun anfangen? Doch ich will nichts versäumen, was zu meiner Rettung dienen kann. Hierauf stellte er sich todt, und legte sich mit dem Rücken auf die Oberfläche des Wassers. Die Fischer ließen sich täuschen, und warfen ihn für todt an das Ufer in die Nähe des Flusses. Kaum hatten sie den Rücken gewendet, so eilte er so schnell als möglich, um in den Fluß zu kommen, und war gerettet. Der dritte träge Fisch aber sprang nunmehr in der Angst seines Herzens hin und her, um dem Netz zu entgehn, aber vergeblich. Bald war er ergriffen. Und das ist das Loos eines jeden, der nicht auf seine eigne Rettung bedacht ist.

Ich kann nicht glauben, daß der Stier, dem ich nichts zu Leide gethan habe, so boshaft gegen mich handeln will. — Dimneh: Eben weil du ihn beständig mit Güte überhäuft hast, wagt er es, sich gegen dich zu empören. Du hast ihn ja von Stufe zu Stufe so hoch erhoben, daß du ihm nichts mehr gewähren kannst, und daß nur dein eigner Platz ihm noch zu wünschen übrig ist. Freylich hat er bis jetzt äußerlich sich ohne Tadel benommen, aber nur um zu der Würde zu gelangen, welche du ihm jetzt gegeben hast. Nun aber wird er mit Ränken und Schlichen, Bestechung und Gewalt die letzte und höchste Stufe zu erschwingen suchen. Darum hat er sich bisher so gut und freundlich angestellt, und sich Gewalt angethan. Darum ist er nachgiebig und gehorsam gewesen, um den ersehnten Preis zu erwerben. Aber bald wird sich sein Inneres kund thun, und seine natürliche Bosheit hervorbrechen. Alle Dinge kehren zu ihrem Ursprung zurück; und aus einem Gefäß kann nichts andres hervorgeholt wer-

den, als was sich in demselben befindet. Verzeihe, mein König, wenn ich dreist genug bin dir zu sagen, daß derjenige, welcher nicht gern seinen Neigungen widerstrebende Rathschläge von Wohlmeinenden anhört, dem Kranken gleicht, welcher die bittere und nützliche Arzney zurückweist, und den Arzt nicht hören will. Ist es doch ausgemacht, daß man sicherer zur Zeit der Ebbe dicht am Ufer des Meers schlafen kann, oder auf einem unten schon brennenden Scheiterhaufen und Schlangen stehn, als einem Feinde trauen, der uns nach dem Leben steht. Der König darf nicht seyn, wie der Elephant, der nie um sich blickt — Der Löwe: Ich lobe die Freymüthigkeit, mit der du gesprochen hast Indeß gehst du zu weit. Gesetzt der Stier wäre so feindselig gegen mich, wie du behauptest, so wird er mir doch nicht schaden können, da er nur mit Gras und Kräutern sich nährt, welche nicht sonderliche Kräfte geben, ich aber durch Fleisch mich sättige. Die Natur hat also vielmehr ihn mir, als mich ihm zur Speise bestimmt. — Dimneh: Laß dich durch einen solchen Schluß nicht trügen. Denn kann der Stier nicht durch eigne Kraft allein dich niederwerfen, so kann er es durch den vereinigten Beystand Vieler bewirken. Wenn du also auch den Stier nicht fürchtest, so bedenke, daß er an der Spitze vieler mit ihm verschworner Unterthanen gefährlich werden kann. — Der Löwe ward durch diese Vorstellungen bewegt, und ging in die Meinung des Verleumders ein. Er sagte: Was ist jetzt zu thun? — Dimneh: Der hohle und faule Zahn kann nie geheilt werden, er wird immer schmerzen; er muß ausgezogen werden. Der verdorbne Magen wird nur dadurch wieder hergestellt, daß die Speise herausgeschafft wird. So kann auch ein Todtfeind nicht versöhnt, er muß aus dem Wege geschafft werden. — Der Löwe: Ich werde ihn mir kommen lassen, sein Herz prüfen, und ihm dann befehlen meine Staaten auf immer zu verlassen. — Dimneh aber wußte wohl, daß wenn der Stier mit dem Löwen allein zusammen käme, sein ganzes Gebäude des Truges zusammenstürzen würde. Darum sagte er: Mir scheint dieß ein gefährlicher Vorsatz. So lange er nicht weiß, daß seine Absichten uns entdeckt sind, steht es in deiner Macht, ihn bald außer Stand zu setzen, dir zu schaden. Sieht er aber, daß er entlarvt ist, so ist er gezwungen, schleunig durch gewaltsame Mittel den gewissen Untergang von sich auf dich und uns zu wälzen. Wer schon wirklich gefrevelt hat, muß auch öffentlich vor der Welt bestraft werden, bey wem aber nur die Absicht und die heimlichen Vorbereitungen ertappt sind, der muß auch in der Stille bey Seite geschafft werden. — Der Löwe: Wenn der König auf bloßen Verdacht über jemand schmachvolle Bestrafung verhängt, und späterhin der Bestrafte unschuldig erscheint, so setzt er sich großer Verantwortung aus. — Dimneh: Um jeden Zweifel zu heben, rathe ich dir, recht genau den Stier zu beobachten, sobald er das nächste Mal zu dir kömmt. Du wirst gleich auf den ersten Blick durchschauen, was jetzt in seiner Seele vorgeht. Sein ganzes Aeußere ist verstört, sein Haar sträubt sich empor, alle Glieder seines Leibes zittern, und statt des festen Trittes, den er sonst hatte, schwankt er unsicher rechts und links hin, ja er hebt die Hörner drohend zum Stoß empor. — Der Löwe: Wenn ich sehe, daß er so aussieht, bin ich überzeugt, daß dein Verdacht gegründet ist. — Da Dimneh seine Absicht erreicht hatte, hielt es für nöthig, nun auch zum Stier zu gehn, um sein Herz mit Mißtrauen gegen den Löwen und Angst anzufüllen. Um aber ganz sicher zu seyn, wollte er nicht ohne Wissen des Königs mit ihm sprechen. Er sagte ihm also: Wenn du befiehlst, mein Gebieter, so will ich zum Stier gehn, und sehn wie es jetzt

bey ihm steht. Vielleicht kann ich in diesen gefährlichen Augenblicken etwas Nützliches erfahren, und dir berichten. — Da gebot ihm der Löwe hin zu gehn, und seine Gedanken zu erforschen.

Dimneh eilte zum Stier, und verbarg die Freude seines Innern hinter ein düsteres und kummervolles Aeußere. Aber der Stier freute sich ihn zu sehn, und sagte ihm: Wie lange hast du dich nicht blicken lassen! Warum siehst du so finster aus? Es steht doch noch alles gut? — Dimneh antwortete seufzend: Wie kann es bey einem gut stehn, der nicht sein eigner Herr ist, sondern abhängt von der Willkür eines launischen und treulosen Tyrannen? — Der Stier: Was ist vorgefallen? rede! — Dimneh: Wer kann seiner Bestimmung entrinnen? Wessen Ruhm in der Welt strahlt so glänzend, daß ihn nicht der Neid verdunkelt? Wer folgt seinen Lüsten, ohne dadurch Schaden zu leiden? Wer läßt sich mit Weibern ein, und wird nicht betrogen? Wer dient einem Narren, und bereut es nicht nachher? Wer geht mit den Bösen, ohne zu Schaden zu kommen? Wer dient in den Höfen der Fürsten, ohne mit Undank belohnt zu werden? Ihre Zimmer sind wie das Gemach der Buhlerin immer von andern nnd andern besucht, sie sind wie die Hörsäle der Kinderschulen, in die Jahr aus Jahr ein neue eintreten, währen die alten abgehn. — Der Stier: Was hast du mit dem König gehabt? — Dimneh: Nicht mich betrifft die Sache, aber meine Liebe zu dir bewegt mich zu diesem Zorn. Ich bin die Ursach, daß du an unserem Hofe dich befindest. Seitdem habe ich dir treue Freundschaft gewidmet, und diese zwingt mich dir offen mitzutheilen, was ich entdeckt habe, sollte ich auch selbst dadurch in Gefahr gerathen. Einer meiner innigsten Freunde hat mir vertraut, daß der König vor Kurzem zu einigen seiner Begleiter gesagt hat: Ich sehe, daß der Stier täglich fetter wird; da ich ihn doch sonst zu nichts gebrauchen kann, will ich ihn auffspeisen, und euch auch von seinem Fleisch abgeben. Sobald ich dieß vernommen habe, bin ich zu dir geeilt, um dir zu rathen, auf deine Sicherheit bedacht zu seyn. — Der Stier, überrascht und niedergeschlagen durch die unerwartete Nachricht, antwortete: Was habe ich denn gegen den Löwen verbrochen, daß er solche Dinge im Sinne führt? Wahrscheinlich werden wohl meine Neider sich zusammen gethan, und mich bey ihm verleumdet haben. Da der König aber oftmal Schlechten sein Vertrauen geschenkt hat, und sich nachher betrogen gefunden, so baut er jetzt auch nicht mehr auf die, welche es wahrhaft rechtschaffen meinen, und hält alle für gleich unzuverläßig. Es geht ihm, wie dem Wasservogel in jener Fabel:

Erz. 10. Ein Wasservogel sah in einer mondhellen Nacht einen Stern in den leicht bewegten Wellen eines Sees abgespiegelt. Er hielt diesen Schimmer für einen im Wasser auftauchenden kleinen Fisch, wollte ihn fangen, und fand nichts. Bald darauf sah er das nämliche wieder, jagte wieder darnach, und fand wieder nichts. So erneuerte er die Versuche unzählige Mal, und immer vergeblich. Da verzweifelte er an der Möglichkeit des Gelingens. Als nun der Tag angebrochen war, und wirkliche Fische im Strahl der Sonne spielten, glaubte er seine Bemühungen würden doch unnütz seyn, und gab es gänzlich auf, jemals wieder einen Fisch zu fangen.

So hat auch der König keinen Glauben mehr, und er hat sich leicht einreden lassen, daß ich gegen ihn treulos gehandelt habe. Und doch kann ich nicht begreifen, was man mir kann zum Vorwurf gemacht haben. Ist er aber aufgebracht aus irgend einem bestimmten Grunde, so ist noch Hoffnung vorhanden; hat er aber gar nichts Bestimmtes gegen

mich, dann bin ich wirklich verloren. Denn für eine vermeinte Beleidigung kann ich Genugthuung leisten: Wankelmuth und Falschheit der Seele aber ist unheilbar. So sehr ich mich auch besinne, so finde ich nichts auf, wodurch ich ihn hätte beleidigen wollen, ja wir haben uns bis diesen Augenblick noch nie entzweyt. Vielleicht bereitet er mir den Untergang wegen des Guten, das ich ihm erwiesen habe. Denn ein gesunder Baum geht wohl zuweilen aus durch die ungeheure Last von guten Früchten, welche ihm die Aeste beugen und zerbrechen. Auch ein edles Pferd wird zuweilen von den Menschen so lange beladen, weil sie auf seine Stärke sich verlassen, bis es erliegt. So ist einem Klugen und Edeln oft seine Klugheit und sein Adel im Wege, denn dadurch erweckt er noch mehr den Neid aller andern, welche sich gegen ihn verbünden und ihn vernichten. Denn überall gibt es der Zahl nach viel mehr Böse als Gute. — Dimneh: Umsonst bemühst du dich den Grund aufzusuchen, weßhalb der Löwe dich verderben will. Es ist nichts als die eigne innre Schlechtigkeit seines Herzens, welche ihn treibt. Er ist immer wankelmüthig, unstät und lieblos. Anfänglich süß und stärkend wie Honig, zuletzt bitter und zerstörend wie Gift. — Der Stier: Ich glaube daß du Recht hast. Bisher habe ich mich an der Süße des Honigs erquickt; jetzt muß ich das Gift kosten. Aber ich bin selbst Schuld daran. Warum habe ich, der ich von Pflanzen lebe, mich mit dem Löwen eingelassen, der von Fleisch sich nährt? Meine eigne blinde Begierde hat mich verführt, und ins Verderben gebracht. Es geht mir wie den gedankenlosen Bienen, die sich in die Kelche der Blumen setzen, welche bey dem Aufgang der Sonne sich öffnen, und bey ihrem Untergang sich schließen. Sie verweilen darin den ganzen Tag, und vergessen über ihrer Lust daß es Abend wird, bis sie sich in der dunkeln Nacht allein gefangen finden. Wer sich nicht mit Wenigem begnügt, sondern nach fern Liegendem strebt, die trennenden Abgründe und Höhen aber übersieht, ist der dummdreisten Fliege gleich, welche die nahen Bäume und Blumen verschmäht, um sich auf das Ohr des Elephanten zu setzen, und in seinem Schweiße zu schwelgen, bis sie durch einen Schlag seines Schweifes ihren Tod findet. — Dimneh: Das Geschehene läßt sich nicht ändern. Denke jetzt vielmehr darauf, wie du dich von dem Tode retten willst. — Der Stier: Was ist da zu thun! Der König ist nicht Schuld an dieser Ungerechtigkeit, aber die Bösen, welche um ihn sind, machen es ihm unmöglich gut zu seyn. Und eine Vereinigung mehrerer arglistiger Feinde zur Unterdrückung eines Rechtschaffnen verfehlt selten ihren Zweck, wie bey folgendem Vorfall.

Erz. 11. In einem Walde nicht weit von der Heerstraße hatte ein Löwe seinen Wohnsitz. Ihn begleiteten gewöhnlich drey Thiere, ein Wolf, ein Rabe und ein Fuchs. Kaufleute kamen einst durch diese Gegend, und mußten ein Kamehl, welches aus Müdigkeit nicht weiter konnte, daselbst im Stich lassen. Dies Thier irrte umher, und kam zufällig zum Löwen. Dieser nahm es gütig auf, ließ sich seine Geschichte erzählen, und sagte ihm: Willst du bey mir bleiben, und mir treu seyn, so kannst du deine ganze Lebenszeit in Ruhe und Ueberfluß bey mir zubringen. — Das Kamehl war es zufrieden, und befand sich sehr wohl, bis eines Tages der Löwe bey der Jagd auf einen Elephanten stieß. Beyde erhuben einen furchtbaren Kampf, worin der Löwe, übel zugerichtet durch die Zähne des Elephanten, endlich weichen mußte, und blutig, zerfetzt, und erschöpft zu Hause anlangte. Auf die große Anstrengung folgte eine Krankheit, so daß er nicht mehr durch die Jagd seinen Unterhalt sich suchen konnte. Da fehlte allen Fünfen die Nahrung, und der Löwe sagte hungrig

und betrübt zu den Vieren: Ihr werdet durch Mangel an guter Speise mattherzig und schwach. Das thut mir Leid. — Sie antworteten: Kümmere dich nicht um uns, wir werden uns schon helfen; nur deinetwegen sind wir betrübt, und wenn wir wüßten, wie dir zu helfen wäre, von Grund der Seele wollten wir es thun, selbst mit Aufopferung unsres Lebens. — Der Löwe: Ich zweifle gar nicht an eurer guten Gesinnung. Gott möge euch dafür lohnen. Indeß seht euch ein wenig hier in der Nähe um, vielleicht trefft ihr auf Nahrung für euch und mich. — Darauf entfernten sie sich. Der Wolf aber, der Fuchs und der Rabe gingen mit einander, und hielten Rath, was zu thun sey. Sie sagten: Wir Raubthiere und das Gras essende Kamehl machen doch eine schlechte Gesellschaft. Wir sind an Neigungen zu entgegen gesetzt. Wir wollen darum den Löwen dahin vermögen, das Kamehl zu verzehren. — Der Fuchs indeß bemerkte: Grade zu geht das wohl nicht; denn der Löwe hat ihm sichres Geleit versprochen, und der bricht sein Wort nicht. — Darauf sagte der Rabe: Bleibt ihr nur hier, und überlaßt die Sache mir; ich werde allein mit dem Löwen sprechen. — Dann begab er sich zum Löwen. Dieser rief ihm entgegen: Hast du etwas gefunden, was uns nützlich seyn könnte? — Der Rabe: Du weißt daß nur der findet, welcher sucht, und nur der etwas entdeckt, welcher gesunde Augen hat. Uns aber hat der Hunger so geschwächt, daß wir nicht hören noch sehen können. Nur eins kann uns retten. — Der Löwe: Was ist das? — Der Rabe: Wenn du das Kamehl, welches uns immer fremd ist und bleibt, tödten und verzehren willst — Der Löwe antwortete zornig: Schweig, Verräther! Dein Rath ist niederträchtig und boshaft. Weißt du nicht, daß ich ihm mein heiliges Wort verpfändet habe, ihm nichts zu Leide zu thun? Dergleichen mußt du nicht einmal denken, geschweige sagen! — Der Rabe: Höchst richtig und vortrefflich, mein Gebieter. Aber es gibt besondre Fälle in der Welt, wo ein Einzelner für eine Familie, eine Familie für eine Stadt, eine Stadt für eine Landschaft, und eine Landschaft für ein ganzes Königreich als Opfer der Vernichtung geweiht werden muß. Unsre Lage ist jetzt so verzweifelt, daß wir durchaus auf Mittel sinnen müssen, uns zu helfen. Freylich muß deine Ehre dabey nicht gekränkt, und dein gegebnes Wort nicht verletzt werden. — Da der Löwe auf diese letzteren Worte keine Antwort gab, so begab sich der Rabe wieder zu seinen Gefährten, und sagte ihnen, was er gesprochen, und zur Antwort bekommen hätte. Darauf verabredeten sie folgende List: Sie wollten mit einander zum Kamehl gehn, und ihm vorstellen, es sey ihre Schuldigkeit aus Dankbarkeit dem Löwen ihr Leben als Opfer darzubieten, da er sie so lange erhalten habe. Die übrigen würden indeß bey dem Anerbieten eines jeden schon ihre Einwendungen machen. Wie gesagt, so gethan. Das Kamehl ließ sich bethören, und alle Vier gingen zum Löwen, um ihre Dienste anzutragen. Zuerst sagte der Rabe: Ich sehe, o Herr, wie dich die Krankheit dem Tode nah gebracht hat. Die unendlichen Wohlthaten aber, mit denen du mich überhäuft hast, machen es mir zur dringendsten Pflicht, dir mit allem, was in meinem Vermögen steht, zu helfen. Ich habe aber nichts, als mich selbst. Das bringe ich dir. Verzehre mich, und stille deinen Hunger. — Da rief der Fuchs: Ein thörichter Einfall! Du bist so klein und mager, daß dem König mit deinem Fleisch auch nicht im mindesten geholfen werden kann. Nein, er verzehre mich! Ich werde hinreichend seyn, deinen Hunger zu stillen. — Jetzt schrie der Wolf: Wie geräthst du nur auf den Gedanken! Dein Fleisch ist ja so widerlich, und hat einen so strengen Geruch, daß es

selbst den Gesunden unmöglich ist, es zu genießen. Bey der Schwäche des Löwen müßte es ihm sehr gefährlich werden. Ich schicke mich besser dazu. Möge er sich an mir sättigen und stärken. — Hier riefen Rabe und Fuchs zusammen: Das geht noch weniger. Es ist ja weltbekannt, daß wer nur Wolffleisch kostet, eine heftige Halsentzündung bekömmt. — Da trat zuletzt auch das Kamehl hervor, in der Hoffnung, es werde mit ihm eben so kommen, und sagte: Verschlinge lieber mich, Herr; ich habe Fleisch genug dich zu sättigen, und mein Blut ist rein und gesund. — Augenblicklich schrien alle zugleich: Du hast vollkommen Recht, Kamehl! — Zugleich fielen sie über dasselbe her, und tödteten es.

Ich fürchte nun, setzte der Stier hinzu, daß es mir eben so ergehn wird wie dem Kamehl durch die Bosheit der Rathgeber des Königs, von welchen er sich verleiten läßt. Sagt man doch mit Recht, daß der beste Herrscher gleich ist dem Adler, umringt von Leichen, und der Schlechteste gleich ist der Leiche, umringt von Adlern. Anfangs mag er nicht in meinen Untergang gewilligt haben. Aber wenn der Tropfe unaufhörlich auf einen Stein fällt, höhlt er ihn zuletzt doch aus. Darum bleibt mir nichts übrig, als mich zur Gegenwehr zu bereiten. Denn so viel Ehre auch die edelsten Beschäftigungen des Lebens gewähren, so ist doch in Lebensgefahr unser erster Beruf diese abzuwenden, und uns selbst zu erhalten. Dadurch erhalten wir gewiß eins von den beyden Gütern. Entweder, wenn wir sterben, den Nachruhm unbefleckter Ehre, oder, wenn wir siegen, das Glück, unsre Feinde unschädlich gemacht zu haben. — Dimneh: Der Kluge setzt sich nicht der Gefahr aus, wenn er ihr entgehn kann, und doch seinen Zweck erreichen. Auch ein schwacher Feind muß nicht gering gehalten werden. Am wenigsten aber ein so mächtiger wie der Löwe. Mußte doch selbst das Meer es bereuen, einen Eisvogel verachtet zu haben, und ward genöthigt die geraubten Jungen wieder heraus zu geben.

Erz. 12. Ein paar Eisvögel hatten ihr Nest am Meeresufer. Als nun die Zeit der Brut nahte, sagte das Weibchen zum Männchen: Es wäre wohl gut, du suchtest einen andern bessern Ort für uns auf. Denn ich fürchte, daß das Meer nächstens anschwillt, und unsre Jungen mit sich fortreißt. — Das Männchen aber erwiederte: Brüte nur immer hier. Denn diese Stelle ist schön grün bewachsen, und frisch durch die Nähe des Wassers. — Das Weibchen: Bedenke doch, Lieber, was du sprichst. Wir sind ja hier gar nicht sicher vor dem Meer. — Das Männchen: Ach, das wird nicht wagen, uns so zu reizen. Und dann wollten wir uns wohl zur Wehr setzen. — Das Weibchen: Schämst du dich nicht so einfältig zu reden? oder hast du gar keine Vorstellung von deiner eignen Ohnmacht? Mit Recht heißt es, niemand in der Welt sey unser größrer Feind als wir selbst. Das ist auch mit dir der Fall. Folge meinem Rath, und bringe uns von hier weg. — Aber das Männchen wollte noch immer nicht. Da fuhr das Weibchen fort: Wer guten Rath nicht annehmen will, dem geht es wie der Schildkröte.

Erz. 13. Auf einer Wiese nah einem Wasser lebten zwey Enten mit einer Schildkröte in der innigsten Freundschaft. Als es einst lange nicht geregnet hatte, trocknete das Wasser gänzlich aus, und die Drey mußten sich also entschließen, einen andern Wohnsitz aufzusuchen. Die Enten waren gleich entschlossen und bereit, aber die arme Schildkröte jammerte in der Betrübniß ihres Herzens: ich Unglückliche, was soll ich anfangen? Ich kann ohne Wasser nicht leben. Wie soll ich von hier wegkommen? Ihr könnt fliegen; ich nicht. Nehmt mich aus Barmherzigkeit

von hier mit euch, und tragt mich durch die Lüfte bis zu dem Ort, den ihr von jetzt bewohnen wollt. — Die Enten antworteten: Du mußt uns aber heilig versprechen, daß du in keinem Fall ein Wort sagen willst, während du in der Luft schwebst. Dann wollen wir dich mitnehmen. — Die Schildkröte schwur hoch und theuer, still zu schweigen, es möchte um sie vorgehn, was da wollte. Hierauf nahmen die Enten einen Stock, ließen die Schildkröte die Mitte desselben fest mit dem Munde packen; sie selbst nahmen die beyden Enden in den Schnabel, und erhoben sich mit ihr in die Luft. Als sie nun so oben schwebten, blieben die Leute unten vor Verwunderung stehn, und riefen einander zu: Nein, so etwas ist doch unerhört. Seht, da fliegt eine Schildkröte mitten zwischen zwey Enten durch die Luft! — Die Schildkröte hörte dieß, und rief außer sich vor Entzücken über das Aufsehn, welches sie erregte: Ja, ich fliege höher als ihr. — Aber kaum hatte sie den Mund geöffnet, um diese Worte zu sagen, fiel sie zur Erde, und war zerschmettert.

Das Männchen antwortete: Es geschah ihr, was sie sich zugezogen hatte. Aber unserwegen sey außer Sorgen. Das Meer wird uns nichts thun. — Das Weibchen mußte sich dabey beruhigen. Sie brütete. Die Jungen krochen aus, und wuchsen schon etwas heran. Da schwoll plötzlich das Meer an, und verschlang das Nest mit den Jungen, welche sich nicht durch Fliegen retten konnten. Da klagte das Weibchen: Habe ich es nicht gesagt? Du hast mir aber nicht glauben wollen, und durch deine Schuld haben wir also den Schaden. — Das Männchen: Ich kann es nicht läugnen. Aber ich habe dir auch versprochen uns Hülfe zu verschaffen, wenn uns dies Unglück begegnen sollte. Du wirst jetzt sehn, wie ich mein Wort halte. — Darauf eilte er zu allen seinen Verwandten und Freunden, berief sie zusammen, und erzählte ihnen was ihm begegnet war. Ihr seyd meine Brüder, rathet, helft mir; auch euch kann dasselbe Unglück nächstens treffen. Darum müssen wir gemeinschaftlich uns vertheidigen und schützen. — Die Eisvögel antworteten: Du hast Recht, wir müssen alle für einen stehn und wirken. Aber wie können wir das Meer nöthigen, dir den Schaden zu ersetzen, und uns in Frieden zu lassen? — Der Eisvogel: Wir alle wollen das ganze unermeßliche Volk der Vögel durch Klagen und Bitten bestürmen, daß sie sich unser annehmen, und unsere Sache vertheidigen. — Dieser Vorschlag wurde befolgt. Mit unglaublicher Schnelle verbreitete sich die Nachricht nach allen Richtungen, wo nur Vögel sich fanden. Diese beschlossen in Masse zu ihrem Könige sich zu begeben, und ihm ergebenst und dringend ihr Gesuch vorzutragen. Der König der Vögel, durch die große Anzahl und Heftigkeit der Bittenden bewegt, nahm sich vor, die ernsthaftesten Maßregeln gegen das Meer zu ergreifen, und meldete dieß seinen Unterthanen, um sie zufrieden zu stellen. Es wurden auch alle Anstalten zum Kampf gemacht. Da erschrack das Meer, als es sich bedroht sah, und hielt es für besser, dem zweifelhaften Ausgang eines verheerenden Krieges vorzubeugen. Es gab also dem Eisvogel das Nest mit den Jungen zurück, und die Vögel beruhigten sich, da sie ihren rühmlichen Zweck erreicht hatten.

Diese Fabel, setzte Dimneh hinzu, habe ich dir mitgetheilt, um dich von dem vergeblichen und gefährlichen Unternehmen abzuhalten, mit dem Löwen zu kämpfen. — Der Stier: So will ich denn auf gewöhnliche Art vor dem König erscheinen, und durch nichts verrathen, daß ich etwas Böses argwohne. — Dieser Gedanke mißfiel dem Dimneh. Er fürchtete, der Löwe möchte sich mit dem Stier auf Erklärungen einlassen, wenn er die Zeichen eines bösen Willens nicht an ihm bemerkte, welche Dim-

neh vorläufig erlogen hatte. Er sagte deßhalb: Bedenke aber doch, daß es auf alle Fälle besser ist, bereit und gerüstet zu seyn. Denn wenn du die Augen des Löwen vor Zorn mit Blut unterlaufen siehst, wenn seine innre Wuth in Stellung, Gebärde und durch das Schlagen mit dem furchtbaren Schweif sich verkündigt, so bist du augenblicklich verloren, wenn du nicht in wehrhafter Stellung auftrittst. Darum zeige wenigstens durch dein Aeußeres, daß du gesonnen bist, dich zu vertheidigen, wenn er dich angreift. Vielleicht besinnt er sich dann. — Der Stier versprach es zu thun.

Nachdem Dimneh so die Herzen des Löwen und Stiers gegen einander aufgebracht hatte, ging er zu seinem Vetter Kelileh, und sagte ihm: Endlich werde ich meinen Wunsch erfüllt sehn. Komm mit an den Hof, und sieh die Frucht meiner Bemühungen. — So begaben sich beyde zum König. Gleich darauf trat auch der Stier hinein, und erschrack über den Anblick des Löwen. Denn dieser blickte ihn grimmig, mit kaum verhaltner Wuth an. Da dachte der Stier bey sich: Besser ist es mit giftigen Schlangen zu leben, als mit ungerechten Königen. Zugleich stellte er sich, um dem Angriff des Feindes zu begegnen. Als der Löwe dieß sah, hielt er sich für überzeugt, Dimneh habe die Wahrheit gesagt, und stürmte auf den Stier los. Nach einem langen und heftigen Kampf, und vielem Blutvergießen von beyden Theilen, stürzte der Stier todt zu Boden. Und der siegreiche Löwe stand über ihm, und blickte auf ihn hinab. Da ergriff Traurigkeit und Sehnsucht nach dem todten Freunde seine Seele. Und er entfernte sich allein und stumm in das Innere seiner Gemächer.

Kaum war Kelileh mit Dimneh allein, so sagte Kelileh: Du siehst jetzt den augenblicklichen Erfolg deines arglistigen Unternehmens. Aber hast du auch den weitern Fortgang überlegt? Du hast den Löwen verleitet etwas zu thun, was ihm Schande bringt. Denn durch deine Verleumdungen gereizt hat er den Stier ohne triftigen Grund angegriffen, was seine weisesten Feldherrn und Rathgeber tadeln werden, weil es bey ihnen ein alter und bewährter Grundsatz ist, daß kein Herrscher einen Krieg anfangen muß, wenn er sich auch mächtiger fühlt als seine Gegner. Du weißt, daß ich dir immer abgerathen habe, seitdem du mir deine ehrgeizigen und verderblichen Plane entdeckt hast. Aber du bist nicht gefolgt, denn du verließest dich auf deine verständige Berechnung und Benutzung aller Umstände. Doch wisse, daß die Klugheit wohl im Gemüth des Gerechten wohnend allen Irrthum verscheucht und ihn glücklich zum Ziel führt, daß sie aber das Gemüth des Ungerechten ganz in die Irre führt und verwirrt; so wie das Licht der Sonne allen Thieren, welche Augen haben, Licht verleiht, aber die Fledermaus blind macht. Der Weise wird durch die Klugheit besonnen, nüchtern und thätig, der Thor aber vorwitzig, berauscht und träge. Dazu hat dich die Hochmuth auf deinen vorigen Einfluß beym König verführt. Der Demüthige, wenn er auch den höchsten Rang hat, überhebt sich nicht, wie der Berg nicht wankt vor dem Toben der Stürme. Der hochmüthige Thor aber bläht sich, und will Aufsehn machen, wie das Gras auf der Wiese, wenn der Wind weht. Du willst, es soll keiner dem Löwen sich nahen außer dir. Ein König aber, der alle Guten des Volks weit von sich entfernt hält, und nur Einen Rathgeber hat, und einen solchen wie du, ist gleich dem klaren Strome, angefüllt mit Krokodillen. Wer wagt es seinen Durst aus ihm zu löschen? Besteht ein Reich doch aus allen einzelnen Unterthanen, wie das Meer aus den Wellen. Nur durch sie ist es den Schiffenden furchtbar. Die Thorheit, daß du ausschließlich das Herz des Königs besitzen willst, ist die größte,

welche es geben kann. Denn zwar ist es thöricht, die Liebe der Frauen sich erwerben zu wollen durch Härte und Eifersucht; thöricht ist es, gelehrt werden zu wollen immitten der Unthätigkeit und der Lustbarkeiten; thöricht ist es, Freundschaft bey Andern zu suchen, wenn man selbst nicht geneigt ist etwas für Andre zu opfern; aber das Thörichtste ist, auf dem Unglück Andrer sein Glück bauen zu wollen. Dieß hast du gewollt, die Frucht wird nicht ausbleiben. Doch meine Worte sind vergeblich, und ich vergesse was die Weisen sagen: Streite nicht mit dem Narren, damit du nicht in Schaden geräthst. Wie es jenem erging, der die Affen zurecht weisen wollte.

Erz. 14. Auf einem waldbewachsenen Berge wohnte ein Haufe Affen. In einer Winternacht wurden sie von heftiger Kälte gequält. Da fanden sie zufällig ein hell glänzendes Stück Krystall. Sie hielten dieß für Feuer, legten in der Freude ihres Herzens viel trocknes Holz auf dasselbe, und bliesen aus allen Kräften mit dem Munde, und fächelten mit den Händen, um das Holz anzuzünden. Dieß trieben sie die Nacht hindurch. Auf einem benachbarten Baum saß ein Rabe, und sah dem Dinge lange schweigend zu. Da rief er endlich: Irrt euch nicht, lieben Freunde; ihr bemüht euch vergeblich. Denn was ihr da habt ist nicht Feuer, sondern ein Stein. — Die Affen setzten ihr Geschäft fort, ohne sich um seine Worte zu kümmern. Da glaubte er, sie hätten ihn nicht gehört, stieg immer tiefer hinab, und betheuerte ihnen mit lauter Stimme, er verstünde die Sache, und sie hätten Unrecht. Da rief ihm ein andrer Rabe von oben zu: Bleib hier, und gib denen keinen Rath, die sich nicht rathen lassen. Niemand versucht mit dem Beil einen Feldstein zu zerhauen, noch ein krummes Felsenstück grade zu biegen. — Der Rabe aber kehrte sich nicht an die Warnung, sondern ging den Affen immer näher, und setzte ihnen ihre Unklugheit immer deutlicher aus einander. Da wurden die Affen des lästigen Redners überdrüssig, der klüger seyn wollte als sie, ergriffen ihn, und traten ihn mit ihren Füßen todt.

Da dein Herz einmal in Hochmuth und Ehrgeiz versunken ist, so sind meine Worte zwecklos, und es kann mir, weil ich die Wahrheit sage, gehn, wie es jener Elster erging.

Erz. 15. Es war einmal ein Kaufmann, welcher ein Weib hatte, die einen andern liebte. Dieser hatte eine kluge Elster, welche bemerkte was um sie vorging, und dieß erzählen konnte. Als nun einmal der Mann in seinen Geschäften abwesend war, ließ das Weib ihren Liebhaber kommen, und unterhielt sich mit ihm in Gegenwart der Elster, deren Eigenschaft sie nicht kannte. Der Mann fragte bey der Rückkehr heimlich die Elster, was vorgefallen wäre, und der Vogel erzählte getreulich, was er gesehn hatte. Da züchtigte der Mann das Weib tüchtig mit einem Stock für ihre heimliche Untreue. Die Frau aber glaubte von ihren Mägden verrathen zu seyn, und schalt und schlug ihrer Seits diese. Sie aber schwuren, nicht sie, sondern die Elster habe geplaudert. Da das Weib sich von der Wahrheit dieser Angabe überzeugt hatte, dachte sie bey sich: Was soll ich machen? Tödte ich die Elster, ist es noch schlimmer. Denn mein Mann muß dann glauben, ich habe es gethan, um einer lästigen Zunge los zu werden. — Sie beschloß also die Sache anders anzugreifen. Als ihr Mann wieder fort war, und ihr Liebhaber bey ihr, ließ sie ihre Mägde um den Käfig der Elster sich versammeln. Die eine mußte mit einer kleinen Schelle die ganze Nacht hindurch abwechselnd lärmen; eine andre hatte einen hellen Spiegel, und hielt diesen von Zeit zu Zeit vor die Augen des Thiers; eine dritte spritzte unaufhörlich aus einem Schwamm Wasser auf die El-

ster; eine vierte schüttete von Zeit zu Zeit kleine Steinchen auf sie; und eine fünfte rüttelte endlich den Käfig hin und her. Dieß dauerte bis gegen Morgen, und die Elster konnte nicht um sich sehn noch hören. Vormittag kam der Mann zurück, und fragte die Elster nach seiner Frau. Sie antwortete: Wie konnte ich das bemerken, da ich die Nacht in Todesangst geschwebt habe vor dem schrecklichen Donner und Blitz, dem Regen, Hagel und Erdbeben? Ich glaubte, die Welt müsse untergehn. — Da der Mann dieß hörte, glaubte er, die Elster erzähle nichts als Lügen, um Uneinigkeit zwischen ihm und seiner Frau zu stiften, da es die ganze Nacht hindurch heitres und ruhiges Wetter gewesen war. Er ergriff sie also im Zorn, und drehte ihr den Hals um.

Da du nicht hast hören wollen, setzte Kelileh hinzu, so wird deine Selbstsucht und dein Eigennutz dieselbe Strafe erhalten, welche jenem bösen Reisegefährten zu Theil ward.

Erz. 16. Ein Ungerechter und ein Gerechter wollten beyde nach einem Ort hinreisen. Sie gingen beyde zusammen, und fanden zufällig einen alten Beutel mit Goldstücken, der schon seit vielen Jahren vergessen gelegen zu haben schien. Sie begaben sich also fröhlich wieder nach Hause. Da sagte der Gerechte zum Ungerechten: Wir wollen den Fund in zwey gleiche Hälften theilen. — Nicht doch, sagte jener. Sondern wir wollen so viel heraus nehmen, als wir für jetzt eben brauchen, und das andre in die Erde vergraben. Haben wir dann mehr nöthig, so können wir nach und nach das andre holen. So ist unsre enge Verbindung und dadurch unsre Freundschaft durch das Band dieses Geheimnisses um so inniger geknüpft. — Der Gerechte ließ es sich gefallen, und sie verscharrten das Gold unter einen großen dickbelaubten Baum. Darauf gingen sie ihrer Wege. Nicht lange nachher ging der Ungerechte heimlich hin, grub den ganzen Schatz aus, und nahm ihn mit sich weg. Nach einiger Zeit kam der Gerechte zum Ungerechten, und sagte ihm: Wenn es dir Recht ist, wollen wir von unserm Golde etwas nehmen, denn ich brauche Geld. — Wie dir gefällig ist, antwortete der andre. Sie gingen also unter den Baum, und gruben aus allen Kräften, fanden aber nichts. Da fing der Dieb an zu heulen, raufte sich das Haar aus, schlug sich mit den Fäusten vor die Brust, und schrie: So kann man sich auf einen Freund und Bruder verlassen! Denn kein andrer als du kann das Gold genommen haben. — Obwohl nun der Gerechte mit tausend Eiden seine Unschuld betheuerte, so stellte sich doch der andre, als wenn er ihm nicht glaube, und schleppte ihn vor den Richter. Der Richter nun fragte den Ungerechten: hast du einen Zeugen? — und dieser antwortete: der Baum selbst, an dessen Wurzel wir das Gold vergraben haben, muß Zeugniß für mich ablegen, wenn er auch stumm ist. — Der Richter sagte: Ich werde morgen zum Baum kommen, und eure Sache untersuchen.

Der Ungerechte erzählte hierauf zu Hause seinem Vater aufrichtig den ganzen Verlauf der Sache, und bat ihn, sich inwendig in den hohlen Baum zu verstecken, und wenn er gefragt würde, aus demselben mit tiefer Stimme zu antworten, der Gerechte habe den ganzen Schatz allein genommen. Zugleich schmeichelte er ihm mit der schönen Aussicht auf den Besitz des Goldes, womit sie beyde als Vater und Sohn tüchtige Geschäfte machen könnten. Der Vater sagte: Ich will es wohl thun, mein Sohn, aber sieh zu, daß du nicht in deinen eignen Schlingen gefangen wirst, und es dir dann wie jenem Vogel ergehe.

Erz. 17. Es hatte ein Vogel sein Nest nahe bey einer Schlange. Diese Schlange pflegte jedes Mal die Jungen des Vogels zu verzehren,

sobald sie ausgekrochen waren. Doch wollte der Vogel nicht gern diesen Ort verlassen, weil er ihm lieb geworden war. Er wandte sich also um guten Rath und Hülfe an einen Krebs seiner Bekanntschaft. Dieser zeigte ihm eine weite Felsenritze, und sagte: Du weißt, daß ein Landkrokodill in diesem Loche wohnt, welches den Schlangen besonders feind ist, und deren so viel als möglich verzehrt. Du mußt nun die Fische sammeln, und sie von dieser Spalte an bis zu der Höhle der Schlange in einer Reihe hin streuen. Der Krokodill wird alsdann beym Heraustreten die Fische auffessen, bis er zu der Schlange kommt, und auch diese alsdann verschlingen. So bist du dann erlöst. — Der Vogel befolgte den Rath, und es geschah alles, so wie es der Krebs voraus gesagt hatte. Da aber der Krokodill auch die Schlange verzehrt hatte, so spürte er noch einen Geruch von Fischen, welchem er nachging, an das Nest des Vogels kam, und auch diesen mit seinen Jungen verzehrte.

Hieraus kannst du ersehn, mein Sohn, fuhr der Alte fort, wie schwierig und gefährlich es ist, andere unglücklich zu machen, und wie leicht man in seine eignen Fallstricke sich verwickeln kann. — Der Sohn antwortete hierauf: Laß das nur Vater, und fürchte dich nicht. Fasse vielmehr Muth und Zuversicht, indem du bedenkst, wie süß es uns seyn wird, wenn wir alles das Gold erst besitzen. — Da that der Alte, wie der Sohn es gewollt hatte, ging noch spät in der Nacht nach dem Baum, und blieb die ganze Nacht hindurch darin sitzen. Am andern Morgen kam der Richter mit seinen Dienern, und den andern, und fragte den Baum, wer das Gold entwendet habe. Da antwortete jener mitten aus dem Baum heraus, der Gerechte habe es. Der Richter sah sich um, und erblickte Niemand; da schöpfte er Verdacht, befahl Feuer herbey zu bringen, und den Baum zu verbrennen, damit er die Wahrheit noch lauter sagen möchte. Da der Dampf und die Glut immer zunahmen, so daß der Alte drinnen es nicht mehr aushalten konnte, so erhub er ein jämmerliches Geschrey, und wurde halb todt hervorgezogen. Nun gestanden sie den Betrug ein, mußten alles Geld herausgeben, und wurden noch überdieß mit Peitschenhieben bestraft. Der Sohn aber trug seinen Vater todt nach Hause, nachdem er durch seine Ungerechtigkeit in so vieler Hinsicht Nachtheil statt Vortheil erlangt hatte.

Dies Beyspiel beweist dir, sagte **Kelileh** weiter, daß man zuweilen durch dieselben Ränke, womit man andre verderben will, zu Grunde geht. Bis jetzt ist zwar der Löwe hintergangen, weil er deinen Worten geglaubt hat. Denn wie das Flußwasser lauter ist, bevor es durch etwas Fremdartiges getrübt wird, so sind auch Geschwister, Verwandte und Freunde einig, so lange sich kein Böser zwischen ihnen einschleicht, aus dessen Munde tödtliches Gift der Freundschaft fließt. Darum ist mir jetzt der Umgang mit dir zuwider. Denn die Weisen sagen: Entferne dich aus der Nähe der Gottlosen, und hüte dich vor der Unterhaltung mit dem Thoren; aber trenne dich nicht von der Gesellschaft des Edlen und Rechtschaffnen. — Du verfährst mit denen, die dir vertrauen, wie jener Kaufmann, welcher seinem Freund einreden wollte, Mäuse hätten tausend Pfund Eisen gegessen.

Erz. 18. Ein eben nicht reicher Kaufmann wollte eine große Reise vornehmen, und gab deßhalb einem andern, den er für seinen Freund hielt, tausend Pfund Eisen, mit der Bitte, sie ihm bis zu seiner Rückkehr aufzubewahren. Er blieb lange fort, so daß der andre glaubte, er werde niemals wiederkommen, und das Eisen verkaufte. Bald darauf traf der Reisende wieder zu Hause ein, begab sich sogleich zu seinem Freunde,

und sagte ihm: Gib mir doch das Eisen, welches ich bey dir aufbewahrt habe. — Da antwortete der andre Kaufmann: Es thut mir Leid, es dir sagen zu müssen. Ich hatte das Eisen in eine Ecke meines Speichers gelegt. Da befanden sich zum Unglück viele Mäuse, die haben das Eisen nach und nach ganz aufgezehrt. Indeß darf dich das nicht betrüben, da du so glücklich gewesen bist, von einer so gefahrvollen Reise gesund wieder heim zu kehren. Iß deßhalb heute Abend bey mir, wir wollen vergnügt seyn, und du sollst uns deine Abenteuer erzählen. — Der erste Kaufmann nahm diese grobe Lüge scheinbar an, und sagte: Das ist wohl möglich. Ich habe schon gehört, daß eine Art Mäuse sehr begierig nach Eisen ist, und es so gern wie Marzipan verschlingt. Was deine gütige Einladung betrifft, so werde ich mich einstellen. — Der andre freute sich sehr über diese Worte, und lachte in seinem Herzen über die Leichtgläubigkeit seines Freundes. Sie trennten sich, und bey dem Fortgehn sah der erste Kaufmann zufällig den kleinen Sohn des andern allein spielen, er nahm ihn unvermerkt mit sich fort nach seinem Hause, und versteckte ihn daselbst. Dann kam er am Abend zur bestimmten Zeit ganz unbefangen wieder, und traf den Vater, welcher sein Kind überall ängstlich suchte, und auch ihn bey seinem Eintritt fragte: Hast du nicht meinen Sohn gesehn? — O ja! erwiederte dieser. Vorhin, als ich von dir wegging, kam ein Sperber in dein Haus geflogen, und holte einen kleinen Knaben heraus, den er mit sich durch die Luft führte. Es wird wohl der deinige gewesen seyn. — Da rief der Vater voll Aerger zu den Umstehenden: Welcher Unsinn! Habt ihr je gehört, daß die Sperber Kinder mit sich durch die Luft nehmen? — Aber der Besitzer des Eisens antwortete: Warum nicht? In einem Lande, wo die Mäuse tausend Pfund Eisen auffessen, gibt es auch Sperber, welche Knaben entführen. — Da schämte sich der Betrüger, gab den Betrag des Eisens dem Besitzer zurück, und erhielt seinen Sohn wieder.

So wirst auch du noch, fuhr Kelileh fort, Scham und Reue empfinden über deine That. Freylich hat auch der König gefehlt. Denn er hat vergessen, daß man vier Dinge durchaus nicht thun muß: erstens, man muß dem nicht trauen, auf dem kein Verlaß ist, und der keine Treue hat. Zweytens, man muß dem nicht Wohlthaten erzeigen, der sie nicht anerkennt. Drittens, man muß dem keine Lehren geben, der sie nicht annimmt. Viertens, man muß dem kein Geheimniß vertrauen, der es nicht verschweigen kann. Aber, wie gesagt, meine Rede verweht der Wind. Denn du bist einmal in Bosheit eingewurzelt. Wird die bittre Frucht auch über und über in Honig getaucht, kann sie doch ihre natürliche Bitterkeit nicht in Süße verwandeln. Und ich muß von dir mich scheiden, um nicht auch angesteckt zu werden. Denn der Wind riecht nach dem Koth, wenn er über den Koth streicht; weht er aber über duftende Blumen und Gewürze, so duftet er lieblich und erquicklich. —

Hier trennten sich beyde Vettern. Dimneh aber bemerkte, daß der Löwe sich innerlich härmte über den Tod des Stieres, und um den übeln Folgen des einsamen Nachdenkens über die That vorzubeugen, ging er zu ihm, und sagte ihm: Mein Herr und König! Gott sey gelobt, welcher dir Sieg verliehen hat über deinen Feind, der nach deinem Leben trachtete. Warum bist du traurig? — Der Löwe: Ich bereue, was ich gethan habe, und sehne mich nach dem treuen Rath, dem richtigen Verstande und der gewohnten Unterhaltung des Todten. — Dimneh: Nicht also, mein König! Denn der gute Herrscher muß auch seine Lieblinge bestrafen, wenn er ihre Schlechtigkeit erkennt. Schneidet man doch seinen eignen Finger ab, wenn er von einer Natter gebissen, und mit

Gift angefüllt ist, weil sich sonst das Gift durch den ganzen Körper ausbreitet, und schnellen Tod herbeyführt. — Da der Löwe diese Worte gehört hatte, ward er ruhiger, faßte Vertrauen zu Dimneh, und berief ihn um seine Person.

Hier endigte der Philosoph die Beyspiele über das erste Hauptstück mit folgenden Worten: Solcher Wege bedient sich der schlechtgesinnte und böse Mensch, wenn er die Eintracht zwischen zwey Freunden zerstören will, und Argwohn und Haß zwischen ihnen erregen.

Anmerkungen.

Erzählung 3. Diese Fabel hat Aufnahme gefunden in den Aesopischen Fabeln, wie sie das Mittelalter sich dem Geist seiner Zeit gemäß gestaltet hatte. Schuppii Schriften, Fabulhans S. 530: »Im schönen Hofpsalm — gedenkt der Doktor [Luther] des Affen, so Holz spalten wollte, und des Keils vergaß, und da er die Axt auszog, darüber zu Schanden kam.«

Eine ähnliche Fabel von einem Affen, welcher einem Fischer nachahmen will, und Fische mit dem Netz fangen, dabey aber sich in dasselbe verwickelt und in das Meer hinabgerissen wird, steht in den Aesopischen Fabeln (Hauptmann, Fab. 310; Schneider, Fab. 162, S. 70). Hieraus mit einigen Abänderungen in den meist werthlosen oder entlehnten Fabeln, welche unter dem Namen des Syntipas zuerst von Matthäi, Leipzig 1781, herausgegeben sind, Nr. 46, S. 37. Auch hier wird die Lehre daraus gezogen: Wer etwas über seine Kräfte gehendes unternimmt, geräth in große Gefahr. Wie übrigens diese zusammengestoppelten Fabeln, armselige Auszüge aus ältern Quellen, dem mythischen orientalischen Syntipas haben zugeschrieben werden können, ist schwer zu erklären, wenn man nicht ganz willkürliches Verfahren der Abschreiber annehmen will *).

Erzählung 4. Galland (Contes ou Fables Indiennes de *Bidpai*. Cabinet des Fées, t. 17, p. 183) hat aus der türkischen Bearbeitung noch einen Hahn mit Hühnern hinein gebracht, welcher Zusatz den richtigen Gesichtspunkt entrückt. Auch Firenzuola (Discorsi degli animali, p. 28) hat hier die Fabel entstellt und unnöthig ins Breite gezogen. Bey dem Griechen (Specimen Sapientiae Indorum, p. 38) ist ein wunderlicher Irrthum darin, daß er von anderm Fleisch spricht, welches der Fuchs nicht gewollt habe, nur um die Trommel zu bekommen. Vielleicht ein Uebersetzungsfehler. Das Wahre und Zweckmäßige gibt hier, wie häufig, Johann von Capua.

Das Gleichniß: »Der Orkan zerreißt nicht die niedern Grashälmchen der Wiese; aber die gewaltigen Baumstämme des Waldes schleudert er entwurzelt zur Erde,« übertrifft die bekannte Fabel von der Eiche und dem Rohr (s. zu Calderons El Galan Fantasma; Aesop. Fab. 143, und Strickers Fabelbuch: die Welt, altdeutsche Wälder, II. p. 1) bey weitem. Denn während diese nur eine dürftige Klugheitsregel zu Tage fördert, lehrt jenes, daß der wahrhaft Große, seiner Kraft sich bewußt, nur würdige und ihm angemessene Gegner bekämpfen wird, um geringere aber sich nicht kümmern. Woraus denn auch leicht umgekehrt sich schließen läßt, daß, wer nicht so handelt, nicht so ist.

---

*) Vergl. *Furia* Fabulae Aesopicae. Praefatio p. 89 (*Lipsiae*, 1810).

Erzählung 5. Die hierher gehörigen Zusammenstellungen und Vergleichungen habe ich in den Bemerkungen zu Boccaccio's Dekameron, Tag 7, Nov. 8 (Beyträge zur Geschichte der romantischen Poesie, p. 75—81) mitgetheilt.

Wir fügen jetzt nur hinzu: Offenbar ist aus dem Fabliau des Guerin abzuleiten der altdeutsche Schwank: Wie ein Mann mit einem Hahn einen Reiger fing, gedruckt aus dem Colocząer Koder altdeutscher Gedichte, Pesth 1817, S. 127. Das Ganze dort ist züchtiger und unvergleichlich komisch. Eine schlechte Nachahmung liest man noch in der Mille et un quart d'heure von Gueulette, Quart d'heure 45 (Cabinet des Fées, t. 21, p. 298).

Offenbar steht unsre Geschichte besser hier als Warnung von dem von Dimneh beabsichtigten Sturz des Stieres nach Vorgang des griechischen Textes des Simeon Sethi (p. 54), als wenn sie, wie im Lateinischen und Türkischen, und noch schlechter bey Firenzuola, von Kelileh nur angebracht wird, um ihm deßwegen einen späten Verweis zu geben, daß er den Stier zu seinem eignen Schaden zum Löwen gebracht hat.

Auch in den Fabeln des Aesop, Fab. 39, steht der Fuchs zwischen zwey Kämpfenden, dem Löwen und Bär. Da gelingt es ihm allein den Vortheil zu haben, und mit der Beute sich zu entfernen. Stainhöwel (Esopus, Fab. 10, Blatt 64. Friburg 1555) erzählt in dieser köstlichen Fabel von einem Wolf, der zwischen zwey kämpfende Widder geräth, von denen er zum Schiedsrichter erwählt wird. Wer ihn zuerst erreicht, soll Recht haben. Beyde laufen mit ihren Hörnern auf ihn los, treffen ihn zugleich so tüchtig, daß er für todt liegen bleibt.

Nach unsrer Erzählung 5 folgt im Türkischen bey Galland eine neue Fabel des Kelileh von einem Sperling, dem ein Sperber seine Jungen raubte, und dem ein Salamander dadurch Hülfe gewährte, daß er das Nest des Sperbers mit ihm selbst und seinen Jungen verbrannte. Diese Fabel hat in Form und Lehre so viel Aehnlichkeit mit der ersten des Aesop [1]), daß man einen bloß innern Zusammenhang nicht annehmen kann, sondern vermuthen muß, Aly Dschelebi habe die Aesopische Fabel hier seinem Zweck gemäß hinein gearbeitet. Doch findet sich in Firenzuola (welcher aus dem Spanischen, der Spanier aber aus Johannes von Capua übersetzt haben soll. S. v. Diez: Ueber das königliche Buch, S. 140) an dieser Stelle eine freye Uebersetzung der zweyten Fabel des Aesop [2]). Simeon Sethi aber und Johannes von Capua haben nichts der Art, sondern gehn gleich zu der Fabel vom Raben fort. Es ist daher wahrscheinlich, daß diese Fabeln, deren Quelle wir nachgewiesen haben, spätere und fremdartige Zusätze sind.

Im Türkischen kommt dann noch die Bekehrungsgeschichte Nuschirvans des Gerechten, welche auch ein Zusatz zu seyn scheint, indem alle früheren wohl schwerlich eine Auslassung der Art sich haben zu Schulden kommen lassen. Da überdieß völlig dieselbe Geschichte noch

---

1) Ein Auszug daraus bey Syntipas, Fab. Nr. 24, p. 20. Auch Fab. 28, B. 1 des Phädrus enthält nur geringe Veränderungen. Der Adler wird gezwungen, die Beute herauszugeben. Es erfolgt nicht Rache und Strafe des Schuldigen, sondern Ersatz des gethanen Unrechts. Man vergleiche Hans Sachs, Th. 4, Blatt 48. Marie de France, Fab. 10, p. 95. Ausg. v. Roquefort. La Fontaine 6, 18.

2) Nachgeahmt von La Fontaine, B. 2, Fab. 8. Weit besser im Scholiasten zu Aristophanes Frieden, V. 128.

ein Mal in unserm Buch erzählt wird (Hauptstück 10, S. 118 der Uebersetzung des Cardonne Cab. des Fées, t. 18), so muß sie an einem von beyden Orten eingeschoben seyn. Das, was den Tyrannen bekehrt, ist der Anblick einer Vergeltung, wie sie La Fontaine erzählt B. 6, Fab. 15: l'oiseleur, l'autour et l'alouette, und viel kräftiger Hagedorn: Poetische Werke, Hamburg 1757, Th. 2, S. 77, nach seiner Angabe aus Le Brun, B. 4, Fab. 26, S. 251.

Die Worte vor Erzählung 6: »Warum schwimmt das Holz auf dem Wasser? u. s. w.,« erinnern an die Cicade, die zu Salomon sagt (Rosenöl 1, S. 192 aus Suleiman-Name): Die Steine sind hartherzig, und nehmen kein Wasser an, während der Baum dasselbe gern an sich zieht, und mit Freuden bis an die höchsten Wipfel empor trägt. Dafür geht aber auch der Stein, wenn er ins Wasser fällt, unter, während das Holz von demselben in der Höhe getragen wird.

Erzählung 7. La Fontaine, B. 10, Fab. 4, hat aus dieser Fabel seine Poissons et le Cormoran entlehnt. Er läßt aber zuletzt die Hauptsache weg, den Tod des Reihers durch den Krebs. Daher erscheint der Krebs bey ihm ganz bedeutungslos. Zum Schluß bringt er die schlechte Lehre an, welche er vielmehr aus falschen kosmopolitischen Ansichten, als aus der Fabel herholt, es sey einerley wer uns verzehre, wenn wir doch einmal verzehrt würden. —

Die nach Erz. 7 bey Galland folgende Geschichte vom Hasen, Fuchs und Wolf ist nach Vorgang der älteren weg geblieben.

Erzählung 8. Firenzuola hat aus dem Hasen einen Fuchs gemacht, wohl weil die gelungne List mehr dem Fuchs der Aesopischen Fabel zuzutrauen ist, als dem verachteten Hasen. Hagedorn, S. 238, ist dem Vorbilde nach Galland treu geblieben, nur daß er vom zweyten begleitenden und geraubten Hasen nichts weiß, wodurch der Schluß bey ihm nicht so malerisch erscheint. —

Nach Erz. 9 folgt im Türkischen (Galland, S. 255) das Beyspiel von einem Skorpion, welcher nicht unterlassen kann an einer Schildkröte, die ihn freundlich über einen Fluß trägt, seinen Stachel zu wetzen. Sie läßt ihn als unheilbar ertrinken. Man vergl. Fab. 75 des Aesop, Syntipas Fab. 41, S. 33, und die Ausleger zu Horaz Br. I. 10, 24:

Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Noch ein zweytes Beyspiel ist in den drey ältern Recensionen, das Galland nicht hat, von einer Laus und einem Floh. Beyde peinigen in einer Nacht einen Menschen. Der unverschämte Floh entspringt, die Laus wird ertappt. Im griechischen und lateinischen Text ist der Zusammenhang mit dem folgenden und vorigen mir nicht recht klar. Firenzuola hat eine alte Feindschaft zwischen beyden Thieren zu Hülfe genommen. In Gilb. Cognati [Cousin] Nozereni Sylva narrationum, *Basil.* 1567, p. 78, ist eine mit dieser zusammenhängende Fabel: De muliere pro pulice pediculum proferente.

Erzählung 10 fehlt im Griechischen und Italienischen; steht aber im Lateinischen und Türkischen (Galland, S. 272). Im letztern ist es der Mond, nicht ein Stern, der den Vogel täuscht.

Erzählung 11. Man bemerke die absichtliche Aehnlichkeit dieser Erzählung mit dem Eingang (Erz. 2). So dachte der getäuschte Stier sich seine Lage.

Bey Aesop, Fab. 72 (F. 233 Schneidersche Ausg.), und La Fontaine, B. 8, F. 3, werden auch Wolf und Fuchs mit dem kran-

ken Löwen in Verbindung gebracht, benehmen sich aber anders gegen einander, als in unsrer Fabel.

Erzählung 12. In der Recension des Firenzuola wird die Bitte des Vogels von seinem Könige abgewiesen, und er erhält statt Abhülfe Verweise wegen seiner Thorheit. Dieß scheint eigenmächtige Abänderung des Italieners. Schon Plautus erwähnt, daß der Eisvogel gewöhnlich die Zeit zur Brut wählt, wo das Meer ruhig ist. *Poenulus*, Act. I. Sc. 2, v. 142:

> Jam, Hercle, tu peristi, nisi illam mihi tam tranquillam facis,
> Quam *mare* est olim, quum ibi *alcedo pullos educit suos.*

Bey Aesop, Fab. 86 (240 Schneider), wird auch einem Meereisvogel (ἀλκυών, wie Simeon Sethi in unsrer Fabel ihn nennt) sein Nest mit den Jungen vom Meer zerstört. Der Sinn ist freylich dort anders.

Erzählung 13. La Fontaine hat einige Aesopische Fabeln mit einer angemessenen und geistvollen Ironie im Styl und Versmaß der ältern französischen Dichter vorgetragen. Leider aber schwimmen diese in einer großen Masse andrer, wo leeres Geschwätz den guten Kern zu Boden drückt. Am unglücklichsten scheint es ihm bey der Bearbeitung der Fabeln des Bidpai ergangen zu seyn, welche er aus der französischen Uebersetzung des David Said (S. v. Diez: Ueber das kön. Buch, S. 143) kennen gelernt. So hat er unsre Erzählung: La tortue et les deux canards, B. 10, F. 3, jämmerlich entstellt. Die Schildkröte muß bey ihm ohne Noth ihr Loch verlassen, nur damit er Reisesüchtigen einige schale Lehren geben könne. Die Enten sind fade und geschwätzig. Zuletzt ruft der unten gaffende Pöbel: Seht die Königin der Schildkröten! — Wie konnte das den Leuten einfallen? Und wozu die Veränderung? Bey Aesop, F. 61 (193 Schneider), wird eine Schildkröte vom Adler durch die Lüfte geführt, um fliegen zu lernen. Die dabey ausgesprochne Lehre ist dieselbe wie hier: Wer guten Rath nicht annehmen will, kömmt zu Schaden. Daraus hat La Fontaine seinen Eingang genommen, und so vermischt, was getrennt werden mußte. Avianus, Fab. 2, hat die einfache Fabel des Aesop mit neuen Zusätzen beladen und verwirrt. Dagegen Bevilacqua [Abstemius], F. 108, die Warnung des Adlers auslassend, die offenbar darin liegende Lehre aus der Aesopischen Geschichte entwickelt: Keiner erhebe sich höher als seine Natur gestattet. — Die vom Adler in die Höhe gehobne Schildkröte des Phädrus, B. 2, F. 6, und des Anonymus des Nevelet, F. 14, gehört nicht hierher.

Erzählung 15. Wir hegen den Verdacht, daß dieser alte Schwank als fremder aber willkommener Schmuck von Johannes von Capua oder seinem Vorgänger, dem Hebräer, hier seine Stelle erhalten habe. Denn er findet sich nicht bey Simeon Sethi *), noch auch im Türkischen (Galland, S. 333). Es ist nicht zu denken, daß in beyden Recensionen diese Erzählung ausgefallen wäre, hätte sie sich ursprünglich im Indischen befunden. Auch steht sie nur hier als zweytes Beyspiel für dieselbe Lehre, welche schon durch Erz. 14 anschaulich gemacht worden ist.

*) Auch nicht in der zuweilen weitläuftigern Uebersetzung dieses Werkes in elegantes Latein von P. Possinus, unter dem Titel: Specimen sapientiae Indorum, hinter Georgii Pachymeris historia Michaelis Palaeologi, *Romae* 1666, p. 578. V. Diez erwähnt diese seltne Uebersetzung nicht besonders.

Hingegen in dem Volksbuch: Die sieben weisen Meister, wo unsre Geschichte das Beyspiel des dritten Meisters Cato: Von der Aglaster, bildet, ist sie so ganz dem dortigen Zweck angemessen, die bösen Künste der Weiber darzustellen, und aus der Grundidee des Werks hervorgegangen, daß sie mit diesem gleich ursprünglich muß entstanden seyn. Es ist also wahrscheinlich, daß die im Abendland entstandne Recension des Bidpai von Johann von Capua vom Jahre 1262 und deren Nachfolger (wie Firenzuola, und das deutsche Buch: der Alten Weisenn Exempel, Blatt 30, b, Straßburg 1545) aus dem Volksbuch der sieben weisen Meister entlehnt hat. Die verschiednen Nachahmungen haben wir früher schon einmal aufgezählt, Anmerk. zu den Mährchen des Straparola, S. 289. Wir fügen jetzt diese Geschichte hier zum ersten Mal in griechischer Sprache hinzu, aus einer Abschrift der Pariser Handschrift der griechischen sieben weisen Meister (Codex regius 2912), verglichen mit der Handschrift desselben Werkes auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien. S. Nessel, Th. 5, p. 171. Man vergl. Silvestre de Sacy Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque impériale. T. 9, p. 404 (*Paris* 1813).

* * *

Ἀνήρ τις φυλῆς ὢν τῶν Ἀγαρηνῶν οὗτος περιέργως τὰ εν τῇ οἰκίᾳ τούτου καὶ ποικίλως ἀκριβολογῶν, ὀρνεόν τι ὠνήσατο ἐνάρθρως φθεγγόμενον, ὅπερ ἡ κοινὴ συνήθεια ψιττακὸν οἶδε καλεῖν. Καὶ τὸ ὄρνεον ἐν κλωβῷ βαλὼν ἐν τῷ οἰκήματι φέρων εφύλαττε, καὶ παρήγγειλε τῷ ὀρνέῳ προσεκτικῶς αὐτοῦ τὴν γυναῖκα ὁρᾷν. Καὶ εἴ τι δ᾽ ἂν, ἀπόντος μου τῆς οἰκίας, ἡ γυνὴ διαπράζηται, παρατήρει τοῦ ἀπαγγεῖλαί μοι.

Οὕτως οὖν ὁ ἀνὴρ τῷ ψιττακῷ παραγγείλας ἐπί τινα ὁδοιπορίαν ἀπῆλθε. Τότε τοίνυν τις ἄνθρωπος εἰσερχόμενος εἰς τὴν οἰκίαν μοιχεύων ἦν τὴν γυναῖκα, συνειδυίας τοῦτο καὶ τῆς δούλης. Ὅτε δὲ ὁ ἀνὴρ ἧκεν ἐκ τοῦ ταξειδίου ἠρώτα τὸν ψιττακόν, τί ἄρα τὴν γυναῖκα ποιοῦσαν ἐθεάσατο. Ὁ δὲ ψιττακὸς πάντα τὰ τῇ γυναικὶ ἀκολάστως πραχθέντα τῷ κυρίῳ ἐξεφώνησε. Καὶ ὁ ανὴρ, δεινῶς τὴν καρδίαν δηχθεὶς, οὐκ ἔτι αὐτὴν συνεμίγνυτο. Καὶ ἡ γυνὴ τὴν ἑαυτῆς δούλην ἔλεγε τῷ ἀνδρὶ ἀναγγεῖλαι τοὶ κατ᾽ αὐτῆν. Καὶ προσκαλεσαμένη αὐτὴν, ὀργίλως καὶ πικρῶς ἔλεγεν· Εἰ ἀληθῶς σὺ τῷ ἀνδρί μου τὰ πραχθέντα μοι πάντα ἀπήγγειλας. Ἡ δὲ δούλη μεγάλως ὤμνυεν, ὡς οὐδ᾽ ὁπωσοῦν περὶ αὐτῆς τῷ κυρίῳ λελάληκεν· ἀλλ᾽ ὁ ψιττακὸς, ἴσθι κυρία, τοὶ περὶ σοῦ ἅπαντα τῷ κυρίῳ ἐλάλησεν. Ἡ δὲ γυνὴ τοῦτο ἀκούσασα (τὴν παρὰ τοῦ ὀρνέου κατηγορίαν) ἐτεχνάσατο, πῶς ψευδῆ τὸν ψιττακὸν ἀποδεῖξαι τῷ ἀνδρί αὐτῆς. Καὶ τῇ ἐπιούσῃ νυκτὶ, λαβοῦσα τὸν ψιττακὸν μετὰ τοῦ κλωβοῦ ἔνθα κοιμωμένη ἐτύγχανε, χειρόμυλον πλησίον τοῦ ψιττακοῦ θεῖσα συνέστρεφε, ἐξ οὗ κτύπος ἠκούετο ὡς βροντή, ἔμπροσθε δὲ τούτου καθρέπτην περικύκλου τοῖς ὀφθαλμοῖς τοῦ ὀρνέου, ὡς δοκεῖν ἀστραπὰς ἀποπέμπειν. Σὺν τούτοις καὶ σπόγγον βεβρεγμένον ἄνωθεν τοῦ ψιττακοῦ κρεμάσασα, σταλαγμοὺς ὕδατος ἐπάνω τούτου ῥέειν πεποίηκεν. Τούτων οὕτω γινομένων, αὐτῷ τῷ ορνέῳ ἐδόκει δι᾽ ὅλης τῆς νυκτὸς ἐκείνης βρέχειν, καὶ ἀστραπὰς καὶ βροντὰς ἀπηχεῖσθαι καὶ ἀπαυγάζεσθαι· ὁ δὲ ψιττακὸς τῇ γωνίᾳ τοῦ κλωβοῦ ὑπεκούπτετο. Πρωΐας οὖν ὁ ἀνὴρ τῆς γυναικὸς τῷ ψιττακῷ προσελθὼν, φησὶ πρὸς αὐτόν. Τί δήποτε τῇ νυκτὶ ταύτῃ ἑώρακας. Ὁ δὲ ψιττακὸς ἀντέφησε. Τῆς νυκτὸς ἡ βροχὴ καὶ αἱ βρονταὶ καὶ ἀστραπαὶ οὐκ ἀφήκασί με τὸ καθόλου ἰδεῖν τί ἄρα ταύτῃ τῇ νυκτὶ ἐγεγόνει. Ὁ δὲ ἀνὴρ, τούτους τοὺς λόγους τοῦ ὀρνέου ἀκούσας, καθ᾽ ἑαυτὸν ἔλεγεν. Ὄντως οὐδὲν ἐστὶν ἀληθὲς ὅσα ἀνήγγειλέ μοι

τὸ ὄρνεον, ἀλλά πάντα ὅσα μοι ἐλάλησε ψευδῆ πεφύκασι καὶ ἀπατηλά, καθὼς ἐστὶ φανερὸν ἐξ ὧν τὰ νῦν μοι ἀποφθέγγεται· οὐδὲν γὰρ τῇ νυκτὶ ταύτῃ συμβέβηκεν, οὔτε ὑετὸς κατηνέχθη, οὔτε βρονταὶ ἀπηχήθησαν, οὔτε ἀστραπαὶ ἀπηύγασαν· ὅθεν, φησὶ, καὶ ὅσα μοι περὶ τῆς συζύγου ὁ ψιττακὸς εἴρηκε ψεῦδος ἦσαν ἀληθῶς καὶ ἀπάτη.

Bemerkungen.

Der Mann war aus dem Stamme der Agarener. Dadurch weist der Verf. auf den muhamedanischen Ursprung der Geschichte. Denn Agarener (s. Ausleger und Lexikographen über Genesis 16 und Genes. 17, v. 23) hießen bey den Schriftstellern der Zeit die Muhamedaner. So lesen wir in Steph. le Moyne Var. sacra t. 1, p. 302 ein Confutatio Hagareni von dem Edessener Bartholomäus. In Nicetas Choniates Histor. Byz. p. 78 ed. Paris. will ein Agarenischer Gaukler durch die Luft fliegen, es geht ihm aber wie dem Ikarus. Im letzten Kapitel der Hist. Lombardica des Jakob de Voragine von Papst Pelagius: Hujus *Bonifacii* tempore, mortuo *Foca* et regnante *Heraclio*, circa annum domini DCX. *Magumet*, Pseudo-Propheta et Magus *Agarenos sive Ismahelitas id est Saracenos* hoc modo decepit et cet. — Ebendas. c. 3: Erat autem locus ille situs juxta terram *Agarenorum*. *Adeodatus* ergo quadam vice ab *Agarenis* capitur, et in servitutem regis eorum deputatur. — Dyalogus Creaturarum c. 82 (*Goudae* 1480): Soldanus quidam inter omnes nobilissimus rex *Agarenornm* post quam rescivit se moriturum, accipi fecit pannum *et cet.* Andere Stellen in der Benediktiner Ausg. des Glossar. ad scr. med. et inf. *Lat.* v. Du Cange.

ἐν κλωβῷ βαλών. Diese Stelle citirt aus der Pariser Handschrift Du Cange Appendix ad Glossarium ad scr. m. et inf. Gr. p. 104. Koray zu Aesop 413 ὁ δὲ κλωβὸς εἶχεν οὐδέν erklärt κλωβός, ὀρνίθων οἴκημα δρυφάκτοις περιεχόμενον, ὅθεν τὸ ἐν τῇ συνηθείᾳ κλωβίον καὶ κλουβίον. Furia 369 hat nichts Näheres.

χειρόμυλον. Dieß ist eine treffliche Verbesserung des berühmten Hase. In der Pariser und Wiener Handschrift (beyde schöne Abschriften eines und desselben Codex) ist das Wort verdorben. Lateinisch nola und tympanum; deutsch (Bl. 30, b) ein Schellen, das sye leüten solte.

καθρέπτης, Spiegel. Auch diese Stelle hat Du Cange im Appendix p. 88, und fügt hinzu aus den schedae regiae: κάτοπτρον ὁ κοινῶς καθρέπτης, ἔσοπτρον δὲ τὸ κοινῶς φανάριον.

* * *

Zwischen Erzählung 17 und 18 ist bey Simeon Sethi keine weiter. Bey Johann von Capua fährt Kelileh fort:

Du hast durch schmeichelnde und betrügerische Worte das Herz des Löwen und des Stiers hintergangen, wie jenes Weib ihren Mann durch listige Worte hinterging. Als dieser nämlich krank war, geht sie zu einem Apotheker, ihrem Liebhaber, scheinbar um Arzeney zu holen. Während sie mit diesem sich unterhält, soll der Apothekerbursche die Arzeney bereiten, der aber Schutt in ihr Tuch band, und es ihr gab. Sie eilt mit der vermeinten Arzeney nach Hause, und reicht sie ihrem Mann. Als dieser das Tuch öffnet, fragt er: Was soll ich mit der Erde machen? Sie antwortet, indem sie mit einem Sieb an sein Bett läuft: Ein Reiter hat mich auf der Straße umgeritten, dabey ließ ich das Geld auf die Erde

fallen; nun raffte ich den Schutt zusammen, der dort lag, und wickelte ihn in das Tuch, in der Meinung, es müsse sich das Geld darin finden. Jetzt bin ich mit dem Siebe hier, um den Sand durchzusieben, dann wird sich das Geld wohl finden. — Als der Mann dieß hörte, glaubte er ihr und sagte: Nimm ander Geld, geh, und kaufe mir.

Auch diese morgenländische Geschichte hat Joh. v. Capua oder sein Vorgänger aus den sieben weisen Meistern aufgenommen. Wir theilen sie hier gleichfalls zum ersten Mal griechisch mit, nach jenen zwey Handschriften der griech. sieben weisen Meister.

Ἀνὴρ γάρ τις τὴν ἑαυτοῦ σύζυγον ἐπὶ τὴν ἀγορὰν ἔπεμψεν ἀγοράσαι ἑνὸς ἀργυρίου ὀρύζιον. Ἡ δὲ ἀπῆλθεν ἔν τινι τῶν κατὰ τὴν ἀγορὰν ἐργαστηρίων, καὶ δοῦσα τὸ ἀργύριον ἐξωνεῖτο τὸ ὀρύζιον χωρὶς τοῦ καλουμένου σαχάρεως. μεθ' οὗ ἐσθίειν τοῦτο συνήθειαν ἔχομεν [οἱ ἄνθρωποι]. Ὁ γὰρ πωλῶν τὸ ὀρύζιον ἔφη πρὸς τὴν γυναῖκα· Οὐδαμῶς, ὦ γύναι, τὸ ὀρύζιον ἄνευ σαχάρεως ἐσθίεται Τί σοι γοῦν ὄφελος ἀγοράσασα τοῦτο μόνον; — Ἡ δὲ πρὸς αὐτόν· Ἡμεῖς τοῦτο ἄρτυμα οὐκ ἔχομεν. — Ὁ δὲ πρὸς αὐτήν· Ἐὰν εἰς τὸ ἐνδότερον ἐργαστήριον συνεισέλθῃς μοι, καὶ ἐκ τῆς σαχάρεως δώσω σοι. — Ἡ δὲ ἀντέφησε: Δός μοι πρῶτον, καὶ τότε συνεισελεύσομαί σοι. Γινώσκω γὰρ καὶ ἐγὼ τὰς τῶν ἀνδρῶν πανουργίας. — Ὁ δὲ σταθμίσας δέδωκεν αὐτῇ ἐκ τῆς σαχάρεως. Ἐκείνη δὲ τό τε σάχαρ καὶ τὸ ὀρύζιον ἐν τῷ μανδυλίῳ κατέδησε, καὶ τὸ μανδύλιον παρέθετο πρὸς τὸ παιδίον τῷ ὑπηρετοῦντι τὸ ἐργαστήριον, καὶ αὐτίκα συνεισῆλθε τῷ ἀνδρὶ ἐπὶ τὸ ἐνδότερον οἴκημα, τοῦ πληρῶσαι τὸ ποθούμενον τοῦ ἐργαστηριακοῦ. Ὁ δὲ παῖς, λύσας ἀπὸ τοῦ μανδυλίου τὸ ὀρύζιον καὶ τὸ σάχαρ, χοῦν ἀντ' αὐτῶν εἰσβαλὼν εἰς τὸ μανδύλιον ἐνέδησεν. Ἡ δὲ γυνὴ θᾶττον ἐκεῖθεν ἐξελθοῦσα σύντρομος καὶ φοβουμένη ὑπὸ τῆς ἐντροπῆς ἄρασα τὸ μανδύλιον εἰς τὴν ἑαυτῆς οἰκίαν ἀπήρχετο Εἰσελθοῦσα παρὰ τὸν ἄνδρα ἔγγιστα τούτου τὸ μανδύλιον ἔθηκε, καὶ εἰσῆλθεν εἰς τὸ ἐνδότερον τοῦ οἰκήματος τοῦ ἀγαγεῖν χύτραν. Ὁ δὲ ἀνὴρ αὐτῆς, λύσας τὸ μανδύλιον, ὁρᾷ χοῦν ἐντός, καὶ φησὶ πρὸς αὐτήν· Ὦ γύναι, τί ἐστὶ τοῦτο; χοῦν μοι ἐκόμισας μᾶλλον ἢ ὀρύζιον; — Γνοῦσα δὲ καθ' ἑαυτὴν ἡ γυνὴ ὡς ὁ παῖς τοῦ μυρεψοῦ τοῦτο εἰργάσατο, σινίατρον [ἤτοι κόσκινον] ἀντὶ τζουκαλίου ἐκόμισε καὶ λέγει τῷ ἀνδρί· Ἐν τῇ ἀγορᾷ, ὦ ἄνερ, πορευομένης μου ἵππος μοι ἐλάκτισε, καὶ πέπτωκα, καὶ τὸ ἀργύριον ἀπώλεσα, διόπερ τὸν χοῦν τοῦτον ἐκλεξαμένη ἤγαγον, ὅπως αὐτὸν κοσκινίσω, καὶ ἴσως τὸ ἀργύριον εὕροιμι. — Ταῦτα αὐτῆς τῷ ἀνδρὶ λαλησάσης ἐκεῖνος πεπίστευκε, καὶ αὐτοχείρως τὸν χοῦν ἀκοσκίνιζεν, ὡς καὶ τὸ γένειον κονιορτοῦσθαι.

Bemerkungen.

ὀρύζιον. Diese Form fehlt in den Wörterbüchern von Schneider und Du Cange. Schneider hat ὄρυζα und ὄρυζον. Wir lesen es noch ein Mal in unsern sieben Meistern c. 25, §. 3: καὶ ὀρύζιον ἑψήσασα τῷ παιδὶ παρέθηκεν. In der Sapientia Indorum p. 210 (ed. *Berol.* 1697): ἔχουσα γὰρ ὀρίζην καὶ σήσαμον. Aber p. 358: τὸ δὲ ἦν ὄρυζα. Johann v. Capua hat granum *risi*.

σαχάρεως. Du Cange citirt diese Stelle unter σάκχαρι p. 1326, ohne nöthig zu finden bey unserm Autor das κ vor das χ hinzuzufügen. Arrian Periplus maris erythr. μέλι τὸ καλάμινον, τὸ λεγόμενον σακχαρι.

μανδύλιον. Dieß spätere Wort behandelt sehr ausführlich Du

Cange Gloss. p. 868. Vorzugsweise hieß μανδύλιον das leinene Tuch des Königs von Edessa, Abgar, worauf Christi Ebenbild abgedrückt seyn sollte. S. Joh. Reiske De imaginibus Jesu Christi, Exercit. I. und Fabricius Codex apocr. nov. Test. III. p. 436.

πρὸς τὸ παιδίον τῷ ὑπαρχοῦντι. Das Abspringen von einem Kasus zum andern ist bey unserm Schriftsteller nicht zu ändern. Er braucht den Kasus, zu dem ihn sein Gefühl treibt, und läßt sich nur bey dem nächsten Wort nach der Präposition davon abbringen, nicht weiter. So liest auch, ohne Anstand zu nehmen, Du Cange Appendix ad Gloss. p. 74. Aber der Schluß des Satzes des. τὸ ποθούμενον ἐργαστηριακόν ist wider beyde Handschriften, die Pariser und die Wiener, und wider den einfachen Sinn: τὸ ποθούμενον τοῦ ἐργαστηριακοῦ, das Begehren des Materialisten.

σινίατρον ἤτοι κόσκινον. Die zwey letzten Worte offenbar Glossen, wahrscheinlich des Verfassers. σινίατρον, verkürzt aus σινιατήριον. S. die Ausleger zu *Lucae* 22, 31 und *Suicer* Thes. eccles. II. p. 961. Auch diesen Satz liest zu Anfang ungenau Du Cange Gloss. II. p. 1373.

τζουκάλιον, Derivationen von τζουκάλη, deutsch Schüssel. Wir haben es noch zwey Mal in den sieben Meistern c. 21, b, 2: καὶ τὸ μὲν μαγείρευμα μετὰ τοῦ τζουκαλίου ἐκόμισε τῷ ἀνδρὶ αὐτῆς φαγεῖν. Cap. 24, 2: Πετώμενος δὲ ἴσα κατέπτη τοῦ τζουκαλίου. Andere Beyspiele s. im Glossar von Du Cange.

* * *

Firenzuola, welcher gewöhnlich dem Johann von Capua folgt, hat hier statt obiger die vielfach bearbeitete Geschichte vom Schneekinde. Mit der Einleitung des Kelileh: Es wird dir deine List zuletzt eben so wenig gelingen, als jenem Weibe die ihrige gelang, welches ihrem Mann einreden wollte, ein in seiner Abwesenheit gebornes Kind sey ihr durch ein großes Schneegestöber gekommen. Der Mann thut, als wenn er es glaubt, bringt das Kind fort, und sagt dann der Mutter, er sey mit demselben in die brennende Sonnenhitze gegangen, da sey es geschmolzen.

Dieser Scherz hat vielen Beyfall gefunden. Er steht schon in den Fabliaux ou Contes du 12e et du 13e siècle II. p. 229. Die erste Wiederholung davon ist in den Cent nouvelles Nouvelles (verfaßt um 1455), Nouv. 19. Philipp Vignier, der Erzähler, versetzt die Scene nach London. Daraus wörtlich übersetzt in den Duccnto Novelle del Sign. *Celio Malespini, Venezia* 1609. Nov. 38. Doch hat Malespini die Handlung wieder aus London nach Paris verlegt. Aus den Cent nouv. Nouv. hat nun Firenzuola die seinige genommen, und sie, etwas verändert, an dieser Stelle (S. 100, Ausg. 1552) eingerückt. Dann ließ Sansovino, cento novelle scelte Giorn. 9, Nov. 5, unsre Stelle des Firenzuola wörtlich abdrucken, und diesen wörtlichen Abdruck des Sansovino übersetzte wieder ins Französische der rüstige und um die Kritik wenig besorgte Uebersetzer Chappuys in den Facétieuses Journées, Journ. 9, Nouv. 5. Daß im achtzehnten Jahrhundert auch gewisse Leute diese alte Erzählung besudelt haben, und sie ihrem Publikum aufgetragen, verdient keiner weitern Erwähnung.

Der Türke (nach Galland, S. 349) hat keine dieser beyden Novellen, sondern statt ihrer die Fabel vom schlafenden Gärtner, dem ein Bär die Fliegen verscheuchen will, und der, da diese immer wieder kommen, einen Stein nimmt sie zu tödten, statt dessen aber nur den Kopf des Gärtners selbst zerschmettert. Wäre die Angabe v. Blankenburgs

(Literarische Zusätze zu Sulzer, B. 1, S. 543) gegründet, daß der bekannte Verfälscher Gueulette die Galland'sche Uebersetzung mit Zusätzen begabt habe, so könnte diese Fabel wohl zu den letzteren gehören. Weil indeß der wichtigste Richter in dieser Sache (v. Diez: Ueber d. kön. Buch S. 147) keine Vermehrung gefunden hat, so kann diese Vermuthung nicht aufkommen.

Ein einfältiger Bedienter tödtet seinen Herrn auf diese Art in Le tredici piacevolissime Notti di G. Fr. *Straparola*, Notte 13, F. 3. *Venezia* 1608, und in D. Othonis *Melandri* Jocoseria III. 295. Doch heißt es hier nur Nasum Comitis ita verberat, ut sauciaretur et multo sanguine manaret. Aus Melander abgedruckt in Democritus ridens p. 387 (*Ulmae* 1689). La Fontaine B. 8, F. 10: l'ours et l'amateur des jardins, hat diese Fabel abscheulich entstellt durch Geschwätz und schlechten Witz, und leider hat unser v. Hagedorn »der Bär und der Liebhaber seines Gartens« S. 62, ihn hierin sich zum Vorbild gewählt.

F. W. Valentin Schmidt.

Ein Wort über Hamlet.

Das wird nun wohl, nachdem der gründlichste Kenner Shakspeares unter allen auf dem Kontinent wie auf der Insel selbst einmal den Anstoß gegeben hat, nicht leicht mehr geläugnet werden, daß einige Stellen in diesem berühmten Monologe, nach der Art und Weise, wie man ihn nun einmal zu lesen gewohnt war, ein minder helles Gefühl erregten, daß eine gewisse Halbheit oder Ungeeignetheit der Gedanken und Bilder selbst die erhöhteste Stimmung des Lesers störend durchkreuzte. Indeß der Sinn, der daraus hervorzugehen hatte, war einmal bestimmt und einem Jeden bekannt, und dieß wirkte wie jede Befangenheit in einer falschen Doktrin und Schule: man getraute sich eben nicht, die gefühlte Dunkelheit mit der Leuchte des eigenen Gefühls und Urtheils von Grund aus aufzuhellen. Tieck hat diesen Aberglauben an die herkömmliche Auslegung zerstreut — er hat die so lange ohne klare Einsicht wiederholten Sprüche einer frischen Untersuchung vindicirt, und zugleich selbst mit eigener schöpferischer Kunst unterworfen. Meines Dafürhaltens ist aber auch durch diesen ersten Versuch nicht jede Schwierigkeit beseitigt, auch die neue Auslegung hat ihre schwachen Seiten: einzelne Stellen treten dadurch ohne Zweifel in ihr wahres Licht, aber die früher in ihrer Deutung auf Selbstmord so wohl begriffenen und vollkommen wirksamen Verse werden — doppelt empfindlich — von ihrem gewohnten, früheren Platze in den Schatten gerückt, andere behalten nach der einen, wie nach der anderen, zum Theil ihre bisherige »Dunkelheit ja Unzweckmäßigkeit.« —

Auf wie verschiedenem Wege ich auch die Erklärung versucht, immer ergab sich mir auch die Beziehung auf Selbstmord in diesem Monologe, wie entschieden Tieck sich auch gegen diese Annahme erklärt, wie dunkel, widersprechend und unverständlich ihm das Gemüth Hamlets erscheint, wenn er nach der Erscheinung des Geistes den Entschluß fassen könnte, um sich der aufgegebenen That zu entziehen, lieber das Leben selbst aufzugeben. Der Seelenzustand, welcher den Wunsch des Selbstmords aufkommen läßt — das Grübeln über das Mittel, welches das Herzweh und die tausend Stöße, die unseres Fleisches Erbtheil — endet, tritt uns allzu klar entgegen.

Wie weit ich die Sache einsehe, wo sie mir klar, wo lückenhaft erscheint — will ich in Folgendem darzulegen versuchen.

Hamlet — ein eigens zart und fein organisirter edler Geist, in seltener Ausbildung begriffen, in reinen und königlichen Sitten aufgewachsen, von geordneten natürlichen und schönen Verhältnissen umgeben, sein Gemüth von jener bis zum Ahnungsvollen gesteigerten Empfänglichkeit. So mag ihn der plötzliche, unnatürliche Tod seines Vaters gefunden und ergriffen haben. Noch in der tiefen Trauer um diesen Verlust, in dem ersten ungemilderten Schmerze sieht er nun seine Mutter seinem Oheim sich vermählen. Seinem liebebedürftigen Gemüth bleibt Niemand, kein Trost; seiner Trauer nicht einmal die ungetrübte Lust gemeinschaftlichen Wehklagens. So tritt er auf, gebeugt, sein Inneres verstimmt im eigensten Sinne des Worts, seine Gegenwart, sein ganzes Wesen der Mutter ein entsetzlicher Vorwurf. Fühlt er nun noch den edlen Ehrgeiz seiner Geburt verletzt, ahnet er dunkel die Gräuel, durch welche sein Leben vergiftet worden, so mag er wohl, in die Worte des ersten, rührendsten Monologs ausbrechend, den Zustand seiner Seele mit den wahresten Farben schildern:

O schmölze doch dies allzufeste Fleisch,
Zerging, und löset' es in Thau sich auf.
Oder hätte nicht der Ew'ge sein Gebot
Gerichtet gegen Selbstmord. O Gott! o Gott!
Wie ekel, schal und flach und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt

u. s. w.

O most wicked speed, to post,
O schnöde Hast, so rasch
with such dexterity to incestuous sheets
In ein blutschänderisches Bett zu stürzen.
Es ist nicht, und es wird auch nimmer gut.
Doch brich mein Herz! denn schweigen muß mein Mund.

In dem folgenden Gespräche mit Horatio, Marcellus und Bernardo sprechen dieselben Worte, wodurch seine bloßen Ahnungen sich immer deutlicher kund geben, zugleich das tiefe Bangen vor deren Bestätigung aus; seine innere Zerrüttung ist schon deutlich zu erkennen. Auch ob's ein Geist des Segens, ob's ein Kobolt, auch diese Ungewißheit, die ihn später wieder ergreift und die Prüfung seines Oheims durch das Schauspiel zu Stande kommen läßt, ist in diesem Gespräche vorbereitet, und mit ihr beginnt auch die Anrede an den Geist selbst. Die Gegenwart desselben belebt ihn nun noch einmal, er folgt ihm wahrlich entschlossen und muthig genug:

Hamlet: Was wäre da zu fürchten?
Mein Leben acht' ich keiner Nadel werth,
Und meiner Seele, kann es der was thun,
Die ein unsterblich Ding ist, wie es selbst?

die besorgten, ihn zurückhaltenden Gefährten leidenschaftlich abweisend:

Hamlet: Die Hände weg!

weiter:

Mein Schicksal ruft

u. s. w.

Beym Himmel,
Den mach' ich zum Gespenst, der mich zurückhält.

Als der Geist, daß Mord ihn hingerafft, daß Hamlet ihn zu rächen bestimmt sey, ausgesprochen, rafft er sich noch einmal zusammen:

Hamlet: Eil ihn (den Mord) zu melden, daß ich auf Schwingen rasch
Wie Andacht und des Liebenden Gedanken
Zur Rache stürmen mag;

so daß der Geist sich mit seiner Bereitwilligkeit zufrieden erklärt. Wie er aber seine früheren Ahnungen erfüllt siehet, daß sein Oheim der Mörder sey, nun aus des Vaters Munde hört, da kann er nur noch:

O mein prophetisches Gemüth! Mein Oheim?

ausrufen.

Die nun folgende Anklage des Geistes gegen seine Mutter, die Beschreibung des Mordes, die Aufforderung zur Rache erträgt er nicht mehr — nun bricht sein ganzes Gemüth vollends zusammen:

O Pfui! halt, halt mein Herz!
Ihr meine Sehnen altert nicht sogleich, tragt fest mich aufrecht!

er wird sich seiner Schwäche völlig bewußt, und rathlos verfällt er auf und in den Wahnsinn. — Auf die Verschweigung des Geschehenen geht seine nächste Sorge, und die Scene endet mit:

Die Zeit ist aus den Fugen: Schmach und Gram
Daß ich zur Welt sie einzurichten kam.

In den folgenden Wahnsinnsscenen (deren beruhigende, hinhaltende Wirkung auf ihn, und deren sonstige belehrende Seite für den Charakter es Hamlet sowohl, als für die ganze Art und Weise, das im Shakspeare zu verstehen, wo er dem Leser, wie Tieck sagt, viel zumuthet, eine besondere Beleuchtung verdient) bricht in den Antworten an Polonius die Beschäftigung seines Geistes mit dem Tode als einem Erlöser von seinem »Herzweh« einige Mal deutlich hervor. Dem Rosenkranz sagt er dann bald — »denn an sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu;« und »o! Gott ich könnte in eine Nußschale eingesperrt seyn, und mich für einen König von unermeßlichem Gebiet halten (were it not, that I have had dreams), wenn nur meine bösen Träume nicht wären.« Man sieht hieraus, zu welchen Gedankenreihen er seit des Geistes Erscheinen schon gekommen seyn mag — wenn er sie auch seit dem ersten Monolog mit dem Wunsche: daß Selbstmord nicht verboten seyn möge, noch nicht wieder in einer Folge ausgesprochen hat. Dann hören wir ihn noch einmal in herrlichen Worten über das Thema: »wie ekel, schal und flach und unersprießlich das ganze Treiben dieser Welt ihm scheint,« sich gegen Rosenkranz auslassen. Nun werden die Schauspieler gemeldet. Er ist noch ohne festen Plan, aber nur der eine Gedanke erfüllt sein Wesen — damit bringt er gleich Jeden in Beziehung; also gleich: »der den König spielt, soll willkommen seyn« u. s. w. Dann läßt er einen die Rede vom rauhen Pyrrhus hersagen, die selbst den Schauspieler zu Thränen rühren mußte, und verfällt so darauf, sie die Ermordung des Gonzago vor seinem Oheim spielen zu lassen.

Von einer That, ja nur von einem klaren Plane zu einer solchen ist seit der Mahnung des Geistes keine Spur in Hamlet's Worten zu finden, auch noch nicht von Vorwürfen über diese Thatlosigkeit; dagegen stets derselbe Ekel vor der Welt, und die Sehnsucht, durch den Tod daraus erlöst zu werden, gerade wie vor der Erscheinung des Geistes; dabey fortdauernd wachsende Zerrüttung des Gemüths, und die einem solchen Zustand eigene Neigung zu überfein zugespitzten Grübeleyen, wobey ihm denn die Maske des Wahnsinns gar förderlich ist.

Nachdem nun zum ersten Male, durch die Verabredung des Schau-

spiels ein äußerer Vorgang auf dem Wege der ihm auferlegten Rache ausgesonnen und eingeleitet ist, jetzt, im Gefühl der Unnöthigkeit dieser neuen Prüfung, reiht sich an den um Hecuba weinenden Schauspieler das entsetzliche Bewußtseyn seines Mangels an Entschlossenheit und dem Willen folgender Thatkraft. Als die Anderen sich entfernt:

Jetzt bin ich allein.
O welch ein Schurk und nied'rer Sklav bin ich!
Ist's nicht erstaunlich, daß der Spieler hier
Bey einer bloßen Dichtung, einem Traum
Der Leidenschaft, vermochte seine Seele
Nach eignen Vorstellungen so zu zwingen

u. s. w.

Dann regt er sich durch die schimpflichste Mißachtung seiner selbst zur That auf. Er will den nächsten Weg dazu ersinnen:

Frisch an's Werk mein Kopf!
About my brains

wie er sie aber nun so nah' vor sich sieht, fühlt er sein Inneres davor erbeben, er hält wieder inne:

hum, hum

und kehrt zu seinem ersten Plan zurück: eine Prüfung des Königs will er vornehmen; er verstärkt diesen Gedanken durch

ich hab' gehört, daß schuldige Geschöpfe bey einem Schauspiel sitzend, durch die Kunst der Bühne so getroffen worden sind, im innersten Gemüth, daß sie sogleich zu ihren Missethaten sich bekannt,

so schiebt er die That noch einmal weiter hinaus:

Sie sollen was
Wie die Ermordung meines Vaters spielen
Vor meinem Oheim: ich will seine Blicke
Beachten, will ihn bis ins Leben prüfen,

und nun wieder die That ferner, also freyer in ihrer unabweislichen Nothwendigkeit sehend, entschlossen:

Stutzt er, so weiß ich meinen Weg!

weiter den neuen Aufschub vor sich selbst mit der alten Bedenklichkeit rechtfertigend:

Der Geist
den ich gesehen, kann ein Teufel seyn;
ich will Grund
der sich'rer ist.

So geht er ab, und ich meine, Niemanden, dem alles Vorhergehende einleuchtend erschienen, würde es befremden können, ihn etwa demnächst wieder in Grabgedanken und Betrachtungen über den Selbstmord zu finden, selbst wenn diese nicht bloß dem Augenblicke heimfallende Grübeleyen wären. Man rufe sich aber alles zurück, wie der Tod des Vaters ihn getroffen, und was dieser ihm genommen, nach dem was er erlebt, wie ekel, schal und flach und unersprießlich das ganze Treiben dieser Welt ihm scheint, wie er stets die Bestätigung seiner bösen Ahnungen, wenn auch sie suchend, mit Bangen bevorstehen sah. Nun sind die Gräuel aber, die alles was der Himmel ihm zur Liebe und Verehrung aufgestellt, zerstört oder befleckt haben, aufgedeckt. Den blutigen Beruf der sie sühnenden Rache kann er freylich nicht verkennen, die Mahnung des Geistes hat ihn noch verstärkt, Leidenschaften egoistischeren Ursprungs mögen ihn auch dazu anspornen, und der Vorsatz zu dieser That umfaßt in gewissem Sinne die noch übrige Bedeutung seines Lebens, und verleiht noch allein ihm Werth. Allein innerer Abscheu seiner Natur hält den zerrissenen aber fleckenlosen

Jüngling davon zurück. Ein Naturell wie das seinige, in solchen Gefühlen, Gewohnheiten und Sitten aufgewachsen, eine Bildung von der Art und dem Grade wie die seinige, ist wenig geeignet, zu der epischen Energie, wie ein Vollstrecker der Talion sie gebraucht, zu befähigen. —

Der Einfall, die Ermordung des Gonzago vorstellen zu lassen, hat im vorigen Monologe seine lebhafteste Aufwallung beschwichtigen müssen, dadurch geschieht denn doch irgend etwas, es ist ein Anfang zum Anfang einer Handlung, und diese selbst ist dadurch zugleich wieder verschoben. Diese Beruhigung konnte indeß bey ihm wohl nicht lange vorhalten. Die That muß dennoch geschehen — das steht fest — das Schauspiel rückt heran und wird, das sieht er wohl ein, ihre Nothwendigkeit nur noch mehr beweisen. Gleichzeitig mit dem Augenblick, der dann eine Selbstbestimmung fordern wird, nahen sich das alte Grauen vor der That und die Skrupel über ihren steten wahren Werth,

Der bange Zweifel, welcher zu genau
Bedenkt den Ausgang, — ein Gedanke, der,
Zerlegt man ihn, ein Viertel Weisheit nur
Und stets drey Viertel Feigheit hat. —

Aber auch die tiefsinnigste Untersuchung und ein haarscharfes Erwägen des Für und Wider haben die Nothwendigkeit der That nicht beugen, und seine Unfähigkeit sie zu begehen nicht wegräumen können. In seiner »Schwachheit und Melancholie« — »da ohnehin der Teufel sehr mächtig ist bey solchen Geistern,« übermannt es ihn vollkommen, — ihm schwindelt, alles gesunde Denken verläßt ihn, die krankhaftesten Grübeleyen bemeistern sich seiner, und nur der Zweifel bleibt ihm übrig. Aber auch aus dieser trüben Irre findet sein, solcher Weg' und Stege gewohnter, Geist den Ausweg: Jenseits wird denn doch mit dem rechten Maße gemessen werden! Das führt ihn wieder zu einer natürlichen Betrachtung: so, sagt er sich, hat denn doch das Leben und die Tugend — also meine wohlerwogene und rechtbefundene That einen festen unverlierbaren Werth — um dieses Jenseits willen. Mit diesen und ähnlichen, die Seele bald trübenden, bald erhellenden Gedanken umkleiden wir die berühmten Worte:

To be or not to be, that is the question!

Sie sind gleichsam die Grenze — das Ende jener angegebenen — der Anfang und Kern der nun folgenden Gedanken-Association.

Hat man nun wohl in Beziehung auf den Schauspieler, auf die Art und Weise, wie er diesen Monolog vorzutragen habe, oft die Vorschrift gehört: er sey als ein lautes Denken anzusehen und zu behandeln (woran denn doch auch der Schauspieler sich nicht allzu einseitig binden darf), so ist diese Ansicht zum Behufe des Verständnisses desselben keinesweges fruchtbar. Will man, da wir heut zu Tage des Kommentars des Schauspielers entbehren, den scheinbar gewaltigen Sprüngen darin folgen, so muß man gerade das geheime, dem lauten vorhergehende oder nachfolgende, es umgebende und motivirende stille Denken aufsuchen und erforschen.

Jene obige Frage nach dem Jenseits: To be or not to be, hat er sich nun ohne Zweifel bejahend beantwortet, und in dem Sinne als er die Frage gethan, führt diese Antwort zunächst wieder dahin, daß die That also zu geschehen habe, — um des Jenseits (um des Dortseyns) willen! wie wir oben angedeutet haben. Aber schnell erkennt er auch darin die andere mögliche Seite der Betrachtung, die Auskunft gegen die frühere:

Ob's edler im Gemüth die Pfeil und Schleudern
Des wüthenden Geschicks zu dulden.

Sollte es aber, fährt er nach einer Pause fort, eines reinen edleren Gemüths nicht würdiger seyn, eine Lage wie die, worin das Schicksal mich versetzt, ein ohnehin freude- und theilnahmloses — von Gräueln vergiftetes, von bodenlosen Zweifeln gemartertes Daseyn (die sea of troubles), das ich gern längst hätte dahin welken sehen, mild und muthig fortzutragen, sollte dieß nicht edler seyn als

— — — — — — — — — (oder)
Sich waffnend gegen eine See von Plagen
Or to take arms against a sea of troubles
Durch Widerstand sie enden.
And by opposing end them?

durch Rache, durch den Mord des Königs, des Urhebers aller meiner Leiden diese zu enden, durch die Befleckung mit seinem Blut noch einmal den Versuch eines neuen Lebens (denn so egoistisch erscheint ihm in dieser Folge jetzt die sonst als schwere Pflicht erkannte, ihm auferlegte That *) zu wagen?

Unbefriedigt, herabgestimmt kehrt er auch von dieser Argumentation zu seinem ersten und Hauptgedanken: To be or not to be, wieder zurück;

Sterben, —

in seiner schon getrübten, geringeren Stimmung dießmal eine weniger ethische Wendung nehmend, findet er statt des to be

Schlafen, —
Nichts weiter!

und nun erscheint ihm der Tod so leicht, so wünschenswerth, des ganzen Herzwehs, seiner ganzen unverbesserlichen äußeren und inneren Lage mit einem Male dadurch los zu werden, daß er gewiß nur an Selbstmord denkt, indem er — eine neue Gedankenreihe beginnend — so schmerzlich und sehnsüchtig hinzusetzt:

Und zu wissen daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stöße endet,
Die unsres Fleisches Erbtheil — 's ist ein Ziel
Auf's innigste zu wünschen.

Mit dieser Auslegung stimmt auch sein aus Selbstbeobachtung hervorgegangenes Hinweisen »auf unsres Fleisches Erbtheil,« wie er so gerne seine Schwäche nennt.

Aber auch diesen Ausweg muß er, der Alles von allen Seiten betrachtet, sich bald selbst wieder verschließen, wenn er zum dritten Male die Sache durchdenken will, und wieder beginnt:

Sterben — Schlafen; —

Das Gleichniß, erst so lockend, hält dieser verführerischen nun auch eine andere in Beziehung auf sie trost- und heillose Seite entgegen;

Schlafen! vielleicht auch träumen! —
Ja, da liegts:
ay, there 's the rub;
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt,
Das zwingt uns still zu stehn. Das ist die Rücksicht,
Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen.

*) Solche Heucheley gegen sich selbst, wie A. W. v. Schlegel dergleichen sehr kurz und unbedingter, als wir das Herz hätten, nennt, erkennen wir oft in ihm.

For in that sleep of death what dreams may come,
When we have shuffled off this mortal coil,
Must give us pause: there is the respect,
That makes calamity' of so long life:

Sehr viel ungezwungener, direkter läßt sich auch shuffled of this mortal coil, und makes calamity of so long life auf Selbstmord, als auf die Gefahr beym Geschäft der Rache beziehen.

So weit erscheint mir alles leidlich klar und befriedigend; für die nun folgenden Verse von For who would bear u. s. w. bis fly to others that we know not of etc. läßt sich eine sehr verfeinerte Erklärung versuchen, mir ist sie aber nicht gelungen (Tieck sagt gerade an dieser Stelle: »Indessen ist es auch gar nicht nöthig, *too nicely* die Erklärung fortzusetzen«), und so deute ich

For who would bear the wips and scorns of time,
The oppressor's wrong, the proud (por) mans contumely,
The pang of despis'd (despris'd) love, the laws delay
The insolence of office, and the spurns
That patient merit of the unworthy takes
When he himself might his *quietus* make
With a bare bodkin 1),

Tieck's Revision des Textes und der Uebersetzung wie seiner Auslegung folgend, auf die Abwehr der erwähnten Unbill, auf die Rache an dem Gegner, auf den völligen Rechnungsabschluß (quietus) — durch den kleinen bloßen Dolch 2); hingegen das, was nun folgt:

Who would fardels bear
To grunt and sweat under a weary life:
But that the dread of something after death,
The undiscover'd country, from whose bourn
No traveller returns, — puzzles the will;
Aud makes us rather bear those ills we hawe,
Than fly to others that we know not of?

Wer trüge Lasten,
Und stöhnt' und schwitzte unter Lebensmüh?
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wanderer wiederkehrt — den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben lieber
Ertragen, als zu unbekannten fliehn,

alles unbedenklich auf Selbstmord, wozu meinem Gefühle nach, auch *fly to others* angemessen ist.

Aus seinen einsamen Grübeleyen ist er unvermerkt zur Betrachtung der wirklichen Welt, freylich sie mit in jene Grübeleyen hineinziehend, gekommen: der Anblick derselben und der mannigfachen Leidensgefährten in ihr führt ihn dahin, seine wahre wirkliche Stellung selbst wieder zu finden. Seine gewohnte Art, gern die ganze menschliche Natur anzuklagen, kommt ihm hier entgegen, und so beschließt er, oder wenn man will, beginnt er, die sämmtlichen Gedankenreihen, welche die Scheu vor der That in ihm erregt hat, vor Augen habend, wieder mit:

So macht Gewissen Feige aus uns Allen,

---

1) Bodkin: Unter allen von S. Johnson angeführten Autoritäten und Bedeutungen scheint die Chaucer'sche allen späteren vorzuziehen. Die B. Jonson'sche ist leider nun einmal gar nicht zu gebrauchen. Die Schlegel'sche Uebertragung von bare beweist bloß die Nachgiebigkeit gegen die vorgefaßte Meinung.

2) Des Uebergangs *For* who would bear wegen muß man vielleicht das vorhergehende that give us pause schon allgemeiner deuten.

und so gilt denn uns doppelt, was Tieck so scharfsinnig aufgefunden, daß der Redner in den Schlußzeilen nun wieder unmittelbar seine Gedankenfolge an jenen bewegten Monolog des Zornes anschließe:

> Der angebornen Farbe der Entschließung
> Wird des Gedankens Blöße angekränkelt,
> Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
> Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
> Verlieren so der Handlung Namen;

deren Deutung auch auf die Bestrafung des Königs denn so ganz unzweifelhaft ist. —

BB.

Ueber einige ungrische Sprach=Alterthümer.

Handschriften.

I. In einem auf Pergament in Großquart, mit kleinen Buchstaben nett geschriebenen Missal, und zwar gegen Ende desselben, findet man zwey Leichenanreden in ungrischer Sprache, wovon eine länger, die andere kürzer ist. Gut erhalten wird dieser Kodex noch heut zu Tage auf der Bibliothek der Preßburger Kollegiatkirche zum heiligen Martin, unter den liturgischen Büchern, Num. LXII aufbewahrt. Der verstorbene Domherr Koller beweiset mit diplomatischer Einsicht, daß die Handschrift mit Ausgang des zwölften, und Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts geschrieben worden sey, bevor noch die sogenannte skolastische oder neugothische Schrift, welche erst im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert in Ungern Eingang fand, angenommen ward. Die Buchstaben des Kodex sind lateinisch, wie die Ungern in ihrer Muttersprache heut zu Tage schreiben; man findet keine Abkürzungen, das *i* ist ohne Accent oder Punkt, selten hat es einen Strich *í*; das *y* für *i* genommen, kommt drey Mal mit einem Strich vor, drey Mal mit einem Punkt. Das Verneinungswort *nū*, was man *nöm* lesen muß, für das heutige *nem* (nicht), hat mit dem Worte *paradisū* (heute *paraditsom*, lies paraditschom, Paradies) allein eine Abkürzung. Das griechische Wort *Kyrie* ist, als Nachahmung der lateinischen Exemplare, so bezeichnet: Kir I und K.

Diese Sprachurkunden, welche sicher die ältesten sind, hat der um die ungrische Literatur höchst verdiente, zu früh verstorbene Niklas Révai in dem ersten Bande seiner *antiquitatum literaturae ungricae* aufgenommen, den von Franz Faludi angegebenen Schlüssel, seine (Révai's) Leseart und eine wörtliche lateinische Uebersetzung beygefügt, welchen ein vortrefflicher Kommentar folgt. Wir lernen aus demselben mehrere veraltete Wörter kennen, die in ihr voriges Recht wieder eingesetzt werden müssen.

II. Ein Lied, oder vielmehr eine pannonische Sage, die, wie alle gereimte Sagen, bey den Gastmalen der alten Ungern abgesungen wurde, hat der unvergeßliche ungrische Gelehrte, Daniel Cornides, von dem Verfasser der berühmten Annalen der Hunnen und Ungern, dem verstorbenen Domherrn Georg Pray erhalten. In diesen Annalen, und zwar in der siebenten Abtheilung, S. 75, geschieht eine Erwähnung von diesem Liede, welches Cornides in seinen *vindiciis anonymi Belae Regis Notarii* wörtlich einrücken wollte, aber aus unbekannten

Gründen nicht einrückte. Niklas Révai, der dies Lied vom Cornides erhalten hatte, ließ es am Ende seiner vermischten ungrischen Gedichte mit andern spätern Sprachalterthümern, nach dem Autograph, so das Ende des vierzehnten oder den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts verräth, abdrucken, und fügte eine Abschrift (das Original ist mit gothischen Charakteren geschrieben) zur leichteren Lesung desselben in unseren gegenwärtigen ungrischen Schriftzügen und der heutigen Orthographie bey.

III. Die k. k. Hofbibliothek in Wien besitzt eine ungrische Uebersetzung einiger heiligen Bücher des alten Bundes in Manuscript, welches das funfzehnte Jahrhundert (das Jahr 1450 ungefähr) verräth. Die Schrift ist gothisch-kursiv, ziemlich groß, dick und so dicht, daß die Spitzen der Buchstaben in vielen Stellen ganz zusammengedrängt erscheinen. Gegen das Ende werden diese Buchstaben etwas dünner. Die Handschrift hat sehr viel Abkürzungen. Die Initialen sind mit verschiedenen Zügen und Farben geziert; die Titel und Kapitel-Register mit rother Farbe geschrieben; man findet auch Interlinear-Noten. Diese Uebersetzung nach der Vulgata enthält die biblischen Bücher Ruth, Judith und Esther; aus dem zweyten Buche der Machabäer das siebente Kapitel ganz, das sechste nur vom achtzehnten Vers; von den größeren Propheten nur den Baruch und Daniel; der letztere ist im vierten Kapitel nicht ganz; nur vom 12ten bis 25sten Vers. Es ist dort ein weißes Blatt eingeschaltet. Man vermuthet, daß die Uebersetzung, der Schwierigkeit wegen, unterbrochen sey, mit dem Vorsatze, das leere Blatt später auszufüllen. Die kleineren zwölf Propheten kommen alle vor; beym Malachias ist eine Lücke von zwey Blättern, die ausgerissen sind, indem vom ersten Kapitel zwey Verse (der 13te und 14te) fehlen; das zweyte Kapitel und der vordere Theil des dritten Kapitels bis zum zwölften Vers mangeln. Die Handschrift ist in Querquart, und besteht aus 161 vollen Seiten.

Dieser linguistische Schatz muß in den hinterlassenen Schriften des Niklas Révai als Kommentar vorfindig seyn, da er versprach, selben in den zweyten und dritten Band seiner ungrischen Alterthümer, von denen wir nur den ersten Band besitzen, einrücken zu wollen. »Feci hoc »ego,« sagt er in den erwähnten ungrischen Alterthümern S. 21 und 22, »jam tum eo proposito, ut thesauros linguae nostrae, in hoc co»dice repertos, publici juris facerem. Vidi etiam rem cam tanti »esse: ut paulo majore cum apparatu in lucem proferretur. Qua»propter adjeci notas necessarias, observationes grammaticas sa»tis copiosas et completissimum demum vocum singularium elen»chum, etymologica usus ubique deductione. Capita etiam in ver»siculos distinxi, quorum cura ea adhuc aetate nulla est habita. »Utinam res meae angustae editionem non morarentur! Opus hoc »efficit (efficiet) volumen II. et III. antiquitatum literaturae un»gricae.« Möchte doch ein Freund der ungrischen Literatur diesen kostbaren Kommentar des verstorbenen Révai bald aufsuchen und bekannt machen!

IV. Wieder ein Kodex in kl. Octav, welcher das Leben des heil. Alexius, das des ersten heil. Einsiedlers Paulus, und ein Gebetbuch enthält. Außer den drey Blättern, von denen das erste im Anfange, das zweyte fast in der Mitte, das dritte gegen das Ende ausgerissen ist, besteht die Handschrift aus 298 Blättern. Der Schriftcharakter ist gothisch. Da eine nach und nach abnehmende Hand, die be-

sonders gegen das Ende in die kurrente Schrift übergeht, und überhaupt die Orthographie verschieden ist; so läßt sich schließen, daß das Manuscript zu verschiedenen Zeiten (von 1450 — 1526) und von verschiedenen Händen geschrieben worden ist.

Gegen Ende, in kurrenter und nachläßigerer Schrift, wird das Jahr 1526, etwas früher in den Versen, die auch nicht ordentlich geschrieben sind, das Jahr 1508 angesetzt. Es ist daher keine eitle Konjektur, zu schließen, daß der vordere und größere Theil der Handschrift, welcher von einer fleißigeren Hand geschrieben worden, eines früheren Zeitalters sey, als das sechzehnte Jahrhundert ist, und daß man mit Recht sagen könne, das Manuscript müsse wenigstens aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts seyn. Da, wo die Schrift eine fleißige Hand verräth, sind die Kapitalbuchstaben meist gezierter, und die Titel und übrigen Noten, nach der Sitte des Zeitalters, mit rother Farbe geschrieben.

Der Kodex enthält zuerst das Leben des heil. Alexius, dem das erste Blatt fehlt; es besteht aus 33 Seiten; dann folgt das Leben des ersten heil. Einsiedlers Paulus, aus 80 Seiten bestehend. Beyde Lebensbeschreibungen sind mit fleißiger Hand geschrieben.

Die nachfolgenden 175 Seiten füllen verschiedene Gebete aus, besonders die an Jesus und an die heilige Jungfrau Maria. Unter den übrigen liest man ein langes und heftiges Gebet gegen den Krieg, dann eine Uebersetzung des englischen Grußes, des Vaterunsers und des Glaubens.

Ferner folgt der ambrosianische Lobgesang mit musikalischen Noten in 15½ Seiten, eine Hymne an den heil. König Ladislaus mit abwechselnden lateinischen und ungrischen Strophen, aus 17½ Seiten bestehend; wieder eine Hymne an die heilige Jungfrau mit eben auch abwechselnden lateinischen und ungrischen Strophen, die aus 5⅔ Seiten besteht. Hier hört der gothische Schriftcharakter auf; das Uebrige ist alles mit kurrenter Schrift geschrieben.

Nun kommt noch eine Hymne an die Jungfrau Maria vor, aber bloß in ungrischer Sprache; sie besteht aus 6½ Seiten. In der vorletzten Strophe liest man ungrisch: Im Jahre 1508 zu Pesth in der Gasse des heil. Petrus.

Eingeschaltet ist eine Satyre in Versen, welche die Laster des damaligen Zeitalters mit lebendigen Farben darstellt, aus fünf Seiten bestehend. Dann folgen 5½ Seiten über gewisse, das reine Meßopfer entehrende, auf abergläubische Wirkung sich stützende Messen in lat. Sprache; sie verrathen eine andere Hand, und strotzen von Abkürzungen.

Weiter folgt ein aus sechs Seiten bestehender Kalender mit meist verhunzten Namen, in welchem der stehende gothische Schriftcharakter durch eine fleißige Hand wieder angenommen wurde. Die Linien stehen weiter aus einander; eine spätere Hand hat gewisse Heilige in den Kalender mit kleiner kurrenter Schrift eingeschaltet.

Beygefügt werden einige kurze Gebete auf zwey Seiten, dann ein Theil der aus sechs Seiten bestehenden christlichen Lehre in lat. Sprache mit ungrischer Uebersetzung. Eingeschaltet sind fünf leere Seiten; in der vierten derselben kommt ein Vers auf die heilige Jungfrau Maria mit der ungrischen Uebersetzung vor.

Es wird ein etwas längeres Gebet an Jesus mit einer bedeutenden Verbesserung auf fünf Seiten wiederholt. Die Schrift ist von der übrigen kurrenten sehr verschieden; die Buchstaben groß und dick; die Orthographie weicht von den vorigen Stücken sehr ab.

Jetzt folgen auf 9½ Seiten wieder lat. Rubriken mit kleinen Er-

zählungen von sieben heil. Messen, welche zur Erlösung der Seelen im Fegfeuer gelesen werden, an deren Ende das Jahr 1526 geschrieben steht.

Zuletzt liest man die lauretanische Litaney, die etwas von der heut zu Tage üblichen abweicht; sie ist mit nachläßiger Hand geschrieben, und besteht aus sechs Seiten. Ein anderes, aus fünf Seiten bestehendes und fleißiger geschriebenes Gebet an die heilige Jungfrau schließt das Manuscript, welches Herr Niklas Jankowich von Jeßenitze besitzt.

V. Die fünfte Handschrift von 1522 in Querquart auf Papier geschrieben enthält geistliche Reden von der heil. Jungfrau Maria und Sprüche des heiligen Bernhard von dem gottesfürchtigen Leben. Außer den im Anfange und zu Ende verloren gegangenen zwey Blättern besteht das Manuscript aus 152 Blättern. Der Schriftcharakter ist gothisch, fast durchaus dick. Die kleine Vorrede, welche wegen deß fehlenden ersten Blattes mangelhaft ist, ist wie die Titel mit rother Farbe geschrieben.

Der Kodex enthält zuerst zwey geistliche Reden, oder vielmehr fromme, ziemlich lange Traktate von der heil. Jungfrau Maria. Der erste dieser Traktate handelt von der Menschwerdung des Gottsohnes und von der Freude und Würde der heiligen Jungfrau, in verschiedenen Unterabtheilungen; sie füllen 98 ½ Seiten. Ferner folgen, außer der leeren Kehrseite, zehn Blätter, welche auch unbeschrieben sind, und nur durch gezogene Linien unterschieden werden. Der andere geistliche Traktat, von dem Tode der heil. Jungfrau und ihrer Himmelfahrt, hat wieder seine Unterabtheilungen, und besteht aus 111 Seiten. Hier werden ununterbrochen auf der Kehrseite einige Beyspiele von den Verehrern Maria's eingeschaltet, die sechs Seiten füllen, an deren Ende der Tag und das Jahr der vollendeten Schrift zu lesen ist: nämlich der Vorabend des Festes der heil. Simon und Judä, im Jahre der Geburt Christi 1522. Man bemerkt die Spur eines herausgerissenen Blattes, welcher ein nicht beschriebenes Blatt angehängt ist.

Nun folgen die Sprüche oder Ermahnungen des heil. Bernhard von dem gottesfürchtigen Leben auf 47 ½ Seiten, in 35 Kapitel eingetheilt. Diesen sind die fragmentarischen Betrachtungen des heil. Bernhard von der Liebe zu Jesu auf fünf Seiten angehängt. Die Kehrseite und die folgenden sechs Seiten sind nicht beschrieben, also leer.

VI. Ein kleines Manuscript in Querquart, auf weißem und guten Papier, enthält das Leben der heil. Jungfrau und Märtyrin Christina. Man glaubt, daß diese Handschrift im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben worden sey. Die Schrift ist gothisch, aber etwas runder in den kleinen Buchstaben. Oefter kommt die Bezeichnung der langen Vokale vor, welche in andern Manuscripten nicht erscheint; überhaupt zeigt das Ganze eine fleißige Hand. Die Handschrift besteht, außer dem verloren gegangenen letzten Blatte, aus 23 Blättern. Das erste Blatt hat an der Spitze der Vorderseite den Titel mit ungeheuren Buchstaben; die Kehrseite ist leer. Die übrigen Blätter enthalten die Lebensbeschreibung der erwähnten Heiligen.

Gedruckte Bücher.

I. Im Jahre 1794 hat Anton Bartalis, der verstorbene Pfarrer von Jegenye in Siebenbürgen, in seiner *notitia parochiae Jegenyensis*, welche zu Klausenburg in dem oben angeführten Jahre in Oktav erschien, Folgendes angezeigt: »Possidemus orationem et cantilenam de inventione dextrae S. Regis *Stephani* idiomate ungrico,

»*Norimbergae* 1484 editam. Oratio ea est, quae latine hac die dicitur«: nämlich den 30. May, an welchen Tage die Auffindung der rechten Hand des heiligen Königs Stephan, nach einem alten Missal, das die Jegenyer Pfarre besitzt, gefeyert wurde. Dieses Druckstück, von dem kein Bibliograph Erwähnung macht, ist von höchster Seltenheit.

II. *Epistolae Pauli lingua ungrica donatae.* Der Titel ist in ungrischer Sprache. Am Ende: *Cracovie. Anno Domini Millesimo quingentesimo trigesimo tertio. Interpretatus est Benedictus Comjathy* (Komjáthy). Dann steht: *Hortatu et rogatu clarissimae foeminae Dominae Catharinae a Frangepanibus, Conjugis Magnifici quondam Domini Gabrielis de Peren* (Perén), in kl. Oktav. Ein Exemplar von diesen Briefen besitzt die k. k. Hofbibliothek in Wien.

III. *Nouum Testamentum seu quattuor Evangeliorum volumina lingua Hungarica* (ungrica) *donata Gabriele Pannonio Pesthino Interprete.* Jetzt der ungrische Titel. Am Ende: *Viennae Pannoniae Joannes Singrenius suis ac Joannis Metzger bibliopolae expensis. XVIII. die Mensis Julii excudebat. Anno M.D.XXXVI.* In kl. Oktav. Es ist in dem nämlichen Jahre von eben demselben Pesti in derselben Druckerey eine ungrische Uebersetzung der äsopischen Fabeln erschienen, über die der mir unvergeßliche Hofrath Michael Denis, in seinen Merkwürdigkeiten der garellischen Bibliothek, ausführlich gesprochen hat. Beyde Werke sind in der k. k. Hofbibliothek in Wien als ein wahrer Sprachschatz aufbewahrt.

IV. Das neue Testament ungrisch übersetzt. Am Ende liest man in ungrischer Sprache: Gedruckt in Neu-Sziget von Benedikt Abadi 1.5.4.1. In Quart. Der Uebersetzer ist Johannes Silvester (Erdösi). Jedem Evangelisten ist in elegischem Versmaß ein Summarium vorausgeschickt; in eben diesem Versmaß an das ungrische Volk eine Art Vorrede zum Ganzen vorgesetzt. Auch diese Seltenheit wird in der k. k. Hofbibliothek in Wien aufbewahrt.

V. Die Chronik des Sebastian Tinodi, ungrisch. Gedruckt zu Klausenburg, 1554. In Quart. Im Besitze der k. k. Hofbibliothek in Wien.

VI. Predigten über das heil. Abendmahl, das Leiden Jesu Christi und seine glorreiche Auferstehung, in ungrischer Sprache. Gedruckt zu Altenburg, 1558. Quart. Der Verfasser dieses Werks ist Gallus Anxius. Wird in der k. k Hofbibliothek in Wien aufbewahrt.

VII. Ueber das hohe Alter und die Wahrheit des christlichen Glaubens, in ungrischer Sprache; ein Werk, das einst Vinzenz Lirinensis geschrieben. Gedruckt in Wien von Raphael Hofhalter, 1561, in kl. Oktav. Niklas Révai schreibt dies Werk dem Fünfkirchner Bischof Georg Draskovits zu, weil dieser eine Vorrede vorausschickte. Im Besitze der k. k. Hofbibliothek.

VIII Die Auslegung der Evangelien, welche in Sonn- und Feyertagen gelesen werden, ungrisch, in drey Theilen. Gedruckt in Tyrnau, 1578, in Quart. Der Verfasser dieses Werkes ist der Graner Probst Niklas Telegdi. War einst im Besitze des Niklas Révai.

IX. Ein Werkchen über die körperlichen Werke der Barmherzigkeit, ungrisch. Gedruckt zu Tyrnau, am 1. September 1598. In kl. Oktav. Der Verfasser desselben ist Lukas Pétsi. War einst in der Büchersammlung des Niklas Révai.

X. Spiegel des zum Tode und Gerichte gehenden Menschengeschlechts rc. in ungrischer Sprache. Gedruckt zu Prag von Paul Sessius, 1616—1617. In Quart. Der Verfasser heißt Valentin Lépes.

XI. Episteln und Evangelien auf Sonn- und Feyertage, mit Betrachtungen begleitet, in ungrischer Sprache. — Gedruckt in Wien, 1618. In kl. Oktav. Die Betrachtungen haben den Georg Máros Vásárhelt zum Verfasser. - Diesen linguistischen Schatz besaß einst der ungrische Gelehrte Joseph Rainis.

XII. Spiegel der Buße; vom Kardinal Peter Pázmán verfaßt; aus verschiedenen Gebeten bestehend. In ungrischer Sprache. Gedruckt in Wien, 1665. In Quart. Dem Leben der heil. Magdalena wird der Titel Buß-Spiegel vorausgesetzt. Dieses Werk ist im Besitze des Herrn Hofraths Demetrius von Görög. Alle Werke des höchstverdienten Kardinals Pázmán, besonders aber dessen Predigten, sind ein wahrer Sprachschatz.

XIII. Politisch-kirchliches Gespräch über die Seelensorger. In ungrischer Sprache. Gedruckt zu Bartfeld, 1649. In Quart. In der trefflichen Jankowichischen Büchersammlung aufbewahrt.

Vorstehendes habe ich aus eignen Notaten oder aus andern Büchern gezogen, um jene Freunde der Philologie auf die besagte Sprache aufmerksam zu machen, die mit dieser nicht vertraut seyn können. Was die Ungern schon im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert für die Bildung ihrer Sprache thaten, und wie sie schon damals mehrere Stücke aus den griechischen und lateinischen Klassikern in die Landessprache übersetzten, beweiset die der Uebersetzung des Sallustius (der erste Theil desselben erschien in Ofen, 1811, in Oktav) vorausgeschickte Einleitung von dem um die vaterländische Literatur so verdienten Herrn von Jankowich; sie verdiente in eine mehr bekannte Sprache von einem der ungrischen Sprache ganz kundigen Manne um so mehr übersetzt zu werden, als sie die trefflichsten Aufschlüsse über das Bestreben einer Nation gibt, die sich mit Ehre in die Reihe der gebildeten Völker Europa's stellt.

Zum Schlusse dieses Aufsatzes erinnern wir an folgende wichtige Stelle aus den oben erwähnten Alterthümern der ungrischen Literatur: »Commendo ego et illud studium; ut vetustorum re»liquiis solicite evolutis, voces, quae incuria et socordia nostra »jam magnam partem nos fugiunt, diligentius erutas postliminio »restituamus; *divitias in iis nostras, quae certe copiosae sunt* et »genuinas cum primis patrii sermonis virtutes, *illecebrasque om»nes* penitius pernoscamus. Harum luce ac *multiplici varietate,* »*illa quantacumque adoptatorum vocum nubes*, nobis *paulo ini»quius exaggerata*, utique et domestici soni imitatione« (geschah dieß nicht bey allen gebildeten Sprachen?) »ab originibus suis jam »multum mutata, plane ungrica reddita, tota feliciter evanescet. »Sermo certe noster, *asiatica sua energia compendiorumque »concinnitate, et variorum sonorum jam mollitie, jam gravitate, »futurus est perpetuo singularis et dignus aliarum gentium ad»miratione.*«

Karl Ant. v. Gruber, Bibliothekar.

Neueste Länder- und Völkerkunde.

Quarterly Review Nro. LX. August 1824.

History of a Voyage to the China Sea. By John White, Lieutenant in the United States Navy. Boston. 8vo. 1823.

Wir sind von zwey Ursachen zur Anzeige dieser kleinen Reisebeschreibung bewogen worden; erstens, weil uns der Verfasser als ein glaub- und achtungswürdiger Mann bekannt ist; und zweytens, weil selbe uns einen Blick in eine Region der Erde gewährt, von der wir wenig oder gar keine Kunde, und zwar aus dem Grunde haben, weil die kulturlosen aber dünkelhaften Einwohner, in Nachahmung ihrer etwas geschlachtern aber noch dünkelhaftern Nachbarn (der Chinesen), auf alle anderen Völker des Erdkreises (aufs glimpflichste ausgedrückt), als auf einäugige Barbaren heruntersehen, und weder Verkehr mit denselben, noch irgend einen Fortschritt suchen und gestatten.

Das Land, welches wir hier meinen, und das den Gegenstand der vorliegenden Reisebeschreibung ausmacht, ist das äußerste südliche Ende jener zwischen den beyden Meerbusen von Siam und Tunkin liegenden Erdenge von beträchtlicher Länge, welche auf unsern Karten unter dem Namen Cambodscha vorkommt, und offenbar eine verstümmelte Aussprache des chinesischen Namens Kan-phou-chi ist.

Dieses Land, welches füglich die Kruppe des chinesischen Reichs genannt werden könnte, war vor geraumer Zeit dem Scepter des Königs von Cochinchina unterworfen, dem der französische Bischof d'Adran bey einer Empörung sehr ersprießliche Dienste zur Wiedereroberung seines Königreichs leistete, hierauf dessen damals noch im Knabenalter befindlichen Sohn nach Frankreich brachte, und dem Könige Ludwig XVI. vorstellte.

Vater und Sohn, beyde sind nicht mehr am Leben, und wie es bey den, einer festbestimmten Thronfolge entbehrenden asiatischen Regierungen gewöhnlich ist, die Konkurrenz um die Herrschaft pflegte Empörung und andere Geißeln in ihrem Gefolge zu führen.

Die französischen Jesuiten, welche weitläufig über die hinter Cambodscha gelegenen Länder Siam und Laos geschrieben haben, scheinen nicht über die Gebirge, oder sonst in irgend einen Verkehr mit Cambodscha gekommen zu seyn; und einer von diesem Orden, ein Portugiese, Namens Santa-Cruz, welcher sich als Missionär dahin begeben hatte, erhielt von den Eingebornen so wenig Beachtung, daß er seine Mission im Ueberdruß aufgab, und dieselben ihrem Schicksal überließ. Der einzige Bericht also, wenigstens unseres Wissens, von diesem Lande, findet sich in der Reisebeschreibung eines Chinesen, welcher von Seiten des Hofes zu Peking, mit einem offiziellen Charakter bekleidet, in der letzten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts nach Cambodscha gekommen war.

Dieser Bericht wird in den Mémoires chinois vom Pater Amyot flüchtig erwähnt, und ist neulich von Abel Remusat aus dem Chinesischen ins Französische übertragen worden *). Es ist eine lockere

*) Description du Royaume de *Camboge*, par un Voyageur chinois. Im Auszuge aus der Anzeige dieses Werks in den Nouvelles Annales des Voyages etc., par *Malte-Brun*. Tom. III. Part. 1. Im XXIsten Bande dieser Jahrbücher, im Anzeigeblatt.

und unbedeutende Arbeit, aber doch in so fern beachtungswerth, als aus derselben erhellt, wie gering die Macht der Zeit in diesen Regionen des Ostens ist.

Die Nordamerikaner, welche in ihren Handelsspekulationen nach allen Gegenden von Asien von keinerley Beschränkungen und Monopolen beengt sind, beschlossen, als sie die günstige Aufnahme sahen, welche den Franzosen in dem nördlichen Theile von Cambodscha geworden war, einen ähnlichen Versuch an dem entgegengesetzten Ende dieses Königreichs zu machen, und fertigten zu diesem Behufe zwey oder drey Kauffahrer ab, deren eines mit Namen Franklin, unter dem Kommando des Verfassers vorliegenden Werkchens stand, um den Donai-Fluß hinaufzusegeln, welcher sich dicht bey dem Kap St. Jakob in eine Bay ergießt, und wahrscheinlich ein Zweig des großen Cambodscha-Stromes ist.

Dieses Kap liegt unter 10°, 22′ nördlicher Breite, und 160°, 40′ östlicher Länge.

Sechzig (englische) Meilen von der Mündung des Donai, die Windungen des Flusses mit eingerechnet, liegt die Stadt Saigon. Das dazwischen liegende Land ist angeschwemmter Boden, welcher bis an die Ufer mit einem dichten Walde von Mangrove- und andern Bäumen bedeckt ist, und in jeder Hinsicht den Sunderbunds des Ganges gleicht.

Bey der Einfahrt in den Fluß wurde der Franklin von einem Haufen Eingeborner umringt, deren Ansehen und Benehmen einen Zustand der jämmerlichsten Unkultur verrieth. Einer derselben stellte sich als ein Häuptling dar; es war (wie der Kapitän erzählt) ein abgelebter grauhaariger Alter, welcher jedoch noch sehr viel Lebhaftigkeit mit einer Beymischung wild-kindischen Wesens besaß, das trotz der Grandezza und Vornehmheit, die er zur Schau tragen wollte, unaufhörlich zum Vorschein kam, und uns ungemeine Ergötzung und Kurzweil gewährte. Einer seiner Begleiter hielt einen ungeheuren Sonnenschirm über seinen Kopf, ohne den er keinen Schritt vor- oder rückwärts that; ein anderer aus dem Gefolge hatte zwey kleine Kästchen um seine Schultern hangen, welche die Arekanüsse, Betelblätter, Chunam und den Tabak des Alten enthielten; und die Lachmuskeln der Amerikaner wurden nicht wenig in Bewegung gesetzt, als sie den Alten mit dem gravitätischesten Anstande und den feyerlichsten Geberden, mit dem ganzen Schweif und Gefolge von Sonnenschirm-, Fächer- und Arekaträgern hinter sich her, auf dem Verdecke umher stolzieren, in das kupferne Küchengeschirr gucken, die Matrosen umhalsen, tanzen, die Zähne blöcken und andere höchst drollige Grimassen machen sahen. Ein baumwollenes Hemde, das einstens weiß gewesen war, schwarze Pumphosen, blaue Jacke, hölzerne Sandalen, und ein oben kegelförmiger Hut von Palmblättern, das war das Kostume dieser Gäste, welches bey einigen von Seide, bey andern von Baumwolle, bey allen insgesammt aber im höchsten Grade schmutzig war.

»Diese wichtige Personnage,« erzählt Kapitän White ferner, »begann alsbald mit der unermüdlichsten Beharrlichkeit um meine Gunst zu »buhlen, umhalste und herzte mich, wollte mir durchaus seinen Betel aus »seinem Munde in den meinigen stecken, umsprang mich und geberdete »sich überhaupt fast wie eine schmeichelnde Dogge; so daß ich beynahe in »Gefahr des Erstickens unter seinen Liebkosungen gerieth.«

»Der Zweck dieser plötzlichen und heftigen Extase von Freundschaft »wurde mir bald klar; er ging nämlich darauf hinaus, mir ein Geschenk

»zu entlocken, das, wie er schloß, in Verhältniß zu seinen Anstrengungen »im Scharwenzeln stehen würde; denn alles, was ihm während diesem »tollen Treiben in die Augen fiel, und irgend fortzubringen war, wurde »entweder von ihm oder von seinen Begleitern angesprochen und begehrt, »und als diese Zudringlichkeiten abgewiesen wurden, änderte er augen»blicklich sein Benehmen, wurde mürrisch, und gab durch Zeichen zu ver»stehen, daß das Schiff nicht den Fluß weiter hinauf fahren dürfe.« — Kapitän White fand es daher gerathen, ihn durch ein sehr ansehnliches Geschenk wieder zu begütigen; dieses, nebst einer tüchtigen Flasche Rum, die von ihm und seinen Begleitern, ehe man sich umsah, geleert wurde, brachte den erlauchten Heo (dieß war sein Titel) wieder in die aufgeräumteste Laune, und das Schiff durfte bis zu dem Dorfe Cangeo hinauffahren, welchem gegenüber es vor Anker ging.

»Bey unserer Annäherung an das Ufer,« erzählt der Verfasser, »wurden unsere Geruchsnerven von dem abscheulichsten Brodem von Uebel»gerüchen begrüßt, und die Einwohner, Männer, Weiber, Kinder, Schweine »und räudige Hunde, allesammt von gleich schmutzigem und erbärmlichem »Aussehen, bedeckten die Ufer, um uns bey unserer Landung zu bewill»kommen. Unter dieser Begleitung begaben wir uns unverzüglich durch »einen unordentlichen Haufen von Hütten, alten Nachen, Schweinställen »u. s. f. nach der Behausung des Oberhaupts; und damit keine Etiquette »bey dem Empfange ihrer neuen Gäste außer Acht gelassen würde, stimmte »ein Schwarm kleiner, schmutziger, splitternackter Kinder, welcher einen »Theil des uns nachfolgenden Zuges ausmachte, ein ohrenzerreißendes »Konzert an, worin ihre Eltern und die vorerwähnten Schweine und Hunde »mit einfielen.« S. 42, 43.

Diese Hütte hatte ein etwas besseres Ansehen als die übrigen, und war unter andern durch zwey gewaltige Trommeln an der Thür, nach dem Muster einer chinesischen Mandarinswohnung, ausgezeichnet. Ein elender Schirm von gespaltenem Bambusrohr, welcher als Thür eines zweyten Zimmers oder Behälters diente, war jedoch nicht dicht genug, um die in demselben befindlichen Weiber, Kinder und Ferkel, welche sich im besten Einvernehmen in den Inhalt eines gewaltigen hölzernen Troges theilten, dem Anblick zu verbergen. Die Wände waren mit Schwertern, Luntenschlössern, Flinten und Speeren geziert, und in einer Art von Nische stand ein Tisch mit einem bronzenen Götzenbilde, vor welchem sich eine Rauchpfanne befand.

Vor diesem Tische, auf einer ungefähr sechs Fuß ins Gevierte großen, über dem Boden erhöhten Plattform, »saß mit gravitätischer Würde, »emporgerecktem Haupte, vorgeworfener Brust, in die Seite gestemmten »Armen, und auf Schneiderart übereinander gekreuzten Beinen, ein Wesen »von ehrwürdigem Aussehen, mit einem dünnen grauen Barte, den es »mit vieler behaglicher Selbstgefälligkeit strich.« Diese erlauchte Personnage empfing die Fremden mit ausnehmendem Pompe, und hielt eine lange Rede an dieselben, von der sie keine Sylbe verstanden; die Stimme schien ihnen jedoch bekannt, und siehe! als sie den unerschöpflichen Redner schärfer ins Auge faßten, erkannten sie ihren neulichen kurzweiligen Gast, aber nunmehr ihren ehrenfesten Wirth, den benebelten Heo! Nachdem er von seinem Thron, d. h. der vorerwähnten erhöhten Bettung herabgestiegen war, legte er seine Grandezza bey Seite, nahm seine natürliche Possenhaftigkeit, oder wenn man will Zwanglosigkeit, wieder an, und war insbesondere eifrig bemüht, seine Gäste mit Reis und gesottenem Schweinefleisch zu bewirthen, welches letztere er mit seinen Fingern in Stücke riß,

und denselben eigenhändig in den Mund steckte, wobey sie nicht geringe Gefahr liefen zu ersticken; dieß war, wie man denken kann, von seiner Seite aufs beste und höflichste gehandelt; die Amerikaner aber, welche, wie es scheint, sowohl von den Sitten und Gebräuchen, wie von der Sprache dieses Volkes eine äußerst geringe Kenntniß gehabt haben mögen, nahmen diese Beleidigung ihres Geschmackes und Schicklichkeitsgefühls entsetzlich übel, und es wäre sicherlich zu Händeln gekommen, wenn nicht glücklicher Weise eine Flasche Rum sich, wie ein deus ex machina, ins Mittel gelegt hätte, und, wie Kapitän White sagt, dem Alten während diesem wahrhaften Aetzgeschäfte in den Kopf gestiegen, und ihm nebst seinen Gefährten die Gelegenheit, sich dieser nicht sehr appetitlichen Aetzung zu entziehen, gewährt hätte.

Der Franklin erhielt von diesem alten Häuptling und seinen Myrmidonen mehrere Besuche, deren Hauptzweck jedes Mal auf Erpressung von so vielen Geschenken, als möglich war, ging, wobey den geistigen Getränken, von denen die Cambodscher außerordentliche Liebhaber zu seyn scheinen, tapfer zugesetzt wurde. Der Kapitän White hatte gleich Anfangs den sehnlichen Wunsch, den Donai bis zur Hauptstadt Saigon hinaufzufahren, geäußert; da nun mehrere Tage verstrichen waren, während welcher ihn der Alte stets mit der Hoffnung einer baldigen Antwort auf die von ihm deßhalb nach Saigon abgefertigte Anfrage vertröstet hatte, so wurde der Kapitän ungeduldig, und bestand darauf, die Hinauffahrt entweder mit dem Franklin zu unternehmen, oder einige von seinen Offizieren in einem Boote nach Saigon abzufertigen.

Dieß brachte Heo zu dem Geständnisse, daß er gar keine Anfrage nach Saigon abgefertigt habe, und daß sie ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs, welcher sich dermalen zu Hué aufhielte, nicht bis Saigon hinauffahren dürften. Dieses dreiste Eingeständniß seiner Falschheit und Doppelzüngigkeit brachte die Amerikaner aus aller Geduld, und bestimmte sie, den Fluß zu verlassen, und nach Turon-Bai zu segeln.

Hier wurden sie von einer cochinchinesischen Junke angesprochen, von der sie erfuhren, daß der König Hué verlassen habe, und sich dermalen in dem Meerbusen von Tunkin befinde. Da ihre Erwartung zum zweyten Male fehlgeschlagen war, so beschlossen sie nach Manilla zu segeln, und standen, da sie dort keine Ladung erhielten, so eben im Begriff nach Kanton zu fahren, als ein anderes nordamerikanisches Schiff, der Marmion, welches einige Tage nach der Abfahrt des Franklin aus dem Donai in diesen Fluß eingelaufen war, ebenfalls zu Manilla anlangte, und die Nachricht mitbrachte, daß mit dem Statthalter zu Saigon eine Verbindung eröffnet worden sey, und daher der Fahrt nach dieser Stadt kein Hinderniß in dem Wege zu liegen scheine. Die beyden Kapitäns beschlossen daher in Gemeinschaft mit einander zu handeln, insbesondere da der Marmion zu Cangeo die gewisse Kunde erhalten hatte, daß Zucker und andere Artikel zum Verkauf vorhanden wären, wofern der Einkauf nur in spanischen Piastern geschehe.

Sie verließen daher am 6. September Manilla, und warfen am 26. gedachten Monats abermals bey dem Dorfe Cangeo Anker.

Von Heo und seinen Begleitern ist nun weiter keine Rede mehr, dafür wurden sie aber von einem andern Individuum, beynahe von gleichem Schlage, behelligt, welches jedoch viel geringere Schwierigkeiten machte, einen Boten nach Saigon abzufertigen, um für die beyden Schiffe die Erlaubniß, dahin zu kommen, nachzusuchen.

Mittlerweile begaben sich die Amerikaner ans Land, um die Umgegend zu untersuchen; sie waren aber wegen der Mangrovebäume, welche die Ufer des Flusses bedeckten, und deren Wurzeln ein dicht verschlungenes Gewebe über den sumpfigen Boden bildeten, nicht im Stande fort zu kommen, so daß sie allen Gedanken einer ferneren Exkursion aufzugeben gezwungen waren.

Bey dieser Gelegenheit verloren sie einen Lieblingshund, den sie erst am dritten Tage darauf wieder erhielten.

»Mit diesem Thiere,« erzählt der Kapitän, »war während dieser »kurzen Abwesenheit von uns eine völlig unbegreifliche Veränderung in sei»nem Charakter und Aussehen vorgegangen; denn dieses vorher so lebhafte, »aufgeweckte und kecke Thier war jetzt träge, mürrisch und schüchtern ge»worden, ließ unsere Liebkosungen unerwiedert, und war in diesen weni»gen Tagen zu einem Skelett geworden. Ich würde diese an sich unbe»deutende Anekdote unerwähnt gelassen haben, wenn sie nicht ein äußerst »merkwürdiges Licht auf den ungemeinen Hang dieses Volkes zu dem ab»geschmacktesten Aberglauben würfe; denn die Einwohner versicherten uns »mit der ernstesten Miene von der Welt, daß der Hund von den Tiegern »behext worden, uud nun mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet sey, »und nicht länger als ein Hund, sondern als ein Wesen höherer Art be»handelt werden müßte!« S. 181.

Cangeo wird folgender Maßen beschrieben:

»Dieses Dorf enthält ungefähr hundert Hütten aus Bambusrohr »und Pfählen; die Dächer sind mit Palmblättern gedeckt; es befinden sich »mehrere Weiher oder Flußeinschnitte in demselben, über welche einzelne »Breter zum Stege dienen. Das Innere der Hütten ist in zwey, und »hie und da in drey Zimmer abgetheilt. Das äußere dient zugleich als »Küche und als Gesellschaftszimmer, das zweyte als das der ganzen Fami»lie gemeinschaftliche Schlafgemach, worin alles auf Gestellen von gespal»tenem Bambusrohre schläft, die mit Matten bedeckt, und einige Zoll »über den Estrich erhöht sind, und rings um die Wände laufen.« S. 177, 178.

Da die Erlaubniß zur weitern Hinauffahrt des Donai aus Saigon anlangte, so fuhr der Franklin mit Hülfe der Fluth nach der geräumigen Bucht, welche wegen der nahe bey einander in selbe sich ergießenden sieben Flußarme von dem Portugiesen zu Macao as sete-bocas (die Sieben-Mündungen) genannt werden. Hier that sich vor ihren Blicken eine »prachtvoll erhabene und romantische Landschaft auf; die mit hohen »und ehrwürdigen Bäumen bekränzten Endpunkte der »sieben Mündungen boten, allen Gestadlinien entlang, »reiche und tiefe, zu beyden Seiten mit dem mannigfal»tigsten Laubschlage von allen Schattirungen und Ab»stufungen des Grüns eingefaßte Fernsichten dar, wäh»rend die Spiegelflächen aller Stromarme die reichen »Tinten dieser waldigen Hallen aufs zauberischeste bra»chen und zurückwarfen.«

Die Gattung von Harmonie, von welcher, wie die nachstehende Erzählung sagt, diese Landschaft belebt wurde, ist, wie wir gestehen, völlig neu für uns, indem wir bisher keine anderen musikalischen Seethiere als die kanadischen Seekälber kannten, welche, wie Mouts, der Canada vor ungefähr zweyhundert Jahren besuchte, berichtet, gleich Nachteulen singen.

»Unsere Aufmerksamkeit« (wir wollen den Verfasser sprechen lassen) »wurde von der Betrachtung dieser bezaubernden Landschaft durch eine neue »und wundersame Erscheinung abgezogen.«

»Wir vernahmen nämlich plötzlich ein Gemisch von Tönen, welche »dem tiefen Basse einer Orgel, begleitet von dem hohlen Geschrill des »Laubfrosches, dem dumpfen Geläute einer Glocke, und den Klängen ei»nes ungeheuern Psalters glichen.«

»Dieses seltsame Getöse brachte eine schauerliche, grelle und schnei»dende Empfindung auf die Nerven, und, wie wir glaubten, eine zit»ternde Bewegung auf das Schiff hervor. Auf Aller Angesicht malte sich »die lebhafteste Neugierde, und die Matrosen überließen sich mancherley »unheimlichen Muthmaßungen.«

»Ich begab mich voll Begierde, die Ursache dieses abenteuerlichen »Konzerts zu entdecken, in die Kajüte, wo ich fand, daß das Getöse, »welches, wie ich mich sogleich überzeugte, aus dem Boden des Schiffes »herauftönte, zu einem vollen und ununterbrochenen Chor anschwoll.«

»Die Empfindung dabey glich der, welche mir einst die Berüh»rung des Torpedo oder südamerikanischen Zitteraals verursacht hatte. Ob »aber nun diese Empfindung durch die Konkussion der Töne, oder durch »wirkliche Vibration im Holzwerk des Schiffes verursacht wurde, habe ich »weder damals, noch später ausmitteln können. In wenigen Augenblicken »verbreiteten sich die Töne, welche dicht bey dem Sterne des Schiffes »begonnen hatten, längs dem ganzen Boden desselben. Von unserm Dol»metsch erhielten wir den Aufschluß, daß dieses Getöse von einem in und »um diese Bucht in zahlloser Menge vorhandenen Fische herrühre, wel»cher von platt-ovaler Form, gleich einer Platteise, sey, und mittelst ei»ner eigenthümlichen Beschaffenheit des Mundes, eine erstaunliche Adhä»sionskraft an andere Gegenstände besitze; daß diese Fischart den »Sieben-Mündungen eigenthümlich sey. Ob aber das Ge»töse durch eine eigenthümliche Beschaffenheit der Stimmorgane, oder »durch krampfartige Vibrationen des Körpers hervorgebracht werde, wußte »er nicht anzugeben. Bald nachdem wir die Bucht verlassen hatten, und »in den nach Saigon führenden Donaiarm eingelaufen waren, ver»spürten wir eine bedeutende Verminderung unserer musikalischen Mitrei»senden, und ehe wir noch eine Meile weit gesegelt waren, hatte sich al»les Geräusch verloren.« S. 187, 188.

Hier müssen wir bemerken, daß sie bey ihrer Zurückfahrt den Donai hinunter, an derselben Stelle abermals von dieser unterseeischen Serenade begrüßet wurden. Der Donai hat, wie sich aus den von ihnen angestellten wiederholten Messungen ergab, stets eine Tiefe von acht bis funfzehn Faden, und selbst hart am Ufer selten weniger als drey Faden, und zwar lagen sie, wie der Verfasser erzählt, so dicht am Ufer, »daß »die Schiffsenden die Bäume berührten, deren Aeste das Verdeck über»schatteten, und mit ihrem Laube bestreuten.«

Bisher schien das Land keine andern Bewohner als Affen, Papageyen, und andere in den indischen Waldungen und Wildnissen vorkommende Vogelarten zu haben; am siebenten Tage dieser langdauernden Fahrt aber begannen sich einige zerstreute Gehöfte zu zeigen, ferner Flecken angebauten Landes, Kakao- und Areka-Saaten, Büffelherden, Fischerkähne, und ein ferner Wald von Masten; alle diese Anzeichen verkündeten die Annäherung an die Hauptstadt, unterhalb welcher sie ungefähr in der Entfernung einer Meile Anker warfen.

Die am Ufer in der Nähe ihres Ankerplatzes gelegenen Hütten waren eben nicht geeignet, ihre bereits bey Cangeo gefaßte Meinung von der Kultur und der Bildungsstufe dieses Volkes zu erhöhen; jedoch gewährte ihnen der Anblick verschiedener leicht und luftig gebauter Kähne, welche von einem einzelnen Weibe gelenkt wurden, ein neues und angenehmes Schauspiel, während eine Menge größerer, nach allen Richtungen segelnder Junken der Landschaft ungemeines Leben gab.

Die erwähnten, von einem einzelnen Weibe gelenkten Kähne bestehen aus einem einzigen Baumstamme, und einem elastischen Ruder; verschiedene dieser Kähne kamen mit mannigfaltigen und köstlichen tropischen Baumfrüchten und andern Lebensmitteln an den Franklin heran.

Unter den Baumfrüchten befanden sich Pisangäpfel, Bananen, Limonien, Guaves, Mangoes, Granatäpfel, und Orangen verschiedenerley Sorten, wovon eine, von der prachtvollsten Goldfarbe, wie der Verfasser erzählt, von so ungewöhnlicher Größe war, und eine solche Menge Saftes vom köstlichsten Wohlgeschmacke enthielt, daß mit demselben ein ziemlich großer Pokal angefüllt wurde. Ferner wurden ihnen wohlschmeckende Pataten, Brotfrüchte und Zuckerrohr, verschiedene Gattungen von Konfekte, und Reiskuchen von schneeiger Weiße, Thee und Reisarrak, das allgemeine Getränk des Landes, zum Verkaufe angeboten; die Vermuthung des Verfassers, daß der Name der geringen Theegattung, Chahue, daher rühre, weil dieselbe aus dem Bezirk von Huė komme, scheint uns unrichtig; sie heißt eigentlich Cha-hua, oder Theeblume, und besteht aus den schlechten Blättern der Camellia sesanqua, welche auch in China zu diesem Behufe verwendet wird.

Sie hatten kaum eine Wohnung in der Stadt bezogen, als sie von einem Haufen von Weibern umlagert wurden, welche sich angelegentlich um die mitgebrachten Waaren, deren Beschaffenheit, Preise u. s. f. erkundigten.

Der größte Theil des Handelsverkehres wird nämlich noch jetzt, wie zur Zeit als der oben angeführte chinesische Gesandte das Land besuchte, von dem andern Geschlechte betrieben.

Chinesische Abenteurer sind jetzt wie damals die einzigen Konkurrenten der kambodschischen Handelsmänninnen, und in allen Straßen und Bazars erblickt man chinesische Tabuletkrämer, Köche und Zuckerbäcker.

Nachdem sie in Betreff der Etiquette bey der Audienz, die ihnen der Vizekönig bewilligt hatte, die erforderlichen Unterhandlungen gepflogen, in Folge deren ihnen aus gnädiger Rücksicht, daß sie Fremde, und mit dem landesüblichen Zeremoniel nicht bekannt wären, bloß drey Kniebeugungen zur Pflicht gemacht wurden, schritten sie unverzüglich zu dieser Zeremonie. Sie landeten bey dem großen Bazar auf dem Marktplatze, welcher, wie sie wahrnahmen, mit einer Menge mannigfaltiger Früchte und Lebensmitteln aller Art reichlich versehen war, deren Verkauf ebenfalls meist von Weibern besorgt wurde, und zogen durch eine lange und regelmäßige Straße, welche größtentheils aus hölzernen, theils mit Ziegeldächern, theils mit Palmblattdächern versehenen einstöckigen Häusern bestand. »Wir zogen,« erzählt der Verfasser, »unter einer brennenden Sonne durch eine im höchsten Grade schmutzige Straße, von »Tausenden häßlicher Hunde, und einer gaffenden, das Niegesehene anstaunenden ungeheuern Menge umringt, deren Gebell und Geschrey der »Verwunderung uns betäubte, und deren rohe Neugierde, die sie in der »Betastung fast aller Theile unserer Kleidung, so wie sogar unserer Ge-

»sichter äußerten, wir oft durch Schläge mit dem Bambus zu züchtigen »gezwungen waren.« S. 219.

Am Ende der Straße wurde es etwas besser: sie kamen nämlich durch einen bedeckten, mit Ziegelmauern umgebenen Weg, wo sie sowohl das zwey- als vierbeinige Gesindel (canaille) los wurden; hierauf gelangten sie an eine aus Ziegelsteinen und Erde aufgeführte Brücke, die über einen breiten Graben führte, an deren Ende sie sich endlich vor der Citadelle befanden, deren Ziegelmauern ungefähr zwanzig Schuh hoch, und von ungeheurer Dicke waren, und einen drey Viertel (engl.) Meilen großen viereckigen Raum umschlossen.

Diese Citadelle ist die Residenz des Statthalters oder Vizekönigs, und soll geräumig genug zur Beherbergung von 50,000 Mann seyn! Der vizekönigliche Pallast steht in der Mitte des Platzes, von einem ungefähr acht Morgen großen Arekafelde umgeben; er ist aus Ziegelsteinen erbaut, und ungefähr 160 Schuh ins Gevierte groß. Die Wohnungen des Frauenzimmers und Hofstaats befinden sich hinter diesem Pallaste. Das erstere scheint haremartig gehütet zu werden; denn als die Frauen dem Zuge durch eine Art von Gitterwerk zusahen, wurden sie von einer Person, welche dieß gewahrte, und eine Art von Oberaufsicht über dieselben zu führen schien, von den Gittern zurückgetrieben. Die Dächer aller dieser Gebäude sind mit glänzenden Ziegeln gedeckt, und gleich den chinesischen Wohnungen mit Drachen und anderen Ungeheuern verziert.

Die Amerikaner betraten nun die unmittelbare Residenz des Vizekönigs, und hier, auf einer ungefähr drey Schuh über dem Flur erhöhten Plattform »saß auf morgenländische Weise, mit kreuzweis unterschlagenen »Beinen, und seinen dünnen weißen Bart streichend, der (während der »Abwesenheit des Vizekönigs) stellvertretende Statthalter; ein magerer, »stark gerunzelter, argwöhnisch aussehender Alter, dessen Angesicht, ob»schon durch ein unsicheres Lächeln gemildert, eher alles andere als Recht»schaffenheit und Aufrichtigkeit verrieth. Auf den zu beyden Seiten befind»lichen Plattformen saßen, je nach ihrem Range, näher oder ferner dem »erlauchten Stellvertreter ihres Herrschers, Mandarine und Hofbeamte »von allen Rangstufen. Spaliere von Kriegern mit ihren plumpen Schwer»tern, mit dicker Büffelhaut bedeckten, stark und glänzend lackirten, und »mit ehernen Buckeln beschlagenen Schildern standen im Saale«

»Als wir bey dem Eingang in die zu beyden Seiten den Thron um»gebende Plattformenreihe angekommen waren, nahmen wir die »Hüte ab, und machten drey ehrerbietige Verbeugungen auf europäische »Weise, welche Begrüßung von dem Statthalter durch eine langsame und »tiefe Verneigung des Hauptes erwiedert wurde.« S. 222, 223.

Die Amerikaner wünschten zu gleicher Zeit die Angelegenheit der Hafengebühren und der Geschenke (ohne welche hier nichts auszurichten ist) abzumachen; die erlauchte Personnage aber wollte sich bey dieser Audienz in keinerley Art von Geschäfte einlassen, und entließ sie, nachdem sie mit etwas Thee und Backwerk waren bewirthet worden. Bey der Rückkehr kamen sie durch einen großen Bungalo, unter welchem gegen 250 Stück Kanonen von verschiedenen Kalibern und Formen standen; viele derselben waren von Kupfer und von europäischem Gusse, und alle lagen auf mehr oder weniger verfallenen Schifflaffetten; unter diesem Park befand sich eine Batterie von zwölf Feldartillerie-Stücken, welche sämmtlich mit der französischen Lilie bezeichnet waren, und den Namen Ludwig XIV. trugen. Die Magazine für Marine- und

Militär-Kriegsvorräthe, Gewehre u. s. f., bestånden aus sechs ringsum eingepfählten Gebäuden.

Dieser Bungalo wurde von angenehmen Baumreihen in verschiedenen Richtungen durchschnitten, und die Palmariabäume, mit denen er auf allen Seiten bepflanzt war, erfüllten in der Blüthezeit die Luft mit einem Meere der lieblichsten Wohlgerüche.

Die Amerikaner bemerkten in diesem Bungalo mehrere Elephanten von ungeheurer Größe, deren Kornaks ein hohles Stück Holz führen, dessen Ton, wenn sie darein blasen, einen ähnlichen Ton, wie der, welcher durch das Blasen in das Spundloch eines leeren Fasses entsteht, hervorbringt; sie bedienen sich desselben gleich eines Hüfthornes, um ihre Annäherung zu verkündigen; denn da sie sich nicht die Mühe nehmen wollen, jedem unbedeutenden Hinderniß, wie z. B. den alten Höckerinnen mit ihren Gestellen im Bazar auszuweichen, so stoßen sie in das Horn, worauf diese sogleich in aller Hast einpacken, und mit ihrem Kram davon rennen. Diese Elephanten haben ein Geschäft, das uns völlig neu war; sie werden nämlich als Feuerlösch-Maschinen gebraucht. Da Saigon meist aus hölzernen Häusern besteht, und dadurch häufigen Feuersbrünsten ausgesetzt ist, so reitet der Vizekönig bey dem Ausbruch einer solchen, stets an der Spitze des ganzen Trupps, gegen die dem Feuer zunächst gelegenen Häuser an, welche von den gewaltigen Kopf- und Rüsselstößen der Kolosse bald dem Grunde gleich gemacht werden, und hierdurch dem Umsichgreifen der Flammen Einhalt gethan wird.

Unsere Reisenden hatten während ihres fünfmonatlichen Aufenthaltes zu Saigon öfters Gelegenheit, diese Feuerlösch-Methode in größter Vollkommenheit anwenden zu sehen.

Das Marine-Arsenal, worin die Franzosen während der oben erwähnten Rebellion für den damaligen König zwey Fregatten erbaut haben, liegt an einer tiefen Bucht des Stromes.

Der Verfasser sagt, daß das in demselben befindliche Schiffbauholz, die Breter u. s. f. an Trefflichkeit alles übertrafen, was er je gesehen hätte; eines der Breter, das er maß, war von dem berühmten unverwüstlichen Teakholze, und hatte 109 Schuh in der Länge, ungefähr vier Zoll in der Dicke, und war von unten bis oben gleichmäßig zwey Schuh breit.

In dem Arsenal lagen 150 Galeeren von der trefflichsten Bauart unter Wetterdächern; sie waren zwischen vierzig bis hundert Schuh lang, viele zu sechzehn dreypfündigen Kanonen, andere zu vier bis sechs Zwölfpfündern; das Geschütz war von Kupfer, und von ungemein trefflichem Gusse.

Außer diesen 150 Galeeren lagen gegen vierzig zu einer Expedition bestimmte Galeeren auf dem Donai.

Im Westen der Stadt war eben ein Kanal beendiget worden, welcher drey und zwanzig englische Meilen lang, achtzig Schuh breit, und zwölf Schuh tief war, mitten durch unermeßliche Waldungen und Sümpfe gezogen, und in dem kurzen Zeitraume von sechs Wochen zu Stande gebracht worden war. Dieser Kanal verbindet den Donai mit dem großen Cambodscha-Strome. »Es waren,« erzählt der Verfasser, »sechs und zwanzig Tausend Menschen, welche abwechselnd Tag und Nacht arbeiten mußten, zur Ausführung dieses erstaunlichen Unternehmens verwendet worden, und sieben Tausend

»durch die übermäßige Anstrengung (in der brennenden »Sonnenhitze und den ungesunden Sumpfgegenden) und »dadurch entstandene Fieber dabey umgekommen.«

Die Ufer desselben waren mit der Palmaria bepflanzt worden, welche auch in den Straßen der Vorstädte von Saigon häufig vorkam, und sie sahen einen ungeheuer großen Begräbnißplatz, welcher mit solchen Baumreihen ganz umfriedet war, und wie der Kapitän sagt: »wenn die »Vergleichung nicht allzu barok ist, den Pariser Boulevards glich.«

Dicht bey der Stadt und dem Ufer des Flusses sahen unsere Reisenden eine lange Reihe von Gebäuden, dieß waren die Reismagazine, welcher ein königliches Monopol ist, und bey Todesstrafe nur mit besonderer Erlaubniß ausgeführt werden darf.

In der Stadt sind eine Menge von den, den chinesischen ähnlichen Tempeln, welche dem Buddha und seinen Untergottheiten geweiht sind, zerstreut.

Die Straßen sind regelmäßig angelegt, durchschneiden sich rechtwinkelig, und manche derselben sind sehr breit. Die größtentheils von Holz erbauten Häuser sind mit Palmblättern oder Reisstroh gedeckt.

Die Bevölkerung wird von mehreren Reisenden auf die von dem Vizekönig bestätigte Versicherung eines Missionärs hin zu hundert und achtzig tausend Seelen, worunter zehn tausend Chinesen, angegeben.

Wir gestehen, daß wir auf das imposante Schauspiel, welches diese Stadt und die oben beschriebene Königs- und Kriegsburg oder Citadelle darbieten, nicht gefaßt, und vielmehr stets geneigt gewesen waren, die Beschreibungen unsers alten Bekannten, des mehrfach angeführten chinesischen Reisenden, von der Hauptstadt, welche zwanzig Lee (sechs Meilen) im Umfange habe — von ihren großen Thoren und tiefen Wallgräben — ihren mit weitschattenden Bäumen bepflanzten Boulevards — ihren Brücken, mit am Ende einer jeden derselben befindlichen Götzenbildern in drohenden Stellungen. vier und funfzig an der Zahl — ihren in Stein ausgehauenen Elephanten, gigantischen Buddhahäusern u. s. f. für Mährchen zu halten.

Jetzt schenken wir ihm mehr Glauben, insbesondere, als aus der vorliegenden Reisebeschreibung erhellt, daß er den vielarmigen Fluß (Donai) mit seinen Ufergehölzen (von alten Bäumen, Schling- und Schmarotzerpflanzen), »welche,« wie er erzählt, »die Gestade zu beyden Seiten »bedecken, und eine ununterbrochene finstere und undurchdringliche Wal»dung bilden, worin nichts als das tausendstimmige Geschrey und Ge»brüll der Papageyen und wilden Thiere gehört, und kein Zoll angebau»ten Bodens gesehen werde,« aufs richtigste beschrieben hat. Und doch verschwinden alle diese Werke und Gebäude von Saigon in Nichts im Vergleich mit denen zu Hué, der Hauptstadt und beständigen Residenz des Königs, welcher in den letzten zwanzig Jahren auf die Anlegung von Boll- und Festungswerken ungeheure Summen verschwendet, und das Leben von Tausenden aufgeopfert haben soll. Der Verfasser frägt bey dieser Gelegenheit: »und wozu, was hat er zu »befürchten?«

Diese Frage können wir wohl nicht sogleich beantworten; schwerlich würden aber Se. cochinchinesische Majestät ihre Einkünfte in kriegerischen Rüstungen und Vorbereitungen gegen die Raben und Krähen

versplittern. Ueberhaupt müssen wir hierbey unumwunden erklären, daß der Verfasser die Kultur wie die Macht dieses sonderbaren Volkes mit äußerst befangenen Blicken zu betrachten, und beyde sehr zu unterschätzen scheint; und wir dürfen im Gegentheile mit jenem griechischen Weltweisen, welcher auf einer fremden Küste geometrische Probleme in den Sand gezeichnet fand, ausrufen: »dieß rührt nicht »von Barbaren her!« Doch, da wir zur Unterstützung dieser unserer günstigeren Meinung von jenem so wenig gekannten Volke nichts Positives anzuführen vermögen, so müssen wir uns vor der Hand bescheiden, bis wir durch andere erfahrenere und unbefangenere Reisende in den Stand, ein bestimmtes Urtheil zu schöpfen, gesetzt seyn werden. Folgende Beschreibung dieser unnahbaren Stadt (Hué), (Lord Macarthney hatte sich ebenfalls vergeblich bemüht, die Erlaubniß zum Besuche derselben zu erhalten), rührt von einem Franzosen, Hrn. Vannier her, welcher bey dem Könige die Würde eines Admirals bekleidete.

»Hué ist sicherlich eine erstaunenerregende Stadt, welche selbst in »Europa bewundert werden würde. Sie liegt an einem Flusse, welcher »nur bey hoher Fluth für große Schiffe befahrbar ist; wird von einem »neun Meilen im Umfange haltenden, und gegen hundert Schuh breiten »Graben umgeben; ihre Wälle sind von Ziegeln erbaut, welche mit ei»nem Mörtel, wobey Zucker das Hauptbestandtheil bildet, verkittet, und »sechzig Schuh hoch sind; die steinernen Thorpfosten sind siebzig Schuh »hoch; über den ebenfalls steinernen Thorwölbungen sind neunzig bis hun»dert Schuh hohe Thürme angebracht, zu welchen man durch trefflich an»gelegte Treppen hinaufsteigt. Die Citadelle ist ein Viereck, und nach »dem Muster der Citadelle von Straßburg angelegt. Sie wird »von vier und zwanzig Bastionen, deren jede mit sechs »und dreyßig Kanonen besetzt ist, umgeben; die Entfer»nung jeder Bastion von der andern beträgt zwölfhun»dert cochinchinesische Ruthen zu funfzehn Schuh; die »kleinsten Kanonen sind Achtzehnpfünder, und die größ»ten Achtundsechzigpfünder, welche in des Königs eige»ner Stückgießerey verfertigt sind. Die Gesammtan»zahl der Feuerschlünde wird, wenn alle Werke vollen»det seyn werden, zwölfhundert betragen. Die Kasemat»ten innerhalb der Citadelle sind bombenfest.« S. 263, 264.

Der Verfasser findet an dem Klima nichts auszusetzen; es ist, wie er sagt, eben so angenehm, als irgend eines der in dem heißen Erdgürtel liegenden Länder, indem es allenthalben durch die periodischen Winde erfrischt wird.

Wir ziehen jedoch die klimatische Annehmlichkeit des großen Waldgürtels, der sich von der Stadt Saigon bis an die Seeküste hin erstreckt, in Zweifel. Saigon selbst, da es am Fuße der gebirgigen Landschaft, welche Cambodscha von Siam scheidet, liegt, mag gesund seyn; der Thermometer stand im Oktober von 80 bis 85° im Schatten, und es regnete stark und fast ununterbrochen.

Das Land bringt mannigfaltige und kostbare Erzeugnisse hervor; aus den Gebirgen fördern die Eingebornen Gold, Silber, Kupfer und Eisenerz zu Tage, und die Wälder liefern eine ungemeine Mannigfaltigkeit von edlen Bau-, Parfum- und Farbhölzern. Es erzeugt sechs verschiedene Gattungen von Reis, ferner Zucker, Pfeffer, Sago, Kaf-

sia, Zimmt, Arekanüsse, Betel, Tabak, Baumwolle, rohe Seide, Indigo, und viele andere, für den Weltmarkt geeignete Artikel.

Verschiedene Gattungen von Antilopen, Dammwild und Hasen liefern die Hügel; Pfauen, Fasane und Repphühner gibt es in Fülle, und auf den Buchten und Flußarmen schwärmen unzählige Arten von Wasservögeln. Die Waldungen wimmeln von Elephanten, Rhinozerossen und Tiegern, welche des Elfenbeins, Horns und der kostbaren Felle halber gejagt und erlegt werden.

Das Rhinozeroshorn ist ein königliches Monopol, und wird von den Chinesen stark gesucht; die Güte desselben wird nach der Stärke des Getöses beurtheilt, wenn die konkave Wurzel ans Ohr gehalten wird, »ungefähr wie unsere Knaben Muschelschalen vors Ohr halten, um zu hören, ob die Fluth eintritt.«

Weder unser öfter erwähnte chinesische Autor, noch Kapitän White liefern eine sehr günstige Schilderung von den Sitten und dem Charakter dieses Volkes. Die höheren Stände, und vorzüglich die Beamten, sind nicht minder als ihre Vor- und Musterbilder in China, in allen Tücken und Chikanen, welche sie durch ihre Stellung Gelegenheit haben auszuüben, meisterhaft bewandert, obschon sie solche vielleicht auf plumpere und unverstecktere Weise ausüben.

Es scheint in der That, daß sie die Chinesen nicht nur in der Art und Weise, die Börsen wie die Geduld und Langmuth der Fremden zu erschöpfen, sondern auch in ihrem Kostüme und ihren Manieren nachäffen, und überhaupt, wie aus dem vorliegenden Reiseberichte hervorzugehen scheint, dieselben als das Ideal und Vorbild der Eleganz und des Geschmacks, selbst die unabsehbare Länge der Nägel nicht ausgenommen, betrachten! —

In Einer Hinsicht jedoch weichen sie von denselben ab, sie gestatten nämlich dem Frauenzimmer das öffentliche Ausgehen.

Der Franklin erhielt den Besuch von einer sehr vornehmen Cambodscherin, und der Verfasser meint, daß das Frauenzimmer zu Saigon eben unter keinem großen Zwange stünde.

Viele von den Mädchen sind hübsch, bevor ihre Zähne, Zunge und Lippen durch das Kauen der aus Muschelkalk, Betel und Areka bestehenden abscheulichen Komposition mit jenem Firniß überzogen worden sind, wodurch sie in den späteren Jahren wahrhaft abschreckend werden.

Sie tragen gleich dem japanischen Frauenzimmer eine Menge weiter Röcke, einen über den andern, und zwar so, daß der unterste am längsten ist, und da jeder derselben stets von einer andern Farbe ist, so scheinen sie mit einer Menge verschiedenfarbiger Gürtel umgeben zu seyn; ihre Hüte sind von Bambus, die einem großen umgekehrten Saucegefäße gleichen.

Diese Schilderung gilt von den höheren Ständen; die mittleren und unteren weiblichen Klassen betreiben, wie bereits oben erzählt worden, den Handelsverkehr, und thaten dieß auch bereits zur Zeit, als der öfter erwähnte chinesische Reisende im dreyzehnten Jahrhunderte Cambodscha besuchte; dieser bemerkte nämlich, daß wenn seine Landsleute in Handelsgeschäften nach Cambodscha kämen, so wäre das Erste, daß sie eine Cambodscherin in ihren Dienst nähmen, und derselben die Betreibung ihrer Handelsgeschäfte überließen.

Wir können ihm jedoch kaum Glauben beymessen, wenn er ferner erzählt, daß die Cambodscherinnen so wenig Züchtigkeit besäßen, daß man

täglich Haufen derselben, öfter zu Tausenden, selbst von den Vornehmsten, in dem Zustande völliger Nacktheit in dem Donai baden und umherschwimmen sehe.

Kapitän White beobachtet über diesen Gegenstand Stillschweigen, so wie auch über einen anderen, über den er, wenn die Bewandtniß mit demselben auch richtig ist, sich wohl nicht so leicht genügenden Aufschluß verschaffen konnte.

Wir meinen die von dem chinesischen Reisebeschreiber erzählte Sitte *), daß die Mädchen, wenn sie das zehnte oder eilfte Jahr erreicht haben, sich dem sogenannten Khin-thou oder Tchin-thou unterwerfen müssen, welche Zeremonie darin besteht, daß sie eine Nacht hindurch mit einem Priester des Buddha eingeschlossen werden, worauf sie erst für mann- und heirathbar erklärt werden.

Wenn wir nicht die verworfenen Gebräuche der Priester des Fo und Tao-tse, und den groben Aberglauben ihrer unwissenden Anhänger kennten, möchten wir diese ganze Zeremonie für eine Fabel erklären.

Das Weib wird im Ganzen unter allen asiatischen Völkern als eine Marktwaare betrachtet, und allgemein denjenigen, welche das Meistgebot thun, zugeschlagen; es dürfte daher keine ganz grundlose Hypothese seyn, wenn wir in diesen buddhaistischen Prozessionen mit Musik und Fahnen nach den Wohnungen der zur Zeremonie des Khin-thou bestimmten Mädchen, welche vor derselben immer Statt haben, nur eine verblümte Methode und Zeremonie, die hierdurch für mannbar erklärten Mädchen öffentlich zu zeigen und auszubieten, sehen.

Die Flitterwoche dauert acht Tage hindurch, während welcher das neue Ehepaar bey Tag und Nacht brennenden Lichtern im Hause eingeschlossen wird. Obschon nun von dem ledigen Frauenzimmer eben nicht die Beobachtung der strengsten Züchtigkeit gefordert wird, so wird doch nach erfolgter Ehe jede Verletzung derselben nach Belieben des Ehegatten geahndet, und die gewöhnlichste Bestrafung der Ehebrüchigen besteht darin, daß sie rückwärts an einander gebunden, und von einer Brücke in den Fluß geworfen werden.

Unser Verfasser scheint während seines viermonatlichen Aufenthaltes nicht sehr tiefe Untersuchungen über die Sitten und Gebräuche der Einwohner angestellt, oder seine Untersuchungen über den Kreis seiner unmittelbaren Verbindung mit denselben hinaus ausgedehnt zu haben; doch selbst diese waren, wie er sagt, mehr als hinreichend, ihm die Ueberzeugung zu gewähren, daß sie von dem Höchsten bis zu dem Niedrigsten gänzlich von allem Gefühle der Wahrheit und Ehre entblößt seyen.

Von einem Volke dieser Art hatten die Amerikaner keine sonderliche merkantilische Pünktlichkeit oder Rechtschaffenheit zu erwarten.

Ihr Vorhaben war eigentlich, Zucker zu verladen; in dem Augenblicke aber, wo dieses bekannt wurde, stieg dieser Artikel um mehr als hundert Prozent, was auch der gleiche Fall mit allen andern Artikeln, um die sie Nachfrage hielten, war. Auf ihre Beschwerde bey dem Statthalter über dieses ungeheure Ueberbieten schmähte er mit vieler Bitterkeit auf die Zuckerhändler, und äußerte den Wunsch, daß die Amerikaner sich mit dem Einkauf nicht übereilen möchten, weil diese gewissenlosen und unverständigen Leute zuletzt doch wieder billige Preise zu machen genöthigt seyn würden; am folgenden Tage entdeckten sie aber, daß der »grauhaarige

*) Siehe diese Jahrbücher, Anzeigeblatt, Band XXI.

Schelm« selbst der größte Zuckerhändler in dem Distrikte sey. Da es jedoch ihr Interesse erheischte, mit diesem »alten Betrüger« in gutem Einvernehmen zu bleiben, luden sie ihn in ihre Behausung ein, wo er an einer schöngearbeiteten Doppelflinte, die er daselbst zu Gesichte bekam, ein so ungemeines Gefallen fand, daß er den Wunsch äußerte, solche auf eine Jagdpartie, die er am folgenden Tage zu unternehmen gedenke, mitnehmen zu dürfen. Se. Exzellenz vergaßen sie jedoch wieder zurückzustellen, und Kapitän White sah sie nie wieder.

Der Verfasser erzählt hierauf ausführlich, welchem Ungemach sie sich durch den Versuch, das Hafengeld in Kupfermünze zu bezahlen, ausgesetzt, und durch welche Arglist der Zollbeamten und des Statthalters ihre Absicht vereitelt worden war; und wie sie sich endlich nothgedrungen gesehen hätten, »diesen Harpyen nach ihrem Belieben zu willfahren.«

Die Amerikaner beschlossen nun, nachdem sie auch noch auf alle mögliche Weise geneckt, von unsichtbarer Hand mit Steinwürfen begrüßt wurden, die aus dem statthalterlichen Hause herkamen, auch ihrerseits die Saiten höher zu spannen, um die Cambodscher zur Ermäßigung ihrer Preise zu vermögen.

Sie entrichteten daher die sämmtlichen Hafengebühren, ließen ihre Wasserfässer füllen, spannten die Segel auf, sandten alle ihre Effekten an Bord, und machten alle Anstalten, von Saigon abzusegeln. Eine Woche verging, ohne daß sie eine Wirkung dieser ihrer Anstalten verspürten; die Zuckerhändler sahen denselben mit der gleichgültigsten Ruhe zu; und als sie ihre Dolmetsche fragten, ob sie wohl dächten, daß diese Leute sie würden ohne Fracht absegeln lassen, ohne mit ihren Preisen herunterzugehen, erwiederten diese zu ihrem nicht geringen Verdrusse, daß die Cochinchinesen allzu gut mit allen Schlichen und Kniffen vertraut wären, als daß sie sich durch das von den Amerikanern ersonnene Puppenspiel hinters Licht führen ließen, und daß sie entschlossen wären, zu versuchen, wer von beyden Theilen nachgeben würde.

Da unsere Reisenden sich dergestalt ausgefunden und überlistet sahen, und bereits vom September bis Ende Jänner zu Saigon verweilt hatten, so sahen sie sich, um nicht unverrichteter Sache und leer, wie sie gekommen waren, wieder abzusegeln, nothgedrungen, den Zucker zu dem von den Cambodschern gestellten Preise zu nehmen, und trotz dem allen brachten sie doch für beyde Schiffe kaum die halbe Ladung zusammen. Die Gebühren und die Geschenke für den Statthalter, die Mandarine, Sekretäre u. s. f. betrugen die Summe von zwey Tausend siebenhundert und achtzig Dollars für den Franklin allein; »beynahe die Hälfte des Betrages der Netto-Faktura des verladenen »Zuckers!«

Diese Spekulation der Nordamerikaner auf einen vortheilhaften Handelsverkehr mit Cochinchina dürfte, unseres Dafürhaltens, wohl die erste und die letzte gewesen seyn.

Die Franzosen scheinen dieses Landes ebenfalls überdrüßig geworden zu seyn. Im Jahre 1819 befanden sich nur noch zwey Offiziere dieser Nation in Diensten des Königs von Cochinchina, und einer derselben ist seitdem ebenfalls nach Frankreich zurückgekehrt. Der andere, der oben erwähnte Hr. Vannier, Admiral in cochinchinesischen Diensten zu Hué, hatte, wie Kapitän White erzählt, den König ebenfalls um seine Entlassung gebeten, aber ohne Erfolg.

Die Lesung dieses Reiseberichts hat uns zu dem Resultate geführt,

daß die Cambodscher unter allen asiatischen Nationen auf der untersten Staffel der moralischen Leiter stehen. Der Malaye, wenn er von seinen grausamen Leidenschaften angetrieben wird, schont kein Menschenleben; er besitzt aber einen männlichen Muth, Verstand, Einsicht und Fleiß. Der Hindu, obschon falsch und das Opfer des Aberglaubens, ist dessen ungeachtet in allen seinen Sitten und Gewohnheiten geregelt, züchtig, enthaltsam, nüchtern, und den ihm von seiner Religion auferlegten Pflichten gehorsam.

Der Chinese, mit all seiner Hoffart, Arglist und Betrug, ist doch ein ruhiges und fleißiges Volk, zeremoniös und höflich, und verstößt niemals gegen den Anstand und die Sittlichkeit; der Cambodscher aber scheint keine einzige mit seinen Lastern und niederträchtigen Eigenschaften versöhnende Tugend oder auszeichnende Eigenschaft zu besitzen.

Berichtigungen.

S. 169, Z. 9 v. unten, statt: sogenannten lies: genannteren
— — Z. 10 nach »Verlegern« ist ausgefallen: die Hodiegova,
S. 197, unterste Z. nach: Imperator einzuschalten: metu mortis
S. 199, Z. 16 v. oben, lies: sich für die, der Gräve'schen ähnliche Anordnung.

Register

des

fünf und zwanzigsten bis acht und zwanzigsten Bandes.

A.

B.

C.

J.

K.

R.

S.

6 *

Herausgabe besorgt durch F. B. von Bucholtz.